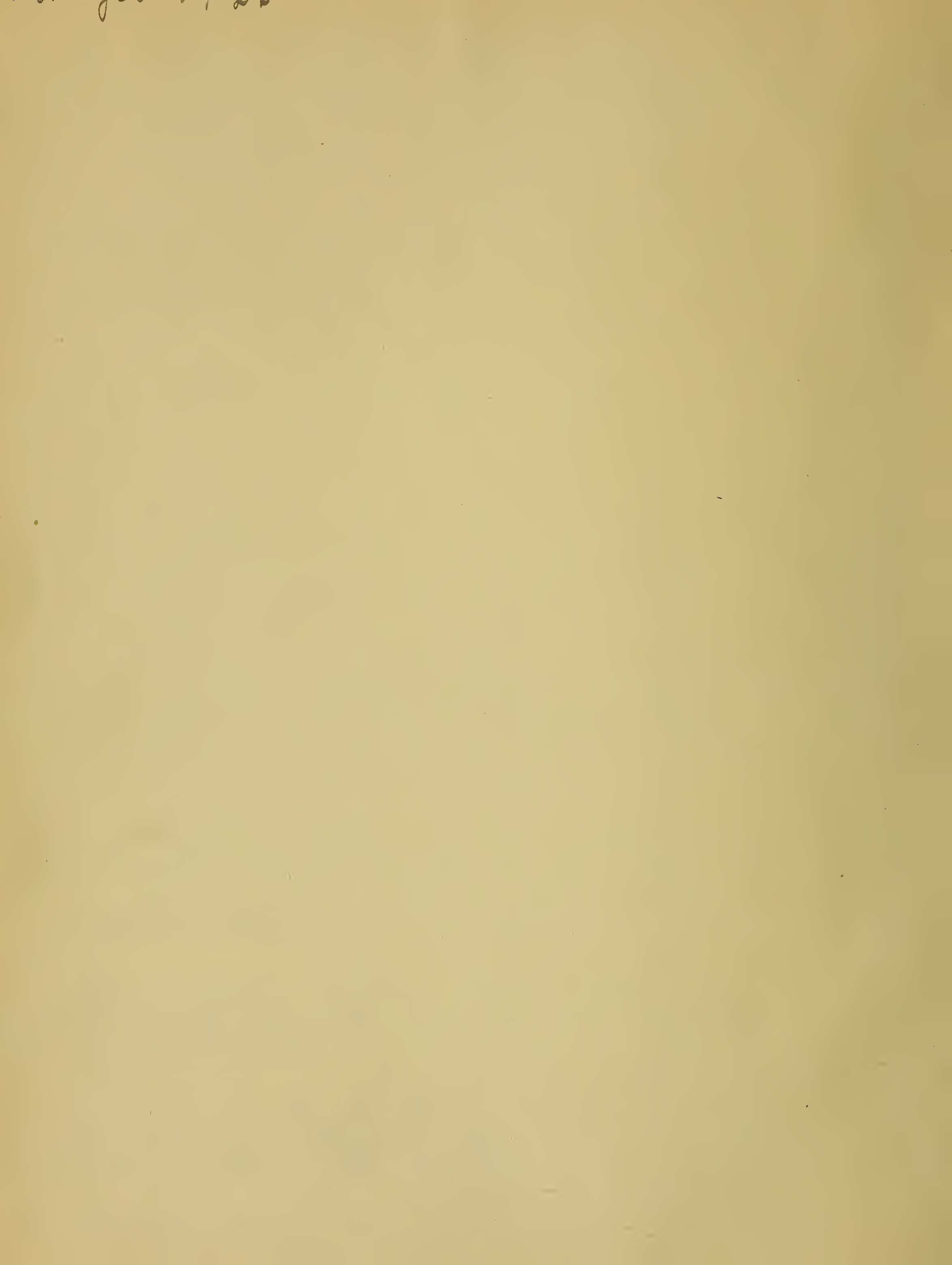



DD
V.4











Gustav Freytag

Bilder
aus der deutschen Vergangenheit





Aus dem Jahrhundert des großen Krieges

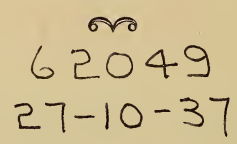
1600-1700

PAUL LIST VERLAG LEIPZIG

Die Ausgabe erscheint im Einvernehmen mit den Freytagschen Erben und dem Verlag S. Hirzel, Leipzig.
Dr. G. A. E. Bogeng, Bad Harzburg,
gab sie heraus. Die Einführung und die ergänzenden Anmerkungen dieses Bandes verfaßte Geh. Hofrat Prof. Dr. Erich Brandenburg, Leipzig. Einband und Textvignetten zeichnete Professor Georg Belwe, Leipzig, der auch die übrige künstlerische Ausstattung überwachte. P. A. E. Andrae, Leipzig, leitete die Buchherstellung.



Druck und Bindearbeit wurde in den Spamerschen Offizinen besorgt; die Firma Dr. Trenkler & Co. führte die Vierfarbendrucke, Sinsel & Co. die farbigen Offsetdrucke aus; H. H. Ullstein lieferte das Papier. Sämtlich in Leipzig.



Inhaltsübersicht.

IV. Aus dem Jahrhundert des großen Krieges.
(1600 – 1700.)

Einführung.

Das 17. Jahrhundert ist die traurigste und härteste Periode in der neueren Geschichte Deutschlands. Seine erste Hälfte wird von den furchtbaren Nöten des Dreißigjährigen Krieges ausgefüllt, und in der zweiten Hälfte beginnt langsam und mühsam der Wiederaufbau des fast völlig zerstörten Landes. Freytag hat uns in den Bildern dieses Bandes beide Zeitabschnitte mit großer Lebendigkeit vor Augen gestellt und läßt uns ebenso die Leiden der von fortwährenden Kriegszügen und Plünderungen heimgesuchten Stadt- und Dorfbewohner wie die Mühen des armen und gedrückten Geschlechts, das im Kriege herangewachsen war, und die Wiedererhebung aus dieser Not miterleben.

Zuerst werden uns in zwei einleitenden Kapiteln die Heere geschildert, mit welchen dieser Krieg geführt wurde, ihre Bewaffnung, ihre Zusammensetzung und Organisation, der Troß von Weibern, Kindern und Händlern, der sie begleitete, ihr ganzes Leben und Denken. Wir begreifen, welche Plage für ein Land solche Heere werden mußten, die wie wandernde Barbarenstämme die Länder überfluteten, wenn sie 30 Jahre lang die Macht in Händen hatten, so daß es kein Recht und keine Rettung ihnen gegenüber gab. Die moderne Forschung hat dem Bilde, das Freytag entworfen hat, hier verhältnismäßig wenig Neues hinzufügen können, wenn auch die Organisation der größeren Heere, namentlich derjenigen Wallensteins, die Erhebung der Kontributionen und andere Einzelfragen genauer erforscht worden sind.

Sodann schildert uns Freytag die Zustände, die im Lande während dieses Krieges herrschten. Er führt uns durch Dörfer und Städte und läßt uns an der Hand gleichzeitiger Aufzeichnungen die Leiden der armen gequälten Bevölkerung aus der Nähe sehen. Die äußeren Nöte waren aber nicht einmal das Schlimmste. Weit gefährlicher war die sittliche Verwilderung, die bei der langen Dauer des Krieges immer stärker alle Schichten der Bevölkerung ergriff. Treu und Glauben verschwanden aus dem Verkehr, und das Sinken des Geldwertes führte in der „Kipper- und Wipperzeit" zu ähnlichen Zuständen, wie wir sie in den Zeiten der Inflation nach dem Weltkriege miterlebt haben. Zorn und Empörung über die gewissenlosen Praktiken des Landesherrn wie der Geldwechsler und Händler fanden ihren Ausdruck in einer großen Zahl von Flugschriften. Das Interesse an den öffentlichen Dingen, das eine Zeitlang ganz eingeschlafen zu sein schien, erwachte

von neuem unter dem furchtbaren Druck der Zeitereignisse, und wir können beobachten, wie sich wieder eine öffentliche Meinung zu bilden beginnt, die sich in den Flugschriften und Zeitungen langsam und schüchtern geltend zu machen anfängt.

Es lag nicht in Freytags Absicht, den Verlauf des großen Krieges selbst, den Zusammenhang der kriegerischen und politischen Aktionen, die Persönlichkeiten und Pläne der führenden Männer im einzelnen darzustellen. Er setzt sie im wesentlichen als bekannt voraus. Nur gelegentlich verrät er nur mit ein paar Worten, was er über einen Mann wie Gustav Adolf denkt, der nach seiner Ansicht zwar durch sein Eingreifen Deutschland vor einem Siege der katholisch-habsburgischen Reaktion und der damit drohenden Verkümmerung seines geistigen Lebens gerettet hat, aber auf dem Wege war, ein abenteuernder Eroberer zu werden, als die Kugel ihn dahinraffte, im rechten Augenblicke für ihn selbst und für Deutschland.

Diese Bewertung des großen Schwedenkönigs hängt zusammen mit Freytags politischer Gesamtauffassung, die der ganzen Atmosphäre seiner eigenen Zeit entsprechend protestantisch, preußisch und, soweit die soziale Entwicklung in Frage kommt, bürgerlich war. Er sieht die letzte Ursache des Dreißigjährigen Krieges in dem Gegensatz zwischen habsburgischem Hausinteresse und deutschem Volkstum auf der einen, zwischen altem und neuem Glauben auf der anderen Seite und meint, der Krieg habe deshalb so lange gedauert, weil keiner der streitenden Teile über genügende Macht verfügte, um ihn schnell und siegreich zu Ende zu führen. Hierbei sind jedoch nur die innerdeutschen Verhältnisse in Betracht gezogen, während doch der Krieg ein internationaler war. Die im Laufe der letzten Jahrhunderte erstarkten und staatlich gefestigten Nachbarmächte haben damals ihre Kämpfe auf unserem Boden ausgefochten. Die staatliche Zerrissenheit Deutschlands, das traurige Ergebnis der Jahrhunderte seit dem Interregnum, hat es ihnen ermöglicht, in diesen Kampf einzugreifen und sich auf Deutschlands Kosten zu bereichern. Freytag erwähnt natürlich das Fehlen eines nationalen Staatswesens; er beklagt diesen Mangel aber im wesentlichen deshalb, weil er das deutsche Volk gehindert habe, ein großes gemeinsames Wollen hervorzubringen, sich große sittliche Aufgaben zu stellen und weil darum der deutschen Seele etwas gefehlt habe, was zum Gedeihen eines Volkes unentbehrlich sei. Das ist gewiß richtig, aber nicht genug. Diese Zersplitterung ist es gewesen, die eine einheitliche Lösung der konfessionellen Frage in Deutschland verhindert hat, während bei den übrigen Völkern des Abendlandes, wo eine starke einheitliche Staatsgewalt bestand, wenn auch teilweise unter blutigen Kämpfen, schließlich doch eine konfessionelle Zerreißung des Volkes vermieden werden konnte. Die tiefe konfessionelle Kluft, die heute noch das deutsche Volk in zwei einander vielfach fremd gegenüberstehende Hälften zerspaltet, ist zum großen Teil eine Folge seiner politischen Zerrissenheit gewesen. Und dieses Fehlen einer politischen Einheit und eines gemeinsamen nationalen Willens hat es wiederum den auswärtigen Mächten ermöglicht, Verbündete in Deutschland selbst zu haben, da jede der Parteien, die sich hier unter den kleinen Gewalthabern bildeten, gegen die andere eine Anlehnung beim Auslande suchte und fand. Wäre Deutschland ein einheitlicher Staat gewesen, so würde es den Dreißigjährigen Krieg kaum erlebt haben. Und auch die Dauer des Krieges hing nicht allein von der Schwäche der streitenden Parteien ab, obwohl auch dieser Umstand gewiß Berücksichtigung

verdient, sondern vor allen Dingen davon, daß die Frage über Krieg und Frieden, seitdem Spanien, Dänemark, Schweden und Frankreich in den Kampf eingegriffen hatten, gar nicht mehr in der Hand des Kaisers und der deutschen Fürsten lag, sondern von den Entschlüssen dieser auswärtigen Machthaber abhängig war. Diese aber hatten gar kein Interesse daran, daß der Krieg aufhöre, weil sie selbst nicht unter ihm litten, und erst als sie erreicht hatten, was sie wollten, oder wenigstens die Vorstellung gewonnen hatten, daß mehr mit den ihnen zur Verfügung stehenden Kräften nicht zu erreichen sei, wurden sie zum Frieden geneigt.

Im VI. Kapitel schildert uns Freytag den Zustand Deutschlands nach dem Kriege. Er betont mit Recht, daß die einzelnen Teile Deutschlands nicht mit gleicher Härte betroffen worden sind. Während einzelne Gegenden immer wieder von den Kriegsvölkern der verschiedenen Parteien heimgesucht wurden, haben andere wenigstens mehrere Jahre Ruhe gehabt. Es ist deshalb sehr schwer, ein zusammenfassendes Urteil über die wirtschaftlichen Folgen des Krieges zu gewinnen; selbst die Frage, bis zu welchem Grade die Bevölkerung Deutschlands durch den Krieg vermindert worden ist, hat sich bisher noch nicht mit Sicherheit beantworten lassen. Freytag betont mit Recht, daß es eines großen urkundlich fundierten Sammelwerkes bedürfe, das auf Grund aller statistisch verwertbaren Materialien die Zustände für jede Landschaft besonders untersucht und dadurch die Grundlage für ein zuverlässiges allgemeines Urteil gibt. Die neuere Forschung hat eine ganze Anzahl solcher Einzeluntersuchungen zutage gefördert, aber noch immer ist die Vollständigkeit, die Freytag forderte, nicht erreicht. Im allgemeinen wird man sagen können, daß Freytag mit seinen Schätzungen, die sich wesentlich auf Mitteldeutschland beziehen, ungefähr das Richtige getroffen hat. Die Versuche, welche neuerdings gemacht worden sind, die Verluste Deutschlands an Menschen und Reichtum als viel geringer hinzustellen, als sie früher angenommen wurden, scheinen mir durchaus verfehlt zu sein.

Über die politischen Folgen dieses Krieges äußert sich Freytag dahin, daß durch ihn der Versuch der Habsburger, Deutschland ihrer Herrschaft und dem alten Glauben zu unterwerfen, vereitelt worden sei. Das sei im Interesse der freien Entwicklung des deutschen Volkstums notwendig gewesen, habe aber zwei böse Folgen gehabt. Nämlich einmal die Schwäche Deutschlands gegenüber seinem westlichen Nachbarn und ferner die innere Loslösung der habsburgischen Gebiete von dem übrigen Deutschland.

Sodann wendet sich Freytag der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zu. Er schildert zunächst in kurzen Strichen die politischen Verhältnisse, die Entwicklung des kleinstaatlichen Despotismus und der neuen Politik der Staatsräson und verdeutlicht sie an einzelnen Beispielen. Er führt uns durch die einzelnen Schichten des Volkes hindurch, zunächst an die Höfe, die damals ganz unter fremden Vorbildern standen, namentlich demjenigen Frankreichs. Ein wahrhaft erschütterndes Beispiel für die Zustände, die hier herrschten, gibt uns der Brief, den die Kurfürstin Charlotte von der Pfalz, die Mutter der berühmten Elisabeth Charlotte von Orléans, an den Kaiser geschrieben hat, um sich über die Behandlung zu beklagen, die sie von ihrem Gemahl erfuhr. Von den Höfen kommen wir zu den Landsitzen des Adels; namentlich die Verwilderung des besitzlos gewordenen niederen Adels wird uns

von neuem unter dem furchtbaren Druck der Zeitereignisse, und wir können beobachten, wie sich wieder eine öffentliche Meinung zu bilden beginnt, die sich in den Flugschriften und Zeitungen langsam und schüchtern geltend zu machen anfängt.

Es lag nicht in Freytags Absicht, den Verlauf des großen Krieges selbst, den Zusammenhang der kriegerischen und politischen Aktionen, die Persönlichkeiten und Pläne der führenden Männer im einzelnen darzustellen. Er setzt sie im wesentlichen als bekannt voraus. Nur gelegentlich verrät er nur mit ein paar Worten, was er über einen Mann wie Gustav Adolf denkt, der nach seiner Ansicht zwar durch sein Eingreifen Deutschland vor einem Siege der katholisch-habsburgischen Reaktion und der damit drohenden Verkümmerung seines geistigen Lebens gerettet hat, aber auf dem Wege war, ein abenteuernder Eroberer zu werden, als die Kugel ihn dahinraffte, im rechten Augenblicke für ihn selbst und für Deutschland.

Diese Bewertung des großen Schwedenkönigs hängt zusammen mit Freytags politischer Gesamtauffassung, die der ganzen Atmosphäre seiner eigenen Zeit entsprechend protestantisch, preußisch und, soweit die soziale Entwicklung in Frage kommt, bürgerlich war. Er sieht die letzte Ursache des Dreißigjährigen Krieges in dem Gegensatz zwischen habsburgischem Hausinteresse und deutschem Volkstum auf der einen, zwischen altem und neuem Glauben auf der anderen Seite und meint, der Krieg habe deshalb so lange gedauert, weil keiner der streitenden Teile über genügende Macht verfügte, um ihn schnell und siegreich zu Ende zu führen. Hierbei sind jedoch nur die innerdeutschen Verhältnisse in Betracht gezogen, während doch der Krieg ein internationaler war. Die im Laufe der letzten Jahrhunderte erstarkten und staatlich gefestigten Nachbarmächte haben damals ihre Kämpfe auf unserem Boden ausgefochten. Die staatliche Zerrissenheit Deutschlands, das traurige Ergebnis der Jahrhunderte seit dem Interregnum, hat es ihnen ermöglicht, in diesen Kampf einzugreifen und sich auf Deutschlands Kosten zu bereichern. Freytag erwähnt natürlich das Fehlen eines nationalen Staatswesens; er beklagt diesen Mangel aber im wesentlichen deshalb, weil er das deutsche Volk gehindert habe, ein großes gemeinsames Wollen hervorzubringen, sich große sittliche Aufgaben zu stellen und weil darum der deutschen Seele etwas gefehlt habe, was zum Gedeihen eines Volkes unentbehrlich sei. Das ist gewiß richtig, aber nicht genug. Diese Zersplitterung ist es gewesen, die eine einheitliche Lösung der konfessionellen Frage in Deutschland verhindert hat, während bei den übrigen Völkern des Abendlandes, wo eine starke einheitliche Staatsgewalt bestand, wenn auch teilweise unter blutigen Kämpfen, schließlich doch eine konfessionelle Zerreißung des Volkes vermieden werden konnte. Die tiefe konfessionelle Kluft, die heute noch das deutsche Volk in zwei einander vielfach fremd gegenüberstehende Hälften zerspaltet, ist zum großen Teil eine Folge seiner politischen Zerrissenheit gewesen. Und dieses Fehlen einer politischen Einheit und eines gemeinsamen nationalen Willens hat es wiederum den auswärtigen Mächten ermöglicht, Verbündete in Deutschland selbst zu haben, da jede der Parteien, die sich hier unter den kleinen Gewalthabern bildeten, gegen die andere eine Anlehnung beim Auslande suchte und fand. Wäre Deutschland ein einheitlicher Staat gewesen, so würde es den Dreißigjährigen Krieg kaum erlebt haben. Und auch die Dauer des Krieges hing nicht allein von der Schwäche der streitenden Parteien ab, obwohl auch dieser Umstand gewiß Berücksichtigung

verdient, sondern vor allen Dingen davon, daß die Frage über Krieg und Frieden, seitdem Spanien, Dänemark, Schweden und Frankreich in den Kampf eingegriffen hatten, gar nicht mehr in der Hand des Kaisers und der deutschen Fürsten lag, sondern von den Entschlüssen dieser auswärtigen Machthaber abhängig war. Diese aber hatten gar kein Interesse daran, daß der Krieg aufhöre, weil sie selbst nicht unter ihm litten, und erst als sie erreicht hatten, was sie wollten, oder wenigstens die Vorstellung gewonnen hatten, daß mehr mit den ihnen zur Verfügung stehenden Kräften nicht zu erreichen sei, wurden sie zum Frieden geneigt.

Im VI. Kapitel schildert uns Freytag den Zustand Deutschlands nach dem Kriege. Er betont mit Recht, daß die einzelnen Teile Deutschlands nicht mit gleicher Härte betroffen worden sind. Während einzelne Gegenden immer wieder von den Kriegsvölkern der verschiedenen Parteien heimgesucht wurden, haben andere wenigstens mehrere Jahre Ruhe gehabt. Es ist deshalb sehr schwer, ein zusammenfassendes Urteil über die wirtschaftlichen Folgen des Krieges zu gewinnen; selbst die Frage, bis zu welchem Grade die Bevölkerung Deutschlands durch den Krieg vermindert worden ist, hat sich bisher noch nicht mit Sicherheit beantworten lassen. Freytag betont mit Recht, daß es eines großen urkundlich fundierten Sammelwerkes bedürfe, das auf Grund aller statistisch verwertbaren Materialien die Zustände für jede Landschaft besonders untersucht und dadurch die Grundlage für ein zuverlässiges allgemeines Urteil gibt. Die neuere Forschung hat eine ganze Anzahl solcher Einzeluntersuchungen zutage gefördert, aber noch immer ist die Vollständigkeit, die Freytag forderte, nicht erreicht. Im allgemeinen wird man sagen können, daß Freytag mit seinen Schätzungen, die sich wesentlich auf Mitteldeutschland beziehen, ungefähr das Richtige getroffen hat. Die Versuche, welche neuerdings gemacht worden sind, die Verluste Deutschlands an Menschen und Reichtum als viel geringer hinzustellen, als sie früher angenommen wurden, scheinen mir durchaus verfehlt zu sein.

Über die politischen Folgen dieses Krieges äußert sich Freytag dahin, daß durch ihn der Versuch der Habsburger, Deutschland ihrer Herrschaft und dem alten Glauben zu unterwerfen, vereitelt worden sei. Das sei im Interesse der freien Entwicklung des deutschen Volkstums notwendig gewesen, habe aber zwei böse Folgen gehabt. Nämlich einmal die Schwäche Deutschlands gegenüber seinem westlichen Nachbarn und ferner die innere Loslösung der habsburgischen Gebiete von dem übrigen Deutschland.

Sodann wendet sich Freytag der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zu. Er schildert zunächst in kurzen Strichen die politischen Verhältnisse, die Entwicklung des kleinstaatlichen Despotismus und der neuen Politik der Staatsräson und verdeutlicht sie an einzelnen Beispielen. Er führt uns durch die einzelnen Schichten des Volkes hindurch, zunächst an die Höfe, die damals ganz unter fremden Vorbildern standen, namentlich demjenigen Frankreichs. Ein wahrhaft erschütterndes Beispiel für die Zustände, die hier herrschten, gibt uns der Brief, den die Kurfürstin Charlotte von der Pfalz, die Mutter der berühmten Elisabeth Charlotte von Orléans, an den Kaiser geschrieben hat, um sich über die Behandlung zu beklagen, die sie von ihrem Gemahl erfuhr. Von den Höfen kommen wir zu den Landsitzen des Adels; namentlich die Verwilderung des besitzlos gewordenen niederen Adels wird uns

ergreifend geschildert. Vielleicht erscheint der Adel im ganzen bei Freytag in etwas zu schlechtem Lichte. Mit um so grösserer Sympathie schildert er uns das Leben in den deutschen Bürgerhäusern, das allmähliche Erwachen eines bürgerlichen Selbstbewußtseins und eines neuen Geisteslebens in diesen Kreisen. In dem Bürgertum sieht er den eigentlichen Kern der Nation; hier hat sich nach der Verrohung und Verwilderung des Krieges zuerst wieder wirkliches Pflichtgefühl, Hingabe an die öffentlichen Interessen und eine höhere Form des geistigen Lebens entwickelt. Endlich wird uns der Bauernstand geschildert, die furchtbaren Lasten, die auf ihm ruhten, sein Ausschluß vom öffentlichen und geistigen Leben und die dadurch bewirkte Verbitterung dieses Standes, der nach Freytags Schätzung zwei Drittel des gesamten Volkes umfaßte und seine eigentliche Kraftquelle hätte sein sollen. Er streift sodann die ersten Versuche, die unter dem Einfluß der neuen humanitären Strömung gemacht wurden, die Stellung der Bauern zu heben. Endlich wendet er sich noch einigen besonderen Elementen zu, die in der Geschichte dieser Zeit mehr im Verborgenen gewirkt, aber doch einen erheblichen Einfluß ausgeübt haben; Jesuiten und Juden, Gauner und Abenteurer ziehen mit ihren Bestrebungen und Lebensgewohnheiten an uns vorüber, wir blicken in die schrecklichen Zustände der Judenstadt in Prag und sehen, wie Bekehrungswut und Intoleranz schreckliche Verbrechen im Gefolge haben.

Freytag legt bei seiner Schilderung des Volkslebens in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit Recht den größten Wert darauf, die Anfänge des neuen Lebens aufzuspüren, die den Ausgangspunkt für die große geistige Bewegung des folgenden Jahrhunderts gebildet haben. Er sieht diese Anfänge zu einer Wiedererhebung politisch im brandenburgisch-preußischen Staate, wirtschaftlich in der Erstarkung des Bürgertums, in dem auch die neue Weltanschauung der Aufklärung ihren besten Nährboden fand. Er versteht es, uns immer wieder zu zeigen, wie auch die furchtbarsten Leiden und Verluste den gesunden Kern im deutschen Volke nicht haben berühren oder gar vertilgen können. Und auch wir können aus der Lektüre dieses Buches immer von neuem das Vertrauen schöpfen, daß die deutsche Kraft selbst unter den schwierigsten Verhältnissen sich bewährt hat und bewähren wird. Wenn wir auf die furchtbaren Zeiten des Dreißigjährigen Krieges zurückblicken, wo unser Land vom Meere bis zu den Alpen und vom Rhein bis zu der Weichsel ein Menschenalter lang ein einziger großer Kriegsschauplatz war, ausgeplündert und ausgemordet wurde, und wenn wir sehen, wie sich trotz alledem das deutsche Volk nicht nur behauptet, sondern unmittelbar nach dem Ende des Krieges die Grundlagen eines neuen Daseins zu legen begonnen hat, so werden wir uns erinnert fühlen an die Gegenwart, die uns auch viel genommen und gewaltige Opfer von uns verlangt hat; aber wir werden uns doch sagen, was wir zu erdulden haben, ist doch nicht entfernt zu vergleichen mit der furchtbaren Prüfung dieser 30 Jahre, und ein Volk, das diese überstanden hat, wird auch die Folgen des Weltkrieges zu überwinden vermögen.

E. Brandenburg.



Einleitung.

Das Jahr 1600 fand ein Volk, das in den letzten hundert Jahren eine ungeheure Wandlung durchgemacht hatte. Überall ist der Fortschritt zu erkennen. Man vergleiche ein ernstes Buch von 1499 und 1599. Das erstere in schlechtem Latein geschrieben, dürftig der Wortvorrat, schwerfällig die Darstellung, nicht leicht verständlich der Sinn. Von selbständigem Geist, von eigener Überzeugung nur wenig Spur. Um alte Schulphrasen, deren Bedeutung erst durch genaueres Erforschen ihrer allmählichen Entwicklung klar wird, übt sich der Scharfsinn im unnützen Unterscheiden von Nebensachen; es ist ein greisenhaftes Wesen, fast wie in dem absterbenden Altertum. Wohl gibt es Ausnahmen, aber sie sind sehr selten. Selbst das Latein der älteren Humanisten erinnert an die spitzfindige Blödigkeit der Mönchssprache ebensosehr als an die kunstvollen Redewendungen antiker Rhetoren. Von den wenigen, welche für das Volk Deutsch schreiben, wird am liebsten die Torheit der Menschen geschildert, die Fehler der Stände, belehrend oder in Beispielen, selbst bei Sebastian Brant langsam, einförmig. Einmal überrascht in der Theologie das Aufleuchten einer tiefsinnigen Beschaulichkeit von erhabenster Größe, aber sie ist eine Art Geheimlehre für die trostbedürftigen Seelen im Zwange des Klosters. Wohl ist es Philosophie, aber noch getrennt vom Leben.

Ein Jahrhundert später erkennt man auch in dem mittelmäßigen Schriftsteller eine selbständige Persönlichkeit. Der Verfasser ist gewöhnt, über den Glauben und das Erdenleben nachzudenken, er versteht seine Empfindungen, auch leise Bewegungen der Seele darzustellen, er kämpft für eine eigene Überzeugung, er ist in Glauben und Wissen, in Liebe und Haß eine Individualität geworden. Noch bleibt auch er regelmäßig an das Gemeingültige gebunden. Ängstlich ist der Theologe bemüht, sich orthodox zu erweisen, mehr als billig eignet sich der Schriftsteller die Arbeiten seiner Vorgänger zu, noch hat das Urteil, die Gelehrsamkeit und Bildung für unsere Emp=

findung viel Eintöniges. Aber daneben erscheint überall Eigentümliches, fast immer ein kräftiger, rühriger Menschenverstand, in der Prosa ein eigener, oft origineller Stil. Drei Geschlechterfolgen haben für den Glauben gekämpft, viele einzelne sind für ihre Überzeugung in den Tod, Tausende in das Elend gegangen. Der Märtyrer ist nicht mehr ein unerhörtes Ding, eine Ungeheuerlichkeit, es gehört zum Wesen des Mannes, in den höchsten Fragen eigenes Urteil zu vertreten. Hundert Jahre früher waren es wenige starke Seelen, welche ihr selbständiges Leben gegen die gemeingültige Mittelmäßigkeit setzen durften, im Volke lebten die einzelnen vor sich hin, ohne gemeinsame Ideen, ohne Begeisterung; im festgeschlossenen Kreise der Genossen seinen Vorteil suchen, sich gegen unleidlichen Druck auflehnen, das war der Inhalt ihrer Kämpfe gewesen. Jetzt aber ist in die Nation der Enthusiasmus gekommen, der einzelne empfindet sich in engem Zusammenhange mit Millionen, er wird getragen durch die Beistimmung aller Gleichgesinnten, er handelt und leidet für eine Idee. — Soviel größer waren die Menschen geworden, zunächst in den protestantischen Landschaften; doch auch den katholischen war ein Teil dieses Segens gekommen.

Aber jede höhere Entwicklung erzeugt auch neue Verbildungen; das Kind ist frei von mancher Krankheit, welche den Leib des Jünglings durchschüttert. Der Protestantismus, der so Großes im Volke getan, war noch lange nicht in seinen letzten Endzielen entwickelt. Er forderte unablässige innere Tätigkeit des einzelnen Menschen, er drängte überall zu freier Selbstbestimmung, und doch konnte er sich noch nicht über den unleidlichsten Grundzug der alten Kirche erheben. Auch er wollte noch den Glauben seiner Angehörigen beherrschen und jede abweichende Überzeugung als Ketzerei verfolgen. Luthers Riesennatur hatte die eifrigen Geister zusammengehalten, er selbst hatte vorhergesagt, daß sie nach seinem Tode nicht fest bleiben würden. Er kannte seine treuen Gehilfen genau, ihre Schwächen, den Drang nach eigenen Wegen[1]. Melanchthon, fest in seiner Wissenschaft und in den Störungen, welche das Tagesleben brachte, aber befangen und unsicher in großen Geschäften, vermochte den Feuergeist der Entschlossenen nicht zu beherrschen. Auf jenem Reichstage, der zu Augsburg 1547 begann, hatte der siegreiche Kaiser in seiner Weise auch den Streit der Kirchen einzufrieden gesucht, er hatte eine vorläufige Feststellung der Glaubenssätze, das Interim, den geschlagenen Protestanten aufgedrängt. Vom Standpunkt der Katholiken mit äußerster Duldsamkeit, die nur erträglich war, weil sie allmählich zur alten Kirche zurückführen sollte, vom Standpunkt der eifrigen Protestanten mit unerträglicher Tyrannei, der auch da zu widerstehen war, wo sie über solche Kirchenfragen entschied, welche selbst Luther für unwesentlich, für Adiaphora gehalten hatte. Gegen diesen Zwang erhoben sich überall die geistigen Führer der Gegenpartei. Hunderte von Predigern ließen sich aus ihrem Amte treiben und pilgerten am Stecken ins Elend, mehr als einer fiel als Opfer der wütenden Reaktion. Es war die Heldenzeit des protestantischen Glaubens, ein großer Anblick noch für uns; einfache Prediger, Väter mit Weib und Kind, welche für eine männliche Überzeugung leiden; sie haben, so hoffen wir, die Opferfähigkeit in Deutsch-

land für alle Zeiten in die Seele des Volkes gelegt. Bald sollten ihnen Tausende von Laien nachfolgen.

Aber diese Erhebung der Seelen brachte auch eine Gefahr. Das Interim wurde der Anfang heftiger theologischer Streitigkeiten unter Luthers Anhängern selbst. Unhold ist der Verlauf dieser Händel, die besten Geister wurden verbittert und rieben ihre Kraft auf in einem Hader, für dessen einzelne Streitsätze wir uns nicht mehr begeistern können. Und doch soll man von diesem Kampfe der Zeitgenossen und Schüler Luthers nicht gering denken. Es sind tüchtige Männer, welche gegeneinander stehen, große Überzeugungen, sittlicher Ernst. Wenn es peinlich ist, den Amsdorf gegen Bugenhagen, und den Flacius, der noch vor kurzem hebräischer Lektor Wittenbergs gewesen war, gegen Melanchthon selbst im Streit zu sehen, so soll man sich auch sagen, daß das Ausbrechen der Gegensätze gerade die erste Folge des ungeheuren innern Fortschrittes war. Jeder der feurigen Streiter klagte so schmerzlich, daß die Gegner die Einheit der neuen Kirche zerrissen. Keiner ahnte, daß diese Zerstörung der Einheit zwar ein großer Übelstand für sein Herrschergelüst, aber kein geringer Fortschritt in der Charakterentwicklung der Deutschen war.

Der Kampf der Männer wurde auch ein Kampf der Universitäten: die Nachkommen Friedrichs des Weisen hatten mit dem Kurhut auch die Universität Wittenberg verloren, Melanchthon und die Wittenberger standen unter dem Einfluß des politischen Moritz und seines Bruders, die eifrigsten Lutheraner sammelten sich auf der neuen Universität Jena.

Aber diesem Geschlecht leidenschaftlicher Männer folgte eine anders geartete Nachkommenschaft. Um das Ende des Jahrhunderts schien der deutsche Protestantismus in den meisten Landschaften sicher vor äußeren Gefahren; da kam den Geistlichen übergroße Selbstgefälligkeit, Herrschsucht, alle Fehler eines bevorrechteten Standes. Einflußreiche Ratgeber schwacher Fürsten, immer noch Beherrscher der öffentlichen Meinung, verfolgten sie selbst zuweilen den Andersgläubigen mit den Waffen der alten Kirche. Sie riefen einigemal die weltliche Macht gegen die Ketzer auf, der Pöbel stürmte in Leipzig Häuser der Reformierten, in Dresden wurde ein höfischer Geistlicher wegen Ketzerei, freilich auch aus politischen Gründen, sogar hingerichtet. So warf das neue Leben auch tiefe Schatten in die Seelen des Volkes.

Auch in den katholischen Landesteilen regte sich ein stärkeres, fremdartiges Leben. Die katholische Kirche schuf aus sich heraus eine neue Zucht der Geister, eine feste Art menschlicher Bildung, die der protestantischen scharf entgegengesetzt war. Auch in der alten Kirche wurde eine größere Vertiefung des inneren Lebens erreicht, dem gemütlichen Bedürfnis der Gläubigen wurde die uralte Lehre von der Gefolgschaft der Mannen Christi in neuen Formeln, Bildern und Verheißungen geboten, noch einmal wurde die Idee der alleinseligmachenden Einheit wirksam. In Spanien, in Italien erhob sich die neue Religiosität, auch sie voll Hingabe, Opfermut, Kampfesfreude, voll glühender Begeisterung, reich an starker Männerkraft. Aber es war jetzt ein Glaube für Romanen, nicht für Deutsche. Was er forderte, war Ver-

nichtung der freien Persönlichkeit, Losreißen von allen Banden der Welt, schwärmerische Unterwürfigkeit, willenloses Einordnen des Mannes in die große Gefolgeschaft Christi. Das einzelne eigene Leben hatte sich zum Opfer zu bringen für die Herrschaft der alleinseligmachenden Kirche, ohne Nachprüfung, ohne Bedenken. Während der Protestantismus die einzelnen Menschen so hoch faßte, als er jedem die Pflicht auflegte, selbständig von innen heraus Anschluß an das Göttliche und Verständnis der Welt zu suchen, umschloß der neue Katholizismus das Wesen des einzelnen mit eherner Hand. Der Protestantismus war, trotz aller Fürstentreue der Reformatoren, im innersten Wesen demokratisch, der neue Katholizismus faßte alle Menschenkraft, deren rücksichtslose Hingabe er forderte, in einer geistigen Zwingherrschaft zusammen, unter dem Machtgebot der Obern in der Kirche, bald auch im Staat. So stark war die Spannung der Gegensätze zwischen Deutschen und Welschen.

Der große Vertreter dieser neuen Richtung in Kirche und Staat war der Jesuitenorden. In der leidenschaftlichen Seele eines spanischen Edelmanns brannte das düstere Feuer der neuen katholischen Lehre auf, unter aszetischen Bußübungen im engen Verkehr einer kleinen Genossenschaft bildete sich Art und Weise sie auszubreiten. Im Jahre 1540 bestätigte der Papst die Gesellschaft, kurz darauf eilen die ersten Mitglieder des Ordens über die Alpen und den Rhein nach Deutschland, schon herrschen sie auf dem Konzilium zu Trient. Ihre rücksichtslose Entschlossenheit kräftigt die Schwachen, erschreckt die Wankenden. Merkwürdig schnell richtet sich der Orden in Deutschland ein, wo noch alter Glaube unter dem neuen zu finden war, er erlangt Gunst bei den Vornehmen, Zulauf vom Volke. Einige Fürsten übergeben ihm die geistige Herrschaft ihrer Länder, vor allen die Habsburger, neben ihnen deutsche Kirchenfürsten, welche die schwankende Treue ihres Gebietes nicht durch einheimische Kraft festigen können, endlich die Herzöge von Bayern, welche seit hundert Jahren gewöhnt waren, den Vorteil ihres Hauses im engen Anschluß an Rom zu suchen. Als die Väter zuerst nach Deutschland hinüberstiegen, war das ganze deutsche Volk auf dem Wege, protestantisch zu werden; noch beim Beginn des Dreißigjährigen Krieges waren nach Verlusten und Erfolgen auf beiden Seiten drei Vierteile Deutschlands ganz oder in der Majorität protestantisch. Im Jahre 1650 war der ganze neue Kaiserstaat wieder katholisch, und außerdem das größte Dritteil von Deutschland. So gut hatten die fremden Priester ihrer Kirche gedient.

Einem Wunder gleich war ihre Tätigkeit. Vorsichtig, Schritt für Schritt, planvoll, fest entschlossen, nie schwankend, dem Sturme weichend, unermüdlich wiederkehrend, nie das Begonnene aufgebend, nach größtem Plane auch das Kleinste mit Aufopferung betreibend, bot diese Genossenschaft die einzige Erscheinung einer unbedingten, willenlosen Hingabe aller an eine Idee, die nicht in einem einzelnen sich ausdrückte, sondern in der Genossenschaft. Der Orden herrschte, aber jeder einzelne war unfrei, auch der Ordensgeneral war verantwortlich.

Der Orden erwarb Ehre und Gunst, wohl verstand er sich beliebt oder unentbehrlich zu machen, wo er hinkam; aber er blieb in Deutschland doch fremd. Das

Unheimliche des furchtbaren Prinzips empfanden nicht nur die Protestanten, welche ihn ohne Aufhören mit ihren papierenen Waffen, den Flugschriften, zu bändigen suchten und für jede politische Untat, die aus der Nähe und Ferne berichtet wurde, verantwortlich machten. Auch in den katholischen Ländern blieb er ein Gast, ein einflußreicher, vielgepriesener, aber den Geistlichen und Laien kam von Zeit zu Zeit die Empfindung, daß er nicht zu ihnen gehöre. Alle geistlichen Genossenschaften hatten sich dem deutschen Volksgeist angepaßt, Benediktiner, Kreuzherren, Bettelmönche, — die Jesuiten nicht. Es ist natürlich, daß in der katholischen Geistlichkeit selbst diese Empfindung am stärksten war, denn auch ihr irdischer Vorteil wurde oft durch die Jesuiten beeinträchtigt.

So stehen seit der Mitte des 16. Jahrhunderts zwei entgegengesetzte Richtungen der Bildung, zwei verschiedene Quellen der Sittlichkeit und Tatkraft gegen einander im Kampfe: fromme Ergebung und unbedingte Unterordnung gegen Pflichtgefühl und prüfende Selbstbestimmung, schneller, rücksichtsloser Entschluß gegen gewissenhaftes Zweifeln, weit überlegte, planvoll nach weiten Zielen hinarbeitende Tatkraft gegen mangelhafte Parteizucht, Drang zur Einheit gegen Streben nach Absonderung.

So erschienen die Gegensätze überall, zumeist in der Politik, an den Höfen der Fürsten. Den deutschen Fürsten war der Protestantismus in seiner unfertigen Gestalt keine Hilfe für Bildung ihres eigenen Charakters. Er hatte das Volk gehoben, er hatte auch die äußere Macht der Fürsten höher gestellt, aber er hatte ihre innere Festigkeit verringert. Schon ihre Jugendbildung wurde meistens zu theologisch, um praktisch zu sein. Wie unsittlich manche von ihnen waren, sie litten alle an Gewissenszweifeln; für diese Zweifel aber gab es keine schnelle Antwort, wie der katholische Beichtvater sie bereit hatte. Wie begehrlich viele von ihnen waren, auch sie hatten bereits mit einem unsicheren Pflichtgefühl zu ringen, und wenn der Hofprediger ihr stiller Ratgeber war, er machte sie nicht fester. Jeder der protestantischen Fürsten stand für sich, zwischen ihren Landeskirchen war kein festes Band, viel kleines Gezänk und bitterer Haß, nicht nur zwischen Lutheranern und Reformierten, sogar zwischen den Bekennern der Augsburgischen Konfession. Auch dies verringerte ihre Kraft. Während die Priester der katholischen Kirche ihre Landesherren fest aneinander banden, halfen die protestantischen Geistlichen die Trennung ihrer Fürsten vermehren. So ist kein Zufall, daß die Protestanten lange Zeit, wo sie den Altgläubigen in politischem Kampfe gegenüberstehen, im Nachteil sind. Noch war den Deutschen der neue Staatsbau nicht gefunden und er sollte noch durch Jahrhunderte entbehrt werden, welcher den Schwerpunkt der Regierung aus dem zufälligen Willen des Herrschers heraushebt und in das Gewissen der Nation legt, welcher in geordneter Bahn den begabten und tüchtigen Bürger der Krone zum Beirat stellt; noch war die öffentliche Meinung schwach, die Tagespresse nicht geschaffen, das Verhältnis zwischen den politischen Rechten des Fürsten und des Volkes wenig bestimmt.

Und noch in der neuen Zeit, welche den deutschen Staaten diese lang entbehrte Grundlage gegeben hat, vermögen wir zu erkennen, daß der Gegensatz zwischen den beiden Richtungen der Bildung nicht ganz geschwunden ist; noch heute steht feste Geschlossenheit der Verwaltung, ein schlagfertiger Mechanismus, in einzelnen Fällen eine schweigsame, durchgreifende, rücksichtslose Politik gegen das Wesen des protestantischen Staates, welches den Herrscher zwingt, zu sprechen und zu hören, seine Entschlüsse nach der überwiegenden Mehrheit der Gebildeten zu richten, zuweilen ein großes Wollen zu beschränken, wenn es dem Volk nicht verständlich ist. Dagegen macht dasselbe höhere Prinzip auch die Torheiten der Regierenden weniger schädlich, und wenn es vielleicht ungeschickt ist, ferne Gefahr durch geheime Tat abzuwehren, so macht es dafür die Kraft des Widerstandes größer, den Staat dauerhafter; denn der politische Anteil des einzelnen vergrößert seine Opferfähigkeit und adelt seine Sittlichkeit. Aber so weit war der Protestantismus um das Jahr 1600 noch lange nicht durchgebildet; nur in den Gemütern lag er, und es kam darauf an, wie schnell ihm die allgemeinen Verhältnisse Deutschlands eine kräftige Entwicklung gestatten würden.

Er war durch Karl V. in die Opposition gedrängt, und er blieb in dieser Stellung. Nicht immer erschien die Politik der Habsburger der alten Kirche günstig. Oft arbeitete der Papst auch gegen sie und ihre italienischen Ansprüche. Ja, in dem zweiten Nachfolger Karls, Maximilian II., lebte eine freie Bildung und ein wahrhaft kaiserlicher Sinn, der Deutschland wohltat und die vorübergehende Hoffnung erregte, daß eine Versöhnung der großen Parteien im deutschen Sinne nicht unmöglich wäre [1a]. Aber selbst den freiesten des Geschlechts bestimmte zuletzt der Vorteil seines Hauses. Italien, Spanien, Ungarn und die Türkei, Freunde und Gegner zogen immer wieder in eine undeutsche Politik hinab. Und was am wichtigsten war, das Hausinteresse drängte gegenüber den eigenen Landschaften in dieselbe Richtung.

Überall hatte der Protestantismus auch politische Erschütterungen hervorgebracht; vom Bauernkriege bis in das nächste Jahrhundert hinein hörten die Zuckungen im Volke nicht auf. Die Reformation hatte die Zungen gelöst, sie hatte den Deutschen auch das Urteil über ihre bürgerliche Stellung freier gemacht, sie hatte dem einzelnen den Mut gegeben, die eigene Überzeugung durchzufechten. Wie der Bauer jetzt laut über die unerschwinglichen Lasten murrte, so der zünftige Bürger über die eigennützige Herrschaft der Stadtgemeinde, so auch das adlige Mitglied der Landschaft über die ungemessenen Geldforderungen des Kriegsherrn. Schnell war mit Luthers Beistimmung die wilde demokratische Bewegung von 1525 niedergeschlagen worden, aber die demokratischen Bestrebungen waren deshalb nicht geschwunden, und neben ihnen schlich das Wesen der Wiedertäufer, der Sozialisten des 16. Jahrhunderts, von Stadt zu Stadt. Ihre Lehre, kaum in ein System zu fassen, in jeder Persönlichkeit anders gefärbt, vom harmlosen Theoretiker, der sich ein Gemeinwesen aus guten Bürgern ohne Eigennutz, voll Selbstverleugnung erdachte, wie schon der erfindungsreiche Eberlin getan, bis zu dem ruchlosen Fana-

tiker, der zu Münster das neue Zion aufrichten half mit lügenhafter Gemeinschaft der Güter und Vielweiberei: — diese Lehre fand in jeder großen Stadt Demagogen, auf dem Lande war sie unausrottbar. Karl V. hatte sie in den Reichsstädten Süddeutschlands nicht ganz vernichten können, in Lübeck war sie sogar auf eine kurze Zeit zur Herrschaft gekommen. Auch diese Regungen hatten gegen das Ende des Jahrhunderts an Kraft verloren, aber sie arbeiteten noch in der Bevölkerung, zumeist in den Gegenden, wo der protestantische Widerstand der Stände gegen den altgläubigen Landesherrn das Volk in Bewegung erhielt. So war es in Böhmen, in Mähren, in Oberösterreich. Je eifriger die Habsburger durch die Jesuiten den alten Glauben wiederherzustellen suchten, ja auch wenn sie, wie Kaiser Rudolf, in Untätigkeit gewähren ließen, desto mehr wurden sie im eigenen Lande bedrängt durch die Forderungen der ständischen Opposition, wie durch die Aufregung im Volke. Und wohl erkannten sie einen drohenden Zusammenhang dieser Gegnerschaft in allen Besitzungen ihres Hauses. So waren ihnen nur zwei Wege geöffnet. Entweder sie mußten selbst Protestanten werden, und das war ihnen längst unmöglich; oder sie mußten die gefährliche Lehre und die Ansprüche, welche sie in die Seelen der Menschen warf, mit Entschlossenheit vernichten, in ihrem eigenen Lande, überall. Der Habsburger kam, welcher das versuchte.

Unterdes war der Mut der alten Kirche durch große Siege, die sie in andern Ländern erfochten hatte, hoch gestiegen. Das heftige Aufbrennen der ständischen Opposition in kaiserlichen Ländern unter schwachen Herrschern drängte die Freunde der Kirche zu gemeinsamem Handeln. Gegen die drohende Angriffsbewegung der katholischen Partei vereinigten sich protestantische Fürsten, wie einst zu Schmalkalden, wieder zu einer Union; die katholische Partei antwortete durch die Liga; den Protestanten aber lag die Verteidigung, der Liga ein Angriff am Herzen.

Das war die politische Lage Deutschlands vor dem Dreißigjährigen Kriege; eine trostlose Lage. Das Mißbehagen war allgemein, ein Zug von Trauer, die Neigung, Übles zu prophezeien, sind bedeutsame Zeichen dieser Zeit. Jeder tückischen Mordtat, die durch ein Flugblatt dem Volk verkündet wird, ist eine Betrachtung über die schlechte Zeit angehängt; aus zahlreichen Predigten und erbaulichen Schriften schallt schmerzliche Klage über die Verderbtheit der Menschen, die unseligen, argen, letzten Jahre vor dem Weltende. Und doch ist, wie wir deutlich erkennen, die Sittenlosigkeit im Lande nicht auffallend größer geworden. Der Wohlstand ist in den Städten, selbst auf dem Lande im Wachstum, es wird viel regiert, überall bessere Ordnung, größere Sicherheit des Daseins. Allerdings hat sich mit dem Reichtum Genußsucht und Aufwand vermehrt, schneller dringen neue Moden ein, auch in den untern Schichten des Volkes erwacht die Begehrlichkeit, mannigfaltiger ist das Leben und teurer, und häufiger zeigt sich Gleichgültigkeit gegen das Gezänk der Geistlichen. Uns gilt dies nicht als ein nationales Unglück, es ist die nicht immer anmutige Folge größerer Ansprüche, ja sogar Bedingung des materiellen Fortschritts. Anders erschien es den Zeitgenossen. Auch die Besseren sind verdüstert,

auch so freudige Naturen wie der ehrliche Bartholomäus Ringwald werden zu Unglückspropheten und wünschen sich den Tod.

Und doch hatte solche Trauer die höchste Berechtigung. Es war etwas krank im Leben der Deutschen, auf ihnen lastete ein Unverstandenes, das auch die Bildung der Besten verkümmerte. Es ist wahr, die Lehre Luthers war der größte geistige Fortschritt, den Deutschland je durch einen Mann gemacht hat, aber mit jeder Erweiterung der Seele steigern sich auch die Forderungen an das Leben. Der idealen Neubildung mußte eine entsprechende Fortbildung der irdischen Verhältnisse folgen, die größere Selbständigkeit im Glauben forderte gebieterisch eine stärkere politische Kraftentwicklung. Gerade die Lehre aber, welche wie die Morgenröte eines bessern Lebens erschienen war, sollte dazu beitragen, dem Volke das Bewußtsein seiner politischen Ohnmacht zu geben, und sie selbst sollte durch diese Ohnmacht einseitig und engherzig verbildet werden. In zahllose Landschaften unter schwache Fürsten geteilt, überall von kleinlichem Gezänk umgeben und angefüllt, fehlte der deutschen Seele, was ihr zum fröhlichen Gedeihen unentbehrlich ist, eine allgemeine Erhebung, ein großes gemeinsames Wollen, das Gebiet von sittlichen Aufgaben, welches den Menschen vorzugsweise freudig und mannhaft macht; die Deutschen hatten ein Vaterland ungefähr von Lothringen bis ungefähr zur Oder, aber sie lebten in keinem Staate wie die Bürger der Elisabeth oder Heinrichs IV.

So gingen die Deutschen schon innerlich erkrankt in einen Krieg von dreißig Jahren. Als der Krieg endete, war wenig von der großen Nation übrig. Noch hundert Jahre sollten die Nachkommen der Überlebenden die männlichste Empfindung entbehren, politische Begeisterung.

Luther hatte sein Volk aus den epischen Lebensformen des Mittelalters herausgehoben. Der Dreißigjährige Krieg zerstörte die Volkskraft und zersplitterte die Deutschen zu Einzelleben, deren gemütliche Beschaffenheit man wohl eine lyrische nennen darf. Es ist eine traurige, freudenleere Zeit, welche hier nach Berichten der Zeitgenossen geschildert werden soll.





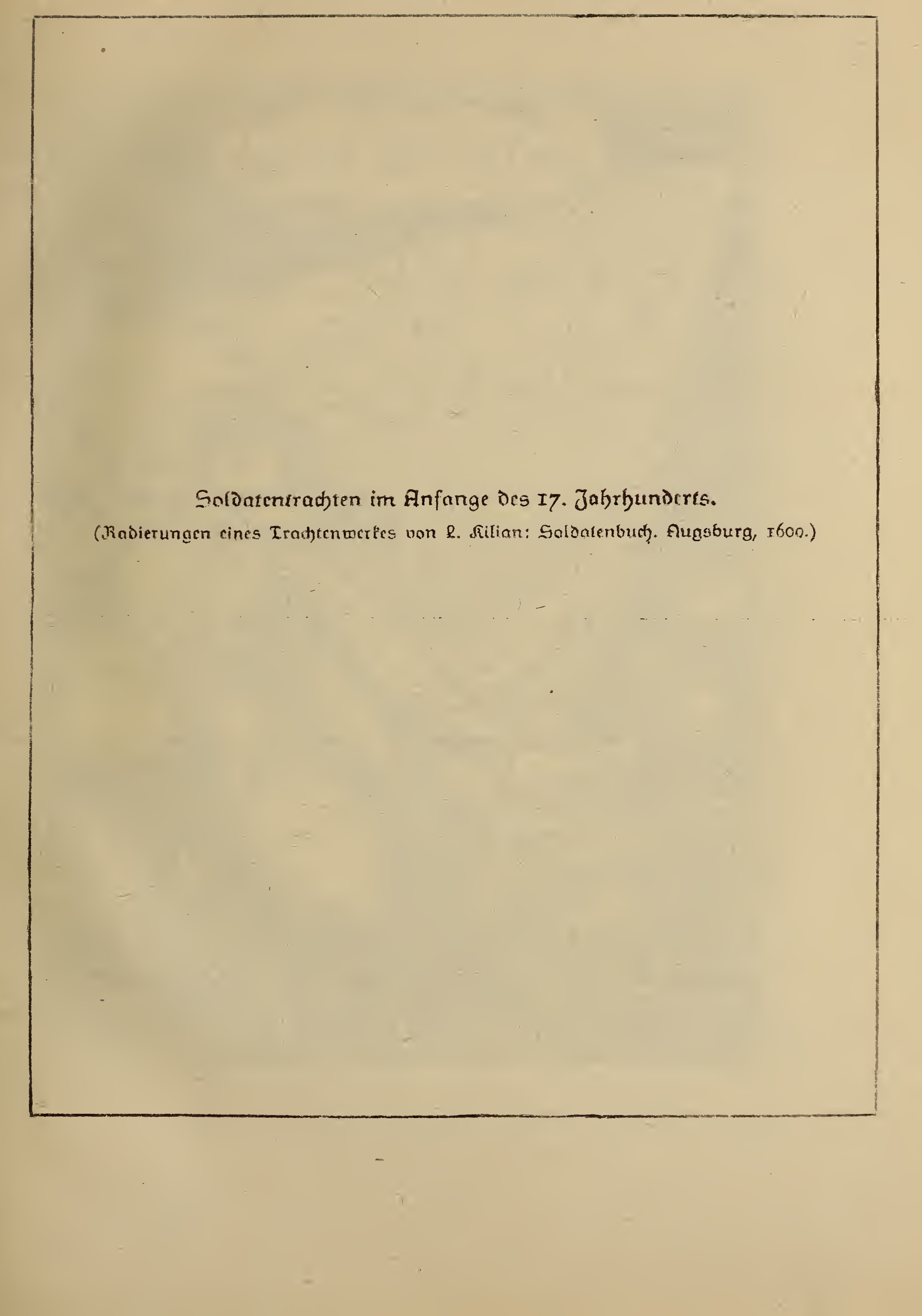
Der Gegensatz zwischen habsburgischem Hausvorteil und deutschem Volkstum, zwischen dem alten und neuen Glauben mußte zu einem blutigen Zusammenstoß führen. Wer aber fragt, wie doch ein solcher Krieg durch ein ganzes Menschenalter rasen und so furchtbare Erschöpfung eines starken Volkstums verursachen konnte, der wird die auffallende Antwort finden, daß der Krieg deshalb so groß, schrecklich und endlos wurde, weil keine von allen hadernden Parteien imstande war, großen und entscheidenden Krieg zu führen.

Die Heere des Dreißigjährigen Krieges[1b] hatten im besten Fall die Stärke eines heutigen Armeekorps. Tilly hielt vierzigtausend Mann für die höchste Truppenzahl, die sich ein Feldherr wünschen könne. Nur in einzelnen Fällen hat ein Heer diese Stärke erreicht, fast alle großen Schlachten wurden durch kleinere Massen entschieden. Zahlreich waren die Entsendungen kleiner Heeresteile, sehr groß der Abgang durch Gefechte, Krankheiten, Flucht. Und da kein geordnetes System der Ergänzungen bestand, schwankte der wirkliche Bestand der Armeen in höchst auffälliger Weise. Einmal zwar vereinigte Wallenstein eine größere Truppenmacht — den Angaben nach hunderttausend Mann — unter seinem Oberbefehl, aber nicht in einem Heer, ja kaum in militärischem Zusammenhang; denn die zuchtlosen Banden, mit welchen er im Jahre 1629 die deutschen Landschaften dem Kaiser unterwerfen wollte, lagen über halb Deutschland zerstreut. Eine solche Soldatenmasse erschien allen Parteien als greuliches Wagnis. Sie war in der Tat nicht zu bändigen. Seitdem hat kein Feldherr auch nur die Hälfte befehligt[2].

Denn noch galt es für bedenklich, mehr als höchstens vierzigtausend Mann in einer Schlacht zu leiten, auf einem Kriegstheater zu erhalten. Die Schlacht war ein Kampf kunstvoll geordneter Massen, die Aufstellung selbst erforderte viel Zeit, das Heer in Schlachtordnung wurde als eine bewegliche Festung betrachtet, deren Mittelpunkt, der Feldherr selbst, alle Einzelheiten beherrschen sollte. Sein Blick mußte das Gelände übersehen, sein Wille jede Bewegung und jeden Angriff leiten. Adjutantur und Generalstabsdienst waren noch wenig ausgebildet. Die Heerhaufen in dichten Massen zusammenhalten, die Schlachtreihe durch Bodenhindernis schützen, nicht Roß, nicht Mann aus Auge und Führung lassen, gehörte zu den damaligen Grundsätzen der Kriegskunst. So mußte auch auf dem Marsche das Heer fest zusammengehalten werden, in engen Quartieren, am liebsten in einem Lagerraum.

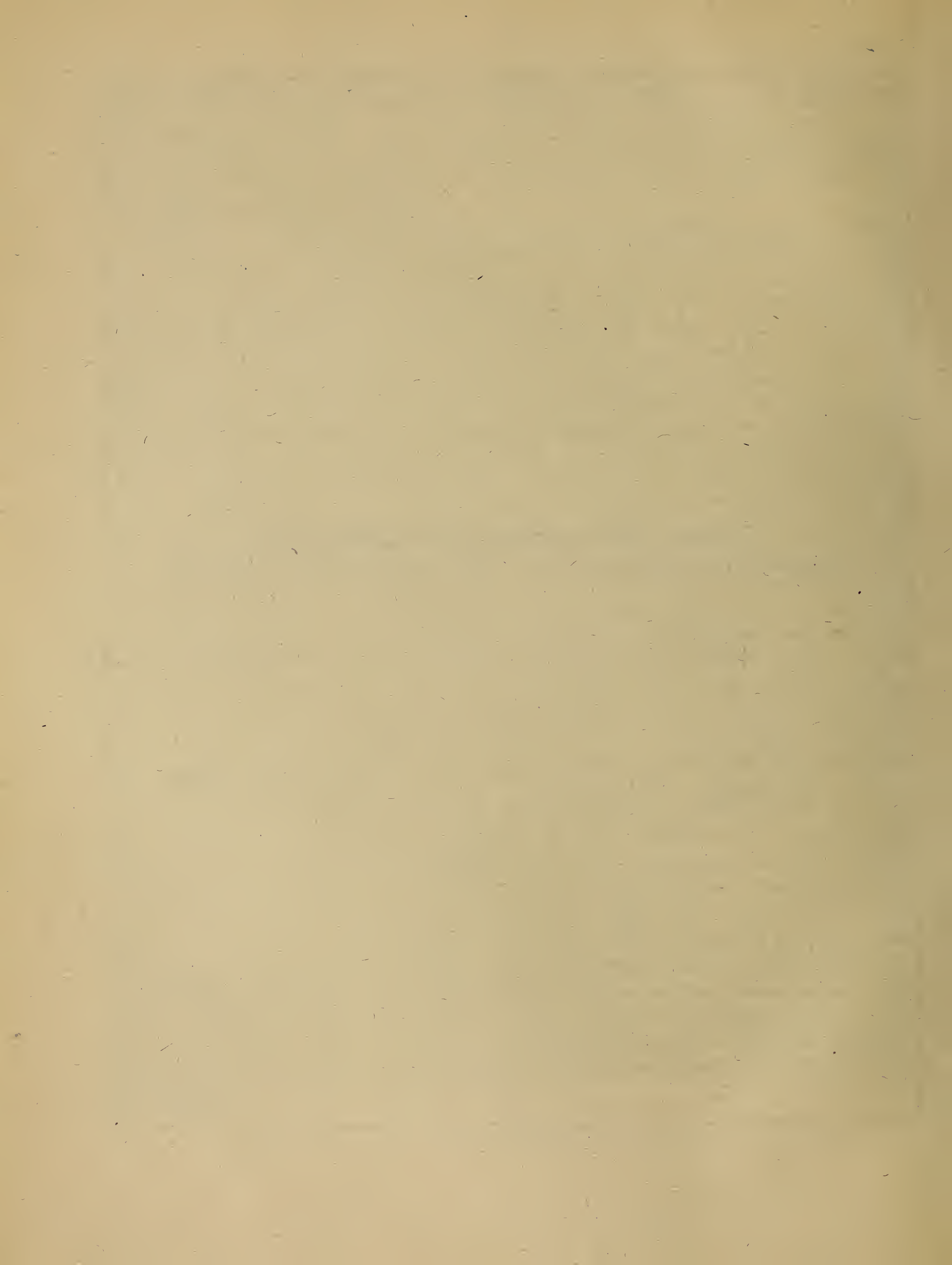
Dazu kamen Schwierigkeiten der Verpflegung, die Landstraßen schlecht, oft grundlos, die Zufuhr gezwungen, fast immer elend geordnet. Und was in der Wirklichkeit entscheidend war, ein Heer von vierzigtausend Streitern bestand wohl aus hunderttausend Menschen. Der ungeheure Troß und das wilde Raubverfahren zehrten schnell die fruchtbarste Landschaft aus. So hätte die größte Feldherrnkunst kaum ein größeres Heer führen können.

Aber es war dafür gesorgt, daß man in solche Verlegenheit nicht kam. Weder der Kaiser noch ein Reichsfürst waren imstande, vierzigtausend Mann auch nur auf ein Vierteljahr aus ihren Einkünften zu unterhalten. Die regelmäßigen Einnahmen der Landesherren waren weit geringer als jetzt, und die Unterhaltung der Heere weit kostspieliger. Die „Intraden" bestanden zum großen Teil aus Naturallieferungen, die bei Kriegsgefahr unsicher und schwer zu veräußern waren. Die Finanzen der Kriegführenden waren schon beim Beginn des Krieges in der traurigsten Lage. Die böhmischen Stände wirtschafteten ohne Geld und Kredit, auch König Friedrich von der Pfalz vermochte mit den Hilfsgeldern der protestantischen Bundesgenossen nicht aufzuhelfen. Im Winter von 1619 bis 1620 verhungerte, erfror und verlief die halbe böhmische Armee aus Mangel an Sold und Verpflegung, im September 1620 hatten die Truppen über vierundeinehalbe Million Gulden Sold zu fordern, die Meuterei hörte nicht auf. Nicht viel besser stand es damals mit dem Kaiser[3], doch kamen ihm bald nachher spanische Hilfszahlungen. Und der Kurfürst von Sachsen, dessen Finanzen noch am besten geordnet waren, konnte schon im Dezember 1619, wo er erst fünfzehnhundert Mann geworben hatte, den Sold nicht mehr regelmäßig zahlen. Was die Landstände an Kriegssteuern bewilligten, was die Wohlhabenden in sogenannten freiwilligen Gaben leisten mußten, reichte nirgends aus; Anleihen waren schon im ersten Jahre sehr schwer zu verwirklichen: sie wurden bei den Bankhäusern Süddeutschlands, auch in Hamburg versucht, selten mit Erfolg; Stadtgemeinden galten noch für zuverlässigere Schuldner als die größten Fürsten. Selbst mit Privatpersonen ward um die kleinsten Summen verhandelt. Sachsen hoffte 1621 auf fünfzig- bis sechzigtausend Gulden von den Fuggern, es beabsichtigte bei den Wohlhabenden dreißigtausend, siebenzigtausend Gulden aufzunehmen, vergebens, für ein Darlehen von zwölftausend Gulden Münze mußte die kursächsische Regierung ebensoviel Kurant verschreiben, im Jahre 1620 fast fünfzig Prozent mehr, als sie erhalten. Nur Maximilian von Bayern und die Liga machten für den Krieg eine große Anleihe von 1200000 Gulden zu zwölf Prozent bei der Kaufmannschaft in Genua; dafür mußten die Fugger Bürge werden, welche sich wieder für ihre Bürgschaft den Salzhandel von Augsburg versichern ließen. Gerade hundert Jahre vorher hatte dasselbe Bankhaus nicht unbedeutenden Anteil an der Kaiserwahl Karls V. gehabt, auch jetzt half es den Sieg der katholischen Partei sichern, denn der böhmische Krieg wurde noch mehr durch Geldmangel als durch die Schlacht am Weißen Berge entschieden.



Soldatentrachten im Anfange des 17. Jahrhunderts.

(Radierungen eines Trachtenwerkes von L. Kilian: Soldatenbuch. Augsburg, 1600.)





IACTA SIT ALFA
NEWES SOLDATEN BVCH LEIN
DVRCH LVCAS KILIAN BVRGER IN AVGSPVRG VND KVPFFERSTECHER GRADIERT VND AN TAG GEBEN.
C. S. C. M. PRIVILEGI
1609

























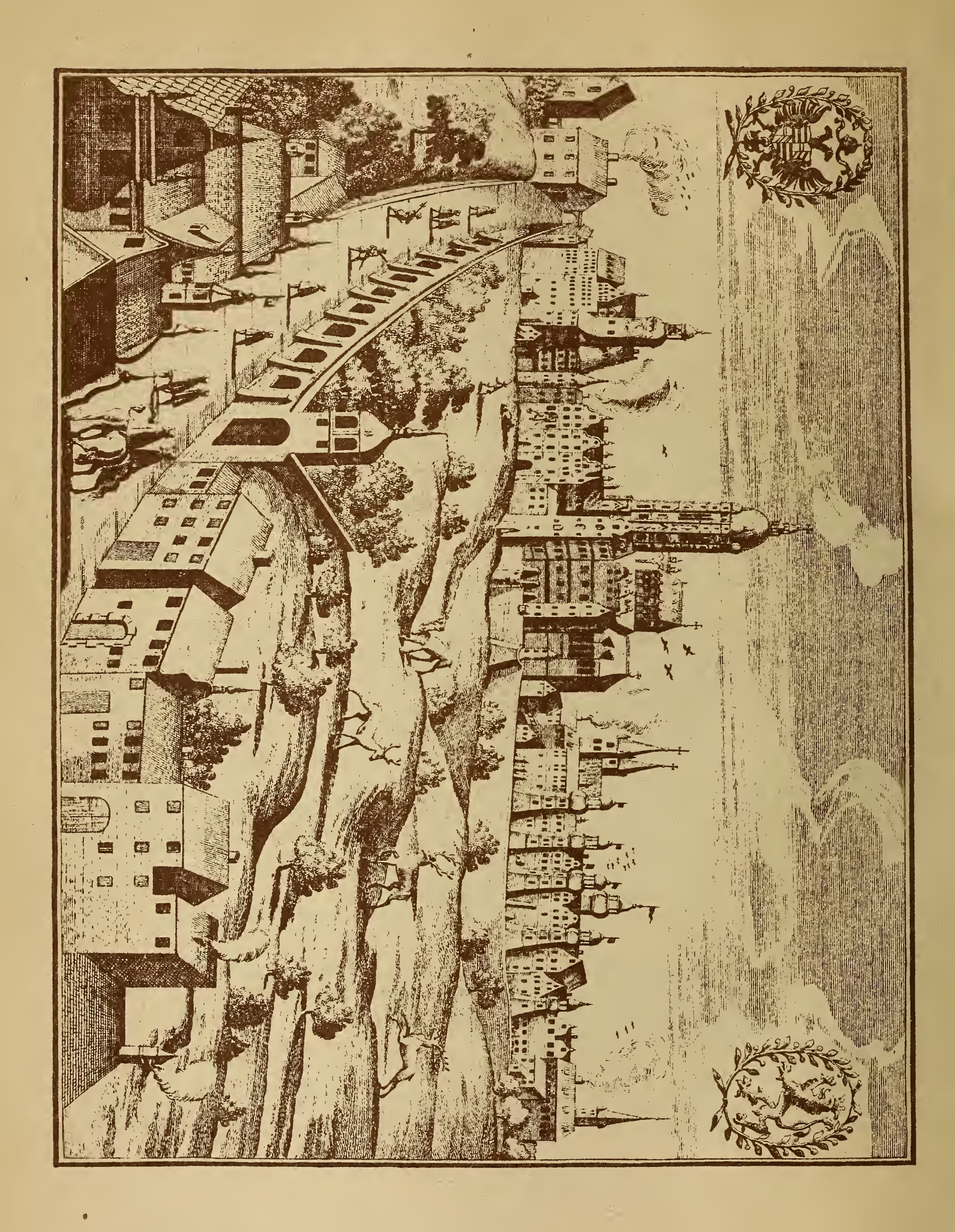


Aber noch mißlicher war, daß die Unterhaltung eines Heeres damals fast zweimal soviel kostete als jetzt, selbst der billige Fußsoldat war noch einmal so teuer[4]. So begann der Krieg mit allgemeiner Zahlungsunfähigkeit der Regierungen. Auch dadurch wurde die Unterhaltung großer Armeen unmöglich.

Offenbar bestand ein verhängnisvolles Mißverhältnis zwischen der militärischen Kraft der Parteien und dem letzten Zweck jedes Krieges. Keiner der Kriegführenden vermochte die Gegner ganz niederzuwerfen. Zu klein und zu wenig dauerhaft waren die Heere, um die ausgedehnten Landstriche eines zahlreichen und kriegerischen Volkes in planmäßig angelegten Feldzügen zu bändigen. Während eine siegreiche Armee am Rhein oder um die Oder herrschte, lief ein neues Feindesheer an der Nord- oder Ostsee zusammen. Auch war das deutsche Kriegstheater nicht so beschaffen, daß dauerhafte Erfolge leicht zu erzielen waren. Fast jede Stadt war befestigt. Noch war das Belagerungsgeschütz schwerfällig und in seinen Leistungen unsicher, noch die Verteidigung fester Plätze verhältnismäßig stärker als der Angriff. So wurde der Krieg zum großen Teil ein Festungskampf; jede eingenommene Stadt schwächte das siegreiche Heer durch den Abgang der Besatzungstruppen. War eine Landschaft erobert, dann war der Sieger leicht nicht imstande, dem Besiegten in offener Feldschlacht zu widerstehen. Durch eine neue Anstrengung warf dieser den Sieger aus dem Felde, dann folgten neue Belagerungen und Eroberungen und wieder eine verhängnisvolle Zersplitterung der Kräfte.

Es war ein Krieg voll blutiger Schlachten, glorreicher Siege, aber auch eines unaufhörlichen Wechsels von Glück und Verlust. Groß ist die Zahl der finsteren Heldengestalten, welche aus dem Dunst von Blut und Brand ragen: der eherne Ernst von Mansfeld, der phantastische Braunschweiger, Bernhard von Weimar, und dagegen Maximilian von Bayern und die Generale der Liga: Tilly, Pappenheim und der tüchtige Mercy; die Führer der kaiserlichen Heere: der ruchlose Wallenstein, Altringer, die großen Franzosen Condé und Turenne, unter den Schweden Horn, Baner, Torstenson, Wrangel und über allen der mächtige Kriegsfürst Gustav Adolf. So starke Männerkraft in der höchsten Spannung! Und doch wie langsam und schwerfällig werden politische Erfolge errungen, wie schnell geht wieder verloren, was mit der größten Gewalt erworben schien! Wie oft wechseln die Parteien selbst die Zielpunkte, nach welchen sie stürmen, ja die Fahne, welcher sie Sieg wünschen!

Die politischen Ereignisse des Krieges dürfen hier nur kurz erwähnt werden. Er zerfällt in drei Perioden. Die erste (1618—1630) ist die Zeit der kaiserlichen Siege. Die protestantischen Stände Böhmens verweigern dem Erzherzog Ferdinand die böhmische Königskrone und wählen den reformierten Kurfürsten von der Pfalz zum Landesherrn. Aber durch die Liga und den lutherischen Kurfürsten von Sachsen wird Ferdinand zum Kaiser erhoben, sein Gegenkönig, am Weißen Berge geschlagen, verläßt als Flüchtling das Land. Hier und da flammt der protestantische Wider-



Warhafftige Zeitung

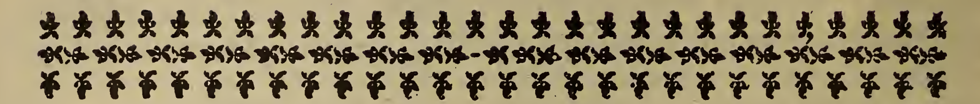
Aus Praag

Darinnen kürtzlich vermeldet wird/ der gefährliche Zustandt/ welcher vber die Evangelische Stände hat ergehen sollen/ Aber von Gott dem Allerhöchsten verhütet worden/ vnd hernachmals sich das Widerspiel begeben/ das es vber die Rahtgeber (so Gott vnd dem Landesfrieden zuwieder/) selbsten außgangen / Auch wie sich einer von den rähtlinsführer/ aus angst seines bösen Gewissens./ zu den Capuciner München ins Kloster versteckt / entlichen aber herauß geben müssen/ vnd den Evangelischen Ständten gefänglichen vberantwortet. Wie sie dann auch ferner jhr eigen bekändtniß gethan/ vnd vmb Gnade gebeten.



IV S. 12

Gedruckt im Jahr 1618.



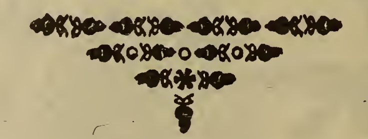
Psalm. 7. v. 15. 16. 17. 18.

Sihe/der hat böses im Sinn/mit Vnglück ist er schwanger / Er wird aber einen feil gebehren.

Er hat eine Gruben gegraben vnd außgeführt / vnd ist in die Gruben gefallen die er gemacht hat.

Sein Vnglück wird auff seinen Kopff kommen / vnnd sein frefel auff seine Scheitel fallen.

Ich dancke dem HERRN vmb seiner Gerechtigkeit willen / vnd wil loben den Nahmen deß HERRN/ deß Allerhöchsten.





Aus Prag vom 28 Maij/ Anno 1618.

NAch deme den 22 dieß / die Herrn Defensores vnd Evangelischen Stände/in grosse anzahl/als den tag zuvor im Collegio Caroli 4. zusammen kommen / welchen vor Mittage/ der Kleine Seite Raht/ die Bürgerschafft zusammen beruffen lassen/ vnd zu deliberiren, was man den Herrn Defensorn vnd Evangelischen Ständen / auff die andere zugeschickte Citation für eine antwort geben vnd ertheilen solte / welchen Conventum, ob zwar Herr Vratislaw Hauptman vnnd der Keyserlichen Richtern verhindern wollen/so hat doch der Regierende Burgermeister Herr Georg Apotecker solches nicht verstattet / Derohalben noch langst gehaltenem disputat, weil die Gemeine den Betrug gesehen/das man sie hat verführen wollen/ seyndt sie proprio motu ins Collegium gangen / sich bey den Herren Defensorn vnd Evangelischen Ständen angemeldet/ das sie neben vnd mit jhnen Leib/ Gut vnd Blut zusetzen wolten / welches zu grossem Danck auff:vnd angenommen worden/ Vnd als sie eben im Raht gewesen/ werden sie Avisiret, das die Herrn Obersten/ Land Officirer/ vnd Stadthalter/die Woche im Schloß von 100 Mann gestercket/mit dem außschlag/ das man allein die Herrn Defensores, sonsten aber niemands mehr hetten einlassen sollen/ alsdann hat man dieselben gefangen nehmen/ vnd jhres theils Kopffs kürtzer machen sollen/ Wie solches lautbahr worden/haben die Herrn Stände/ aus allen dreyen Standen abgeordnet in die Cantzeley/ mit begehren / das man jhnen auff folgenden Tag Audientz geben wolle/ dazu die Ober / Land Officirer vnd Stadthalter / auch bewilliget. Vnter dessen hat sich ein jedweder Cavallier zu Hause gemacht/ sich mit Mußqueten/ Pistolen vnd andern Röhren/ zu Roß vnd Fuß/ in grosse frequent versamlet/in meynung das sie noch diesen Tag/sich in die Cantzeley hetten verfügen sollen/ ist aber biß auff den andern Tag verlegt

vnd auffgeschoben worden? Wie solches die Jesuiter erfahren / seyndt ihr mehr als 21 bahr aus dem Collegio gangen / vnd beym Herrn Slawata vnd Herrn Schmizanski, vnd andern örtern biß in die Nacht raht gehalten / das also diesen Tag vber gantz stille gewesen.

Den 23 Maij / Haben sich theils Cavalier vnd Stände / beym Grafen von Turm / theils beym Herrn von Felß / vnd Herrn von Lobkowitz / vnd theils im Collegio versamlet / doch aber nachmals einhellig sich auffm Saal / vnd Cantzeley verfüget / allda sich niemand anders / als Herr oberster Burggraff / Herr Wilhelm Slawata vnd Mortinitz / Herr Grantz Pelor von Lobkowitz / vnd Secretari Philip befunden / Weil die Herrn Stände vorkommen / haben sie die Originalia der Keyserlichen Befehl zu sehen begehret? Darauff man geantwortet / man wisse nicht wo sie weren. Wie man sie nicht herfür geben wöllen / fehet Herr Rappa an / thut eine treffliche Oration, vnnd verweiset jhnen die vntrew / so sie an jhnen den Herrn Defensorn vnd Evangelischen Ständen / dann auch an allgemeinem Vaterlandt bewiesen vnd geübet hetten / Jtem wurde jhnen fürgehalten / das sie sub & ob rebtitiè dieselbe befehl erpracticirt / Jtem hat man jhnen den Majestät Brieff Ratione Religionis, Jtem die Capitulationes vnd Vereinigungen / so zwischen den Evangelischen vnd Catholischen auffgerichtet worden / Jtem die Landstage Beschlusse / wie auch die Protestation, ist wieder Herrn obersten Cantzlern / Herrn Slawata vnd Herrn von Mortinitz / das dieselbe obgemelte Capitulationes nicht vnterschreiben wollen / die Evangelischen Stände bey der Landtaffel eingelegt / vnd eines nach dem andern ablesen lassen / vnd darauff geschlossen / das sonderlich Herr Slawata, vnd Herr von Mortinitz die jenigen weren / welche die Evangelischen Stände / dem ertheileten Majestät Brief vnd habenden Privilegien zu wider biß anhero verfolget vnd vntergedruckt hetten / darauff einer vnd der ander grosse Beschwerung sich beklaget / vnd endlich beschlossen / weil der Keyserliche Majestat Brieff lautete / das zu dergleichen Personen / als Verhinderer vnd Zerstörer deß gemeinen Friedens solte gegriffen / vnd in die gesetzte straff gezogen werden? Als wird die vmbstehende Gemeine gefraget / ob sie diese

diese beyde für dergleichen hielten / vnd ob zu jhnen möchte gegriffen werden / haben sie alle einhellig Ja / Ja / geschryen / Darauff hat man den obersten Burggraffen angeredet / ob jhme zwar gebühret hette / solches zuverhüten / jedoch weil er vberstimmet worden / vnd darein consentiren müssen / wolle man es jhm zu diesem mal geschencket haben / wie auch Herrn Cantzlern von Lobkowitz solches nicht zumessen / weil er zugleichen Rahtschlägen nicht gezogen worden. Derowegen begehret / beyde Herrn solten aus der Cantzeley entweichen / alldar sich baldt Herr Peter von Schwanwegk / vnd Gottlieb Beecka befunden / Herrn obersten Burggrafen in die mitte genommen / vnd zur Cantzeley hinaus führen wollen / da dann der Alte für schreckens nicht fortgehen können / als das sie beyde Herrn jhn auch biß zum drittenmal ermahnet / sagende: Ewer Genaden gehen fort es ist zeit / wie man jhn nun also hinaus geführet / rufft Herr von Martinitz auch / Edler / Gestr. Herr Vatter verlasset mich nicht / weil er aber fort gehen müssen / fraget er heraus vor der Cantzeley / in der Wortstube / ach man wird sie ja nicht vmbbringen / aber jhme keine antwort auff seine Frage worden? Wie nun diese beyde hinaus geführet waren / wird noch einmal gefraget / ob zu diesen beyden als Herr Slawata, vnd Herr Mortinitz / als zu Verhinderer vnd Auffrührer deß Landfriedens zu greiffen sey / wird einhellig Ja / Ja / geantwortet / Darauff war erstlich Herr von Mortinitz herfür gezogen / zum Fenster geführet / vnd wiewol er sich sehr gespreisset vnd gewehret / auff die Knie niedergefallen vnd gebeten / hat doch nichts helffen wollen / sondern auffgehoben vnd zum Fenster hinaus geworffen worden / Nachmals wird Herr Slawata genommen / welcher sich nicht harte gewehret / allein zuvor zu Beichten begehrt / weil es aber nicht zeit gewesen / ist er ebener massen auffgehaben / vnd zum Fenster hinab gestürtzet worden / wie in gleichen vnd zum dritten Secretarius Philip. Fabricius, weil er ebener massen in den Rahtschlägen solte gewesen sein / weil aber an demselben ort viel Kericht vnd weich Erdreich gewesen / ist keiner auf der stelle todt blieben / sondern Philip Fabricius ist alsbald davon gelauffen / Herr von Mortinitz hat sich auffgerichtet / Herr Slawata aber hat sich nicht rühren können / wie man jhn dann halb todt in der obersten Fraw Cantzlerin hauß tragen müssen. Was nun

 dieser

dieser Proceß bey männiglichen für eine Consternation erregt/ ist nicht zu schreiben/wie dieser handel furvber/ haben die Herrn Defensores vnd Evangelische Stände/ den obersten Burggraffen/ wie auch Herrn von Lobkowitz/Creutzherrn/ zu dero Losament begleiten lassen/ Nachmals vom Schloßhauptmann einen handtstreich genommen/ vnd jhnen die SchloßGwardi schweren lassen/ darnach allerley fürsorge gethan/ das es in allen Städten sicher vnd still verblieben/ vnd die Gemeine auff folgenden Tag vmb 8 vhr in die Landtstuben zu erscheinen bescheiden.

Diesen Tag hat stracks die Fraw oberste Cantzlerin zum Grafen von Turm geschicket/vnd sich in der Herrn Defensorn vnnd Evangelischer Stände schutz recommendiret.

Den 24 Maij, als die Landtstube gantz voll/vnd vielermelte Gemeine sich nun versamlet/ haben sie alle niedergekniet/vnd jnnigk zu Gott geseufftzet vnd gebetet/ vnd darauff andächtig ein Christliches Lied gesungen/Nachmals Raht gehalten/vnd endlich die Gemeine ermahnet/ vnd befraget/ das welche wolten bey den Herrn Defensorn vnd Evangelischen Ständen halten/ die solten zwey finger auffheben/so auch in continenti von allen beschehen/Nach vollbrachtem Eydschwur haben die Rahtspersonen/ für sich aus allen Städten/ vnnd an statt der Gemeine/ wie auch die andern zwey Oberstände/ den Herrn Defensoren, Pleni potentz vnd Vollmacht auffgetragen/ KriegsObersten zu bestellen/vnd Volck zu werben/ welches auch geschehen/ vnd Graf von Turm zum obersten Feldtherrn/ Herr Collona vom Felß zum obersten FeldMarschalck/ Herrn von Gubna zum obersten Wachtmeister/ vnd Herr Coplotsch zum obersten Quartiermeister damaln in continent Eligiert vnd Publiciert worden.

Nach beschehener Declaration, weil sonderlich der Raht in der alten Stadt Prag/ derselben Gemeine verwehren wollen/ das sie nicht hetten vnter die Herrn Defensores vnnd Evangelische Stände kommen sollen/

sollen/nachmals aber vmb Genade gebeten/die sie auch erlanget: Ist auch allen Rahtspersonen/ der drey Städten/mitgeben worden/ jhre von sich gegebene Pleni potentz mit dero grossen Rahts Insiegel besiegelt / wie auch ein Verzeichniß der jenigen Personen/ welche die verhindernüß gethan/ das die Gemeine nicht hat vnter die Defensorn kommen dörffen/ auff folgenden Tag vmb 8 Vhr mit sich in die Landtstuben zu bringen/ vnd den Defensorn vnd vereinigten Ständen einzustellen/ Welches sie gerne zu thun alsbald verwilliget/ weil Doctor Bihon viel gifftige Rahtschläge/ wieder die Evangelische Stände eine zeit hero geben helffen/ sich auch verlauten lassen/er hette den Evangelischen zu Wien das Bad ziemlichen geheitzet/ hat sich die Bestia aus furcht seines bösen Gewissens/zu den Capucinern ins Kloster versteckt/ Wie auch sonsten eine tonne mit Silber/ vnd eine mit Schrifften vnd Briefen/ zum Peter Paul Falckmeister in der New Stadt/ in verwahrung geben. Derowegen man demselben nachgestellet/vnd durch commissa aus allen dreyen Städten aus der Capuciner Kloster/ welche anfangs nicht bekennen wollen/ das sie jhn receptirt,biß sie mit bedrewung einer visitation verhalten gesteckt/den schönen Vogel ausgenommen/vnd vmb 12 Vhr zu den Herrn Defensorn vnnd Evangelischen Ständen gefangen gebracht/ welcher auch bald etliche stunden aneinander güttlichen ist examiniret worden/ Vnd wie man sagt viel seltzame Sachen vnd Practiken sol bekandt haben/ Nachmals hat man jhn auffs Klein Seite Rahthauß biß auff weitern Bescheidt ins Gefängniß gegeben/ was man nun weiter mit jhme vornehmen wird/gibt die Zeit.

Diesen Tag in aller früh vmb 6 Vhr ist Herrn Slawata Gemahl zum Grafen von Turm kommen/ Jhme einen Fußfall gethan/vnd drüber in Ohnmacht gefallen/ Nachmals als man sie wider erquicket/ vermeldet/ das jhr lieber Herr die Stände vmb Gottes willen vmb verzeihung bitten liesse/ vnd bekandte/ das er vnrecht gethan/ diese Straf verdienet/weil er wider Gott/ deß Landes Privilegien, sein Gewissen/ vnd deß Vatterlandts gesündiget hette/ Derowegen er auch als ein Sterbender jhn verzeyhen/ alleine weil er von Herrn Schmizanski vnnd den

esul-

Jesuwitern, were darzu angeleitet worden / er auch dem Bapst in diesem fall Gratificiren wollen/ Als bete er vmb vergleichung/ vnd Recommendirte sich den Herrn Ständen zu Genaden vnd Schutz / begehrte auch keine Dienste / alleine das er mit seinem Gemahl vnd Kindern / auff seinen Gütern mit frieden bleiben möchte.

Hierauff sich die Stände resolvirt, weil sie auch beynebenst andeuten lassen / das er noch andere Practiken mehr entdecken wolte / so wider die Stände angesehen gewesen/ das er einen Revers dißfalls von sich geben/ vnd alles schrifftlich verfassen solte / So er auch zu thun sich willig anerbotten/das jhme Genade erzeiget werden solte.

Der Endtschluß oder Apologeticum dieser gantzen Sach / soll künfftig mit ehester Gelegenheit auch eröffnet werden.



Der Prager Fenstersturz. 23. Mai 1618.

(Kupferstich, nach älteren Vorlagen aus: Graf Franz Christoph Khevenhiller, Annales Ferdinandei. Pars IX. Leipzig, 1724. Das architektonische Bild des Prager Schlosses ist richtig wiedergegeben, der „Fenstersturz" um vier Häuser zu weit nach Westen eingezeichnet.)

Wahrhaftige Zeitung aus Prag. 1618.

Beim Prager Fenstersturz, der die unmittelbare Veranlassung zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges wurde, warfen verschworene evangelische Adlige Böhmens die Kaiserlichen Statthalter Wilhelm von Slawata und Jaroslav von Martinitz nebst dem Geheimschreiber Fabricius Platter aus einem im ersten Stock gelegenen Fenster der böhmischen Kanzlei, und zwar aus einer Höhe von 16—17 m, gemessen vom Fenster bis zum Grabenrande, hinaus, ohne daß die drei von ihnen exekutierten Personen erheblichere Beschädigungen erlitten. Die Darstellung dieses Aufsehen erregenden Ereignisses in der hier wiedergegebenen, den evangelischen Standpunkt wahrenden, anonymen, vermutlich außerhalb Prags gedruckten, Flugschrift dürfte im allgemeinen, bis auf die häufiger verdruckten Eigennamen, richtig sein, nur der Bildholzschnitt ihres Titelblattes vervielfältigt eine frei erfundene Zeichnung.)

stand auf, geteilt, ohne Plan, mit schwachen Mitteln; Baden-Durlach, der Mansfelder, der Braunschweiger, zuletzt der niedersächsische Kreis mit dem Dänenkönig unterliegen den Truppen der Liga und des Kaisers; Ferdinand II., noch als Kaiser ein Flüchtling in den Stammländern seines Hauses, wirbt durch einen erprobten Söldnerhäuptling, Wallenstein, eine Soldatenmasse, die er durch Kriegssteuern und Raub in den fürstlichen Landesgebieten ernährt. Immer größer schwillt des Kaisers Heer, immer höher steigern sich seine Ansprüche in Deutschland, in Italien; der alte Gedanke Karls V. nach dem Schmalkaldischen Kriege wird in dem Enkel lebendig, er will Deutschland sich unterwerfen, wie er Bauern und Stände in den österreichischen Provinzen unterworfen hat, jede Selbständigkeit will er brechen, Privilegien der Städte, Rechte der Stände, Stolz und Hausmacht der Fürsten, ganz Deutschland hofft er unterzuzwingen unter seinen Glauben, unter sein Haus. Aber durch ganz Deutschland schallt ein Schrei des Schmerzes und der Wut über den greulichen Freibeuterkrieg, welchen der erbarmungslose Feldherr der Habsburger führt. Alle Bundesgenossen des Kaiserhauses erheben sich drohend. Die Fürsten der Liga, vor allem Maximilian von Bayern, sehen nach dem Ausland um Hilfe, sie selbst brechen den hohen Mut des Kaisers, er muß seinen treuen Feldherrn entlassen, das unmenschliche Heer einschränken. Ja noch mehr. Auch der Heilige Vater beginnt den Kaiser zu fürchten. Der Papst selbst verbindet sich mit Frankreich, um den Protestanten schwedische Hilfe herbeizuführen[5]. Der „Löwe von Mitternacht" steigt aus der See an die deutschen Küsten.

Die zweite Periode des Krieges beginnt. Die katholische Macht hat in großem Wogenschwall die deutschen Länder bis zu dem nördlichen Meer überflutet. Jetzt (1630—1634) kommt die protestantische Gegenströmung, und unaufhaltsam überfährt auch sie von Norden nach Süden zwei Dritteile von Deutschland. Auch nach dem Tod ihres Königs behalten die schwedischen Kriegsobersten das Übergewicht im Felde, Wallenstein selbst fällt von dem Kaiser ab und muß heimlich getötet werden. Schon kommt der katholischen Partei Mutlosigkeit. Da gewinnt sie mit letzter zusammengefaßter Kraft die blutige Schlacht bei Nördlingen.

Es folgt die dritte Periode (1634—1648), vierzehn Jahre, in denen Sieg und Niederlagen auf beiden Seiten sich fast ausgleichen. Die Schweden, an das Nordmeer zurückgedrängt, stürmen, alle Kraft anspannend, noch einmal bis über die Mitte Deutschlands vor, wieder fluten die Glückswellen hin und her, aber kürzer, kraftloser. Die Franzosen breiten sich beutegierig am Rhein aus, das Land verödet, Hunger und Pest wüten. Den Schweden wird ein Feldheer nach dem andern abgenutzt, mit unendlicher Hartnäckigkeit halten sie das Feld und ihre Ansprüche fest. Ihnen gegenüber steht ebenso unerschütterlich der Ligafürst Maximilian, noch in dem letzten Jahrzehnt des Krieges kämpfen die Bayern drei Jahre lang die ruhmvollsten Feldzüge, welche das Haus der Wittelsbacher aufzuweisen hat. Der fanatische Ferdinand ist gestorben, sein Nachfolger, klüger und maßvoller, ein

Außführlicher vnd Gründtlicher Bericht:

Was sich bey vergangner Beläger: vnd Eroberung der fösten vnd weit: berühmbten Statt Magdeburg verloffen.

Darbey Herrn Generaln Grafen von Tylli trewhertzige Warnungsschreiben zu lesen / welche sein Excell: vor hero an den vermeinten Administratorn: Jtem / dene von Falckenberg / vnd die Statt Magdeburg abgehen lassen.



Auch wessen jhre Excell: von denen verstockten Gemüthern widerumben beantwortet worden: Warauß dann klar zu sehen ist / daß sie jhnen allein selbsten diesen ruin vnd Jammer zu klagen haben.

Gedruckt im Jahr Christi / 1631.

Es ist nunmehr Reichs- vnd Weltkündig / was massen die Statt Magdeburg der Röm: Kays: May: vnserm allergnädigsten Herrn / als jhrem von GOTT vorgesetzten Oberhaupt/ nit allein den gebührenden vnd schuldigen Respect, Gehorsamb vnd devotion vorsetzlich entzogen/ sonder auch jhren Hochmuth vnd Trutz der gestalt vorbrechen lassen/ daß Sie Jhrer Kays: May: vnd deß Röm: Reichs erklärten Feinden vngescheucht vnd offentlich angehangen/ demselben allen Vorthayl/ Hülff vnd Vorschub erwisen / vnnd hingegen das Kays: Kriegsheer/ auff alle weiß vnd weeg / so guet sie nur jmmer vermögt/ feindtseeliger weiß verfolgen/ auffschlagen/ Proviandt vnd andere Nottufft/ wo sie nur selbige anzutreffen gewüst/ aigenthätlicher weiß auffhalten vnd abnemmen helffen/ sich auch in allem thun vnd lassen der gestalt widerwertig/ Rebellisch vnd Feindtlich erwisen / daß entlich der Kays: General Veldt Hauptman Jhre Fürstl: Gnaden Hertzog von Friedtlandt verursacht worden / die nothwendige gegen- vnd Gewaltsmittel/ weil keine güetliche so vilfältige warnung- vnd ermahnungen nit verfangen wollen/ sonder der Trutz vnd Hochmut je länger je mehr gewachsen/ an die Handt zunemen/ vnd bemelte Statt Magdeburg mit einem Thayl der auff dem Fueß gehabten ansehlichen Kayserlichen Armada von weittem zu ploquiern, vnd in dem Zaum zuhalten/ jnmassen sich dann solches Werck eine geraume Zeit continuiert vnnd erstreckt / vnd die Güete/ dem ersten vnd schärpffe darumben allzeit vorgezogen worden/ daß man verhofft dise ansehliche vnnd berühmbte Statt wurd ainist sich eines besseren bedencken/ vnd ihre aigne Wolfahrt vnd Conservation dem vngewissen außgang deß Kriegs vorziehen / vnnd jhnen die höchstberümbte Kays: clemenz vnd Gnaden/ so jhnen jederzeit angebotten worden / mehrer als Christliches Bluetvergiessen/ schädliches Landtverderben/ vnd gefährliche weitterungen belieben lassen/ wie dann endtlich auch auff bewegliches zusprechen vnnd Interposition, sonderlich der löblichen Anseestätt erfolgt / vnd zu anfang deß Monats Octobris im nechstabgewichnen 1629. Jahr/ ein solcher güetlicher accord auffgerichtet worden / daß wolgedachter Kays: General Veldt Hauptmann Hertzog von Friedtlandt/ der Statt Magdeburg im Namen allerhöchsternant Jhrer Kays: May: nit allein vollstendigen Perdon erthailt / Sie in Kayserlichen Gnaden vnd Hulden auffgenommen/ sonder auch eine starcke ansehliche Summa Gelts von vil tausent Reichs hallern/ so die Statt dem accord vnd

vergleich

vergleich nach/ Ihrer Fürstl: Gnaden Hertzogen von Friedtlandt in abschlag der vnder wehrender ploquirung auffgeloffner schwerer Kriegskosten / hette erstatten sollen/ zu desto mehrer bezaigung der Kays: Clemenz vnnd güete / allerdings nachgesehen vnd geschenckt: dargegen dañ mehr gemelte Statt Magdeburg Ihrer Kays: May: allen schuldigen respect, devotion vnd gehorsam/ auch alles das jenige/ was einem getrewen vnd gehorsamē Standt deß Reichs gebührt/ zulaisten/ gelobt vnd versprochen.

Wie aber das innerliche Gemüt vnnd Geblüet der Statt Magdeburg mit disem eusserlichen thewrem Gelübt vnd versprechen correspondirt habe/ das hat nit gar lang/ noch vorgangnem accord, das Werck vnnd der Augenschein gnugsamb an Tag geben: dann als nechstverschines 1630. Jahr im Summer/ Ihre Kayserliche May: sampt den dreyen Geistlichen Herrn Chur-Fürsten/ wie auch dem Churfürsten in Bayrn zu Regenspurg bey dem daselbst angestellten Convent in Persohn zusammen kommen/ auch mit vnd neben deß Churfürstens zu Sachsens vnnd Churfürstens zu Brandenburg anschlichen Gesandten/ in völligem Werck begriffen gewesen / dem lieben Vatterlandt teutscher Nation den höcherwünschten edlen Friden vnd Ruhe wider zubringen/ entzwischen aber der König in Schweden eine starcke Kriegsmacht auff den Fueß/ vnd teutschen Boden gebracht/ darmit auch ohne ainige rechtmessige vrsach/ ja wider billichkeit/ fueg vnnd recht/ das H. Röm. Reich vnfürsehens feindseliger weiß angefallen/ die Kays: Soldatesca an Orth vnd Enden/ wo Er köndt/ verfolgt vnd auffgeschlagen / vnd sich vnderschidlicher vornemmer Orth bemächtiget / ist offtbemelte Statt Magdeburg auß den Reichsstätten gleich die erste gewesen/ so bey solcher ohne zweiffel lang erwünschter conjunctur, die maschara abgezogen/ Ihre der Röm. Kays: May: gethanes Gelübdt/ Aydt vnd versprechen vergessen vnd beyseyts gesetzt/ vnd nit allein dem König in Schweden / als Ihrer Kays: May: vnd deß Röm: Reichs offnen Feindt Beyfall gethan vnd vngescheucht offentlich angehangen / zumaln auch dessen Hof Marschalcken vnd Obristen Dietrichen von Falckenberg / wie auch den vermainten Administratorn deß Stiffts Magdebug Marggraf Christian Wilhelm zu Brandenburg / mit einer zimblichen anzahl Kriegsvolck inn die Statt an vnd auffgenommen / sonder also gleich die Kayserliche selbiger Orthen herumb gelegne Soldatesca feindtlicher weiß angefallen/ verfolgt/ auffgeschlagen/ vnd gegen Sie nit anderst als ein offentlicher Feindt verfahren/ vnd ob woln man Sie abermaln von solchem vnverantwortlichem fridbrüchigem beginnen güetlich ab- vnd zu gebürender observanz jhrer schuldiger Pflichten/ devotion vnd gehorsambs ermahnet/ hat doch solches anderst nichts gefruchtet/ als daß jhre insolenz vnd vermessenheit je länger je mehr zu vnd vberhandt

 genom-

genommen/ derowegen dann Jhre Kays: May: bewegt worden/ dise feindtseli-ge vnd widerwerdige Statt Magdeburg abermaln mit herumblegung einer an-zahl Kayserlichen Kriegsvolcks ploquirn, vnnd jhnen die vilfältige starcke Außfäll vnd vorgehabte feindselige Anschläge vnnd progreß verwöhren zu-lassen. Es hat sich aber selbige hierdurch zu bessern vnnd haylsamen gedan-cken vnd bezaigungen/ weniger zu gebührender accommodation gantz nit be-wegen/ sonder durch deß vermainten Administratorn vnd Obrist Falckenber-gers verhetzung/ wie auch deß Königs in Schweden vilfältigen starcken vnnd Königklichen versprechen/ gantz gewisser vnd vnfehlbarlicher Entsetzung/ also weit einnemmen vnd verlautten lassen/ daß Sie mit jhren feindtseeligkeiten ge-gen Jhre Kay: May: vnd dero Kriegsvolck je länger je stärcker verfahren/ sich auff jhre vöste Mauren/ vnnd das Schwedische versprechen allerdings verlas-sen/ vnd weiln Sie sich einer Belägerung wol besorgt/ mit allerhandt starcken fortificationen vnd Vorwercken/ wie auch nach vnd nach mit einschlaichung einer grossen Anzahl Schwedischen vnnd andern Kriegsvolck zu Roß vnnd Fueß/ dergestalt versorgt vnd versehen/ daß Sie sich nun mehr dem Menschli-chen ansehen nach für gantz sicher vnd vnvberwindtlich gehalten/ vnd je mehr es auch dem König in Schweden mit seinen feindtseligen progressen vnd ein-nemmung vnderschidlier vornemmer Orthen in Pommern vnd selbiger En-den gelungen/ je mehr ist die Statt Magdeburg in jhrer Halßstarrigkeit/ Trutz vnd Hochmuth verstockt/ auch solche anzaig- vnd erklärungen von sich geben/ daß alle Hoffnung vmbsonst vnd vergebens gewesen/ Sie anderer gestalt als mit gewalt vnnd durch eine ordenliche ernstliche Belägerung widerumb zu Ge-horsamb zubringen/ jnmassen dann Jhrer Kays: May: vnd deß löblichen Ca-tholischen Bundts General Herr Johann Tzerclaß Graf von Tilly / nach dem Seine Excell: zuvor dem König in Schweden entgegen gezogen/ auch in Angesicht desselben/ die Statt Newen Brandenburg/ ohne daß Er selbige sei-ner dem Obristen Kniphausen gegebner offt widerholter starcker Königklicher parola nach/ entsetzen dörffen / mit sturmender Handt glücklich erobert / darauff den König in Schweden hin vnd wider gesucht / selbiger aber in dem Veldt keinen standt halten wollen/ sonder sich also gleich zu ruck nach Stättin in seinen vorthayl retiriert, ohne zweiffel auß sondebarer eingebung vnd ver-hängnuß GOttes/ die löbliche vnnd Heroysche resolution gefaßt/ dise wider-spennige vnd Rebellische Statt Magdeburg mit aller Macht vnd Ernst anzu-greiffen/ vnd zu schuldigem Gehorsamb zubezwingen/ durch dise schwere vnnd wichtige impresa auch den König in Schweden wider auß seinem Vorthayl in das Veldt zulocken/ vnd jhme vrsach zugeben/ daß Er die von jhme so starck vnd vilfältig versprochne Entsetzung/ da er lust vñ muth hette/ versuchen kund-te/ zu

te/ zu welchem dann Ihre Excell: Herr Graf von Tilly/ dem Herrn Grafen Gottfridt Hainrich von Pappenheimb/ deß löblichen Catholischen Bundts VeldtMarschalcken alsobaldt Ordinantz ertahilt/ alle gehörige Notturfft/ dise starcke Belägerung mit Ernst fortzusetzen in beraitschafft zu halten/ forderist auch das Kayserliche vnd Bundtsvolck hin-vnd wider auß den Quartiern abzufordern/vnd für Magdeburg zu commandirn, allda hochgemelte Ihre Excell: auch mit dero vnderhabenden Armada den 5. Tag Aprilis glücklich angelangt/ folgenden Tags die Statt vnd deren auffgeworffne Vorwerck vnd fortificationes in aigner Person recognoscirt, vnd darauff solche disposition vnd anstalt der Belägerung verordnet/ daß der Kays. Veldt Marschalck Herr Graf Wolff von Manßfeldt mit seinem vnderhabenden Kayserlichem Kriegsvolck selbige auff diser Seyten der Elb/ wolgedachter Herr Graf von Pappenheimb aber mit der Catholischen Liga Volck auff jener Seyten vor die Handt nemmen vnd vortsetzen solle. Inmassen dann gleich darauff beyderseyts mit dem aprochirn vnd andern nothwendigen præparatorien in Gottes Namen der anfang gemacht worden.

Dienstag den 9. Aprilis hernach haben Seine Excell: dem Herrn Veldt-Marschalcken Grafen von Pappenheimb Ordinantz geben/mit dem Catholischen Bundtsvolck den ersten angriff zuthun/ welcher sich gleich selbige Nacht zwischen Prester vnd der Magdeburger fünff Schantzen/ so Sie an der Elb auffgeworffen/durch hülff der finstere logiert, vnd mit einem doppelten Lauffgraben von 800. Schritten bemelte fünff Schantzen von Prester abgeschnitten/ auch durch aine auff dem Damm gelegte Schantz jhnen die communication deß Wassers benommen/ darauff alsobaldt aine reduten gestürmbt vnd erobert/ hernach aine Bateria gegen der Magdeburger ersten Schantz der Trutz Pappenheimb genannt/auffgeworffen/vnd selbige/mit angehendem Tag beschossen/welche auch von dem Obrist Leutenant Grotta/ vnangesehen wegen der villen vnd dücken mit Pfeylern in die Erden geschlagnen Dorn sehr hart anzukom̃en gewesen/ mit stürmender Handt erobert/ alle Soldaten sampt dem Leutenant nider gemacht vnd in die Elb geworffen worden/ von danen haben Ihre Excell: Herr General/ so sich in Persohn darbey befunden/ auff die andere Schantz der Magdeburger succurs genannt/ zu avanzirn befolchen/ welche man gleich beschossen vnd mit sturmb angriffen/ als aber dem Commandanten darinnen der Armb hinweg geschossen worden/ seyn die Magdeburgische Soldaten ohne Gewöhr auß der Schantz entgegen geloffen/ vnd vmb das Leben gebetten. Als man nun die Bateria weitter auff die grosse Schantz der Trutz Tylli genannt/ avanzirn wollen/hat der darinn gelegne Capitän sampt seinem Volck sich alsbald ergeben/ vnd ist neben 200. Soldaten gefangen/ in

 diser

diser Schantz auch 5. Mettallene Stuck/ welche die Statt von newem giessen/ vnd dem vermainten Administratorn verehren lassen/ sampt zimblich vil Munition/ Schantzzeug vnd anders bekommen worden/ vnder wehrendem stürmē seyn 2. Schiff/ darinnen die so kein Quartier bekommen/ sich nidergelegt/ die Elb von selbsten hinunder geflossen/ aber mit Stucken vnd Mußqueten der gestalt belaitet worden/ daß Sie vermuthlich wenig Zeuttung in Magdeburg werden gebracht haben.

Wie sich nun Abendts die Regimenter retirirn wollen/ hat Herr Graf von Pappenheimb mit dem Savellischen Regiment vñ etlichem Bundtsvolck auff die Schantz zu Prester einen blinden Lermen gemacht / darauß aber ein rechter formal Sturmb worden/ vnd haben die Savellische geschryen/ Sie wollen demonstrirn, daß Damin nit mit jhrem Willen verlohren worden/ vnd als Sie schon angefangen die Palisaden abzuhawen / ist den Feindt ein solcher Schröcken ankommen / daß Er sich gleich retirirt, vnd die Schantz verlassen.

Den 10. Aprilis vmb Mittag ist Herr Graf von Pappenheimb mit dem Savelischen Regiment für Crackaw/ welches gar nahe an der Statt gelegen/ geruckt/ so bald aber das Volck angesetzt/ hat der Feindt die Schantz verlassen/ vnd sich auff zween starcke Thürnen retirirt, deme man auff dem Fueß nachgeruckt/ vnd selbige Thürnen mit Gewalt zu stürmen angefangen/ dem Feindt auch die Defension der gestalt benommen/ daß Er nur mit Stainen herunder geworffen vnnd etliche verletzt; Als aber der erste Thurn mit gewalt erstigen/ alle Soldaten darauff nidergehawen/ vnd der ander gleicher gestalt angefallen worden/ hat der Feindt vmb Quartier geruffen/ vnd selbige bekomen/ die Magdeburger seyn damaln in starcker anzahl außgefallen/ vorhabens dise Schantz vnd Thürnen/ darauß jhre vornembste Schantz am Zollhauß bey der Brucken commandirt wirdt/ zu entsetzen/ vnd anfangs hart darauff getrungen; Sie seyn aber mit Gewalt zu ruck getriben / vil erschossen vnnd in das Wasser gesprengt/ viertzig gefangen/ vnnd die vbrige zu ruck in die Statt gejagt worden. Eben dise Nacht hat der Graf Wolff von Mannsfeldt auff diser Seyten auch drey Magdeburgische Schantzen angefallen/ die Capitan vnd alle Soldaten darinnen nidergehawen/ vnd seyn dem Feindt in disen zweyen Tagen vber 500. Mann todt vnd gefangen gebliben. Den 11. April darauff hat der Feindt abermahlen einen starcken Außfall zu Roß vnnd Fueß gethan/ seyn aber geschwinder hinein gejagt/ als sie herauß kommen/ vnd biß an die Pforten beglaitet worden.

Vnder wehrender solcher glücklicher fortsetzung der Belägerung Magdeburg/ hat sich der König in Schweden mit aller seiner Macht zu Roß vnd

Fueß

Fueß von Stättin auffgemacht/ seinen Zug nach Franckfurth an der Oder genommen/ der mainung durch solche angestelte interprisa den Herrn Generaln Grafen von Tylli/ in seinem vorhaben vor Magdeburg irr vnd wendig zumachen/ jnmassen dann auch Ihr Excell: so bald Sie solchen Schwedischen Anzug vernommen/ vor Magdeburg alle eingenommene Schantzen vnd auffgeworffene Fortificationes wol besetzt/auch mit der Belegerung solche anstellung gemacht/ daß man sich vor dem Feindt keiner sonderbaren Gefahr zubesorgen gehabt/ vnnd dann ferrner mit einer gnugsamen anzahl Kriegsvolck auffgebrochen/ willens dem Schweden in dem Feldt zu begegnen/ vnd den Kayserlichen zu Franckfurth vnnd selbiger Orthen nothwendigen Succurs zu liffern: Als aber Ihr Excell: zu Alten Brandenburg mit Ihrer Armada angelangt/ vnnd daselbst gewisse Kundschafft bekommen/ welcher gestalt dem König in Schweden bemelte Statt Franckfurth durch verrätherey der Burgerschafft/ vnd weiln die Kayserische Solthaten zur Gegenwöhr keines weegs zubewegen gewesen/ allberait in die Handt kommen/ vnd daß Er gleich weitter für Landtsperg/selbiges Orth gleicher gestalt zu vberg wältigen geruckt/ seyn Ihr Excell: dero Weltkundigen Kriegs erfahrnheit nach/ vnd zweiffels ohne auß sonderbarer Göttlicher inspiration zu Rath worden/ sich gestracks widerumb für Magdeburg zu wenden/ vnd durch ernstliche Fortsetzung selbiger Belägerung/ dem König in Schweden vor weitterm feindlichem Einbruch in die Schlesien vnd andere Ihrer Kays: May: Erblanden/ zu divertirn vnd abzuhalten/ Ihne auch zutringen/ daß Er seinem vilfältigen starcken vnd Königklichem Versprechen vnd versicherung nach/ der Statt Magdeburg mit dem Succurs zu Hülff eyle/ jnmassen Ihr Excell: Herr General/ als Sie mit dero Armada vor Magdeburg widerumb angelangt/ dem Grafen von Pappenheimb Feldt-Marschalcken also gleich den 28. Aprilis darauff Ordinantz ertheylt/ eine Magdeburgische Schantz gegen der Jungfraw Insel bey der Voglstangen anzugreiffen/ welches beschehen/ die Schantz beschossen/ die Soldaten mit Schiffen vber in die Insel gesetzt/ der Sturmb angeloffen/ vnd ohne Verlurst die Schantz ein-daselbst auch ein zimblicher Verrath an Pferdten/ vnd Viech/ so die Magdeburger auff der Insel gehabt/ bekommen/ in dieser Schantz auch an der Porten eine Jungfraw auff einer Kupffernen Taffel auffgestellt gefunden worden.

Folgenden 29. Aprilis ist man für andere zwo Magdeburgische Schantzen an der Elb geruckt/ deren eine Herr Obrist Leutenant von Grotta mit zapirn einbekommen/ die ander aber hat der Feindt selbst verlassen. Den 30. Aprilis hat man die vöste vnnd vornembste Schantz/ so ein stattliches Real doppeltes Werck/ vnd die Zollschantz genannt war/ mit ernst attaquirt vnnd

 angrif-

angriffen/ vnd seyn der Hertzog von Hollstain vnd Obrist Wangler mit jhren aprochen, biß an die Palisaden vnnd Gräben kommen / Darauff die Pressa geschossen / vnd dem Feindt mit Granat werffen dermassen zugesetzt worden/ daß die Belägerte darauß- vnd in jhre Lauffgräben weichen/sich auch von dar/ jnmassen Sie dapffer gethan/defendirn müssen/Es ist aber disen Nachmittag ein so grausamb kaltes Regenwetter mit grossem Windt vermischt / eingefallen / vnd so starck angehalten/ daß fast kein Soldat im Feldt bleiben köndten/ vnnd die Lauffgräben sich schon mit Wasser also angefüllt/ daß man von fernerm Vornemmen mercklich gehindert worden/ vnd haben sich die Soldaten die Nacht / so gut sie köndt/ gehalten. Donnerstag darauff an der heiligen Apostel Philippi vnd Jacobi Tag/ als man Morgens zwo Stundt vor anbrechendem Tag// diese Schantz mit Sturmb anlauffen / fürther auch die Elb-Brucken mit Brandt anstecken wollen/ hat sich befunden/ daß der Feindt dise stattliche Fortification, neben noch einer andern Schantz an der Elb hinab selbsten verlassen gehabt/ so ohne Sturm̃ vnd Volcks verliehrung nit wol hette köndten gewunnen werden: Vnnd ob woln die Belegerte das Zollhauß an vier Orthen in Brandt gesteckt/ ist es doch bald wider salvirt, hingegen die Brucken hinweck gebrant/ vnnd solcher gestalt auff selbiger Seyten alle deß Feindts aussere Werck glücklich erobert vnd einbekommen/ die Statt vnd der Elbstromb allerdings beschlossen/ der verhoffte Succurs nunmehr gantz abgeschnitten/ fürther auch die nothwendige Posti besetzt / vnnd das Kriegsvolck auff dise Seyten der Statt vbergesetzt/ Posto genommen/ vnd mit gleichmessigen Ernst den Belegerten vnauffhörlich vnnd zumahln der gestalt zugesetzt worden/ daß man in kurtzer zeit mit dem aprochiren gantz biß an den Stattgraben kommen/ vnd daselbsten logirt hat.

Vnnd ob woln mehr wolgedacht Jhre Excell: mit schiessung der Pressa vnnd anlauffung deß Stumbs/ also gleich hetten verfahren köndten / hierzu auch vmb so vil mehr Vrsach gehabt hetten/ weiln Sie entzwischen die gewisse Kundtschafft bekommen/ daß der König in Schweden nach dem sich jhme die Statt Landtsperg mit Accord ergeben/ mit aller seiner Macht im Anzug seye/ die Statt Magdeburg seinem Versprechen vnnd allzeit sonderbaren darauff gehabtem Aug diſſegni nach/ mit gewalt zuentsetzen/ jnmassen sich dann sein vortrab allberaite in zimblicher anzahl in der nähe vmb Magdeburg sehen lassen: So haben doch Jhre Excell: zu allem vberfluß / vnd damit sie nur im Werck gnuegsamb erzaigen vnd an Tag geben/ wie wenig Sie naigung vnnd gefallens haben an Christlicher Bluetverieſſung / vnd wie trewlich Sie jhnen die Wolfahrt vnnd conservation diser berühmbten Statt Magdeburg angelegen seyn lassen/ die güetliche Mittel der schärpffe vorgezogen/ vnd so wol den vermain-

vermainten Administratorn Margraf Christian Wilhelmb zu Brandenburg/ als auch Burgermaister vnd Rath sambt gantzer gemainde vnd Burgerschafft zu Magdeburg/ in gleichem dem Schwedischen darinn commandirenden Hof Marschalcken Dietrichen von Falckenberg/von Ihrer Halßstarrigkeit vnnd Vngehorsamb/ mit deutlicher anzaigung der mercklichen grossen Gefahr in welcher Sie begriffen seyn/ durch glimpfliche Schreiben gantz wol mainendt ab- vnd zu gebürender Submission vnd gütlicher Accommodirnug vnd Auffgebung solcher gestalt ermahnet/ wie hernach folgende Abschrifften sub Lit: A: B: vnd C: mit mehreren vmbstenden außweisen. Es hat aber solches bey disen verbitterten vnd halßstärrigen Gemüthern/ so wenig verfangen vnd angesehen werden wollen/ daß Sie mit vnauffhörlichem schiessen Tag vnd Nacht je länger je stärcker fortfahren / die Sudenburg vnd Newstatt/ damit das Kayserlich Kriegsvolck darauß keinen vortheil haben kunde/ selbsten vorsetzlich in den Brandt gesteckt / Ihre gantze noch vbrige Macht vnd Mittel zusammen in die Alte Statt retirirt, vnd mit innerlichen newen Wercken vnd Fortificationen sich eylfertig zur defension gericht/ auch so wenig anzaig gütlicher Accommodation scheinen lassen/ daß bey jhnen anderst nichts als die eusseriste desperation herfür gebrochen.

Entzwischen seyn gleichwol Ihrer Excell: auff obgedachte dero an die Belegerte abgangne gütliche Ermahnung Schreiben von allen dreyen Orten solche Antworten erfolgt/ wie die nachgetruckte Abschrifften sub Lit: D: E: vnd F: mehrers mit sich bringen/ darauß aber Ihre Excell: ein anders nit abnemmen vnd schliessen könden/ als daß die erbotte conferenz mit beyden Ihren Churfürstl: Durchl: zu Sachsen vnd Brandenburg/ wie auch mit den Anseestätten einig vnd allein dahin angesehen die Zeit zugewinnen/den Herrn Generaln auffzuhalten/ vud sorgloß- hingegen dem König in Schweden Lufft vnd Gelegenheit zumachen/mit dem Succurs, darauff Sie dann all jhr fundament vnd hoffnung gesetzt/ herbey zu nahen. Nichts desto weniger aber haben Ihre Excell: den Belegerten Ihre dißfals beschehnes begeren/ gantz willig vnd geneigt condescendirt, vnd nit allein den vermainten Administratorn, die Statt selbst/ vnd den von Falckenberg weitter solcher gestalt beantwortet/ zumaln auch den sichern Paß vnd repals für Ihre abgeordnete bewilligt vnd ertheilt/ sonder vornemblich auch selbsten an höchstgedachte beyde Ihre Chur: Fürstl: Durchl: zu Sachsen vnd Brandenburg / zu gnuegsammer vnd vberflüssiger demonstration, wie gern Ihr Excell: die gütliche accommodation vnd consequenter die conservation diser weit berühmbten Statt wünschen vnd sehen wolten/ solche wolmainende erjnder- vnnd Bittschreiben mit bey ordnung eines aignen Trompeters abgehen lassen / wie die Abschrifften hernach

 nach

nach sub Lit: G: H: I: vnd K: mit mehrerm Inhalt außweisen / darbey dann Ihre Excell: die Belegerte außtrücklich gewahrnet vnd trewlich nachmaln ermahnet/ weiln die angestelte Abordnung vnd Communication, vil zeit vnd weil erfordert/ die Sachen aber mit der Belegerung dahin gerathen/ daß sie keinen längern Verzug leyden köndten/ vnnd es jhnen also damit zu spatt fallen möchte/ daß Sie derowegen zu gewinnung der Zeit vnd mehrer Ihrer Sicherheit/ sich jetzo so bald resolvirn, vnd zu gebür bequemmen wolten/ vnd daß Sie im widrigem die Gefahr vnd Vngelegenheiten / so auß der verzegerung erfolgen könne / vnd beraits vor Augen stehe/ niemandt anderst als jhnen selbst zu imputirn vnd bey zumessen haben werden.

Nach dem dann alle solche vilfeltige vnd trewhertzige den Belegerten von Ihre Excell: beschehne Wahrnungen vnnd Ermahnungen/ gantz nichts verfangen/ sonder Sie in jhrer Halßstärrigkeit vnd Verbitterung nur je lenger je mehr zugenommen/ hierinnen auch die Burgerschafft von dem vermainten Administratorn vnd Falckenberger / als welche am wenigsten darbey zu verliehren gehabt/ mercklich gesterckt vnd verhetzt worden; Inmassen Sie dann vnangesehen ob angezogner angestelter gütlicher Communication, mit schiessen Tag vnd Nacht/ auch andern möglichisten Feindtseeligkeiten stärcker vnd hefftiger als niemaln verfahren/ haben Ihre Excell: lenger nit mehr zusehen/ noch die zeit weiter verliehren köndten noch wollen/ sonder mit Gutthaten aller anwesenden vornembsten Obristen vnd Kriegs Officir, auch all gemainem zu schreyen vnd begehren der Soldatesca, die ernstliche Resolution gefast/ die Statt Magdeburg mit einem General Sturmb anzugreiffen/ zu welchem ende dann zuvor mit auffwerffung der Baterien/ fertig haltung vnderschidlicher Minen vnd Schiessung einer starcken Pressa/ notwendige præparatoria gemacht / darauff Erchtags den 20. May Morgens/ vil Granaten in die Statt geworffen/ die Minen mit gutem erwünschtem Effect gesprengt/ vnd gleich zwischen Siben vnd Acht Vhr von der Kayserlichen so wol als deß Catholischen Bundts Kriegsvolck der General Sturmb mit vnaußsprechlichem Valor vnd Dapfferkeit angeloffen worden/ in welchem sich dann die Burgerschafft so wol als das Schwedische vnnd anders darinnen gelegne Kriegsvolcks sehr starck vnd manlich/ wie von desperirten vnd halßsterigen Leuthen/ leichtlich zu vermutthen/ gewöhret; In deme aber die Kayserliche vnd Bundts Soldatesca mit solchem ernst vnd furi an- vnd nach gesetzt/ daß die Belegerten angefangen zu weichen/ vnnd der Falckenberger nunmehr Augenscheinlich wahrgenommen/ daß dieselbige vberhand nemmen/ vnd die Statt in jhren gewalt bekommen werden/ hat Er vnd andere vornembste in der Statt mit einem vnerhörten vnd Barbarischen Exempel, dergleichen in Teutschen Historien

nit

nit bald zufinden seyn wirdt / die arme verzweifflete Burgerschafft dahin beredt vnd bewegt / ja selbsten würcklich Hand angelegt / daß nit allein an vnderschidlichen vornemmen Orthen in der Statt Pulfer vergraben / vnnd angezündt / die vornembste Gebäw zersprengt / sonder auch die Statt hin vnd wider mit Fewr an- vnd in einem vnlöschlichen jämmerlichen Brandt / auß verzweyfletem vnglaublichen Neydt / damit nur dem obsigenden Theyl dise ansehliche Victori schwer vñ thewr gnug gemacht / auch der ansehliche vorhanden Reichthumb vnd anderer Vorrath niemandt zu nutz vnd zu theil wurde / gesteckt worden. Vnd als entzwischen die Kayserische vnd Bundts Soldatesca die Wählen vnd Mawren allerdings vberstigen vnd mit Gewalt die Statt erobert / hat das Fewr dermassen zu- vnd vber handt genommen gehabt / daß vor Hitz niemandt hinzukommen / geschweigens die Brunst widerumb erlöschen köndten / ist also mehrers als die halbe Statt erbärmlicher weiß im Rauch auff- vnd vil vnschuldige Seelen jung vñ alt jäm̃erlich zu grundt gangen. Von dem Kriegsvolck vnd Burgerschafft in der Statt / so sich verzweiffleter weiß biß auff das eusserist gewöhret / ist der maiste Theyl / darunder auch der Schwedisch Hof-Marschalck Dietrich von Falckenberg / als dises laydigen Vnglücks vornembster Vhrheber vnnd Aufftiffter / sambt etlichen Obristen / Obrist Leutenanten / Hauptleuthen vnd Officiern todt gebliben / vil seyn selbst vber die Mawren auß- in die Elb gesprungen / vnd jhre Leben / so Sie vor dem Schwerdt vnnd Fewr zuerretten vermaint / im Wasser auffgeben: das vbrige ist alles mit einander / darunder auch der vermainte Administrator Marggraf Christian Willhelm zu Brandenburg / welcher in einem Fueß zimblich starck verletzt / gefangen / ein ansehliches von groß vnd kleinen Stucken / allerhandt Kriegs Munition / vnd sonderlich 24. Fahnen / vnd 6. Cornet bekommen worden / vnd ist dem Allmächtigen GOtt vmb solche ansehliche verlyhne Victoria desto mehrer zu dancken / weil dise gewaltige Beläger- vnd Eroberung / ohne sondern verlurst der Kayserischen vnd Bundts Soldatesca abgangen / jnmassen dann in dem Sturm̃ von vornemmen Leuthen vnd Officiern mehrer nit / als der Obrist Leutenant bey dem Savellischen Regiment / welcher allzeit einen sondern Valor erscheinen lassen / dann von dem Rheinachischen Regiment Hauptmann Rabnstain / vnd von dem Gelehnischen Haupmann Kopp / von den gemainen Soldaten aber eine geringe anzahl todt gebliben. Daß es aber sonsten in der Statt Magdeburg mit einlegung Pulfers / vnd selbst verzweiffleter ansteckung der Statt in den Brandt / allerdings oberzehlter massen hergangen / das bezeugen vnnd beklagen die gefangne Burger selbsten / vñ zwar am maisten / weiln Sie jhnen auff so villfältige trewlich ermahn- vñ wahrnungen / vor solchen eusseristen vnglück / gar wol hetten seyn köndten / wie dann ohne das auch aller vernunfft zu wider /

vnd

vnd an sich selbst gantz vnglaublich ist / daß die Kayserische vnd Bundts Soldatesca, nach außgestandner so langer vnd schwerer Mühe vnnd Arbeit / sich der berait sicher in handen gehabter Beuth / erst selbst durch Fewr vnd Brandt hetten sollen berauben wollen. Diser laydige succeſs solle billich auch der werthen Posteritet zu einem Beyspill dienen / was man sich nemlich in der gleichen occasionen auff außländischer Potentaten Hülff / assistenz vnd so starcke Königkliche versprechen / jngleichem auch auff dergleichen frembde vntrewe Göst / als der Falckenberger vnd sein Anhang zu Magdeburg gewesen / zuverlassen / vnd ob man sich darvon nit mehrer schaden / ja die gewisse ruin vnd vndertruckung / es gehe gleich ab wie es wolle / zu erwarten habe: der König in Schweden ist mit seiner gantzen Armada auff gar wenig Meylen von Magdeburg ankommen / aber den so thewr vnd offt den Belägerten versprochnen succurs weder versuchen / noch vil weniger exequirn dörffen / jnmassen Er sich dann nach erfolgter gleichsamb in Angesicht seiner / so glücklicher Eroberung / gleich widerumb zu ruck gewendet: Vnd ist also dise berühmbte Statt Magdeburg nit allein von dem König in Schweden vbel angeführt vnd betrogen / sonder auch durch sonderbare verhänck nuß deß vnerforschlichen Vrtheyl Gottes / vmb deß begangnen zweymaligen schweren Aydbruchs / vnd höchsten Vngehorsams / ja vnerhörter halßstärrigkeit vñ verzweiflung willen / so wol mit dem Schwerd / als auch mit aignem Fewr vnd Wasser gestrafft vnnd zu Gehorsamb bezwungen / dise ansehliche herrliche Victoria auch / darumben berait etliche berühmbte vnd mächtige Potentaten vnd Kriegshäupter getrungen / von dem miltreichen GOtt auß sonderbarer providenz vnd Gnad / Jhre Excell: Herrn Generaln Grafen von Tylli / vnd seiner Weltkündigen vnd berühmbten Kriegs Erfahrenheit vnd dexteritet, forderist auch der gerechten sachen / darumben Er das Schwerdt in der Hand führet / vorbehalten / auch diser sein vnsterblicher Valor vnd Dapfferkeit billich mit keinem geringern als disem Welt- vnnd Reichs bekandten Magdeburgischen Sig- vnd Jungfraw Kräntzlein geziert vnd verehrt worden: Der Allmächtige Gott wolle disem werthen vnd thewren Helden noch fürther sein Gnad vnd Segen / auch dermahln solchen endtlichen vnd Sigreichen succeſs verleyhen / damit das betrübte Vatterlandt Teutscher Nation mit dem edlen hocherwünschten Friden vnnd Ruhe ainist widerumb erfrewet / beständiges Teutsches Vertrawen vnd Einigkeit widerbracht / auch Landt vnd Leuth sich erhollen / prosperirn, vnd in Wolstandt erhalten werden mögen.

Lit A.

Lit: A. Schreibens Abschrifft.

An Ihre Fürstl: Gn: Herrn Christian Willhelm Marggrafen zu Brandenburg/ von Ihrer Excell: Herrn Generaln Johann Grafen von Tilly abgangen auß Westerhaussen den 4. May stylo novo Anno 1631.

Durchleuchtigister Hochgeborner Gnädiger Fürst vnd Herr.

E: Fürstl: Gn: werden sich ausser allen zweyffel allnoch vnabfällig zuerindern wissen/ welcher massen an dieselbe Ich hiebevor auß Halberstatt wolmaindlich geschriben/ vnd Ihro damahls gantz trewlich gerathen/ daß Sie von denen seythero gesuchten/ wider die Röm: Kays: May: lauffenden Consilijs vnd vnverantwortlichen Actionibus abstehen/ sich von Fridhässigen vnd Rebellischen Gemüthern länger nicht anführen noch verleithen lassen/ sondern allerhöchstg: Ihrer Kays: May: sich als einer auß vralthem vnnd so hohem Teutschen Geblüth geborner Fürst/ allergehorsambist submittiren, vnd denebens hochvernünfftig vnd reufflich ponderiren möchten/ wie sehr dero selben Fürstlich Stamm vnd Namme/ Ehr vnd Reputation auch alle zeitlich vnd ewige Wolfahrt/ auff den widrigen fahl hierunder periclitiren wurde.

Ob Ich dann zwar der guten Hoffnung gelebt/ E: Fürstl: Gn: solten dise meine wolmaindliche Erinderung vnd Trewhertzige Wahrnung bey Ihro fruchtbarlich haben gelten lassen/ So hat demnach der Event biß hier vil ein anders vnd zwar dises bezeugt/ daß Sie/ mit Ihrem widrigen procedurn sich von Tag zu Tag mehr vnd mehr vertieffen/ vnnd nunmehr die Sachen insonderheit bey der Magdeburgischen faction so weit kommen lassen/ daß/ wann Sie bey Ihrem vorgefasten proposito ferrer verharren vnnd sich keines andern noch bessern besinnen werden/ Sie alsdann schwerlich oder villeicht nimmer emergiren, sondern sich selbsten/ so wol als benante Magdeburger/ deren Weib vnd Kinder/ sampt so vil vnschuldigen Menschen/ deren Seelen bey dem Allerhöchsten hiernechst vmb Wehe vnnd Straff schreyen werden/ in die eusseriste vor Augen stehende Mühe vnd Verderben ohnfelbarlich setzen.

Derowegen/ vnd damit demnach das so schweres vnd gleichsamb für der Thür stehendes Vnhail zeitlich abgewendt/ E: Fürstl: Gn: vnnd menigklich in der that verspüren mögen/ daß man dannoch diserseyts gar keinen Lust noch gefallen/ sondern vilmehr die höchste abschewe trage/ dannoch dise Schuld vnd Vrsach niemandt anders als denen/ welche E: Fürstl: Gn: vnnd jetzt gemelte

Statt Magdeburg zu disen Extremiteten verlaitet vnnd gebracht haben / zu imputiren sey / So hab ich nicht vmbgeben können / E: Fürstl: Gn: hiemit auß mehrer auffrichtiger Wolmainung wie vorhin also nachmals trewlich zuerinnern vnd zuermahnen / Sie wollen dermaln eins in sich selbsten gehen / dises alles wol vberlegen vnd dahin gedencken / daß Sie jetzo weil es noch zeit ist / sich angeregten ohne verantwortlichen factionen allerdings entschlagen / ferner nicht opponiren, sondern die ergriffene Waffen so bald nider, vnd auß Handen legen / die an noch wehrende Thätlichkeiten gäntzlich einstellen / so dann die von Magdeburg von Ihrer Halßstärrigkeit beweglich vnd ernstlich dehortiren, vnnd also Ihrer Kays: May: als der ohngezweiffelten höchsten Christlichen Obrigkeit auß Pflicht schuldigsten Gehorsamb aller Vndertheinigist zu submittiren, dardurch werden E: Fürstl: Gn: das bevorstehende Vnglück haylsamblich abkehren / Ihro die Kays: Genaden Thür wider eröffnen / auch erhalten / daß mit vorangeregter Statt Magdeburg / villeicht eine solche erträgliche Capitulation getroffen vnnd geschlossen werden möchte / darzu Sie hienechst nimmer werden gelangen könden.

Zumahln E: Fürstl: Gn: vnd Ihnen Magdeburgern sich ehender bald zubequemen darfür nöttiger seyn wurd / weiln Sie selbsten sehen vnd spüren / daß sie von frembden vnd außländischen auff deren Hülff vnd Beystandt / Sie sich so sicherlich verlassen / vnd villeicht dardurch in disen Labarinth gerathen / seythero noch mit wortlichen Vertröstungen vergeblich lacktirt, auch nunmehr die Sachen zu solchem Standt gerathen seynd / daß Sie sich einigen Entsatzes oder Succurs fürters hin keines Weegs zu getrösten haben. E: Fürstl: Gn: damit deß Allerhöchsten Schutz wolbefelhendt / etc. Datum Westerhaussen / den 4. May. Anno 1631.

Lit: B. Schreibens Abschrifft.

Von Ihrer Excell. Herrn Generaln Grafen von Tilly / an Burgermaister / Rathsmannen / Zunfftmaistern / sambt gantzer Gemeindt vnd Burgerschafft der Statt Magdeburg / abgangen auß Westerhaussen den 4. May. stylo novo Anno 1631.

Liebe Besondere / etc.

Ihr werdet alberaits mehr / dann Euch selbsten lieb seyn mag / im Werck empfunden vnd erfahren haben / in was für mercklichen grossen Schaden Ihr vmb Eur bißhero gegen der Röm: Kays: auch zu Hungarn vnd Bohaimb Königl: May: Vnserm Allergnädigsten Herrn erwisener

wisener vnverantwortlicher vnnd hochstraffbarer Obstinacirer vnnd offentlicher Rebellion willen mit den Eurigen gerathen / alsó daß Ihr dardurch fast nunmehr all Eure zeitliche Gütter vnd Wolfahrt verlohren / vnd es jetzt vber dises alles durch Göttliche verleyhung so weit vnd dahin kommen / daß in Vnseren Handen vnd Machten stehet / Euch mit Euren noch vbrigen Haab vnd Güttern / Weib vnd Kindern in völlige vnd gäntzliche ruin zu præcipitiern. Wie nun aber wir gantz vnnd gar nit darfür halten wöllen / Ihr in solcher Eurer Halßstärigkeit so gar vertiefft vnd ersoffen seyn werdet / daß Ihr nit begehren oder gemaint seyn sollet / mit hertzlicher Berewhung wider zukehren / vnd Euch der schuldigen aller gehorsambsten Kayserlichen Devotion, vnd von deroselben dependirender Clemenz, Genad vnd Huld zuvnderwerffen. Also haben Wir keinen Vmbgang nemmen mögen / Euch dessen hiemit auß getrewer gegen Euch vnd den Einrgen tragender Sorgfalt vnd Wolmainung zum vberfluß zuerinnern / vnd zu gleich mit Ernst zuermahnen vnd zu wahrnen / Ihr wöllet Euch die Gnaden Thür / so Ihr diser zeit noch offen habt / nit gantz præcludyrn, besondern von Ewr biß dato erzaigter Widerwertigkeit alßbalden vnd vnverzüglich in der That abstehen / Euch dem schuldigen Gehorsamb / warmit allerhöchstgedachte Kays: May: als der höchsten vorgesetzten Obrigkeit Ihr Euch so hoch verpflicht vnd verbunden wisset / submittirn, vnd also dardurch deroselben würckliche Clemenz vnd Huld fehig machen / nicht zweifflent / Ihr werdet mit reiffer erwegung all diser Sachen / so hoch importirender vnd weit außsichtiger Circumstantien in Euch selbst gehen / Ewrn frommen vnd bestes suchen vnd werben / vnnd es zu denen für Augen schwebenden vnaußbleibenden hochschädlichen Extremiteten, warauff Ewr / auch Ewer Weib vnd Kinder sambt aller Haab vnnd Gütter eusseristes Vnhail vnd gentzlicher Verlurst / darfür Vns selbsten hertzlich leydt were / bestehen vnd häfften thut / mit solcher vorsetztligkeit nit kommen lassen / vnd habt Ihr vber dises alles jetzt im Werck selbst gewahr worden vnnd für Augen / daß die jenigen so Euch zu defendiren vnd zu beschützen sich angenommen / gar nit Ewrer vnd Ewrigen Nutzen vnd Wolfahrt zu befürdern / besondern vilmehr Ewr vnd deß gantzen Landts Verderben vnd ruin zusuchen gemaint vnd erwisen / Wir lassen auch in beygehenden Abschrifften Euch zur Nachricht vberkommen / was Wir anjetzo an deß Herrn Marggrafen Christian Willhelmen zu Brandenburgs Fürstl: Gn: vnd den Königlichen Schwedischen Hofmarschalcken Dietrichen von Falckenberg / gelanget haben. Habens Euch also hiemit durch gegenwertigen zu dem ende expreßlich abgefertigen Trompeter zu Ewrer aigentlichen Nachricht vnangefügt nit lassen mögen / vnd verbleiben darbey bey Ihme Ewr endtlichen Cathegorischen vnverweilten Resolution vnd Gemüts mai-

nung gewertig. Datum Westerhaussen vor Magdeburg/ am 4. May/ Anno 1631.

Lit: C. Schreibens Abschrifft.

Von Jhrer Excell: Herrn General Grafen von Tilly/ an den Königl: Schwedischen Hof Marschalcken vnd Obristen Dietrichen von Falckenberg abgangen auß Westerhaussen den 4. May stylo novo Anno 1631.

Geliebter Herr.

ES bedarff keines weitlauffigen remonstrirens, sondern ist dem Herren vnd sonst Meniglichen bekandt/ in was extremiteren es mit der Statt Magdeburg durch deren vnverantwortliche vnnd Rebellische Halßstärrigkeit/ vnd Fridhässiger persuasion der jenigen/ so sie darzu verlaitet haben/ gerathen/ vnd daß die Sachen mit selbiger Statt nunmehr so weit kommen seyn/ wo ferrn Sie bey jhrem gefasten proposito noch einige geringe zeit verharren wirdt/ daß alsdann nichts anderst als Jhr vnd der jhrigen Totall ruin, verderb vnnd vndergang habe zu gewarten/ bevorab weiln Sie sich einiges Entsatzes/ Hülff oder Succurs fürters hin nicht zugetrösten. Demnach Wir aber an jhrem Vnglück kein belieben noch gefallen tragen/ sondern dieselbe vermittels jhrer Pflicht schuldigsten vnd allergehorsambsten submission gegen der Röm: Kays: May: als Jhrer von Gott vorgesetzten höchsten Obrigkeit vil lieber verhütet vnnd abgewendet sehen möchten/ vnd doch nicht zweiffeln/ der Herr werde für sich selbsten vernünfftig erwegen können/ daß bey so beschaffenen dingen vnd zustandt nicht Christlich noch billich/ vilweniger für dem Allmächtigen vnd in seinem Gewissen verantwotlich seyn wolle/ darzu zurathen oder in das Werck zu richten/ daß so vil vnschuldige Menschen/ mit verliehrung Leib vnd Guts/ auch aller zeitlichen Wolfahrt in das eusserste Elend gebracht vnd gestürtzet/ vnd die Königl: Soldatelca der gestalt auff die Fleischbanck geführt werden.

So haben Wir nicht vmbgehen wollen/ dem Herrn solches wolmaindlich zu Gemüth zuführen/ vnd dabey seiner Pflichten damit allerhöchstgedachte Kays: May: Er als ein Reichs eingesessener Vnderthan verwandt ist/ zuerjnnern/ daß Er dieses alles bey sich reifflich ponderirn, berürte Magdeburger in Jhrer Obstinatikeit vnd Vnfueg weiter nicht fomentiren noch stärcken/ sondern vilmehr zugebührenden Bequemungen anmahnen vnd bewegen/ vnnd also Jhr bevorstehendes Vnheil dardurch heylsamblich abkehren wolle/ angesehen

setzen/ Er sonsten wie gesagt/ kein Mittel hat Sie durch Succurs oder anderer gestalt zu conserviren, zumahln Wir nicht darfür halten können/ daß Ihr Königl: May: zu Schweden selbsten bey so beschaffenen dingen ein anders thun werden/ oder auch zuthun befohlen haben.

Vnd wir habens dem Herrn bey aignem deß endt abgefertigtem Trompetter hiemit andeuten wollen. Datum Weserhaussen den 4. May. Anno 1631.

Lit: D. Schreibens Abschrifft.

Von Ihrer Fürstl: Gn: Christian Willhelm Marggrafen zu Brandenburg/ an Ihre Excell: Herrn Generaln Grafen

von Tylli abgangen/ auß Magdeburg den 27. Aprilis stylo veteri. Anno 1631.

WOlgeborner besonders lieber/ Vns ist deß Herrn Grafen abermalliges Schreiben/ de dato Weserhaußen den 4. May. stylo novo, durch den abgefertigten Trompetern/ wol vberliffert/ von Vns mit reiffer bewegnuß verlesen vnd darneben gewüntschet worden daß wir darbey/ der gebühr versichert seyn mögen/ ob derselbe sich solches Schreibens/ auff sonderbaren allergnädigsten Befelch Röm: Kays: auch zu Hungarn vnnd Böheimb Königl: May: Vnsers allergnädigsten Herrn/ damit Wir derselbe mit desto mehrern allervnderthenigsten Respect, annemen mögen/ vnder wunden.

Verhalten Ihm aber hierauff in Antwort nicht/ daß gleich wie Wir/ als einer auß Vhralten hohen Teutschen Geblüte/ geborner Fürst/ Vnsere bißhero geführte Actiones, dermassen Christlich angestellt/ daß Wir hierunder keinen einigen Menschen am allerwenigsten Ihre Röm: Kays: May: betrübet/ oder wider Vnsere vnderthenigste schuldigste Pflicht/ offendirt, sondern vns eintzig vnd allein/ in zugelassenen meris terminis defensivis continiret, vnd derowegen solches in Vnserm Gewissen gegen dem allerhöchsten GOtt/ der Röm: Kays: May: den allgemainen Evangelischen Ständten/ vnd gantzer Erbarer Welt/ sattsamb zu verantworten getrawen/ solches lassen wir den allein warhafften Gott/ die bißhero ergangene Acta vnd Acitata, sonderlich aber die gegen Ihr Kays: May: vnderschidliche eingefertigte/ aller vnderthenigste sehr bewegliche submission Schrifften bezaigen/ vns gnuegsamb versichert halten/ von denenselben/ zu denmahlen/ nach anlaß vnd erfordern/ deß H. Reichs löblichen verfassungen vnd Constitutionen, allergnädigst deferirt, vnd wie der Gebühr gehöret/ auch hierzwischen bey vnsern Juribus, so vns der barmhertzige GOtt an vnserm Ertz: vnnd Stifftern Magdeburg vnd Halberstatt/ durch

rechtmessig Wahl in Gnaden gegönnet/geruhiglich gelassen/darbey aller geist: manutenirt, vnd derselben also jämmerlich vngehöret/ vnnd vnerkendter Sachen de facto nicht destituirt, worden weren / daß es gewißlich solche extremiteten, nimmermehr ergriffen hette.

Wir seyndt aber nochmahls deß eygentlichen vnd vösten Vorsatzes/ alle vnsere actiones vnnd procedurn, ins künfftig (auch ohne deß Herrn Grafen erindern vnd ermahnen/ warvor wir doch/ weil es auß rechtem auffrichtigen/ wolmainenden vorgeben herfliesset/ günstig danckbar) durch gnädigste handtleittung GOttes deß H. Geistes/dermassen anzustellen/damit dieselbe zu Gottes heiligen Namens Ehr/ erhalt: vnd fortpflantzung seines allein seeligmachenden Worts / widerbringung deß heylsamen allgemeinen/ von vil hundert tausenden jämmerlich betrübten vnd beängstigen Hertzen sehnlich gewünschten Religion vnd prophan Fridens/ durch GOttes gnädige vnnd trewe Assistenz gereichen vnd außschlagen sollen/ vnnd lassen hierbey die jenigen / so solches alles zerstöret / vnd vber einen hauffen zu werffen gemaynet seyn / gegen Gott/so auß gerechtem Eyfer/ heut oder morgen/ oder doch gewißlich am jüngsten Tage/ ewige Rach vnd Straffe/ veben wirdt/ dasselbe alles verantworten.

Damit wir aber bey disem hochwichtigen Wercke/zumahlen / (weil dasselbe vnsere Fürstliche Persohn/ oder vnsere Ertz: vnd Stiffter/ wie auch die gute Statt Magdeburg / alleine nicht: sonder das allgemaine Christlich Evangelische Religonwesen / vnnd demnach alle protestirende Chur: Fürsten vnd Stände/ concerniret vnd angehet/ dieselbe auch derohalben vnlängsten wir den vorstehenden Vnheyl/ dermassen / damit GOttes allerheiligste Ehr vnd Lehr/ Röm: Kays: allerhöchster respect, deß gantzen H. Reichs in vniversali, wie auch eines jeden in particulari, eusserstes Interresse, möglichst gerettet/ in schuldigste obacht gehabt/ auch bestes attendiret werden möge/ zu Leyptzig reiffe vnd bedächtliche Consultationes gepflogen/ vnnd einen Christlichen tapfferen Schluß mit rath GOttes ergriffen/ vnd sich vereinbahret) desto vorsichtiger gehen/ vnd destoweniger pecciren mögen. So seyndt wir nicht abgeneigt/ sondern eygentlich gemeinet mit deren Churfürsten zu Sachsen vnnd Brandenburg/ vnserer respectivè freundtlichen vilgliebten Herrn Vöttern/ Vattern/ Brudern vnnd Gevattern L. L. als erwehnten Christlichen Convents Herrn Directoren, vnnd bey vnserem Ertz Stifft hoch interessirenden Freundt Vötter: Brüderlich / vnd vns schleinigste zu communiciren, vnnd deroselben so sonder zweiffel/ gleich wir/ Sie bey gepflogener Consultation zu Leyptzig/ GOttes Ehr/ Kays: May: allerhöchsten respect, vnd deß allgemeinen bestes vor Augen gehabt/ also auch vns bey disem schweren Paß/ mit Freundt: Vötter: Vätter: vnd Brüderlicher Raht vnd That/ assistiren werden/ gueten

vnd

vnd wolmainenden Raht zu suchen / auch demselben in aller gebühr zugeleben/ wann vns nun die media, dardurch wir zu diser Christlichen wolmanenden intentiones erlangung/gereichen mögen/nicht allerdings wie es leyder vor augen abgescheiten/ vnd verweygert/ sondern hierzu ohne weitere beleydigung benötigte frist/ auch zu außfertigung vnserer Leuth kräfftiger vnd sicherer Paß/ vnd repass gegönnet/ vnd verstattet werden wolte.

Wie wir nun nit zweyfflen/ daß Jhre ChurFürstl: L. L. Sie sich hierunder/ gegen Jhre Kays: May: vnd das gantze löbliche Röm: Reich allervnderthänigster schuldigster gebühr/ auch gegen vns Freundt Vätterlichen erweisen werden.

Also halten wir gewiß vnd vnfehlbar darvor/ deß Königklichen Würden vnd Gnaden in Schweden/ rc. vnser freundtlicher vilgeliebter Herr Vötter/ Schwager vnd Herr Vatter/ rc. auß angebohrner Königl: mildt: vnd gütigkeit/vngeachtet der so thewrbaren vns versicherten assistenz, den lieben guldinen Friden præpondiniren, vnnd an jhrem Theyl aller gebühr sich schicken/ also auch den fridtlichen Tractäten/zu beruhigung deß allgemainen Teutschen Vatterlandts/einen glücklichen anfang vnd fortgang/gerne günnen wurden/ wie wir dann dißfahls/ an allen/vns eusserst müglichen Officijs, nichts erwinden zulassen/ vhrbietens; ersuchen demnach den Herrn Grafen Gn: Er wolle disem vnserm wolmaynenden vnd auß offnem Teutschen Hertzer herrührenden Vorschlag/ jhm so ferrne gefallen lassen/ vnnd vnsern Leuthen den angedeutteten Paß/ vns aber biß dahin Frist verstatten: darbey wir dann gantz nicht zweyfflen/ sondern eygentlich darvor halten/ daß gleich wie Jhr Kays: May: solches zu allergnädigisten gefallen/vnd dienst/auch jhme selbst zu grossen Gnaden/ vnd ansehen gereichen wirdt / also werde auch dasselbig Jhme/ wann es verhoffentlich sein/wolgemainten Christlichen effect erreichen solte/als ein sehr hohes Christliches Werck/in seinem ansehlichen Alter Christlich verübet / so bey noch lebendt/ als auch der lieben posteritet, ein vnvergeßlicher ewigwehrender Ruhm vnd lobwürdiges nachdencken / so wir denselben gerne gönnen möchten/ gebehren. Wolten Wir dem Herrn Grafen in Antwort günstig anfüegen/ vnd seyndt Jhme mit günstig geneygtem willen wol beygethon vnd gewogen/ Datum in vnserer alten Statt Magdeburg den 27. Aprill. stylo veteri, 1631.

Lit: E Abschrifft Antwortschreibens.

An Ihre Excell: Herꝛ Generaln Grafen von Tilly von Burgermaister vnd Raht zu Magdeburg abgangen den 26. Aprilis stylo veteri Anno. 1631.

GNädiger Herꝛ. Als Ew: Excell: vnd Gn: Vns Göstriges Tages ein Schreiben vnderm dato den 4. May newen Calenders/ durch einē Trompeter insinuiren lassen/ haben wir dasselbe nicht allein in vnsern Rath erwogen/ sondern auch vnsern zugehörigē Ständen/ vnd entlich der gantzen Burgerschafft eröffnet vnd vorgetragen. Wie wir vns nun dessen versichert wissen/ daß wider die Röm: Kays: auch zu Hungarn vnd Beheim Kön: May: vnserm allergnädigsten Herꝛn/ wir vns keiner Rebellion oder vnverantwortlicher obstination gebrauchet/ auch dergleichen zuthun/ niemal in vnser Hertz genommen/ sondern vilmehr allerhöchstgedachter Ihr Kays: May: selbs vns diß Zeugknuß geben/ daß in deroselben allervnderthänigisten/ gehorsambsten vnd getrewen devotion, Wir jederzeit/ auch damals/ als die Gefahr vnd Noth am aller grösten gewesen/ vnaußgesetzt verbliben/ vñ darinnen nochmals gehorsambst zuverharꝛen gedencken/ ja Ew. Excell. vnd Gn. gleichfahls solche vnsere/ gegen Ihre Kays: May: tragende trewe devotion, gegen vnsere Abgesandten zu Lauenburg/ Ihr sehr wol gefallen lassen/ dagegen aber/ dise hochbeschwerliche Sachen / dahin wol nemmermehr gerathen weren/ wann nicht Ihr Kays: May: allergnädigster Willen vnd Mainung / vnd derselben so vilfältigen Kayserlichen allergnädigisten Versicherungen vnd Versprechnussen/ ja außtrucklichen Befelchen / schnurstarcks zuwider/ dise gute Statt von etlichen derselben Mißgönstigen/ nun fast gantzer Sechs Jahr / ohne einige gegebne Vrsach/ auffs eusserste verfolgt / jhnen jhre Nahrungen vnd Commertia auffs härtiste gespöꝛt/ jhre eygenthumbliche intraden vnd Pächte/ vorenthalten vnd hinweg genommen / vnnd Sie nicht dermassen betrenget vnd beschweret wäre/ daß Sie es also länger nit außstehen können/ so wol letztlich in Religionssachen/ deßwegen doch die Statt gleicher gestalt von Ihr Kays: May: allergnädigst versichert/ man jhr vnd zwar/ ohne Kays: Befelch vnd vngehörter sachen/ zuzusetzen sich vnderstanden/ welches alles/ dise gute Statt/ vnd daß Sie vor jhre trewe gehorsambste devotion, also hart betrücket wirdt/ dem allerhöchsten befelchen muß / auch daher zu jhrer hochnothwendigen Defension, nicht zwar gegen die Röm: Kays: May: als welche Wir vnd gemaine Statt vor vnsere höchste Obrigkeit vnd Haupt/ billich halten vnd erkennen/ sondern allein wider die/ so Ihr Maystät willen vnd befelch zuentgegen / solches alles vorge-

vorgenommen / verursacht worden / jnmassen vilhöchstgedachter Ihr Kays. Mayestät wir solches in vnserm allervnderthänigsten Gegenbricht / sub dato den 10. November/ nechst abgewichnen 1630. Jahrs/ gar außführlich zuerkennen gegeben/ vnd wegen solcher harten vnauffhörlichen betruckungen / vns höchlich beklagt/ welch Schreiben/ weil es in offnen Truck außgangen / Ew. Excell. vnd Gn. Wir vmb mehrer vnser Vnschuldt willen beygefügt vbersenden wollen.

Also seynd auch zu Ihrer Kays: May: Vnserm allergnädigsten Herrn/ Wir der allervnderthänigsten Zuuersicht / vnd halten gewiß darfür/ wann E. Excell: vnd Gn: den rechten grundt/ Vnserer hochbeschwerlichen Betruckungen/ so Wir vnd gemaine Statt/ so vil Jahr aneinander vnverschulder weise außstehen müssen / vernemmen solten / allerhöchstgedachte Kays: May: wie auch E: Excell: vnd Gn: ab denselben allen/ respectivè ein vngenädigstes vnd besonder grosses mißfallen tragen wurden.

Wann dann an jhme selber billich/ daß dise gute Statt/solcher grossen vnverschulten Beschwerungen/ dermahl eins würcklich benommen werde/ vnd Wir bey vns entschlossen/ diß gantze Werck zugleich/ zubeyder Churfürstl: Durchleuchtigkeiten zu Sachsen vnd Brandenburg/ auch der Erbarn Confœderirten Ansee Stätte vnderhandlung zustellen/ vnd vns auff deroselben Vorschläge vnd Vermittelung/ aller Billigkeit nach/ zu accommdirn erbietig seyn / Wir auch gemainet gewesen/ E: Excell: vnd Gn: solche vnsere Erklerung/ durch etliche Abgeschickte auß vnserm Mittel Mündlich vortragen zu lassen/ weil aber niemandt sicherlich sich hinauß begeben können/ Als gelangt an E: Excell: vnd Gn: Vnser dienstlich bitten/ Sie geruhen/ Vns auff die vnsern/ Paß vnd repass, sicherlich hin vnd her zuraisen/ damit Wir etliche vnsers Mittels/ an obberührte Oerther/ schleinig vnd vnverlängert außschicken/ vnd diß hochwichtige Werck/ befördern mögen/ zuertheilen/ auch immittels mit approchir: vnnd Gebrauchung der Waffen wider vns vnnd vnsere Statt/ in Ruhe zustehen / vns auch/ was wir vns hierinnen zuuersehen/ bey gegenwertigen Abgeschickten Trompeter hinwider in Gnaden zuuerstendigen/ vnd E: Excell: vnd Gn: seyn Wir zu gantz willigen Diensten erbietig. Datum vnder Vnser Statt Secret den 26. April. Anno 1631.

Lit; F.

Lit: F. Abschrifft Antwort Schreibens.

An Ihre Excell: Herrn Generaln Grafen von Tilly/ von dem Schwedischen HofMarschalcken Dietrichen von Falckenberg abgangen auß Magdeburg den 27. Aprilis stylo veteri. Anno 1631.

HOchgeborner Graf/ Was E: Excell: in dero an mich abgangenem Schreiben/ de dato Westerhaussen deß 4. May: newen styli, an mich gelangen lassen/ solches habe ich guter massen vernommen/ Wie wol ich nun der Gebühr nach/desselben Inhalt mit disem weitleuffigen hette beantworten sollen/ So ist es doch an dem/ daß ich solches darum̃ vnnöttig erachtet/ weiln schon von Ihr Fürstl: Durchl: allhier/ wie auch einen Ernvesten Raht diser Statt Ew: Excell der lenge nach/ vnnd derogestalt beantwortet worden seyn/ daß ich verhoffe Sie werden damit ein satsames begniegen haben/ vnnd dero Friedliebendes Gemüth vnnd Christliche compassion, darvon in jhrem Schreiben Sie meldung thun/ zu dero vnsterblichen Ruhm/ in der That erweisen/ vnd blicken lassen/ Meines theils soll ich gerne bey disem Wesen alle das jenige thun/ was mein Gewissen/ vnd ehrlicher Name/ bey so gestalten sachen zulässet/ rc. Habe E: Excell: dises in gebühr nicht verhalten sollen/ vnd verbleibe nechst empfelhung Göttlicher Allmacht. Datum Magdeburg den 27. Aprilis. stylo: vet: Anno 1631.

Lit: G. Abschrifft weitern Schreibens.

An Ihre Fürstl: Gn: Herrn Christian Willhelm Marggrafen zu Brandenburg / von Ihrer Excell: Herrn Generaln Grafen von Tilly abgangen auß Westerhaussen den 12. May. stylo novo. Anno 1631.

Genediger Herr/ rc.

EV: Fürstl: Gn: Schreiben/ vom 30. nechst verwichnen Monats Aprilis alten Calenders/ ist mir wol eingeliffert/ vnnd hab dessen Inhalt mit mehrern verstanden/ damit nun E: Fürstl: Gn: vnd meniglich mein Fridhertziges Gemüth vnd daß ich anders nicht intendire noch suche/ als was Ihrer Kays: May: hohen Kays: Respect vnd derselben gebührender schuldiger Gehorsamb erfordert/ im Werck zuuerspüren/ als thue die bedeute Paß: vnnd Repaß begerter massen hiemit vbersandten/ weillen aber zu angeregter Commu-

Communicationen vil zeit vnnd weil gehört/ die Sachen aber mit der Statt Magdeburg nunmehr zu solchem Standt gerathen/ daß selbige keinen langen Verzug erleyden können / So stelle E: Fürstl: Gn: hochvernünfftig zuermessen/ anheimb / daß nicht besser were bey so beschaffenen dingen sich jetzo so bald zu resolviren vnd zubequemen/ Meines Orths bin ich vor GOtt vnd in meinem Christlichen Gewissen wol versichert/ daß die Vngelegenheit so auß dergleichen Verzögerung erfolgen kan/ nicht mir sondern denselben welche darzu Vrsach geben zuverantworten / E: Fürstl: Gn: damit dem Schutz deß Allerhöchsten trewlichist wol befehlendt. Datum Westerhaussen/ den 12 May. Anno 1631.

Lit: H. Abschrifft weitern Schreibens.

Von Ihrer Excell: Herrn Generaln Grafen von Tilly/ an Burgermaister vnd Rath der Statt Magdeburg abgangen auß Westerhaussen den 12. May. stylo novo, Anno 1631.

Liebe Besondere/ 2c.

WIr haben auß Ewrem vom 10. nechst verschinen Monats Aprilis Alten Calenders datirten Beantwortungs Schreiben mit mehrem vernommen/ welcher gestalt Ihr Ewre abgeordnete zu vns zuschicken so lang bedenckens haben / biß daran mit beeden Ihr Churfürstl: Durchl: Sachsen vnd Brandenburg/ 2c. so wol auch dern Erbarn Ansee Stätten jhr das gantze Werck communicirt vnd berathschlaget / vnd derowegen begert/ Wir möchten Euch zu solchem ende sichern Paß vnnd Repaß zu abordnung Ewrer Gesandten an gehörige Oerther ertheilen lassen / Nach dem nun auß Vnserm vorigen Schreiben zuersehen / daß wir anderst nicht intendirn noch suchen / als daß der Röm: Kays: May: Vnserm allergnädigsten Herrn / jhr Euch auffligender Pflicht vnd Schuldigkeit nach gebührend submittirn vnd doch nicht zweiffeln jetzt hochgedachte Ihre Churfürstl: Durchl: Durchl: samt berührten Anseestätten werden solches gar nicht improbiren können/ sondern vilmehr für recht vnd billich rathen vnd halten/auch für sich selbsten Euch darzu adhortiren vnd anweisen / als soll zwar angeregte Communication vns nicht zu widern seyn / thun auch die bedeutete Päß vnnd Repäß Euch wolmeindlich vbersendten / wir besorgen aber dannach/ weiln zu so thaner Abordnung vnd Berathschlagung vil Zeit vnd Weil erfordert wirdt/ die Sachen aber nunmehr dahin gerathen/ daß Sie keinen lengern Verzug erleyden können/ es werde damit zu spatt fallen/ vnd Euch vil besser seyn / wann Ihr zu gewinnung

 winnung

winnung der Zeit bey Euch so beschaffenen dingen jetzo so bald resolvirn vnd bequemen theten/ jedoch stellen wir Euch reifflich diudicirn anheimb/ was jhr vermainet am füglichsten zuseyn/ seytemaln Ewer Heyl vnd Wolfahrt am maisten hierunder periclitirn thuet/ Immittels werdet Ihr niemandten anderst als Euch selbsten die Gefahr vnd Vngelegenheit/ so auß solcher Verzögerung erfolgen kan vnd berait vor Augen stehet zu imputirn vnnd bey zumessen haben. Datum Westerhaussen den 12. May. Anno 1631.

P: S:

Auch lieber besonder/ ꝛc.

DAmit Ewre abgeordnete desto sicherer mögen fortkommen/ als synd wir erbietig denselben einen Trompeter an jeglichen Orth dahin sie verraisen/ als nemblichen einen naher Chur Sachsen/ vnnd einen naher Chur Brandenburg/ ingleichen auch einen naher Lübeck zuzugeben. Derowegen Ihr vns avisirn wöllet/ wann berührte Ewre Gesandten von Magdeburg abzuraisen willens. Alsdann die Tommeter sich so bald dahin verfügen sollen. Vt in Literis. &c.

Lit: I. Abschrifft weittern Schreibens.

Von Ihrer Excell: Herrn Generaln Grafen von Tilly/ an den Königl: Schwedischen Hof Marschalcken Dietrichen

von Falckenberg abgangen auß Westerhaussen den 12. May. stylo novo. Anno 1631.

Geliebter Herr/ ꝛc.

WAs wir vns auff Ihr Fürstl: Gn: Herrn Christian Willhelm Marggrafen zu Brandenburg/ ꝛc. So dann der Statt Magdeburg gethanes Schreiben hinwider erklärt/ solchs wirdt dem Herrn ausser zweiffel nachrichtigkeit vorkommen/ vnd weiln deß Herrn beantwortung von dato den 30. Aprilis Alten Calenders mit derselben conformirt ist/ als thun wir vns dahin referiren, vnnd allerseyts Göttlicher protection, &c. Datum Westerhaussen den 12. May. Anno 1631.

Lit: K. Schreibens Abschrifft.

An Ihre Churfürstl: Durchl: zu Sachsen/ vnd ingleichem mutatis mutandis an Ihre Churfürstl: Durchl: zu Brandenburg/ von Ihrer Excell: Herrn Generaln Grafen von Tilly abgangen auß Westerhaussen den 10. May. stylo novo Anno 1631.

Durchleuchtigister Chur Fürst Genädigister Herr/ rc.

NV was extremiteten es die Statt Magdebürg durch dero continuirliche Halßstärrigkeit kommen lassen/ vnd wie schwer dardurch Landt vnd Leuthe/ bevorab in disen vmbligenden refirn seythero betruckt worden/ solches ist leyder mehr als zu wol bekandt/ vnd ob zwar E. Churfürstl. Durchl. Ich hiebevor vnderthenigst gebetten/ Sie möchten Ihr gnädigst belieben lassen/ berürte Magdeburger vermittls interponierung dero hohen Churfürstl. autoritet von so thaner obstinacitet ernstich zu dehortiren, massen ichs auch an meinem wenigen Orthe/ an trewhertziger wolmaindlicher erjnderung nicht hab erwinden lassen/ vnd dannenhero in hoffnung gestanden/ die Magdeburger wurden dermalens in sich selbsten gangen seyn/ vnd sich Ihrer Kays. May. aller vnderthenigst submitirt haben/ so bleiben Sie dannoch einen als den andern weeg in jhrem Vngehorsamb vnd Widersetzlichkeit verharrendt/ vnd vermerckt man auß allen vmbstenden/ auch jhrer aignen sage nach so vil/ daß Sie jhre Pflicht vnd Schuldigkeit vornemblich darumb ausser obacht gelassen/ weiln Sie auff den von Chur: vnnd Fürsten jüngsthin zu Leiptzig gemachten Schluß sich ziehen/ jnsonderheit aber/ Ihr absehens auff frembde vnd außländische Hülff gesetzt haben/ deren Sie sich auch allnoch auff heutige Stundt gentzlich getrösten/ vnd wie ich für gewiß berichtet bin/ sich eusserst bemühen sollen/ wie Sie zu der gleichen assistenz ehistens gelangen mögen.

Nach dem dann dise Sachen von grosser consequenz vnd weiten außsehen seynd/ dadurch E. Churfürstl. Durchl. als eines benachtbarten Standts sampt anderer gehorsamer Reichs Glider Landt vnnd Vnderthonen in die höchste Gefahr vnd Vngelegenheit gesetzt werden können/ zumaln Sie hochvernünfftig selbst zuermessen haben/ was man von frembden Potentaten vnd außländischen Völckern zugewerten habe/ in deme die kundbare Erfahrenheit vnd Tägliche Exempla genuegsamb zuerkennen geben. Daß selbige nichts anders intendirn noch suchen/ als aigenen Dominatum vnnd privat interesse, vnd das jenige was Sie zu occupiren vnd an sich zureissen vermögen/

ohne

ohne einigen andern respect jhnen zu behalten/ so dann endlich Hauptern vnd Vnderthonen das Joch der Dienstbarkeit wol gar vber den Halß zu werffen/ vnd das gantze Reich zu dismembriren.

Dannenhero hab nicht vmbgehen können/ E. Churfürstl: Durchl: meinem zu deroselben gestelten vnderthenigsten vertrawen nach/ hiemit abermals gehorsambst anzulangen/ vnd zu bitten/ Sie geruhen dises alles in Churfürstl: Gnaden reifflich zubehertzigen/ vnd darauff die mithülffliche starcke Hand biethen zu helffen/ daß gedachte Magdeburger zu schuldigem Gehorsamb angewisen/ vnd jetzt erzehlten besorglichen Vnheil der gestalt zeitlich vorgebiegt werden möge/ dann sonsten wann wegen gedachte Statt Magdeburg nicht zur obedienz gebracht/ sondern bey Jhrer Widersetzligkeit verharren/ vnnd von jhr oder jhren Anhang angeregte außländische Hülff in dise Orthen gezogen werden solte/ alßdann nichts gewissers/ als daß von diser Seyten eben so wol vnd noch mehr frembde Nationes gleicher gestalt ins Reich kommen/ vnd wurde also gleich mit gleichem wie man sagt/ vertriben/ vnd alles in die höchste confusion gerathen.

E: Churfürstl: Durchl: mich damit zu beharrlichen Genaden vnderthenigst wolbefelhent. Datum Westerhaussen vor Magdeburg den 10. May. Anno 1631.

E: Churfürstl: Durchl:

Vnderthenigster

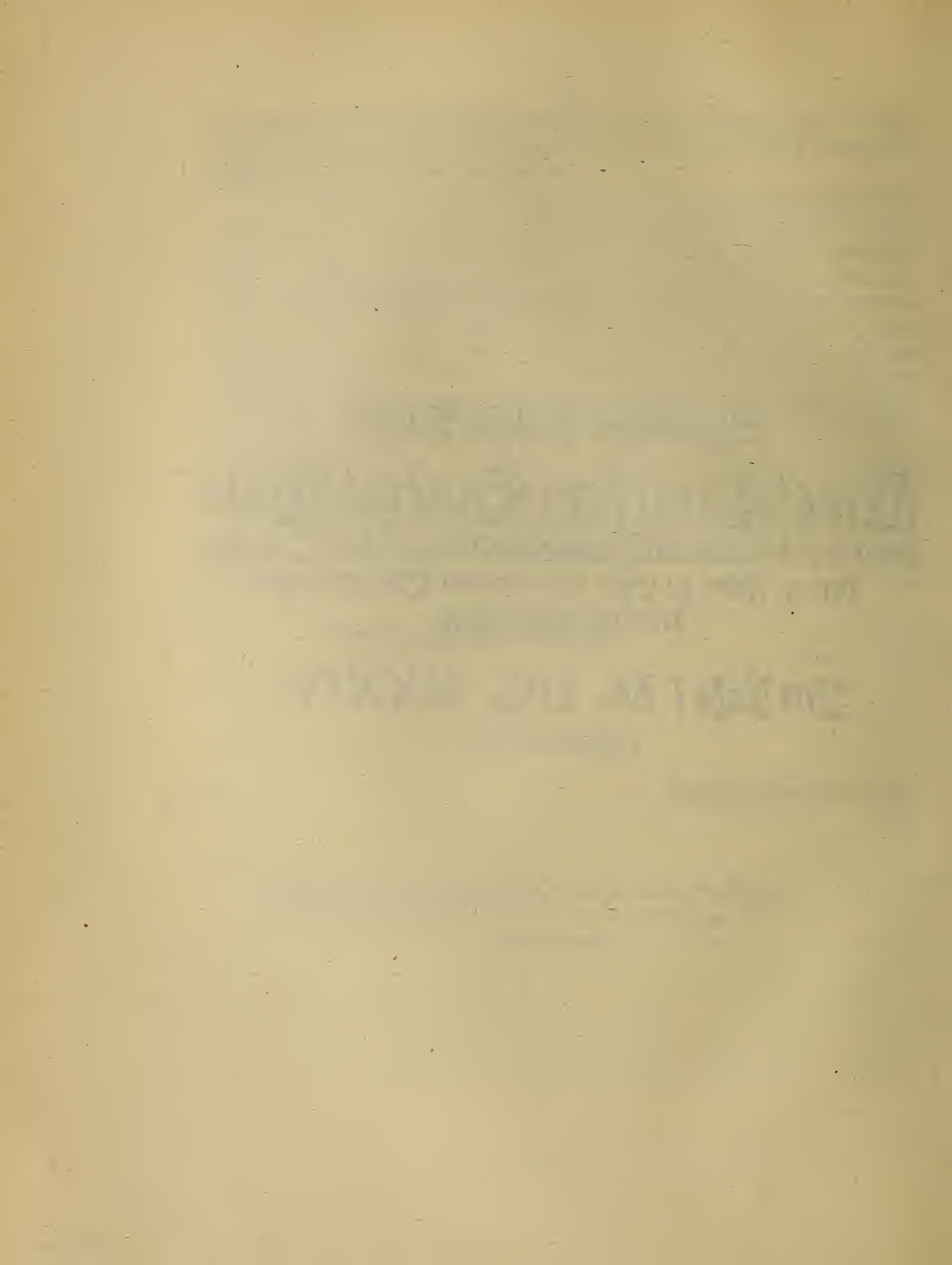
Johann Graf von Tylli.

ParthenopoLIs VIrgo, à SVeCo Rege fœDè De Cepta,
GLorIosa & InsIgnI TILLII VIrtVte reCepta.
CæsarI paret.

Eigendliche Beschreibung /

Was sich mit dem General Wallenstein / beneben etlichen andern Officirern vnd Obristen den 15. Febr. zu Eger vnd andern Orthen begeben vnd zugetragen.

Im Jahr / M. DC. XXXIV.



Zeitung auß Franckfurt den 15. Februar. Auß Dreßden den 21. Auß Leipzig den 22. Mehr auß Leipzig den 23. hujus welche in diesem Schreiben zusammen gezogen.

NAch dem der Römische Keyser/dem General zu Friedlandt an seinem Generalat einen Eingriff thun/ vnd den König in Vngarn / so wol den Graffen Gallas/ an die Seyten setzen wollen/daß sie neben jhme commandiren sollen/wie dann der König schon mit 10000. Vngarn in voller Bereitschafft / im Anzuge / den Wallensteiner mit Manier von seinem Generalat zubringen/ oder jhn wol gar nach Wien zum Keyser zuschaffen/ vnd solches der Wallensteiner vermercket / so hat er die meisten Obristen vnd Officirer jhme allein schweren lassen/ mit denselben zu den Evangelischen zutretten / massen er

dann mit 16. der besten vnd eltesten Regim. von den andern sich separirt / zu dem Ende auch den 16. Februarij einen Trompeter nacher Dreßden zu Churfl. Durchl. Sachsen geschickt/ solch sein Vorhaben / Ihrer Churfl. Durchl. zu berichten/ daß er mit wenigem Comitat nach Zwickaw kommen wollen/wie auch noch selbigen Tag General Arnheimb von Dreßden dahin auffgebrochen / die Sachen vollends richtig zu machen. Drauff dann zu mehrer Versicherung/deß Wallensteiners Gemahlin/neben deß Graffen Tertzky / vnd noch einer Gräffin / in die Festung zu Dreßden einzunehmen / biß der gröste Rausch vorvber/begehret vnd gebeten worden/ wie dann der Wallensteiner dem Hertzog Bernharden die Vestung Pilsen / darinnen die gantze Artolorie vnd in die 70. Stück Geschütz stehen/vbergeben haben soll / vnd den Schweden die Stadt Eger auch vbergeben wollen: Nach deme obermeldter Wallensteiner / mit etlichen seinen vornembsten Officirern zu Eger eingeritten/ vnd sich zum

Budtlar

Budtlar vnd Obristen Jordan / (als welche vff seiner Seyten zustehen / vnd beständig bey jhme zu bleiben eydlich geschworen) alles Gutes versehen / welche auch zu mehrer Versicherung / den 15. Februarij ein Banquet angerichtet / vnd darzu den Wallensteiner / vnd andere hohe Officirer gebeten / welche auch (ausser dem Wallensteiner / welcher am Zipperlein gelegen) kommen. In deme sie nun vber der Taffel gesessen vnd am lustigsten gewesen / hat der Obriste Budler die Thore von dem Breunerischen Regiment vnter dessen verwahren / vnd die Wache so scharff bestellen lassen / daß niemanden jnnerhalb zweyen Tagen zu Eger auß noch eingelassen werden solle. Vnd darauff seine Herren Gäste auff den Abend vmb 8. vnd 9. Vhr alle Schelmischer Weise ermorden lassen: Dardurch vnter der Armee solche Vneinigkeit worden / daß keiner von dem andern sich commandiren lassen wil.

Do vffm Schlosse diese schreckliche Mordthat vollbracht / sind sie in Furore vnd mit Gewalt ins

Wallensteiners Losament gefallen / Theils der Wacht niedergemacht / hienauff gelauffen / vnd jhn Wallenstein mit einer Partisan durchstochen / der Cörper ist nach Pilsen geführet worden / beym Wallenstein hat man vber 6. Tonnen Goldes funden. / darmit wil man die auffrührische Soldaten stillen / vnd zu rechte bringen / Vnser Feldmarschalck Frantz Albrecht von Sassen / als er von Regenspurg wieder zurück kommen / vnd von diesem Handel nichts gewust / ist durch entgegen geschickte Convoi gefangen nach Pilsen geführet / vnd gezwungen worden / an Hertzog Bernharden nach Regenspurg zu schreiben / daß er eilends dahin kommen solle / dann die Sachen nunmehr alle richtig / worauff sich auch Hertzog Bernhard auffn Weg gemacht / als er aber dieses Blutbad vnterwegens erfaren / ist er bald wider zurück gewichen. Der Obr. Schlieff / welchen der Wallēsteiner in Schlesien zum Schaffgotzsch commandiret / ist auch gefangen / vnd nacher Praga geführet worden / Obristen Breuners

Regi-

Regiment helt aussen vor der Stadt Eger im Felde/den Budler zu secundiren/wo er möchte vbermannet werden.

Der von Arnheimb ist jetzund zu Zwickaw/ hat mit dem Wallensteiner daselbst reden wollen/ ist aber durch diesen schrecklichen Fall verhindert worden. Die Personen/ so schändlich ermordet worden / ist bemeldter Fürst von Wallenstein/ Feldmarschalck Jllo/ Graff Kintzky/ welcher so feste gewesen/ daß man jhn mit Mußqueten vnd Prügeln todt schlagen müssen / Graff Tertzky vnd noch andere Obristen mehr. Die Mörder sollen in Eger von Hertzog Bernharden blocquirt seyn/helffe GOtt/daß es waar/vnd daß die Mörder wiederumb jhren verdienten Lohn bekommen möchten / wiewol sie dem gerechten GOtt/ ob er wohl eine Zeitlang zusiehet / nicht entlauffen werden.

Jn Böhmen solles auch Vbel zugehen / da soll einer den andern plündern / vnd ist die Stadt

Praga

Praga/wegen einer General Plünderung jetzt in grosser Gefahr.

Die ermordet seyndt.

Generalissimus Wallenstein.
Graff Tertzky.
Graff Jllo.
Gn. Hatzfeldt Feldmarschall.
Sampt 3. vornehme Officirer, Obristen.
Der Junge Wallenstein ist zu Lintz gefangen.

Jetzt kömpt Bericht ein/ daß dieses Blutbad zu Eger/ Prag vnd andern Orthen mehr an den Friedländischen adhærenten eben den 15. dieses zugleich angestifftet vnd verübet worden daß vber 200. dessen Officirer vnd sonsten viel Soldaten todt blieben seyn sollen. GOtt behüte andere redliche Officirer vnd Soldaten vor solchen Spanischen Jesuitischen Factionen.

ENDE.

erprobter Kriegsmann, hält aus, weil er muß, auch er zäh und dauerhaft. Keine Partei vermag mehr eine Entscheidung herbeizuführen. Jahrelang wird über den Frieden verhandelt, während die Feldherren schlagen, Dörfer und Städte leer werden, wildes Unkraut auf den Äckern wuchert. Und sieht man näher zu, wie dieser außerordentliche Krieg zu Ende geführt wird, so ist sein Ende nicht minder unerhört als der Verlauf des Kampfes. Durch Waffenstillstände und Neutralerklärungen der einzelnen Landesherren wird allmählich das Bereich des Kriegsschauplatzes beschränkt. Dem Umstand, daß das Land zu groß, die Heere zu klein waren, wird dadurch einigermaßen abgeholfen. Die Verbündeten in ihrem Bestreben, den Krieg in die kaiserlichen Erblande zu spielen, begünstigen dies Absondern einzelner Gebiete. Die Kaiserlichen müssen es dulden. Beide Parteien verlieren dadurch wenig an Hilfsmitteln und Verpflegung, denn die neutral erklärten Länder sind so verwüstet, daß sie kein Heer mehr zu erhalten vermögen. So werden mehrere Fürstentümer Norddeutschlands, die Mark, Sachsen, Thüringen, zuletzt Bayern vor der völligen Vernichtung bewahrt; so wird allmählich das Haus der Habsburger eingehegt und zum Nachgeben gebracht. Unter solchen Verhältnissen kommt dem Vaterlande ein Friede, in dem fast alle ihre Ansprüche beschränken, als ein gegenseitiges Nachgeben der streitenden Interessen, welche sich Achtung erkämpft haben; er kommt nicht vorzugsweise durch große Schlachten, nicht durch unwiderstehliche politische Bündnisse, sondern zumeist durch eine Ermattung der Kämpfenden. Nicht im Verhältnis groß sind die Besitzveränderungen; nur die Fremden haben sich eingedrängt, und Land und Volk sind verwüstet. Deutschland, welches den Frieden festlich begeht, hat drei Vierteile seiner Bevölkerung verloren.

Alles dies gibt dem Dreißigjährigen Kriege das Aussehen eines Zerstörungsprozesses, wie er wohl bei furchtbaren Naturereignissen eintritt. Über dem Hader der Parteien regt seine Flügel ein schreckliches Schicksal, es erhebt die Führer und wirft sie in den blutigen Staub, die größte menschliche Kraft wird wirkungslos unter seiner Hand, zuletzt wendet es, von Mord und Leichen gesättigt, sein Antlitz langsam ab von dem Lande, das zu einem großen Leichenfelde geworden ist.

Bei solchem Kampfe ist hier nicht die Aufgabe, die Feldherren und ihre Schlachten zu schildern, wohl aber von den Zuständen des deutschen Volkes zu sprechen, von dem zerstörenden und leidenden Teile der Bevölkerung, dem Heere wie dem Bürger und Bauer.

Seit den Burgunderkriegen und den italienischen Kämpfen Maximilians und Karls V. hatte das bürgerliche Fußvolk die ritterliche Reiterei des Mittelalters in den Hintergrund gedrängt. Die Stärke der deutschen Heere bestand damals aus Landsknechten, freien Männern des Bürger- und Bauernstandes, unter ihnen nur einzelne Adlige. Sie waren in der großen Mehrzahl geworbene Söldner, welche sich freiwillig durch Vertrag auf Zeit an ihre Fahne banden. Sie betrieben den Krieg wie Handwerker, hart, emsig, dauerhaft, als zünftige Leute, die sich selbst richteten und die Ordnung, welche ihnen der Kaiser gesetzt hatte, mit umständ-

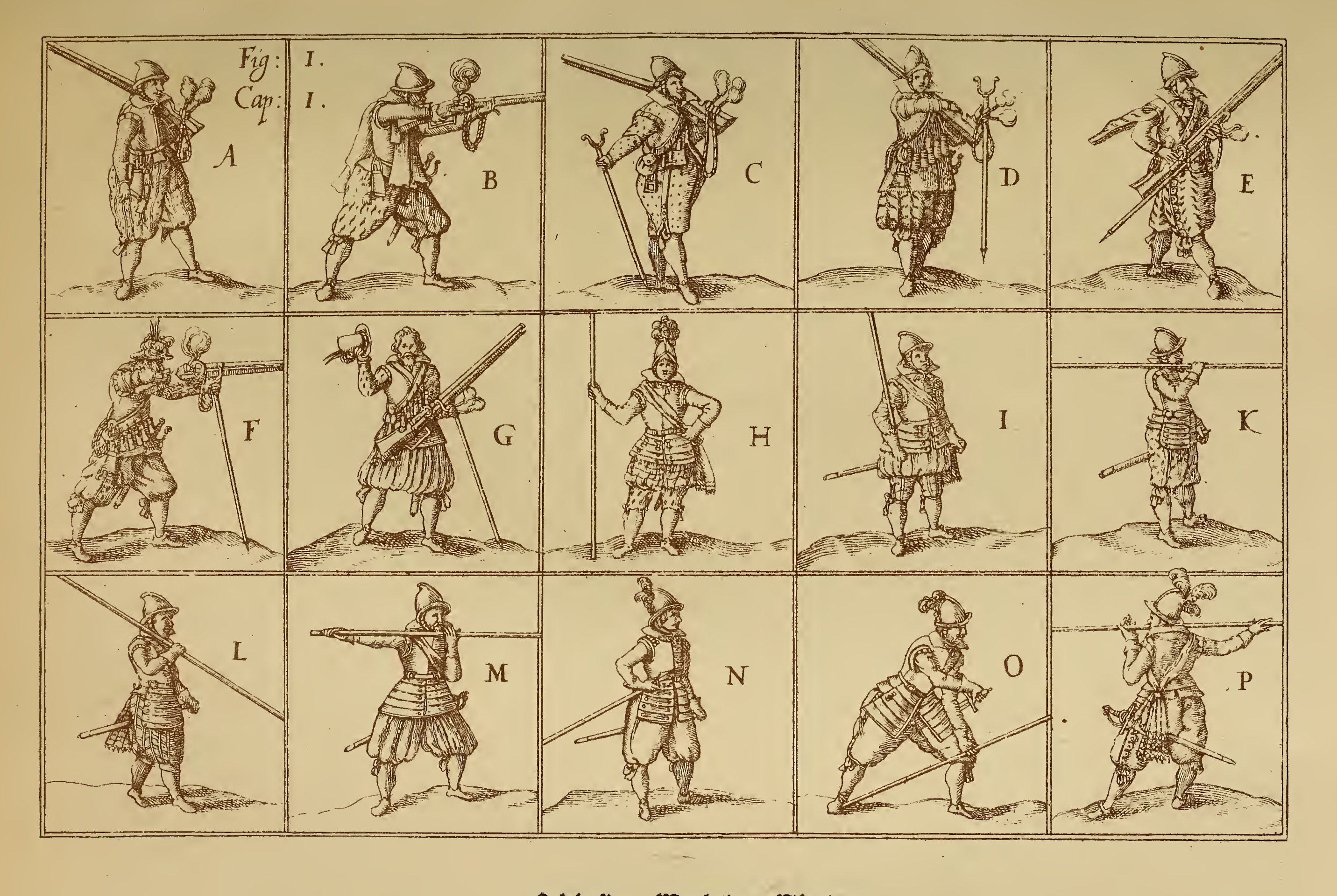
lichem Zeremoniell und sinnigen Gebräuchen umgaben. Aber kurz war die Blütezeit ihrer Kraft. Sie fällt genau zusammen mit der großen Erhebung des deutschen Volkes auf den idealen Gebieten des Lebens. Ihr Verfall beginnt fast zu derselben Zeit, in welcher der Bauernkrieg den Aufschwung der untern Volksschichten brach, in welcher die widerwärtigen Händel zwischen Lutheranern und Reformierten zu beweisen schienen, daß auch das neue Leben der Geister nicht alle Bedingungen eines siegreichen Fortschrittes enthalte. Er läßt sich datieren von ihrem Aufstand gegen den älteren Fronsperg, jener Stunde, wo sie ihrem Vater, dem greisen Landsknechthelden, das Herz brachen. Vieles wirkte zusammen, die neuen Fußsoldaten zu verderben, sie waren Lohnkrieger auf Zeit und gewöhnten sich bald, die Fahnen zu wechseln und nicht für eine Idee zu kämpfen, sondern für eigenen Vorteil und Beute. Sie waren nicht durch die Anwendung des Pulvers auf den Krieg ins Leben gerufen worden, aber sie vorzugsweise eigneten sich die neue Erfindung an. Und das Eindringen der Handfeuerwaffen in die Heere half allerdings zuerst dazu, die Schwäche ihres Gegners, der alten Ritterkavallerie, zu erweisen, aber dieselbe Feuerwaffe verringerte auch sehr bald ihre eigene Tüchtigkeit. Denn noch waren ihre schweren, langsam feuernden Rohre nicht geeignet, auf dem Schlachtfelde den Sieg zu gewinnen. Der letzte Erfolg hing noch von dem massenhaften Ansturm der scharfen Waffe und dem Einbrechen ihrer Gewalthaufen in den Feind ab; noch kämpften die behenderen Schützen unter dem Schirm der Spießträger, welche sich wieder mit eisernen Schutzwaffen bedeckt hatten, um die Gefahr der Kugel zu verringern. Der Landsknecht aber wollte lieber das Rohr als den schweren Harnisch und Spieß tragen; so kam es, daß die große Masse der Soldaten untüchtig zum entscheidenden Angriff wurde.

Damit vereinten sich andere Übelstände. Noch gab es keine stehenden Heere; bei drohender Fehde wurden von großen und kleinen Landesherren und Städten Truppen gesammelt, nach beigelegtem Kriege wieder entlassen. Die Fehden waren meist kurz und örtlich eng begrenzt, selbst die ungarischen Kriege nur Sommerfeldzüge von wenigen Monaten. Die deutschen Landesfürsten, in unaufhörlicher Geldnot, suchten sich durch Verschlechterung der Münze — es wurde zur Auszahlung der Kriegsleute nicht selten besonders leichtes Geld geschlagen —, durch treulose Verkürzung der ausgemachten Löhnung zu helfen. Solche Ungebühr entsittlichte den Kriegsmann nicht weniger als die kurze Dienstzeit. So wurden die Landsknechte betrogene Betrüger, Abenteurer, Plünderer und Räuber[6].

Das Fußvolk trug beim Beginn des Krieges entweder das Feuerrohr oder die Pike, das Rohr zum Auflockern der feindlichen Massen, den Spieß zum Draufgehn und zur Entscheidung im Nahgefecht. Die Mannschaften der scharfen Waffe waren in der großen Mehrzahl Pikeniere, seltener Hellebardiere, zuweilen noch „Schlachtschwerter" als Hüter der Fahne, und Rondaschiere mit Kurzspieß und Schild. Beim Beginn des Krieges galt der Pikenier für den schweren Infanteristen, er trug Helm, Brustharnisch, Armschienen, den Degen und eine achtzehn Fuß lange

Pike mit eiserner Spitze, den Schaft am besten von Eschenholz. Die Gefreiten und Subalternoffiziere führten Hellebarden oder Partisanen. Es wurde aber immer schwerer, für diese alten Landsknechtswaffen das Volk in hinreichender Anzahl zusammenzubringen. — Von den Handfeuerwaffen hatten zwei die Herrschaft in den Heeren erlangt, die Gabelmuskete, bei den Kaiserlichen im Anfang des Krieges ein schweres unbehilfliches Gewehr von sechs Fuß Länge mit Luntenschloß und Kugeln, von denen zehn aufs Pfund gingen, und daneben das kürzere Hand- oder Schützenrohr, leichter und von geringerem Kaliber, welches im Anfang des Krieges auch beim Fußvolk zuweilen den veralteten Namen Arkebuse führt[7]. Der Musketier trug außer einem Seitengewehr mit wenig gekrümmter Spitze über die Schulter ein breites Bandelier mit elf Zylinderkapseln, in denen die Ladung steckte, einen Luntenberger und am Riemen einen Gabelstock, Furket, unten mit metallener Spitze, oben mit zwei metallenen Hörnern, auf den er beim Schießen die Muskete legte. Sein Haupt bedeckte noch Helm oder Sturmhaube, bald warf er auch diese letzte Schutzwaffe weg. Der Arkebusier zu Fuß oder Handschütz führte nicht Gabel und Bandelier, er lud aus Kugeltasche und Pulverhorn. Pikeniere und Musketiere standen in demselben Fähnlein vereinigt, doch gab es schon lange vor dem großen Kriege Fähnlein, welche nur Feuerwaffen enthielten. Aus den Schützenfähnlein mit Handrohr, der leichtesten Infanterie, die man gern als Freikompanien von den Regimentern sonderte, entwickelten sich in der Mitte des Krieges — soviel uns bekannt, zuerst bei den Hessen — Jägerkompanien, darin wohl nur einzelne mit gezogenem Rohr. Die Grenadiere, welche Handgranaten werfen, werden hier und da in geringer Anzahl gebildet, z. B. 1634 von den Schweden im belagerten Regensburg.

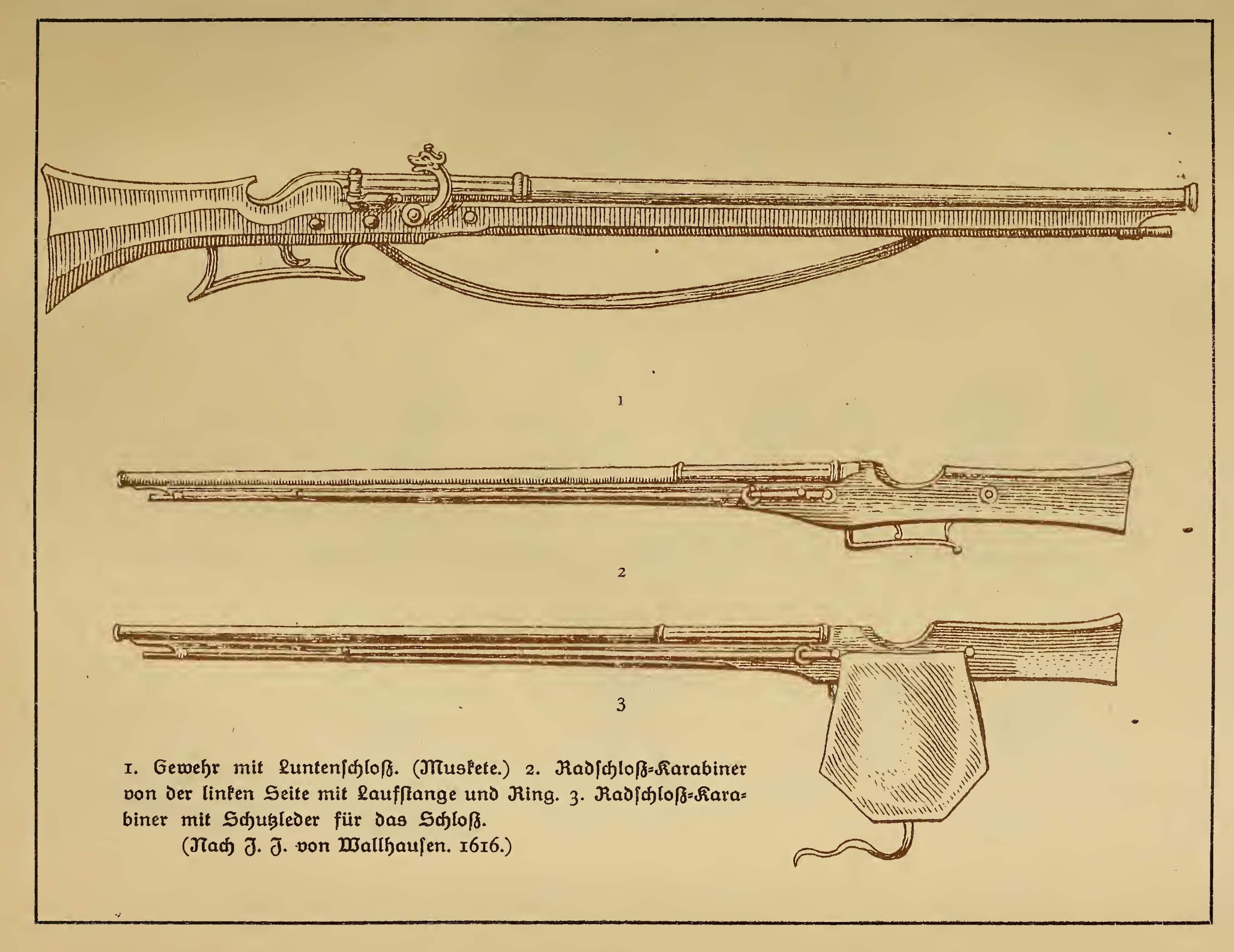
Beim Beginn des Krieges war der Pikenier als schwerer Infanterist herkömmlicherweise noch der angesehene Mann, noch wurde er in den Musterrollen als Doppelsöldner aufgeführt, im Lauf des Krieges erwies er sich als schwerfällig für große Märsche, unbehilflich beim Angriff, fast unnütz, seit der Reiterei das Einhauen und die letzte Entscheidung auf dem Schlachtfelde zugefallen war; so sank er allmählich in Verachtung, und das hübsche Urteil des lustigen Springinsfeld[8] drückt genau die Ansicht über seine Brauchbarkeit aus. „Ein Musketier ist zwar eine wohlgeplagte arme Kreatur, aber er lebt in herrlicher Glückseligkeit gegen einen elenden Pikenier. Es ist verdrießlich, daran zu denken, was die guten Tröpfe für Ungemach ausstehn müssen; keiner kann's glauben, der's nicht selbst erfährt, und ich meine, wer einen Pikenier niedermacht, den er verschonen könnte, der ermordet einen Unschuldigen und kann solchen Totschlag nimmermehr verantworten; denn obgleich diese armen Schiebochsen" — mit diesem spöttischen Namen wurden sie genannt — „kreiert sind, ihre Brigaden vor dem Einhauen der Reiter im freien Felde zu schützen, so tun sie doch für sich selbst niemandem ein Leid, und dem geschieht ganz recht, der je einem von ihnen in seinen langen Spieß rennt. In Summa, ich habe mein Lebtag viele scharfe Okkasionen gesehen, aber selten wahrgenommen,



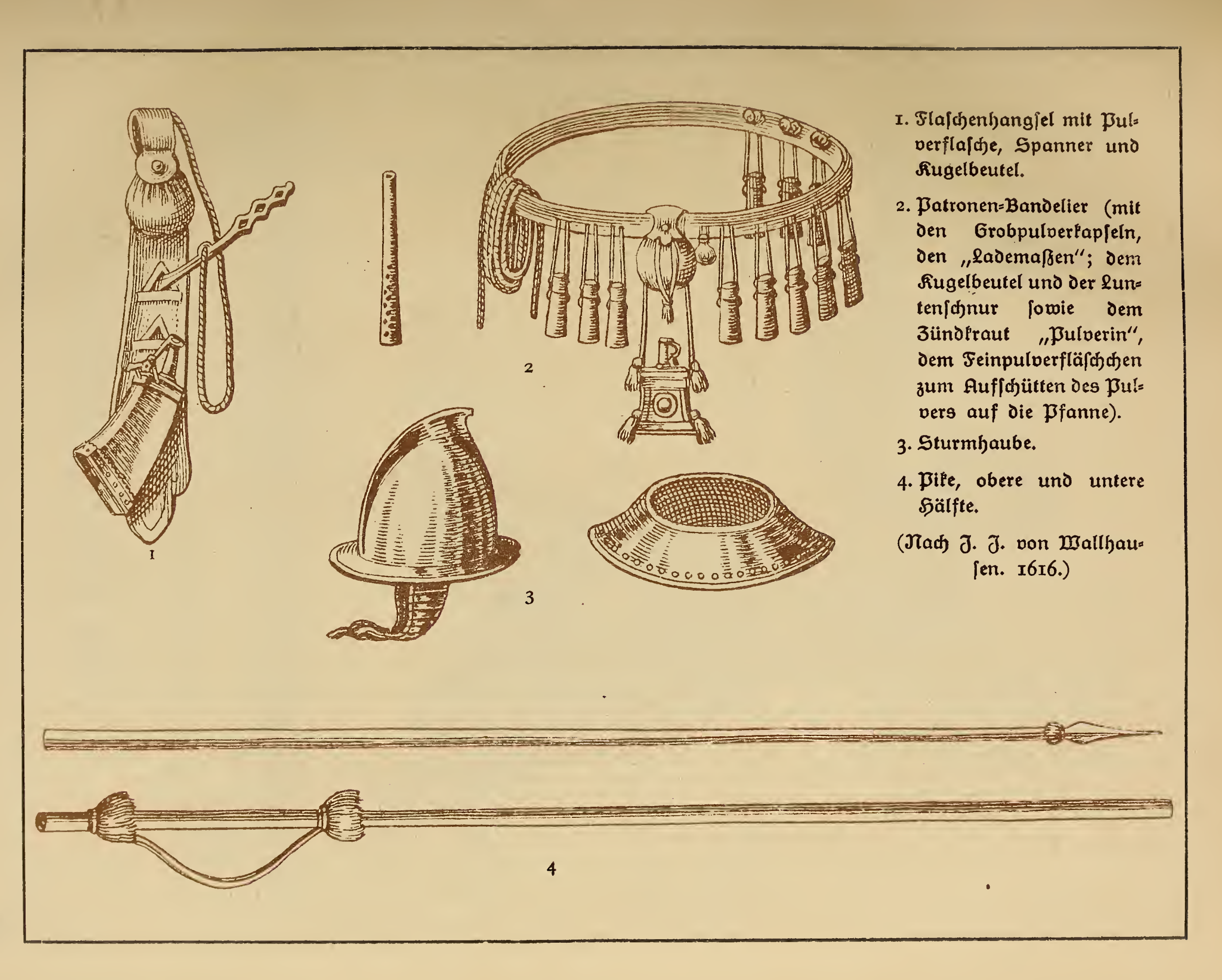
Arkebusiere, Musketiere, Pikeniere.
(Kupferstich aus: Joh. Jac. von Wallhausen, Ritterkunst. Frankfurt a. M., 1616.)



Fußsoldaten im Kampf.
(Kupferstich aus: Joh. Jac. von Wallhausen, Ritterkunst. Frankfurt a. M., 1616.)



1. Gewehr mit Luntenschloß. (Muskete.) 2. Radschloß-Karabiner von der linken Seite mit Laufstange und Ring. 3. Radschloß-Karabiner mit Schutzleder für das Schloß.
(Nach J. J. von Wallhausen. 1616.)



1. Flaschenhangsel mit Pulverflasche, Spanner und Kugelbeutel.

2. Patronen-Bandelier (mit den Grobpulverkapseln, den „Lademaßen"; dem Kugelbeutel und der Luntenschnur sowie dem Zündkraut „Pulverin", dem Feinpulverfläschchen zum Aufschütten des Pulvers auf die Pfanne).

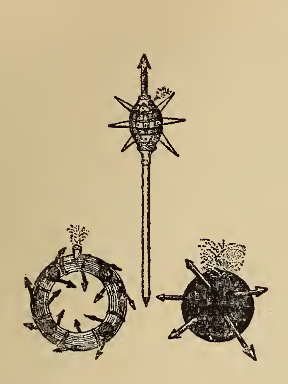
3. Sturmhaube.

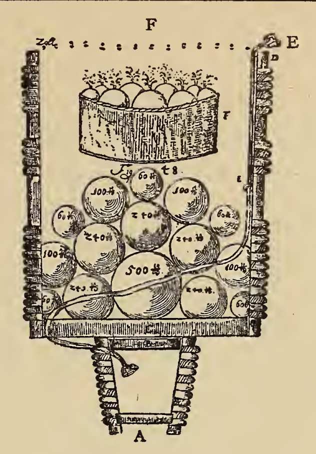
4. Pike, obere und untere Hälfte.

(Nach J. J. von Wallhausen. 1616.)



Niederländischer Musketier mit Luntenschloßmuskete. 1608.
(Nach einem Kupferstich von de Geyn.)

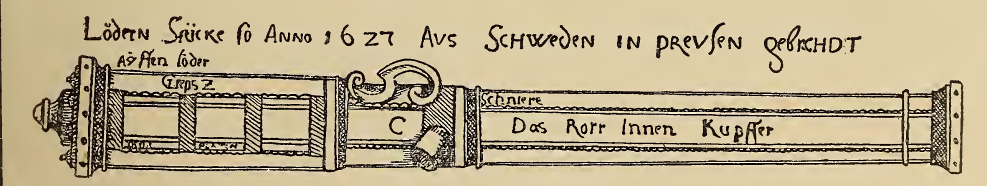




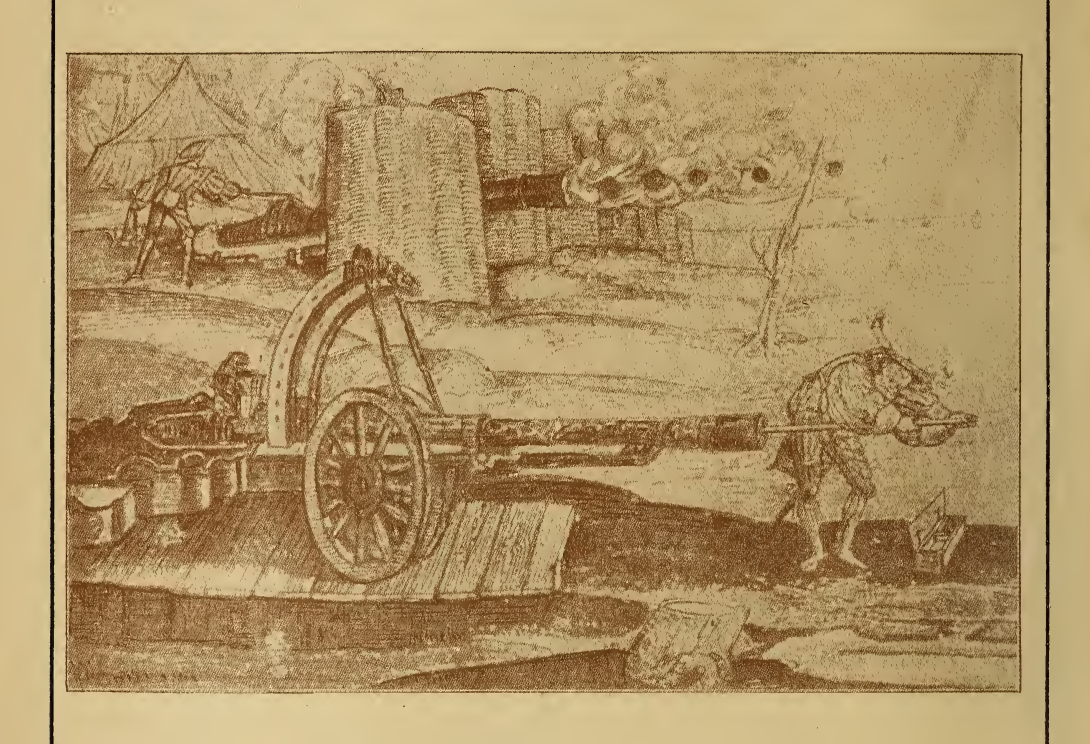
Brandgeschosse. 17. Jahrhundert.
(Sie wurden aus Erdmörsern oder mit der Hand geworfen und sollten mit dem Widerhaken an ihrem Ziele hängenbleiben.)

Schnitt durch einen Erdmörser aus Holz. 17. Jahrhundert.
(Diese Mörser wurden in die Erde eingegraben, mit Steinen und einem mit Brandgranaten gefüllten Korbe [F] geladen. Die Zündung der Pulverkammern [A] erfolgte durch eine „Zündwurst" [E].)
(Nach E. Braun, Novissimum fundamentum et praxis Artilleriæ. Danzig, 1687 und F. M. Feldhaus.)





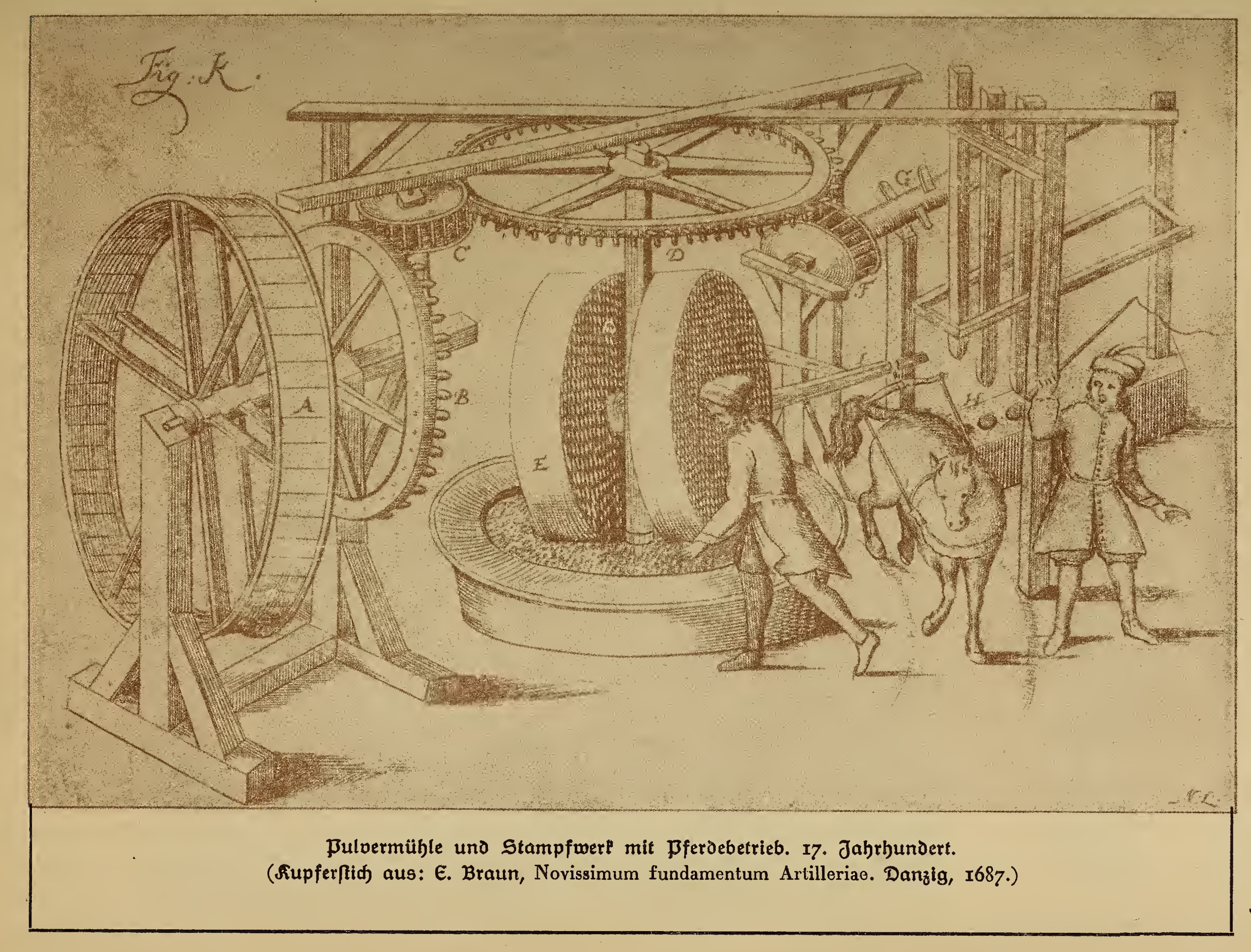
Leichtes Geschützrohr aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges.
(Um das dünne Kupferrohr war Eisen geschmiedet, dann Hanf herumgewunden.)
Lederkanonenrohr des schwedischen Heeres unter König Gustav Adolf.
(Erfunden von dem schwedischen General Baron Wurmbrandt. Das dünne Kupferrohr war umschnürt und dann mit Leder umspannt.)
(Nach G. Schreiber, Büchsenmeister-Diskurs. Brieg, 1662 und F. M. Feldhaus.)



Feuernde Geschütze und Laden eines Geschützes. 16. Jahrhundert.
(Nach einer farbigen Handzeichnung in einer artilleristischen Handschrift. Dresden.)



Geschütz in Feuerstellung. 17. Jahrhundert.
(Kupferstich aus: G. Schreiber, Büchsenmeister-Diskurs. Brieg, 1662. — Horizontalstellen der Lafette mit Lot und Ladeschaufel. Der eingegrabene Lafettenschwanz zur Verhinderung des Rücklaufs noch gegen eine Baumwurzel gestemmt. Der Kanonier rechts hält die Zündrute mit der Lunte. Am Boden Lade- und Richtgerät, darunter ein Quadrant zum Nehmen der Höhenrichtung.)



Pulvermühle und Stampfwerk mit Pferdebetrieb. 17. Jahrhundert.
(Kupferstich aus: E. Braun, Novissimum fundamentum Artilleriae. Danzig, 1687.)



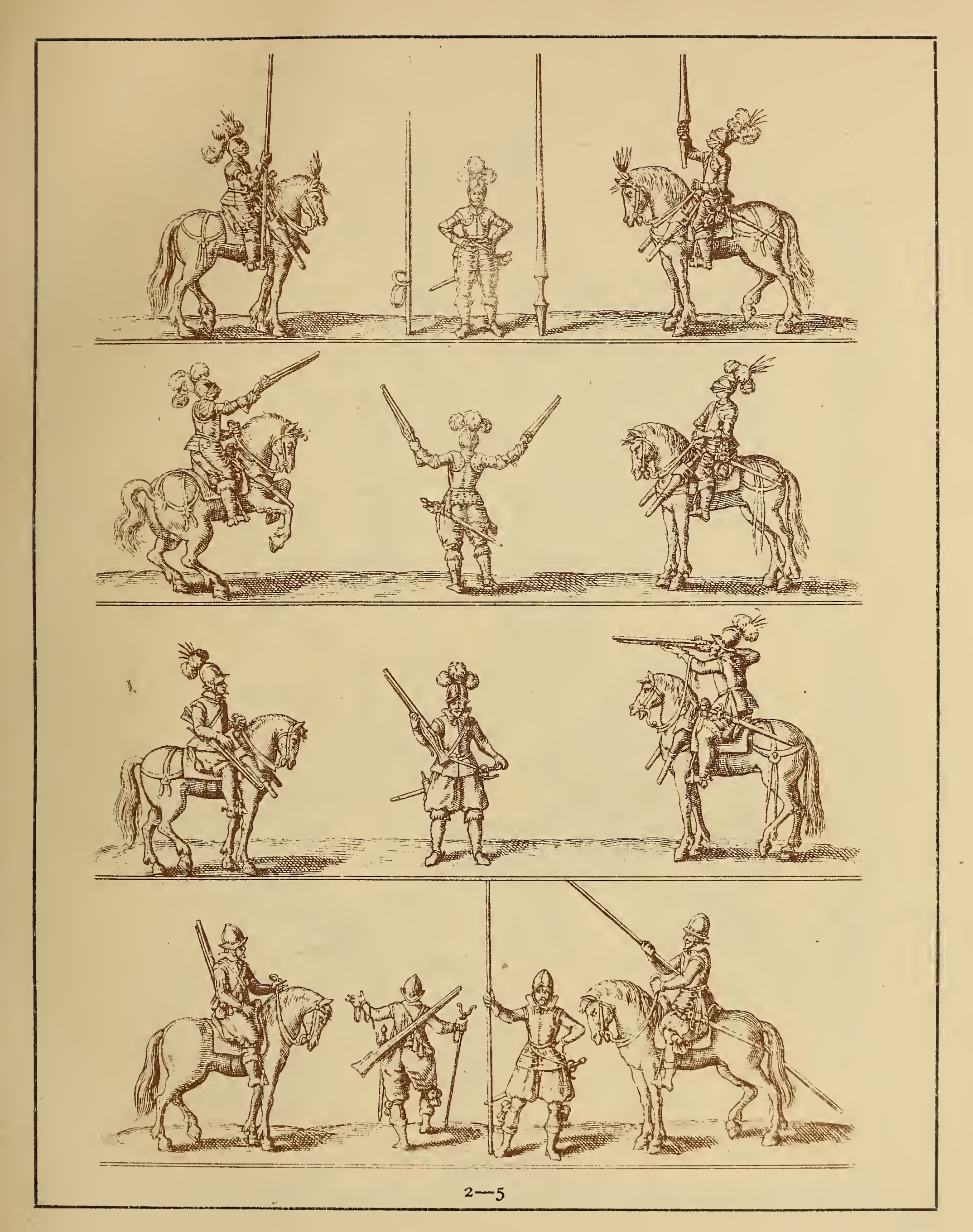
Konstabler bei der Herstellung von Geschossen.
(Neujahrskupferstich der Gesellschaft der Konstabler in Zürich. 1696.)

Reitertruppen beim Beginne des Dreißigjährigen Krieges.
(Kupferstiche aus: J. J. von Wallhausen, Kriegskunst zu Pferd. Frankfurt a. M., 1616.)

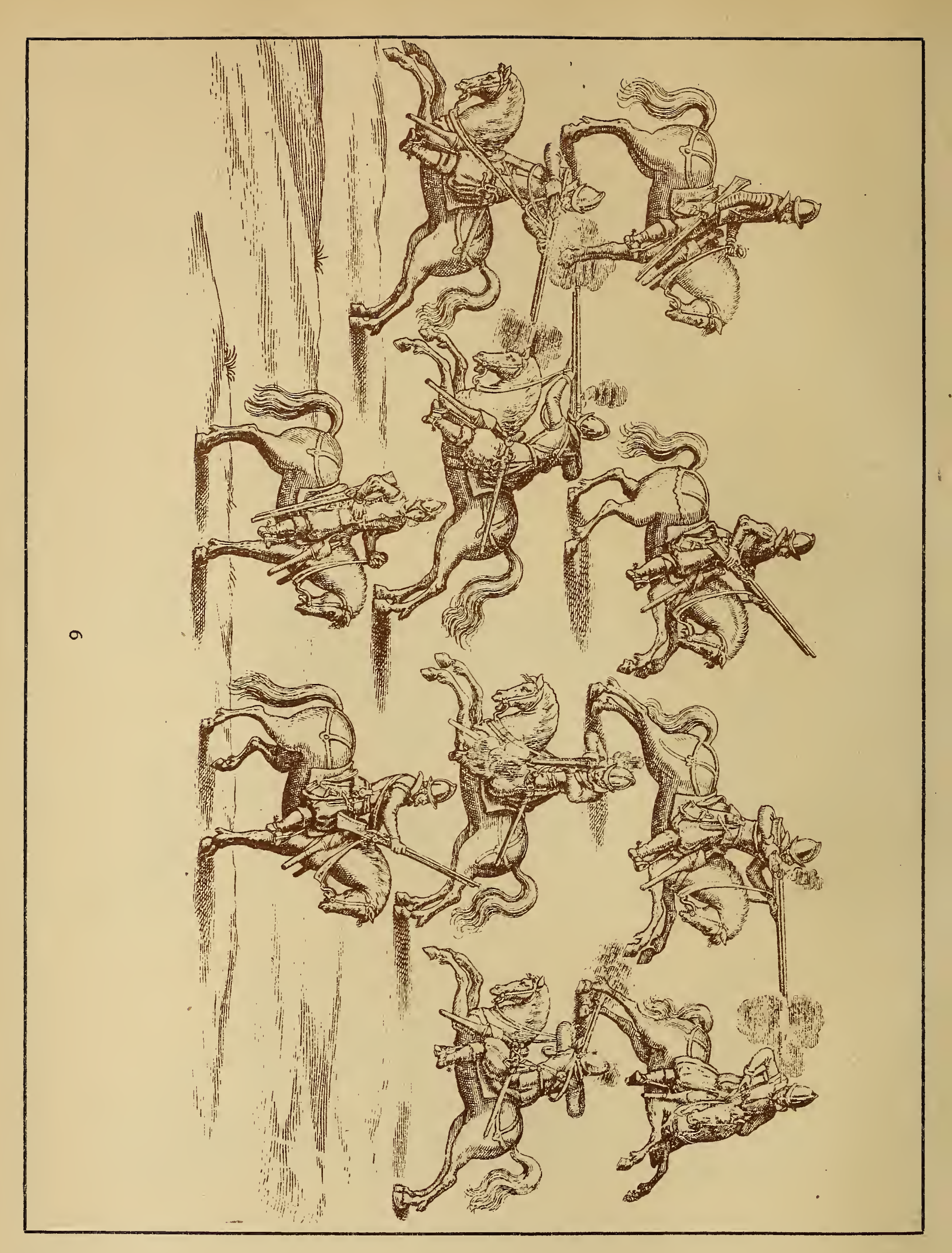


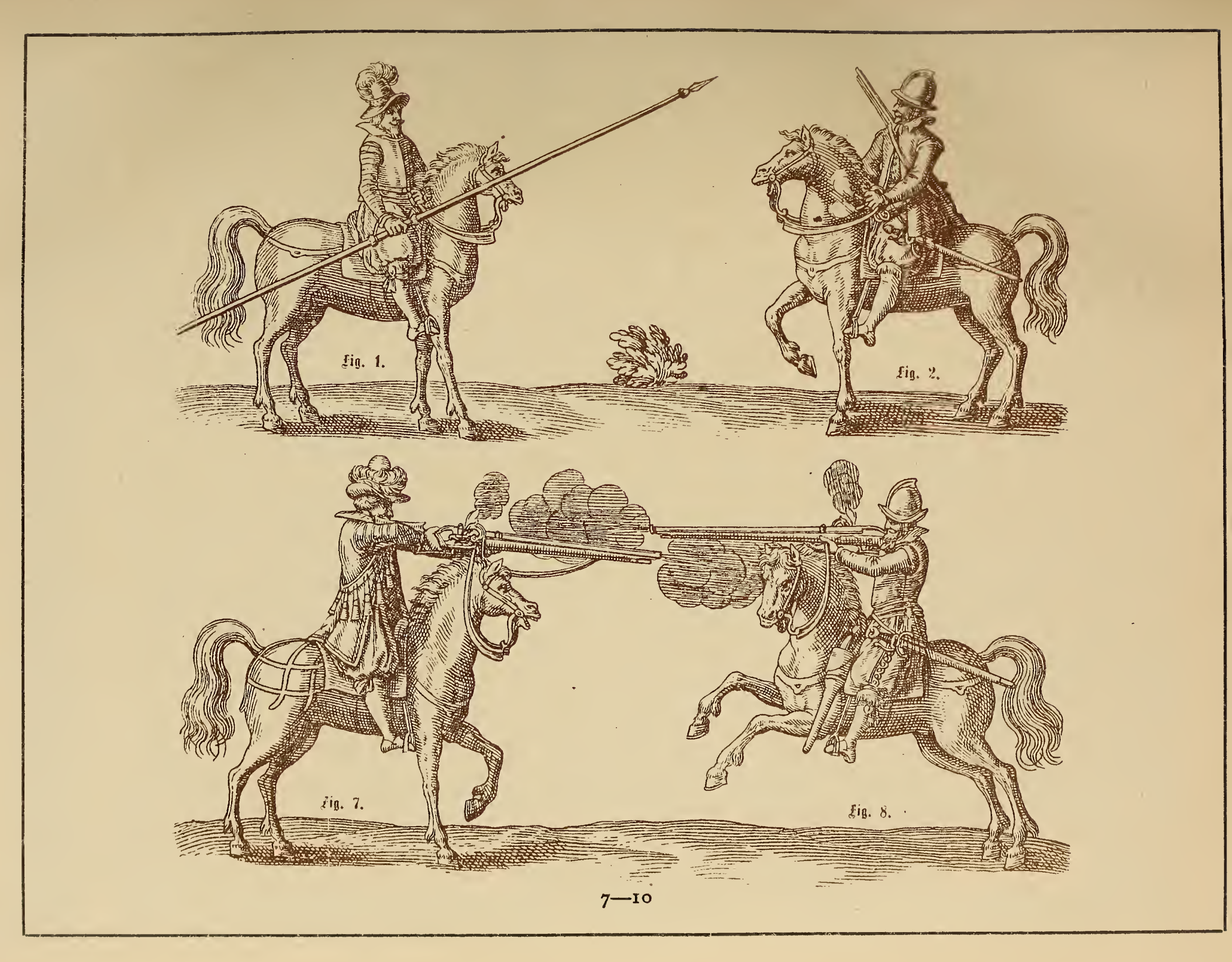
1

1. Kürassier.
2. Speer-Reiter. 3. Kürassiere. 4. Bandelier-Reiter. 5. Dragoner-Musketiere und Pikeniere.
6. Arkebusier-Reiter oder Bandelier-Reiter, auch Karabiniers genannt.
7. Dragoner-Pikenier. 8. 9. 10. Dragoner.



2—5





7—10

daß ein Pikenier jemanden umgebracht hätte." Demungeachtet erhielten sich die Pikeniere bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Die Musketiere aber, die große Masse des Fußvolkes, wurden durch Gustav Adolf behender gemacht; er schaffte im schwedischen Heere die Gabel ab — die Kaiserlichen behielten sie reglementmäßig bis lange nach dem Kriege —, erleichterte Gewehr und Kaliber zu Kugeln, von denen dreizehn aufs Pfund gingen, und führte statt des klappernden Bandeliers Papierpatronen und Tasche ein. Aber auch so waren die Musketiere, ohne Bajonett, langsam feuernd und nicht geübt, in geschlossener Reihe zu kämpfen, wenig geeignet, große Entscheidungen herbeizuführen.

Dagegen wuchs der Einfluß der Kavallerie. In ihr lagen bei Beginn des Krieges noch zwei entgegengesetzte Richtungen im Streit. Die alte Ritterüberlieferung hatte Gefechtsart und Bewaffnung gemischt mit dem Landsknechtswesen, welches auch auf die Pferde gestiegen war. Noch galt die schwere Reiterei für eine aristokratische Truppe, noch führte der Edelmann sein Schlachtroß, die Ritterrüstung, die alte Ritterlanze und seinen Haufen Knechte, für welche er den Sold bezog, zu den Standarten der Kavallerieregimenter. Aber der Krieg machte auch diesen Resten alter Sitte allmählich ein Ende. Doch blieb der Ehrgeiz, als Freireiter mit eigener Ausrüstung und einem Knecht oder auch nur als „Einspänniger" einzutreten, und wer etwas auf sich hielt oder gute Beute gemacht hatte, drängte sich unter die Reiterstandarte. Bei den deutschen Heeren waren vier Gattungen der regulären Kavallerie, die Lanziers[9], bis auf die Reiterstiefeln in voller Rüstung (ohne Schild), mit Ritterlanze oder dem Rennspieß der Landsknechte, Degen, zwei schweren Sattelpistolen (den Fäustlingen); die Kürassiere mit gleicher Schutzrüstung, Pistolen und Degen; die Arkebusiere, später Karabiniers, halbgerüstet mit Sturmhaube, Halsring, schußfreiem Brustharnisch, mit zwei Pistolen und einem Handrohr an schmalem Bandelier; endlich die Dragoner, berittene Pikeniere oder Musketiere, welche fast ebensowohl zu Pferde als zu Fuß fochten. Dazu kam unregelmäßige Kavallerie, Kroaten, Stradioten und die Husaren, welche fast hundert Jahre vorher, im Jahre 1546, in Deutschland Aufsehen gemacht hatten, als sie Herzog Moritz von Sachsen dem König Ferdinand aus Böhmen entlieh. Damals hatte ihr Aussehen nicht übel gefallen, sie hatten türkische Rüstung, Säbel und Tartsche getragen, waren aber als wilde Räuber im schlechtesten Geruch gewesen[10]; Gustav Adolf brachte nur Kürassiere und Dragoner nach Deutschland, auch die Kürassiere leichter gerüstet als die kaiserlichen, aber ihnen weit überlegen an Kraft des Angriffs. Während des ganzen Krieges war es Bestreben der Reiterei, ihre schwere Ausrüstung zu erleichtern; je mehr die Heere zu Kriegsbanden herabsanken, desto zwingender wurde das Bedürfnis größerer Beweglichkeit.

Im 16. Jahrhundert war das schwere Geschütz an Kaliber, Rohrlänge und Namen sehr mannigfaltig gewesen, die scharfe Metz, die Kartaune, Notschlange, Nachtigall, Sängerin, Falkaune, das Falkonett, die Feldschlange, das Scharpentin

(Serpentin) usw. mit Kugeln von hundert Pfund bis ein Pfund herab, außerdem Orgelgeschütze[11], Mörser und Böller, Feuerbüchsen und Standbüchsen. Beim Beginn des Dreißigjährigen Krieges waren die Formen bereits vereinfacht, man goß ganze, halbe, Viertel- und Achtelkartaunen, mit zweiundvierzig-, vierundzwanzig-, zwölf- und sechspfündigen Kugeln[12], die ersteren als Festungs- und Positionsgeschütze, die letzteren als Feldgeschütze; daneben noch die unverhältnismäßig langen Schlangen und Falken. Zum Bogenwurf aber sogenannte Kammerstücke, die Mörser, welche bald auch Haubitzen genannt wurden, und die kleineren Böller für Feuerkugeln, Stinktöpfe usw. Im Anfang des Krieges außerdem die Hagelstücke, welche gehacktes Eisen, Blei, Schrot, kleine Steine schossen[13]. Endlich von geschmiedeten Feuerwaffen für lötige Kugeln die Doppel-, einfachen und halben Haken. Immer aber war an den Stücken für Vollkugeln die Rohrlänge des Geschützes zu groß, das Pulver schlecht, der Schuß unsicher. Gustav Adolf führte kurze und leichtere Geschütze ein; seine ledernen Kanonen, kupferne Zylinder mit dichtem Hanf- und Lederüberzug, durch eiserne Reifen zusammengehalten, erhielten sich zwar nicht[14]; wahrscheinlich war ihre Dauerbarkeit zu gering; aber seine kurzen Vierpfünder, auch für Kartätschenschuß von bester Wirkung, von denen je zwei jedem Regiment beigegeben waren, überdauerten den Krieg. Dies Feldgeschütz feuerte nicht nur aus fester Stellung, sondern veränderte seinen Standort mit ziemlicher Beweglichkeit auch während des Gefechts. Unbehilflich aber blieben die Bogenwürfe und Hohlgeschosse; die letzteren, mit Stricken umsponnen, waren runden Kanonenschlägen ähnlicher als unsern Bomben und Granaten, und blieben von unsicherer Wirkung, weil man den Zünder schlecht verfertigte und die Zeit des Springens nicht abzumessen verstand. Das alte Bedürfnis der Germanen, auch das Leblose gemütlich herzurichten, hatte schon in früherer Zeit den einzelnen Geschützen besondere Namen gegeben, der Brauch blieb, auch seit man Stücke desselben Kalibers in größerer Zahl goß; dann wurden die einzelnen Geschütze z. B. nach den Planeten, Monaten, Zeichen des Tierkreises benannt, auch wohl zusammen als lauttönendes Alphabet aufgefaßt, in diesem Fall mit einzelnen Buchstaben bezeichnet. Auch dem Kaliber, das trotz aller Vereinfachung noch zu verschieden war, erfand man immer neue Namen. So wird der hübsche Vergleich der Geschütze mit Raubvögeln fortgesetzt, die Sechsunddreißigpfünder heißen Adler, Vierundzwanzigpfünder Falken, Zwölfpfünder Geier, Sechspfünder Habichte, Dreipfünder Sperber, die sechzigpfündigen Mörser aber Eulen[15]. Die Fortschritte der Artillerie und ihr Einfluß auf die Kriegführung wurden nur dadurch beeinträchtigt, daß ausgelernte Geschützmeister in der letzten Hälfte des Krieges fehlten; der größte Teil der Geschützmannschaft waren beorderte Infanteristen, der Verlust eines tüchtigen Artilleristen schwer zu ersetzen[16].

Das Zahlenverhältnis der einzelnen Waffen änderte sich durch den Krieg. Beim Beginn war das Verhältnis der Reiterei zum Fußvolk etwa wie eins zu fünf, bald wie eins zu drei, in der letzten Periode war die Reiterei zuweilen stärker als die

Fußtruppen. Diese auffallende Tatsache ist zugleich ein Zeugnis für die Verschlechterung der Truppen und der Kriegführung. In den ausgesogenen Landschaften war die Erhaltung der Heere nur bei starker Reiterei möglich, welche in weiterem Umkreis Lebensmittel und Futter auftreiben und schneller die Gegend wechseln konnte. Und da sich zur Reiterei drängte, wer Selbstgefühl besaß oder Beute hoffte, so erhielt sich die Reiterei verhältnismäßig in besserem Zustand als das Fußvolk, welches zuletzt in dürftiger Nachlese verzehrte, was etwa die Reiter übriggelassen hatten. Allerdings wurde auch die Kavallerie schlechter, der Mangel an guten Kriegspferden war zuletzt noch empfindlicher als der an Menschen, und die Wucht schwerer Reiterei nicht zu erhalten, während sich in der Bandenwirtschaft der letzten Jahre der Dienst der Streifkorps und Parteigänger zu großer Vollkommenheit ausbildete. Demungeachtet tat auch in den Treffen die Reiterei zuletzt das Beste: denn ihr fiel wieder die Aufgabe zu, das Gefecht durch Draufgehn zur Entscheidung zu bringen. Die letzte Armee mit tüchtiger Infanterie und „holländischer Ordnung" war die der Bayern unter Mercy von 1643 bis 1645.

Die Taktik der Armeen hatte sich seit hundert Jahren langsam umgeformt. Das alte Landsknechtheer war in drei großen quadratischen Haufen, Vortrab, Gewalthaufen, Nachhut, zur Schlacht gezogen, unbekümmert um Landstraßen und Saatfelder; vor ihm liefen beorderte Arbeiter, welche Gräben ausfüllen und Gebüsch niederschlagen mußten, um den unförmlichen Haufen Bahn zu machen[17]. Zur Schlacht selbst stellten sich die tiefen viereckigen Massen des Fußvolkes nebeneinander, jeder Schlachthaufen bestand aus vielen Fähnlein, zuweilen aus mehreren Regimentern; die Reiterei stand in ähnlicher tiefer Aufstellung an den Flügeln. Regelmäßige Reserve fehlte, nur zuweilen ward einer der drei Haufen für die Entscheidung zurückgehalten; von auserwählter Mannschaft wurde ein „verlorener Haufen" gebildet für gefährlichen Dienst, zum Erzwingen von Flußübergängen, der Besetzung eines entscheidenden Punktes, Umgehung des Feindes. Seit das Feuerrohr neben der Pike überhandgenommen, wurden die großen Schlachthaufen von Schützengliedern umgeben, Schützenflügel an sie angehängt, endlich besondere Schützenhaufen gebildet. Die Unbehilflichkeit dieser schweren Schlachtmassen führte schon in den niederländischen Kämpfen zu einem Zerlegen der Schlachtordnung in kleinere taktische Körper, welche in zwei oder drei Treffen standen. Aber nur langsam bildete sich die Treffenstellung und die planmäßige Anwendung der Reserven aus. Noch war den kaiserlichen Heeren beim Beginn des Krieges vieles von dem altgewohnten Verfahren geblieben. Immer noch wurden die Fähnlein der Infanterie zu tiefen Quadraten — den Bataillonen — zusammengefügt. Feste Stellungen suchen und die Schlacht in der Verteidigung aufnehmen, war gegenüber den wild anstürmenden Türken in ruhmlosen Feldzügen zu sehr Brauch geworden. Allerdings konnte die Zähigkeit und die Wucht der tiefen Massen gewaltig sein, aber sie litten auch furchtbar, wenn es dem Feind gelang, mit seinem Geschütz in ihnen zu arbeiten, und sehr unbehilflich waren alle ihre Bewegungen. Gustav Adolf nahm

die taktischen Neuerungen der Niederländer in geistvoller Weise auf; er stellte zur Schlacht das Fußvolk sechs Mann, die Reiterei vielleicht nur drei Mann tief, zerlegte die großen Massen in kleine Abteilungen, welche in fester Verbindung miteinander die Einheit der „schwedischen Brigade" bildeten; er verstärkte die Kavallerie, indem er Schützenkompanien zwischen sie stellte, führte außer der Reserve- und Positionsartillerie leichte Regimentsgeschütze ein und gewöhnte seine Soldaten an schnelle Angriffsbewegungen und rücksichtsloses Vorgehen. Seine Infanterie feuerte schneller als die kaiserliche, in der Schlacht bei Breitenfeld erschütterte zum erstenmal nahes Rottenfeuer die alten Wallonenregimenter Tillys; für seine Kavallerie stellte er zuerst die Lehre auf, durch welche hundert Jahre später Friedrich der Große seine Reiterei zur ersten der Welt machte, sich nicht mit Feuern aufzuhalten, sondern in schnellster Gangart über den Feind herzufallen.

Während der Schlacht erkannten die Soldaten einander am Feldgeschrei und an besonderen Abzeichen, die Offiziere an den Feldbinden. Bei Breitenfeld trugen z. B. die Tillyschen weiße Bänder um Hut und Helm, weiße Schnüre um den Arm, die Schweden grüne Zweige. Die kaiserliche Feldfarbe war rot, Gustav Adolf verbot deshalb seinen Schweden, Rot zu tragen[18]; die Feldbinden der schwedischen Offiziere in der Schlacht bei Lützen waren grün, die kursächsischen Feldbinden während des Krieges schwarz und gelb, später, seit Erwerbung der polnischen Krone, rot und weiß.

Die Soldaten standen in Fähnlein oder Kompanien, der taktischen Einheit, und diese waren zu Regimentern, der Verwaltungseinheit, verbunden. Das deutsche Regiment Fußvolk sollte in 3000 Mann in 10 Fähnlein zu 300 Mann bestehen, die Fähnlein erreichten selten die ordnungsmäßige Stärke und verloren im Kriege mit reißender Schnelligkeit ihre Mannschaft. Regimenter von 1000 bis 300 Mann, Kompanien von 70, 50, 30 sind nicht selten. Vom Reiterregiment forderte man eine Stärke von 500 bis 1000 Mann, die Kompaniezahl war verschieden, ihre wirkliche Kriegsstärke noch wandelbarer[19].

Titel und Amt der Offiziere hatten schon Ähnlichkeit mit der gegenwärtigen deutschen Einrichtung. Oberst des Regiments hieß, wer das Regiment seinem Kriegsherrn geworben hatte, auch wenn er sonst Generalrang hatte; unter ihm stand der Oberstleutnant und Oberstwachtmeister. Wichtiger für den Zweck dieser Blätter sind die Offiziere der Fähnlein: der Hauptmann oder Rittmeister mit seinem Leutnant, der Fähnrich und der Feldweibel oder Wachtmeister, Unteroffiziere und Gefreite, zuletzt der Profos.

War der Hauptmann bei der Musterung seinem Fähnlein im Ringe als Oberhaupt und Vater vorgestellt, so bat er freundlich die lieben Kriegsleute, ihm treu und gehorsam zu sein, zählte ihre Pflichten auf, versprach in jeder Not zu ihnen zu halten und Leib und Leben und alles, was er in seinen Kleidern trüge, bei ihnen zu lassen, als redlicher Mann. Leider tat dem Hauptmann vor allem andern Treue in Geldsachen not, sowohl gegen den Oberst als gegen seine Leute: dem Musterherrn

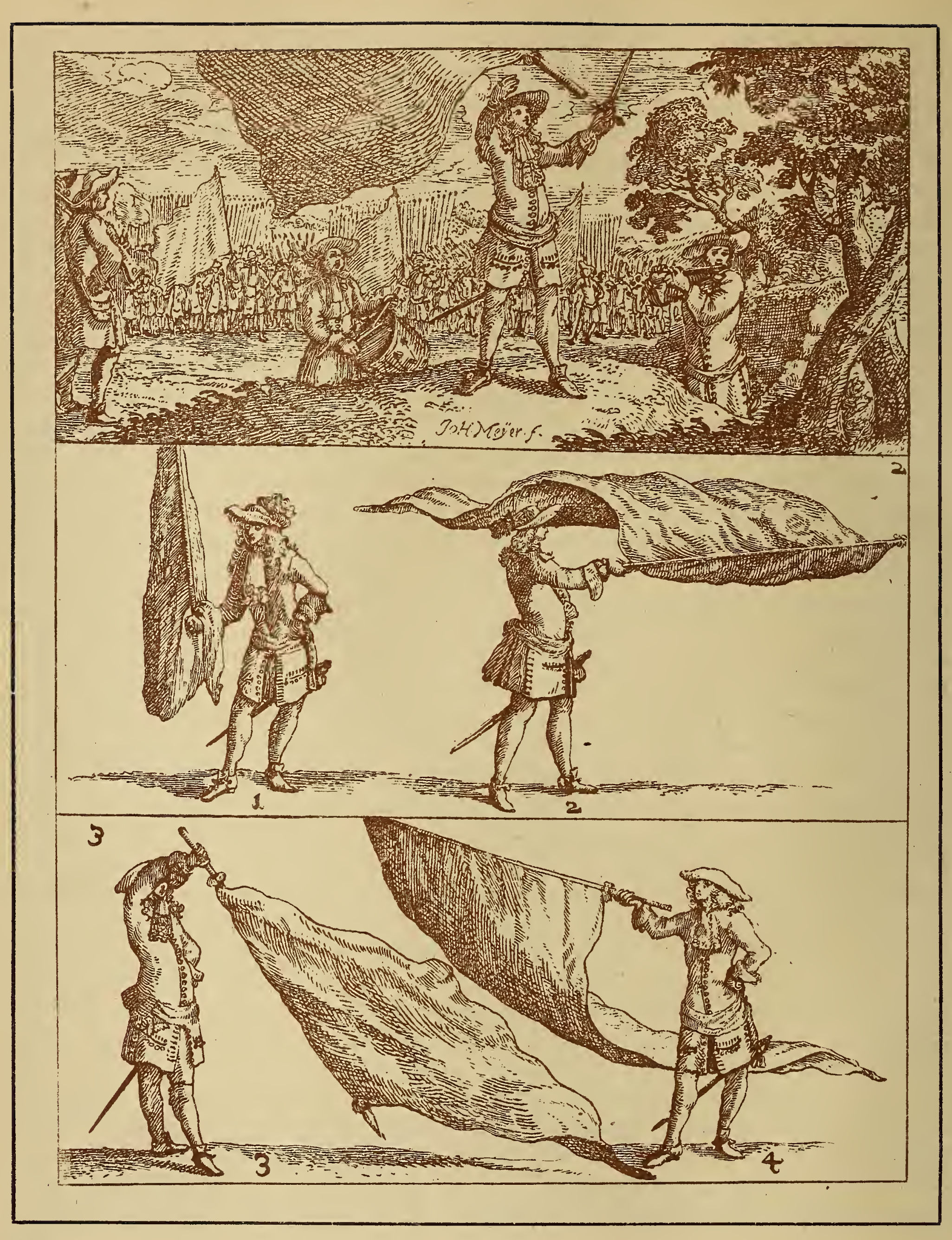
tüchtige Leute zu werben, nicht mehr Söldner anzurechnen als recht war, den Kriegsleuten aber den Sold völlig zu zahlen. Beides geschah häufig nicht; die Versuchung des Werbesystems war groß, und Gewissenhaftigkeit war in dem unsicheren Kriegsleben eine Tugend, welche leicht schwand; auch der Ehrliche geriet in gefährliche Klippen, wenn der Sold lange ausblieb oder unvollständig gezahlt wurde. Sonst sollte der Hauptmann ein ernster, wohlerfahrener Mann sein, billig und gütig im Gemüt, aber scharf in allen Rechtssachen. Die Woche hindurch sollte er nach altem Sprichwort sauer sehen und die Kriegsleute nicht eher anlachen als am Sonntag, wenn man im Felde predigte; dann saßen die Leute auf der Erde und standen auf, den Hut vor dem Hauptmann abzuziehen. Wer aber eine Sturmhaube trug, behielt sie auf. — Auf dem Marsche ritt der Hauptmann, vor dem Feinde aber sollte er zu Fuß eine Pike oder die Muskete seinem Fähnlein vortragen[20].

Die Fahne des Fußvolks, das Heiligtum der Kompanie, hatte kaum die Stangenlänge der unseren, aber ihr Seidenstoff reichte wie ein großes Segel fast bis zum Ende der Stange; es war schwerer Stoff, nach damaligem Zeitgeschmack mit aufgemalten allegorischen Bildern und kurzen lateinischen Sinnsprüchen schön verziert. Die „Cornete" der Reiterei, zuweilen ausgezackt, waren kleiner und wurden an der Stange befestigt wie unsere Fahnen. Nach der Fahnenfarbe wurden nicht selten die Regimenter benannt, z. B. bei den Kursachsen, wo der Fahnengrund immer zweifarbig war: das schwarz und gelbe, blau und weiße, rot und gelbe Regiment; dann hatte von den zehn Fahnen des Regiments jede besonderes Inzeichen nebst Wahlspruch und verschiedene Verbindung derselben Regimentsfarben: geflammt, gestreift, in Rauten; doch die Haupt- oder Leibfahne wies zuweilen die Regimentsfarben nur im Saum. Die Kornete der Reiterei hatten einfarbigen Grund, auch die Reiter bezeichnete man nach der Fahnenfarbe und nicht nach einer Uniform, die sie nur selten trugen, z. B. zwei oranienfarbene Kornet Kürassiere, fünf stahlgrüne Kornet Arkebusiere. Auch die Schweden unterschieden ihre Brigaden, welche in Deutschland häufig Regimenter genannt wurden, nach der Fahnenfarbe, so außer dem (gelben) Leibregiment: das grüne, blaue, weiße, rote. Oft wurden die Farben der Fahne und des Regiments nach den Wappenfarben des Obersten gewählt, zumal wenn er das Regiment geworben hatte[21]. — Allmählich aber wurde in allen Armeen Brauch, das Regiment nach dem Namen des Obersten zu nennen.

Im Ringe der geworbenen Kriegsleute wird das Fähnlein an die Stange gebracht und aufgerichtet, der Oberst übergibt dem Fähnrich die Fahne und bindet sie ihm ein „als eine Braut und leibliche Tochter, aus der rechten Hand in die linke Hand, wo euch beide Arme abgeschossen oder abgehauen werden, sollt ihr's in den Mund nehmen; ist keine Hilfe noch Rettung da, so verwickelt euch drein, befehlt euch Gott, um darin zu sterben und erstochen zu werden, als ein ehrlicher Mann". Solange die Fahne fliegt und ein Stück an der Stange ist, sollen die Kriegsleute dem Fähnrich in den Tod folgen, bis alles über einen Haufen an der Walstatt liegt.

Die Fahne soll über keinem Bescholtenen oder Missetäter fliegen; ist gegen den Fahneneid gefrevelt, so darf der Fähnrich die Fahne einschlagen und dem Frevler Fahne und Wacht verbieten lassen; dann muß dieser beim Troß gehn unter Huren und Jungen, bis zum Ausgang der Sache. Der Fähnrich soll ohne Erlaubnis keine Nacht die Fahne verlassen; wenn er schläft, soll er sie bei seinem Lager haben, sich nie davon trennen; wird sie ihm durch Verrat oder schelmische Diener von der Stange gerissen, so soll der Fähnrich dem gemeinen Kriegsmann mit Leib und Leben verfallen nach ihrem Willen. Er soll ein großer, kräftiger, männlicher, tapferer und fröhlicher Gesell sein, der erste beim Sturme, sonst freundlich mit jedermann, Fürsprecher und Friedenstifter; Strafen verhängt er nicht, daß sich kein Haß an ihn hänge. Im freien Feld bei fliegenden Fahnen werden Bestallung und Kriegsartikel vorgelesen; der Reiter darf sich ohne Erlaubnis nur so weit vom Zug oder Lager entfernen, als die Fahne gesehen werden kann; wer im Kampfe von der Fahne flieht, soll dafür sterben, wer den Fliehenden niedersticht, ist straflos[22]; wenn der Fahnenträger eine Festung oder Schanze verläßt, bevor er drei Stürme ohne Entsatz ausgehalten, verfällt er dem Kriegsgericht; das Regiment verliert die Fahne, wenn es aus Feigheit eine Festung vor der Zeit übergibt. Noch war's nicht lange her, daß das Spießrecht abgekommen war, das herbe Gericht der Landsknechte, wo vor dem Ringe der Gemeinen der Profos den Missetäter verklagte, und vierzig erwählte Mann, Offiziere und Gemeine, das Urteil sprachen; auch damals schlugen beim Beginn des Gerichts die Fähnriche ihre Fahnen zusammen, steckten sie verkehrt, mit der eisernen Spitze, in die Erde und forderten ein Urteil, weil die Fahne nicht über einem Missetäter fliegen dürfe. Und war der Verbrecher zum Spießen oder als Schütze zum Arkebusieren verurteilt, dann bedankten sich die Fähnriche gegen den gemeinen Mann, schlugen die Fähnlein wieder auf und ließen sie fliegen gegen Aufgang der Sonne, trösteten den armen Sünder und versprachen, ihm auf halbem Wege entgegenzulaufen und ihn dadurch zu erledigen, daß sie ihn unter den Schutz der Fahne nahmen. Und wenn die Gasse gebildet war, traten sie an das Ende derselben, mit dem Rücken gegen die Sonne, der Verbrecher aber mußte die Kriegsleute segnen und um schnellen Tod bitten, dann gab ihm der Profos mit seinem Stab drei Schläge auf die rechte Achsel und stieß ihn in die Gasse. Wer aber unehrlich war, der wurde ehrlich, wenn die Fahne dreimal über ihn geschwenkt war, so der Steckenknecht, wenn er sich ordentlich gehalten und entlassen werden sollte. Der Fähnrich erhält alle drei Jahre Geld auf ein neues Fähnlein oder ein neues Kleid[23] (achtzig bis hundert Gulden); dafür mußte er dem Fähnlein eine Verehrung geben, zwei Faß Bier oder Wein.

Die Fahne tragen war aber nicht nur ein wichtiges Amt, es war auch eine Kunst, welche Kraft, Gewandtheit und lange Übung erforderte. Denn das „Fahnenspiel" hatte schon vor dem Kriege den Soldaten viele bedeutsame Zeichen gegeben; in den Kriegsjahren und unmittelbar nachher erhielt es weitere Ausbildung; deutscher, italienischer, französischer und spanischer Brauch verbanden sich; es gab Ober-


JoH Meÿer f.
2
1
2
3
3
4


5
5
6
7
7
8
15
9
10


22
11
12
33
13
14
45
15
16
17





Fahnenspiel.
(Kupferstiche aus: A. Klette, Kleine Fahnen Schule. Nürnberg, 1679.)

und Unterhiebe, Prassaden, Stockaden, Kavaden, das vollkommene und das verkehrte Rosenbrechen und andere kunstvolle Schwenkungen; ob das Tuch ganz, ob halb fliegen, ob es über die Stange laufen oder sich wie Wasserwellen bewegen durfte, alles war vorgeschrieben. Und zu vielen Schwenkungen der Fahne gehörten entsprechende Tritte und Biegungen des Körpers. Im Zirkelschwung drehte der Fähnrich die Fahne um das Haupt, er schwang sie zur rechten und linken Hand, in seinem Rücken, ja nach vorn und hinten durch die Beine; er warf die Stange in die Höhe, schoß, während die Stange in der Luft schwebte, sein Pistol ab oder zog den Degen, fing die Fahne dann wieder auf, schlug das Tuch von hinten um sich, stand majestätisch halb vom Tuch verhüllt, steckte den Degen zierlich wieder ein und machte Reverenz, indem er beide Knie beugte. Diese Bewegungen waren aber nicht allein um der Schönheit willen da, durch sie wurden seit dem Kriege auch die Marschweisen und einzelne Signale der Truppe vorgeschrieben; deutscher Marsch, Burgundermarsch, alter Schweizermarsch, denn die Spielleute der Kompanie blickten auf den Fähnrich, sein heroisches Wesen gab ihnen die Aufforderung. Bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts war das Exerzieren mit der Fahne eine beliebte Turnübung der adligen Jugend, noch Ludwig XIV. stiftete für den Dauphin einen besonderen Kinderorden vom Pavillon. Seitdem ist die werte Kunst fast verloren, die letzten Überlieferungen dauern in einigen entschlossenen Bewegungen des heutigen Tambourmajors, das „Fahnenspiel" schwindet jetzt selbst im Zirkus der Kunstreiter, unter denen sich dieser Brauch der Landsknechtheere am längsten erhalten hat[24].

Das Amt des Reiterfähnrichs war weniger verantwortlich. Frisch in den Feind dringen und nach dem Angriff die Standarte in die Höhe halten, damit sich sein Volk um ihn sammle, das war seine Aufgabe. In den ungarischen Kriegen war zuweilen der Fähnrich im Range dem Leutnant vorgegangen, und bei einigen Regimentern, z. B. der Wallensteinischen Armee, hatte sich diese Einrichtung erhalten.

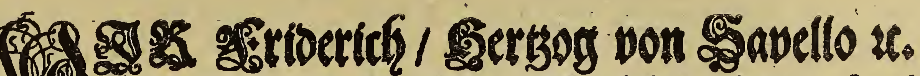
Der wichtigste Mann der Kompanie nächst dem Hauptmann war der Feldweibel; er war der Drillmeister, der Sprecher für die Kriegsleute, und hatte die Aufstellung des Fähnleins in die Schlachthaufen der kaiserlichen Bataillone und schwedischen Brigaden zu besorgen, die Mannschaften zu ordnen, in die vordersten und hintersten Glieder und an die Ecken die Tüchtigsten und am besten Bewaffneten, hatte die Hellebarden und kurzen Wehren einzumischen, die Schützen anzuhängen und zu führen. Er war der weise Mann der Kompanie, der Recht und Kriegsbrauch seiner Waffe genau kennen mußte.

Da das „Volk", welches aus nah und fern unter der Fahne zusammenlief, schwer zu bändigen, zum großen Teil unsicher und schlecht in Waffen geübt war, mußte die Zahl der Unteroffiziere sehr groß sein. Gewiß bestand oft mehr als der dritte Teil der Mannschaft aus Chargierten. Wer irgend kriegstüchtig oder ein sicherer Mann war, wurde durch einen Unterbefehl, Vertrauensposten und höheren Sold ausgezeichnet. Unter den zahlreichen Verrichtungen und mannigfaltigen

Namen der Subalternen sind einige besonders bemerkenswert. Im Anfang des Krieges hatte noch jede Kompanie nach altem Landsknechtgebrauch ihren „Führer“, der wenigstens ursprünglich von den Soldaten gewählt worden war. Er war der Tribun der Kompanie, ihr Sprecher, welcher ihre Beschwerden und Anliegen dem Hauptmann vorzutragen, die Wohlfahrt des Volkes zu vertreten hatte. Es ist leicht begreiflich, daß ein solches Amt die straffe Zucht der Kompanie nicht kräftigte, es wurde im großen Kriege beseitigt. Auch das undankbare Amt des Furiers war von größerer Bedeutung als jetzt. Er hatte Trotz und gefürchtete Wucht gegen die Vorwürfe der Soldaten zu setzen, welche über die schlechten Quartiere haderten, die er ihnen angewiesen. Wenn das Fähnlein in ein wüstes Dorf kam, warfen alle Rottenmeister ihre Messer in den Hut des Furiers, dann lief er von Haus zu Haus und steckte die Klingen, wie sie ihm zur Hand kamen, in den Pfosten, und jede Rotte (6—8 Mann) zog dem Messer ihres Meisters nach. Wenn Arme vom Adel, Anwärter auf Offizierstellen, eintraten, wurden sie zu den Gefreiten eingeschrieben, deren Zahl oft sehr groß war. Alte anspruchsvolle Landläufer zeichnete das militärische Küchenlatein durch die Titel „Ambesaten“, später „Landspassaten“ aus, sie waren Überbringer von Befehlen und Botschaften, im Sold bevorzugt, Stellvertreter und Gehilfen der Korporale. Im allgemeinen war das Bestreben, jeder Charge einen Stellvertreter beizuordnen; wie der Leutnant dem Hauptmann, stand dem Fähnrich ein Korporal der Gefreiten als Unterfähnrich, dem Feldweibel die Gemeinweibel und für Wachtposten häufig auch bei der Infanterie ein Wachtmeister zur Seite, so den Unteroffizieren die Gefreiten, den Korporalen die Landspassaten, dem Profos der Rumormeister usw.

Die Heere bestanden mit wenigen Ausnahmen aus geworbenen Söldnern. Der Kriegsherr bevollmächtigte durch Patent einen versuchten Führer, für ihn ein Heer, ein Regiment, ein Fähnlein zu werben, dann wurden Werbeplätze gesucht, ein Musterplatz festgesetzt, auf dem sich die Geworbenen sammelten. Wer sich anwerben ließ, erhielt Lauf- oder Werbegeld, das beim Beginn des Krieges unbedeutend war und zuweilen von der Löhnung abgezogen wurde[25]. Im Lauf des Krieges stieg das Werbegeld und blieb dem Soldaten. Auf dem Musterplatz wurde noch im Anfang des Krieges mit jedem Söldner besonders über seine Löhnung verhandelt; der Soldat hatte außer dem Servis in seinem Quartiere nichts als den Sold zu erhalten, der um 1600 für die gemeinen Fußsoldaten von fünf bis sechzehn Gulden auf den Monat betrug[26]. Sie mußten dafür beim Beginn des Krieges meistens Waffen, Kleidung und Kost selbst beschaffen, den Besatzungen wurden die Lebensmittel durch die Quartiermeister gegen Vergütung geliefert. Während des großen Krieges aber kam das Handeln um den Sold ab, es ward von dem Kriegsherrn den Soldaten eine gleiche mäßige Löhnung sehr unregelmäßig gezahlt.

Bei den Kaiserlichen betrug der Sold (ohne die Verpflegung) für den Pikenier neun, den Musketier sechs Gulden, bei den Schweden war er noch niedriger, wurde aber im Anfang regelmäßiger gezahlt und für die Verpflegung bessere Sorge ge-



WIR Friderich / Hertzog von Savello 2c.

Römischer Baro, Röm: Kays: May: Hoff Kriegß Rath / Cämmerer / General Veldt Marschall und bestellter Obrister / geben hiemit zuvernehmen: Demnach mit sonderbahrem schaden / der Röm: Kays: May: unsers Allergnädigsten Herrns 2c. und deß gantzen H. Röm: Reichß diensten / im Werck leyder nur zuviel erfahren müssen / daß von unterschiedlichen Regimentern deß Herrn General Veldt Marschall / Graven von Götz 2c. unterhabender Armada, an vielen Orten uff deß H. Reichß boden starcke parttien sich vernehmen lassen / die Strassen unsicher machen / berauben / und die Leuth / zwar ohne ansehen plündern / die nothwendigen Commercien, gentzlich verhindern und uffheben / Auch sonsten alle abschewliche insolentien, wider alle ware Kriegßdisciplin, in dem schwang treiben:

Wird derowegen hiemit diesem / allen deß H. Röm: Reichß / und andern Stätten / Märckhen / Schlössern / Dörffern / und dergleichen / wie die Namen haben / Auch derselben Commendanten und Soldatesca unter unserm Commando, inn Schwaben / Francken und Würtenberg / auch andern Orten und Landen / zu einer Nachrichtung angefügt / und zwar alles ernstes anbefohlen / andere aber gebührlich hiemit ermahnet / Alle die Jenige / von obbesagter Armada, so uff der Strassen / oder sonsten andern Orten betretten würden / und von den Herrn General Veldt Marschall / Graven von Götz 2c. von den Herrn Gen: Wachtmeistern / Horst / und Schneller / oder von Uns keinen frischen Paß / Als nach dem Achten diß Monats datirt, fürzuweisen haben / verarrestirt, eingezogen / Die Widerspänstige aber hierinnen abgestrafft / und sonsten für Vogelfrey gehalten und tractirt werden. Warnach man sich zu richten. Sig: Heilbronn / den Zwölfften Junij, Anno 1638.

Friderich / Hertzog von Savello L. S.

Ernst Constantin Sattler.

Verordnung des Kaiserlichen Feldmarschalls Friedrich Herzogs von Savello gegen marodierende Soldaten vom 12. Juni 1638.
(Einblattdruck.)

Kaiserliche Truppen-Verpflegungs-Verordnung vom 1. Januar 1639.
(Einblattdruck.)

Wir Ferdinand der Dritte / von Gottes Gnaden / Erwöhlter

Röm. Käyser/ zu allen Zeiten Mehrer deß Reichs/ in Germanien/ zu Hungarn/ Böhaimb/ Dalmatien/ Croatien vnd Sclavonien/ etc. König/ Ertzhertzog zu Oesterreich/ Hertzog zu Burgund/ Steyr/ Kärndten/ Crain/ vnd Würtemberg/ in Ober: vnd Nider Schlesien/ Marggraff zu Mähren/ in Ober: vnd Nieder Laußnitz/ Graff zu Habspurg/ Tyrol/ vnd Görtz/ etc. Entbieten N. allen vnd Jeden Vnsern Hohen vnd Niedern Officiern/ so wol der gantzen *Soldatesca* zu Roß vnd Fuß/ Wie auch Jedermänniglichen Vnsere Gnad vnd alles Guts/ vnd geben denselben hiemit gnädigst zuvernehmen. Demnach die Nothdurfft erfordert/ daß zu verhütung aller Vnordnungen/ ein gewisse Ordinantz gesetzt werde/ vermög deren das in Winter Quartieren/ vnd Guarnisonen sich befindende Kriegsvolck/ diesen Winter hindurch verpflegt werden solle/ vnd ein Jeglicher wissen könne/ was/ vnd wie viel man dem Einquartiertem Kriegsvolck zureichen vnd zugeben schuldig seye. Als haben Wir nachgesetzte Verpfleg vnd Vnderhaltungs Ordinantz zu allgemeiner Wissenschafft Publiciren lassen.

Vnd ist anfänglich denen Ständen frey gestelt/ auff die Officier vnd Soldaten/ welche sich *effective* bey Jhren Regimentern vnnd *Compagnien* befinden/ oder nach vnd nach darzu kommen möchten/ entweder die hernach beschriebene Verpflegung/ völlig in bahrem Gelde/ oder denen Officiern zway drittl in Geldt/ vnd ein Drittl inn Brodt/ Fleisch vnd Wein/ oder wo kein Wein/ in Bier/ Denen gemeinen Soldaten aber/ halb in Geldt/ vnd halb in vorbemelten Proviant Sorten zureichen/ ausser der *Servitien*/ von Holtz/ Liecht/ Saltz/ Liegerstadt/ vnd für die Reutter die Notturfft von rauchem Futter/ welches den Hohen vnd Niedern Officiern/ so wol auch denen gemeinen Soldaten/ absonderlich gebühret.

Vorbemelt Proviandt Sorten/ sollen denen Soldaten nicht höher angeschlagen werden/ Als das Pfundt

Brodt/ p.	1. Kreutzer.
Das Pfundt Fleisch/ p.	3. Kreutzer.
Vnd die Maß Wein/ p.	6. Kreutzer.
Die Maß Bier aber/ p.	3. Kreutzer.

Obrister zu Roß.

Soll das Monat für 30. Tag gerechnet/ vnd auff einen Obristen Stab zu Roß/ so Zehen/ biß in 7. *Compagnien* hat/ für alles vnd Jedes/ vnd für alle Stabs Personen geraicht werden/ Monatlich/ Zwölffhundert Gülden.

Deme aber/ so Sechß/ oder weniger *Compagnien* hat/ Monatlich/ Siebenhundert vnd Zwantzig Gülden.

Dann so werden passiert auff den gantzen Stab 63. Pferdt vnd 24. *Bagagy* Roß/ vnd auff Jedes Pferdt nur das rauche Futter/ als täglich 6. Pfundt Hew/ vnd Wochentlich 2. Bundt Stroh.

Auff eine Compagnia Khürasser Monatlich.

Dem Rittmaister/	150. fl
Leuthenant/	60. fl
Cornet/	50. fl
Auff 4 Corporaln Trometer/ vnd andere Officier/	180. fl
Einem gemainen Reutter/ 30. Krz. deß Tags/ thut Monatlich/	15. fl

Denen vnberittenen Reuttern gebührt nur halbe Verpflegung/ als 15. Krz deß Tags/ mit dem vbrigen/ so Jhme sonsten gebühret/ wann er beritten wehre/ soll Jedem gelegenheit gemacht werden/ zu seiner remontirung.

Dem Rittmaister wird darbey passirt/ das rauche Futter auff 6. Pferdt/ Leutnanten auff 4. Cornet 3 Corporal/ Furier/ Musterschreiber/ Veldtscherer/ jedem zwey/ vnd einem gemeinen Reutter 1. Pferdt/ vnd soll auff Jedes Pferdt Täglich geben werden Sechß Pfundt Hew/ vnd Woche mich Zwey Bund Stroh.

Dann werden passiert auff die gantze Compagnien 12. Bagagy Pferdt/ Hergegen solle der obrige Troß vnnd Bagagy Pferdt alsobalden abgeschafft werden.

Auff ein Compagnie Archibusier/ wird der Vnterhalt in allem passiert/ wie auff die Compagnia Khürasser.

Einem Obristen zu Fueß.

Auff den Obristen Stab zu Fueß/ so von 10. biß in 7. Compagnien hat/ für alles vnd Jedes/ vnnd für alle Stabspersonen/ wird das Monat passiert/ 1102. fl

Deme aber so Sechß/ oder weniger Compagnien hat/ wird das Monat passiert/ . . . 700. fl

Dann die Notthurfft am rauchem Futter auff 40. Pferdt/ vnd 16. Bagagy Roß/ vnd ist auff jedes Pferdt täglich zugeben Sechß Pfundt Hew/ vnd Wochentlich Zway Bund Stroh.

Auff eine Compagnia zu Fueß. Monatlich.

Einem Hauptman/	150. fl
Fendrich/	50. fl
Leuthenanten/	55. fl
Auff ein Veldtwäbel/	25. fl
Veldtschreiber/	20. fl
Veldtscherer/	16. fl
Furier/	18. fl
Führer/	18. fl
Auff Zween Trummelschleger/ Jedem 8. fl. thuet	16. fl
Auff Zwein Pfeiffer/ Jedem Acht gülden/ thuet	16. fl
Vnd einem gemeinen Knecht deß Tags 12. Kreutzer/ thuet Monatlich/	6. fl

Auff eine Compagnia zu Fuß werden passiert Bagagy vnd andere Pferdt in allem Achtzehen/ vnd darauff die Nott hurfft deß rauchen Fuetters/ als Täglich 6. Pfundt Hew/ vnd Wochentlich 2. Bundt Stroh/ der vbrige Troß soll alsobalden abgeschafft werden.

Wider diese Verordnete Verpflegung sollen die Ständ/ vnd deren Vnderthanen weder von Officiern/ noch gemeinen Soldaten/ keines wegs gravirt/ noch beschweret werden/ auch ein mehrers zugeben nicht schuldig seyn/ Sondern die Soldaten mit demselbigen/ was Jhnen/ vermög deren verwilligt würd/ sich allerdings vergnügen lassen/ vnd darüber bey vnaußbleiblicher Leibs: vnd Lebens Straff/ im geringsten nicht *exorbitiren*/ wie Wir Vns dann gegen einem/ vnd anderm Gnädigst versehen. Widrigen fals aber gegen die Verbrecher obbemelte Bestraffuung für die Hand zunehmen/ vnd dardurch andere mehr hierauß entstehende Vngelegenheiten zuverhüten/ nicht vnterlassen werden solle: Wornach sich Jedermänniglich zurichten/ vnd für Schaden zuhüten wissen wird. Geben in Vnserer Stadt Wien/ den ersten Jenuarij/ Anno Sechzehenhundert Neun vnd Dreyssig/ Vnserer Reiche/ deß Römischen im Dritten/ deß Hungarischen im Viertzehenden/ vnnd deß Böhaimbischen im Zwölfften Jahr.

Ad Mandatum Sac. Cæs.
Majestatis proprium.

Ferdinand.

Questenberg.

Locus Sigilli

Joh. Friderich Vischer.

tragen. Die gesamte Verpflegung des Heeres wurde durch ein rohes Requisitionsverfahren den Landschaften aufgebürdet, auch auf befreundetem Gebiet. Die Gehalte der Oberoffiziere waren sehr hoch und bildeten doch nur den kleinsten Teil ihrer Einnahme. Während der Dienstzeit wurde die Mannschaft zuweilen durch eine überwachende Behörde, Musterherren oder Kommissarien des Kriegsfürsten, in die Rollen aufgeschrieben, um zu verhindern, daß nicht Obersten und Hauptleute für eine größere Anzahl Sold bezogen, als sie unter der Fahne beisammen hatten; dann wurden die Entlaufenen apart geschrieben, hinter jedem ein Galgen gemalt. Wer auf freier Musterung aufgenommen war, der wurde, wenn er untüchtig geworden oder eine gute Zeit gedient hatte, ausgemustert, frei erkannt, abgedankt und mit einem Paßbrief oder Freizettel versehen. Auch wer sich mit Urlaub von der Fahne entfernte, erhielt einen Paßzettel. Für die Kleidung sorgte der Soldat nach altem Brauch selbst; eine Uniformierung fand vor dem Kriege nur ausnahmsweise bei den Trabanten der Leibwache oder wohl auch bei bevorzugten Regimentern statt, z. B. bei den schwergerüsteten Reitern, denen die Rüstung vom Kriegsherrn geliefert wurde, und zwar gegen Soldabzug oder so, daß der Oberst nach dem Feldzug die Armatur zurücknahm. Doch tragen im Anfange des Krieges bereits einzelne, zumal kaiserliche Regimenter, gleichfarbige Röcke, die dann vom Soldherrn geschafft wurden, und obgleich diese neue Einrichtung in der Kriegsnot nicht erhalten werden konnte, so wurde doch die Uniformierung Wunsch der Kriegsherren und wahrscheinlich auch Forderung der Soldaten. Nach dem Kriege wenigstens ist bei neugebildeten Heerkörpern Gleichmäßigkeit der Tracht das Gewöhnliche.

Die Kriegszucht der Deutschen war beim Beginn des Krieges im schlechtesten Ruf. Die deutschen Kriegsleute galten für eitle, unruhige, aufsätzige „Prahlhansen" auch bei andern Nationen[27]. Nicht wenig verdarb der Dienst in halbwilden Ländern, wie damals Ungarn und Polen waren, und gegen einen barbarischen Feind, die Türken. Schon wenn der Sold der einzelnen behandelt wurde, begann die Unzufriedenheit; dem Hauptmann, der die übertriebenen Forderungen des angeworbenen Söldners nicht befriedigen wollte, warf der Gekränkte die Muskete zornig vor die Füße und entfernte sich mit seinem Laufgeld, es gab kein Mittel, ihn zu halten. War das Fähnlein vereidigt, so fand der Hauptmann nur zu häufig seinen Vorteil darin, das Plündern und die nächtliche Entfernung von der Fahne zu begünstigen, denn er erhielt seinen Anteil am Raube der Soldaten. „Die ärgsten Mausköpfe waren die besten Bienen."

Tief verhaßt waren stets die Zahlherren gewesen, weil sie meistens den Sold unvollständig und in schlechtem Gelde zum Regiment brachten; sie und andere Bevollmächtigte des Landesherrn waren, wenn sie in das Lager kamen, sogar Mißhandlungen ausgesetzt. Den höhern Befehlshabern wurde das Ärgste nachgesagt, vor allem, daß sie mehr Sold empfangen, als sie den Soldaten ausgezahlt. Noch schlimmer waren die Unterbefehlshaber daran. Nicht selten brach offene Meuterei aus, dann setzten die Empörer Oberst und Hauptleute ab und wählten sich Führer

aus ihrer Mitte. Dergleichen geschah öfter in Ungarn. Ja, es ereignete sich noch während des Waffenstillstandes, der dem Westfälischen Frieden vorausging, daß in einem bayerischen Dragonerregiment ein Korporal der Besatzung von Hilperstein sich zum Obersten des Regiments ernannte und mit seinem Anhang die Offiziere wegjagte; das Regiment wurde durch herbeigezogene Välker umringt, der neue Oberst mit achtzehn ansehnlichen Aufrührern gerichtet, dem Regiment die Musketen genommen, es mußte von neuem schwören und wurde als Reiterregiment neugebildet[28]. Gewöhnlicher Grund der Meuterei war Ausbleiben des Soldes. Dann wurden in der höchsten Not Anleihen zu Wucherzinsen gemacht, um die Soldaten zu befriedigen. Im Jahre 1620, dem geld- und kopflosen böhmischen Sommer, meuterte das Regiment des Grafen Thurn. Der ehrliche alte Herr beruhigte durch eine Abschlagszahlung, die er bei den Marketendern entlieh, und weinte darauf bitterlich über die üble Regierung und vieles andere. Zu derselben Zeit meuterte das Regiment des Grafen Mansfeld. Dieser begann seine Zahlung, indem er aus dem Zelt trat und mit eigener Hand zwei Soldaten niederhieb, viele schwer verwundete, worauf er sich zu Pferde setzte, unter die Meuterer sprengte und wieder mehrere erschoß. Er allein mit drei Hauptleuten brach den Trotz von sechshundert Mann, nachdem er elf getötet, sechsundzwanzig schwer verwundet hatte. — Wenn für militärischen Befehl noch leidlicher Gehorsam gefunden wurde, während die Fahne flatterte, so kam doch aller Groll zu lautem Ausbruch, so oft die Fahne abgerissen und das Regiment abgedankt wurde. Dann verbargen sich der Profos, der Hurenweibel und die Steckenknechte; Hauptmann, Leutnant und die untern Befehlshaber mußten Schimpfreden und Herausforderungen ertragen und sich sagen lassen: „Ha, Kerl, du bist mein Befehlshaber gewesen, jetzt bist du nicht ein Haar besser als ich, ein Pfund deiner Haare gilt mir nicht mehr als ein Pfund Baumwolle; heraus, raufe dich mit mir!“[29] So hatten die Befehlshaber bei jeder Strafhandlung die spätere Rache des Missetäters und seiner Freunde zu fürchten. Und wie mit den Offizieren haderten die Entlassenen auch untereinander; dann standen auf einem Platz wohl an die hundert Parteien im Zweikampf, die leichtfertigsten Mordtaten und Totschläge wurden verübt, die sonst nicht erhört waren, solange die Christenheit steht. Denn es war Brauch, daß die Streitenden, während die Fahne wehte, einander die Hände gaben und gelobten, ihren Zwist am Ende der Dienstzeit auszufechten und bis dahin als Brüder in Liebe miteinander zu leben. Bei solcher Abdankung rotteten sich die lockersten Gesellen in Haufen zusammen und begannen ein „Harnischwaschen“ mit solchen Kameraden, denen die Offiziere während der Dienstzeit Gunst erwiesen hatten, d. h. sie beraubten dieselben, zogen ihnen die Kleider aus, schlugen sie auch wohl gar tot. Und all solcher Frevel wurde geduldet, die machtlosen Oberbefehlshaber hatten sich gewöhnt, dergleichen als Kriegsbrauch ruhig anzusehen.

In den ungarischen Sommerfeldzügen hatten die Kriegsleute gelernt, nur während der Sommermonate bei der Fahne zu bleiben. Sie fanden ihre Rechnung

dabei, nicht länger zu dienen, und meuterten, wenn ihnen solche Zumutung gestellt wurde; denn im Herbst und Winter zogen sie oft mit zwei, drei, vier Jungen als „Gartbrüder" durch das Land, eine furchtbare Plage für den Landmann im östlichen Deutschland. In den Grenzländern, Schlesien, Österreich, Böhmen, Steiermark, war sogar durch die Landesherren befohlen, jedem Soldaten, der auf der Garte umherstrich, einen Heller zu geben. So ertrotzten sie täglich einen halben Gulden und mehr, ihre Jungen mausten, wo sie konnten, sie waren berüchtigte Hühnerfänger. Wallhausen berechnet unter lebhaften Klagen, daß die Unterhaltung eines stehenden Heeres den Fürsten und Landschaften weniger kosten und ganz andere Erfolge vor dem Feinde sichern werde, als der alte schlechte Brauch.

Mehr als einmal während des langen Krieges wurden die wilden Heere durch den kräftigen Willen eines einzelnen zu straffer Mannszucht zusammengezwungen, und jedesmal wurden kriegerische Erfolge erreicht; nie aber hatte dergleichen Dauer. Die Zucht des Wallensteinischen Heeres war in rein militärischen Angelegenheiten vortrefflich, dafür war greulich, was der Befehlshaber gegen Bürger und Bauer erlaubte. Auch Gustav Adolfs gewaltiger Geist vermochte kaum länger als ein Jahr die strenge Zucht zu erhalten, welche bei seiner Landung in Pommern die protestantischen Geistlichen häufig und frohlockend verkündet hatten. Zwar die Kriegsrechte und Artikelsbriefe aller Kriegsfürsten enthalten eine Anzahl von gesetzlichen Bestimmungen über die Schonung, welche der Soldat auch in Feindesland gegen Menschen und ihre Habe beobachten soll. Frauen, Kranke, Greise sollen unter allen Umständen verschont, Mühlen, Pflüge nicht beschädigt werden. Aber nicht die Gesetze, sondern ihre Handhabung ist vorzugsweise maßgebend für Beurteilung einer Zeit.

Die Strafen selbst waren streng. Bei den Schweden Soldabzug für das Hospital oder invalide Soldaten, das hölzerne Pferd, in Eisen gelegt, Gassenlaufen — dazu vermieteten sich harte Gesellen[30], indem sie das Verbrechen auf sich nahmen —, Verlust der Hand, arkebusiert, gehängt. Und für ganze Truppenteile: Verlust der Fahne, außerhalb des Lagers liegen und dasselbe reinigen, und Dezimierung. Beim Beginn des Krieges war den Herren noch vieles von der alten Landsknechtsitte erhalten, ihr „Malefizgericht", worin nach deutschem Brauch die Gemeinen durch erwählte Schöffen selbst Recht sprachen. Schon vor dem Kriege war daneben das Standrecht eingeführt worden, ein kürzeres Verfahren, bei welchem Schultheiß und Schöffen nicht saßen, und die Offiziere das Urteil in der Hand hatten. Während des Krieges bildeten sich die Militärgerichte in neuzeitlicher Weise unter Vorsitz des Generalauditors, der Generalgewaltige oder Generalprofos besorgte die Vollstreckung des Urteils. Aber auch bei den Strafen empfindet sich das Heer im Gegensatz zum Bürger und Bauer. Der Soldat wird in Eisen gelegt, nicht in Stock und Gefängnis gesetzt, kein Kriegsmann soll an einem gewöhnlichen Landgalgen oder gemeinen Hochgericht gehängt werden, sondern am Baume oder Quartiergalgen, der in den Städten für die Soldaten auf dem Marktplatz errichtet ward; die alte Formel, wo-

mit der arme Sünder dem Freimann übergeben wurde, lautete: „Er soll ihn führen zu einem grünen Baum und anknüpfen an seinem besten Hals, daß der Wind unter und über ihm zusammenschlägt, und soll ihn Tag und Sonne anscheinen drei Tage, dann soll er wieder abgelöst und begraben werden, wie Kriegsgebrauch ist." Der meineidige Überläufer aber wurde an einem dürren Baume gehängt. Und wer mit dem Schwert gerichtet wird, den soll der Scharfrichter führen auf einen freien Platz, wo am meisten Volk ist, und mit dem Schwert seinen Leib in zwei Stücke schlagen, daß der Leib das größte und der Kopf das kleinste Teil bleibt. Auch der Profos und seine Gehilfen sind nicht in der Weise unehrlich wie der bürgerliche Scharfrichter; sogar der Steckenknecht, das gemiedene „Klauditchen" des Heeres, welcher häufig aus Übeltätern genommen wurde, denen man die Wahl ließ zwischen dem unehrlichen Amt oder der Strafe, konnte, wenn er sein Amt treulich versehen hatte, bei der Auflösung des Fähnleins ehrlich gemacht werden; dann erhielt er seinen Freizettel wie ein anderer, wackerer Soldat, und durfte ihm niemand etwas nachreden[31].

Was die Heere des Dreißigjährigen Krieges sehr von den heutigen unterscheidet und ihren Einmarsch in eine Landschaft dem Einbruch eines fremden Völkerstammes ähnlich machte, war der Umstand, daß der Soldat trotz der kurzen Dienstzeit im Felde seinen eigenen Haushalt führte und wie ein Handwerksmeister mit Weib und Jungen wirtschaftete. Nicht nur die höheren Offiziere und Hauptleute nahmen ihre Frauen mit ins Feld, auch der Reiter oder Fußknecht fand es angenehm, zuweilen sein angetrautes Weib, häufiger eine hübsche Dirne zu unterhalten. Weiber aus allen Ländern, gestäupte, gebrannte Dirnen zogen dem Kriegshaufen zu, putzten sich nach Kräften auf, suchten Zutritt, weil sie einen Mann, Freund oder Vetter im Lager hätten. Bei der Musterung und bei der Abdankung eines Regiments wurden ehrliche Mädchen unter den grausamsten Vorspiegelungen oft von ganzen Rotten entführt, und wenn das Geld verzehrt war, zuweilen ohne Kleider verlassen. Oder sie wurden von einem dem andern um eine Zeche Wein oder um ein paar Taler verkauft. Mit seiner Beischläferin wohnte der Soldat unter dem engen Strohdach des Lagers und im Quartier, das Weib buk, kochte und wusch für ihn, pflegte den Erkrankten, schenkte dem Zechenden ein, duldete seine Schläge und trug auf dem Marsche Kinder, Beutestücke oder Gerätschaften der flüchtigen Wirtschaft, die nicht auf den Bagagewagen geschafft werden konnten. Es ist bekannt, daß der Schwedenkönig bei seiner Ankunft in Deutschland keine Dirnen im Lager duldete. Nach seiner Rückkehr aus Franken scheint auch diese strenge Zucht aufgehört zu haben. So wurde das Heer von einem Haufen Weiber begleitet, in jeder Abstufung des Alters und der Ansprüche, von der Frau oder „Mätresse" des Obersten, einer großen Dame, die mit ihrem Hofstaat unter besonderer Bedeckung reiste und als einflußreiche Person vom Regiment eifrig besprochen wurde, bis zur Dirne eines armen Pikeniers, die, ihr Kind auf dem Rücken, mit wunden Füßen über das Blut der Schlachtfelder laufen mußte, und bis herab zu der Vettel, die aufgegeben hatte,

begehrenswert zu erscheinen und durch die lange Gewöhnung an wilde Aufregungen beim Heer festgehalten wurde, wo sie sich durch die schmutzigsten Dienste erhielt. Wer die alten Kirchenbücher der Pfarrdörfer durchblättert, der findet zuweilen den Namen einer verführten Dirne, die nach Jahresfrist in ihr Heimatsdorf zurückkehrte und sich strenger Kirchenbuße unterwarf, um unter dem verdorbenen Landvolk ihres Geburtsortes zu sterben. Die meisten verschlang der Krieg in der Ferne. Auch die Weiber des Lagers standen unter dem Kriegsrecht. Für grobe Vergehen wurden sie gestäupt und von den Steckenknechten aus dem Lager gestoßen. Der Soldat, mit dem sie lebten, war ihr harter Herr, für gutes Essen und Trinken wurden sie mächtig übel geschlagen, ehe sie ihr Amt recht gewöhnt wurden, und wenig wurde ihnen gehalten, was ihnen im Anfang versprochen war[32]. In Quartieren, wo viele Weiber zusammen lagen, war schwer Friede zu halten, da übertrug der Soldat seine Gewalt über das Weib dem Rumormeister und dem Weibel, der einen „Vergleicher" von Armlänge in der Hand führte, womit er sie strafte. Dennoch war vielen Soldaten der größte Stolz, eine hübsche Dirne zu haben, und mancher wandte sein Alles, Sold und Beute daran, sie zu schmücken und gut zu halten. In solchen Fällen machte sie ihre Herrschaft über ihn in Notzeiten geltend, und wenn der Sold ausblieb und Mangel im Lager ausbrach, stachelte sie ihn zur Meuterei. Wenn aber der rohe Mann seine Dirne arger Vergehen beschuldigte, dann konnte er sie nach scheußlichem Lagerbrauch den Reiterjungen und Troßbuben preisgeben; dann wurde die Elende von der wilden Meute der Menschen und Lagerhunde in den nächsten Busch gehetzt[33]. —

Mit den Weibern zogen die Kinder. Bei den Schweden waren durch Gustav Adolf Feldschulen eingerichtet, in denen die Kleinen auch im Lager unterrichtet wurden. In diesen Wanderschulen herrschte militärische Zucht, und ein französischer Unterhändler erzählt von der wilden Brut des Krieges, daß sie ihren Vätern beim Kugelregen die Suppe in die Laufgräben trug und in den Lagerschulen nicht von der Bank wich, wenn auch einschlagende Kanonenkugeln drei und vier aus ihrer Mitte niederstreckten[34].

Der Kriegsmann, welcher nicht Lust oder Ansehen hatte, sich ein Weib zu bewahren, hielt auf einen oder mehrere Buben, ein abgefeimtes hartes Geschlecht von Taugenichtsen, die ihrem Herrn aufwarteten, das Pferd striegelten, zuweilen die Rüstung und Waffen trugen und den zottigen Hund fütterten, behende Spione, welche weit in der Nachbarschaft nach wohlhabenden Leuten und verborgenem Gelde umherstreiften. Auch diese Buben in jeder Abstufung von Ansprüchen und Nichtsnutzigkeit, vom Pagen, der hinter dem Feldherrn herritt, bis zu dem kleinen Läufer des Subalternoffiziers, der in auffallender Kleidung, den kurzen Spieß mit Bändern verziert, vor seinem Herrn herlief, vom Reiterbuben des Kürassiers, der im geordneten Haufen seiner Genossen hinter dem Regiment seines Herrn ritt und sich in das Gewühl stürzte, den Verwundeten herauszuziehen oder ihm ein neues Pferd anzubieten, bis zum Bettelbuben eines ausgewetterten alten Musketiers, eines

„Wolfs“ und „Eisenbeißers“, der die Hahnenfedern seines Hutes vielleicht vor zwanzig verschiedenen Fahnen geschwenkt hatte.

Bei Plünderung der Quartiere trieb es der Troß am ärgsten, auch in Freundes Land. Wenn die Weiber und Buben mit ihren Soldaten in einen Bauerhof drangen, fielen sie wie Geier über das Geflügel im Hofe, über Truhen und Kisten her, schlugen die Türen ein, schmähten, drohten und quälten, legten sich in die Betten, und was sie nicht verzehren und rauben konnten, zerschlugen sie; war ein Kupferkessel zu groß zum Mitnehmen, so traten sie ihn ein. Beim Aufbruch zwangen sie den Wirt anzuspannen und sie ins nächste Quartier zu fahren. Dann stopften sie den Wagen mit den Kleidern, Betten und dem Hausrat des Bauern voll und banden sich in den Rock und um den Leib, was nicht in Sack und Pack fortgebracht werden konnte. „Dann“ — so erzählt der zürnende Berichterstatter Wallhausen (Defensio patriae 1621. p. 172) — „wenn die Wagen angeschirrt sind, fallen die Weiber, Kinder und Dirnen auf die Wagen wie ein Haufe Raben. Die Dirne, welche am ersten auf den Wagen kommt, nimmt den besten Platz, dann kommt der Junge ihres Herrn und bringt sein Bündel, welches von gestohlenem Gut so voll ist, daß es kaum ein Pferd tragen kann. Darauf setzt sich schnell die Dirne. So drängt eine die andere. Wenn dann die Ehefrau eines Soldaten nicht mehr Platz findet und auch zu Fuß gehen soll, da heißt es: ‚Ei, du schlechte Dirne, du willst dich fahren lassen, und ich bin so viele Jahre eine Soldatenfrau gewesen, ich habe so manchen Zug mitgemacht, und du Balg willst es mir zuvortun.‘ Da fallen die Dirnen und Weiber übereinander her, werfen mit Prügeln und Steinen; und wenn der Troß sich eine Weile so zerbürstet hat, läuft die Soldatenfrau zu ihrem Mann, die Haare hängen ihr um den Kopf, sie schreit und ruft: ‚Guck, Hans, da ist die und dessen Dirne, sitzt auf dem Wagen und will fahren, und ich soll zu Fuß gehn und bin dein Eheweib.‘ Da wischt denn der Soldat an die Dirne, will sie herunter- und seine Frau hinaufheben, da kommt auch der Dirne Soldat hinzu, der sagt: ‚Laß mir mein Mädchen in Frieden, sie ist mir so lieb als dir deine Ehefrau‘; da wischen auch die Soldaten hintereinander her, heraus mit dem Degen, hauen, stechen einander zu Tode oder zu Krüppeln. Das ist nichts Seltenes, denn wenn man auf dem Zuge ist, vergeht fast kein Tag, daß nicht drei, vier, zehn Soldaten um der Weiber willen Leben und gerade Glieder verlieren. Ist aber dieser Actus vorbei und das Gesindlein aufgesessen, so sind die Wagen zuweilen so schwer beladen, daß die Pferde oder Ochsen sie nicht von der Stelle bringen können. Dann sitzen zehn, zwölf Weiber, ebensoviel Kinder und etwa sechs Jungen in den schweren Packen wie die Raupen im Kohl. Und wenn die Pferde bergauf nicht mehr fortkönnen, da stiege nicht eines vom Wagen, denn stracks wären andere Jungen und Dirnen zur Stelle, die hinaufsprängen, und dann brächte sie kein Teufel herab, denn sie sagten: ei, der Wagen sei sowohl für sie als für die andern; den Bauer aber schelten sie mit erschrecklichen Flüchen, fahren hinter ihm und seinem Vieh mit Prügeln her, oft sind vier, sechs Jungen um den Wagen herum, alle werfend und schlagend. So habe ich





Überfall durch Wegelagerer.
(Radierung von Johann Ullrich Franck. 1643.)

Landstreicher. (Kupferstich von Johann Ullrich Franck.)

Troßzug. (Aus einem Kupferstich — Darstellung der Schlacht bei Oldendorp, 1633 — im „Theatrum Europæum“.)

Die Ermordung Wallensteins und der ihm ergebenen Offiziere. (Kupferstich von M. Merian d. ä. aus dem „Theatrum Europæum“. — Die Darstellung der Einzelheiten des geschichtlichen Ereignisses ist mehr oder minder willkürlich.)





Eigentliche Vorbildung und Bericht: welcher gestalt der Keyserische General Hertzog von Friedland beneben etlich
Obristen und Officieren zu Eger hingerichtet worden den
ALBERTI DUCIS
GENERALISSIMI ET ALIORUM QUORUNDAM DUCUM ET OFFICIARIORUM
patrata.

Ochsen und Pferde tot in dem Geschirre niedersinken sehen. So muß der Untertan des Landesherrn die Dirnen und das Gut, das sie ihm gestohlen, selbst fahren.

Oft wollen die Dirnen nicht mit Ochsen fahren, dann müssen Pferde sechs Meilen weit mit großen Kosten der Landleute zur Stelle geschafft werden. Und kommen sie mit dem Geschirr ins nächste Quartier, so lassen sie die armen Leute nicht wieder nach Haus, schleppen sie fort in andere Herrschaften, zuletzt stehlen sie ihnen gar die Pferde und machen sich damit unsichtbar." —

In den ersten Jahren des Krieges hatte ein deutsches Fußregiment etliche Tage durch das Land seines eigenen Kriegsherrn zu marschieren. Es fanden sich alsbald soviel Dirnen und Jungen zum Troß wie Soldaten waren, und der Troß stahl in acht Tagen den Untertanen des Kriegsherrn so viel Pferde, daß beinahe jeder Soldat beritten war. Der Oberst, ein tüchtiger Mann, riß oft die Soldaten selbst von den Pferden und zwang sie endlich durch die äußerste Strenge, ihre Pferde zurückzugeben. Es war aber unmöglich, den Dirnen das Reiten zu wehren; da war keine, die nicht ein gestohlenes Pferd gehabt hätte, und wenn sie nicht ritten, so spannten sie drei, vier zusammen vor einen Bauerkarren[35]. Dann reichte die Amtsgewalt ihres Weibels nicht aus, sie zu bändigen, und es war zuweilen eine „Komödie" für die Offiziere, zuzusehen, wie eine Dirne der andern vorfahren wollte, sie jagten beieinander vorbei und fuhren einander in die Wagen; vierzig bis fünfzig Wagen hingen in wirrem Knäuel, und stundenlange Arbeit war nötig, sie auseinanderzubringen, dazu scholl lautes Fluchen und Schwören, Haarraufen und Schlagen.

Die Weiber, Buben und Troßknechte standen zusammen unter der Aufsicht des Hurenweibels, eines alten, für den Felddienst untüchtigen Kriegsmannes, der sich ohne sonderliche Wahl durchzuhelfen suchte. Wer ein Bein, eine Hand oder ein Auge verlor, den erklärte der rohe Spott des Lagers für brauchbar zu diesem Amt. Wenn der Oberst oder Hauptmann ihn bei der Musterung den Kriegsleuten vorstellte, so ermahnte er die Soldaten, den Mann doch zu achten, weil er mit Ehren verdorben sei. Und der Hurenweibel verneigte sich und empfahl sich den Kriegsleuten, und bat sie, jeder möge sein Weib, Kind oder Jungen ermahnen, daß sie sich von ihm lenken ließen ohne Trotz und ohne seine Schelte übelzunehmen[36]. Er war immerhin für den gemeinen Soldaten eine wichtige Person, und es war ratsam, sich gut mit ihm zu stellen, denn er behütete die Angehörigen und die Beute des Kriegsmannes; deshalb ward auch sein Zug, wenn er am Ende des Heeres marschierte, durch besondere Nachhut gedeckt. War ihm der Troß eines ganzen Regiments untergeben, so hatte er wohl gar einen Leutnant oder Fähnrich; denn auf dem Marsche führte der Troß eine besondere Fahne und zog in militärischer Ordnung, Troßknechte, Buben und handfeste Weiber mit Spießen bewehrt, der Weibel selbst an der Spitze, die hübschesten Dirnen in seiner Nähe, sie vor Ungebühr der Buben zu schützen, hinter ihm der verdorbene Haufe mit Gepäck und Karren, mit Kindern und Hunden. Seine Pflicht war, zu achten, daß die

Bande in den Reihen blieb und sich nicht plündernd wie „Zigeuner und Tartern" in den Dörfern zerstreute. Bezog das Heer seinen Lagerplatz, so war er der letzte, der einrückte; denn wenn die Dirnen und Buben vor den Kriegsleuten eindrangen, stahlen sie den angefahrenen Lagervorrat, Heu, Stroh, Holz[37]. Beim Aufbruch zog er vor das Tor, hielt jeden an, der zum Troß gehörte, und zwang ihn, bei der Troßfahne zu bleiben; kam es zur Schlacht, so hatte er den Troß im Rücken des Heeres an gesicherter Stelle bewaffnet aufzustellen und hinter den zusammengefahrenen Wagen eine Verteidigung vorzubereiten. Öfter wurde bei solcher Gelegenheit der Troß von feindlicher Reiterei überfallen, dann war es Pflicht der Buben und Troßknechte, dem Einbruch zu widerstehen. Im Lager aber war es das Amt der Dirnen und Buben, die Gassen und Märkte, auch die „Mumplätze" zu fegen und zu säubern; es war ein harter Zwang, denn die unehrlichen Steckenknechte führten die Aufsicht, und die Dirne, welche sich der unsaubern Arbeit weigerte, konnte von den andern Weibern preisgegeben werden. Auch wo Faschinen zu binden, Gräben zu füllen, das Geschütz an unwegsamen Stellen auszugraben war, mußten Dirnen und Buben helfen.

Außerdem gehörten zum Troß der Heere vor allem die Marketender unter Schutz und Aufsicht des Profosen, wichtige, oft wohlhabende Leute, welche in ihrem bepackten Karren einen guten Teil der Beute ansammelten, die von den Soldaten vertan wurde. Die sichersten waren bei den einzelnen Fähnlein eingeschworen, bewaffnet und im Falle eines Angriffes zur Verteidigung des Trosses verpflichtet. Ferner die „Kommißmetzger", die „Sudelköche", Handwerker, Handelsleute und Hausierer, Wagenführer und Troßknechte, zuweilen zusammengetriebene Schanzgräber, welche unter besonderen Fähnlein marschierten[38].

Nur einzeln entgleiten den wortreichen Schriftstellern jener Zeit Bemerkungen über diesen verachteten Teil des Heeres, doch fehlen nicht ganz Angaben, aus denen sich schließen läßt, welch großen Einfluß der Troß auf die Geschicke der Heere und der Landschaften hatte. Zunächst durch seinen ungeheuern Umfang. Am Ende des 16. Jahrhunderts rechnet Adam Junghans in einer belagerten Festung, wo der Troß auf die möglich kleinste Zahl beschränkt ist, auf dreihundert Fußknechte fünfzig Dirnen und vierzig Jungen, also Marketender, Pferdeknechte usw. dazu gerechnet, sicher etwas mehr als ein Dritteil der Soldaten. Aber im Felde war das Verhältnis schon beim Beginn des Krieges ein ganz anderes. Wallhausen zählt[39] auf ein Fußregiment deutscher Soldaten als unvermeidlich viertausend Dirnen, Jungen und andern Troß. Ein Regiment von dreitausend Mann hatte zum wenigsten dreihundert Wagen, und jeder Wagen war zum Brechen voll mit Weibern, Buben, Kindern, Dirnen und geplündertem Gut; wenn ein Fähnlein aus seinem Quartier aufbrechen sollte, weigerte es sich, wenn es nicht dreißig und mehr Wagen erhielt. Als beim Beginn des Krieges ein Regiment hochdeutscher Kriegsleute dreitausend Mann stark von dem Musterplatz abzog, wo es einige Zeit gelegen hatte, folgten ihm zweitausend Weiber und Dirnen. Der ehrliche Oberst

wollte den Troß abschaffen, er ließ einige Tage vergehen, und als man an einen Flußübergang kam, ließ er den Troß zurück und verbot den Schiffern, in den nächsten Tagen Leute überzusetzen. Die Dirnen aber erhoben am Ufer ein lautes Geschrei und Weinen, als die Schiffer nicht zurückkamen; da lief das ganze Regiment auf der andern Seite ebenso schreiend zusammen. Die Soldaten riefen in hellen Haufen: „Ho, Potzschlapperment, ich muß meine Dirne wiederhaben, sie trägt meine Hemden, Kragen, Schuhe und Strümpfe." Wollte der Oberst die Soldaten vorwärtsbringen und ein großes Unglück verhüten, so mußte er die Dirnen und das andere Gesindlein doch mitziehen lassen. Da wählte er ein anderes Mittel, er ließ mit der Trommel umschlagen und ausrufen, jeder solle bei Leibesstrafe seine Dirne abschaffen, nur die Ehefrauen dürften bleiben. Da liefen die Soldaten mit ihren Dirnen nach allen Dörfern in der Runde zur Kirche, es gab nicht Geistliche genug zum Vollziehen der Trauung, in zwei Tagen wurden achthundert Dirnen zu Ehefrauen gemacht, darunter die elendesten Geschöpfe.

Von da ab wuchs der Troß bis zum Ende des Krieges. Nur auf kurze Zeit vermochten große Heerführer, wie Tilly, Wallenstein, Gustav Adolf, dies größte Leiden der Heere zu beschränken. Noch im Jahre 1650, als der Troß der zurückgebliebenen Truppen sich in den Standquartieren bedeutend vermindert hatte, zählten die vier schwedischen Kompanien, welche bei Köthen auf Grund der Nürnberger Artikel meuterten und ihre Entlassung forderten, zusammen 690 Soldaten, 650 Weiber und 900 Kinder. Dreihundert Männer der Kompanien wurden auf Befehl ihres Oberstleutnants niedergemetzelt; der Frau eines alten Unteroffiziers, welche in der Schürze 900 Taler für das Leben ihres Mannes bot, wurde das Geld abgenommen und die Frau mit dem übrigen Troß unter Schlägen fortgejagt. Und 1648, am Ende des großen Krieges, berichtet der bayrische General Gronsfeld, daß bei der kaiserlichen und bayrischen Armee vierzigtausend Soldaten wären, welche Kriegsrationen bekämen, und hundertvierzigtausend Personen, welche nichts bekämen; wovon dieser Troß leben solle, wenn er die Nahrung nicht erbeute, zumal es in der ganzen Gegend, wo das Heere lagere, keinen einzigen Ort gebe, wo der Soldat ein Stück Brot kaufen könne? So ist im Jahre 1648 der Troß des Heeres drei und ein halb Mal so stark als die Zahl der Kämpfenden. Diese Zahlen sprechen deutlicher als alle Ausführungen, welche grausenhafte Masse von Elend auch um die Fahnen herumlag.

Bevor der Einfluß dargestellt wird, welchen Heeresmassen von solcher Beschaffenheit auf das Leben des deutschen Volkes ausübten, möge man sich noch einmal erinnern, daß der Dreißigjährige Krieg dies Unwesen nicht geschaffen hat, sondern in der Hauptsache vorfand. Deshalb werden hier einige Betrachtungen mitgeteilt, welche Adam Junghans von der Olnitz in seinem jetzt seltenen, oben angeführten Büchlein zu der Zeit macht, in welcher die alte Tüchtigkeit des Landsknechtheeres in wüster Söldnerwirtschaft unterging. Sie stehen hier als Prolog zu dem furchtbaren Trauerspiel, welches zwanzig Jahre später begann.

„Ein jeder Oberst, Rittmeister oder Hauptmann weiß wohl, daß ihm keine Doktoren, Magister oder sonst gottesfürchtige Leute zulaufen, sondern ein Haufen böser Buben aus allerlei Nationen, und seltsames Volk, das Weib und Kind, Nahrung und alles verläßt und dem Kriege folgt; alles, was Vater und Mutter nicht folgen will, muß allda dem Kalbfell, so über die Trommel gespannt ist, folgen, bis man sie in eine Feldschlacht oder Stürmen bringt, wo etliche Tausende auf der Walstatt liegen, erschossen und erstochen; denn eines Landsknechts Leben hängt an einem Haar, und seine Seele sitzet auf dem Hut oder Ärmel[40]. Zudem wächst allezeit bei Kriegshändeln dreierlei Kraut: das ist scharfes Regiment, fünfzig verbotene Artikel und strenges Urteil, schleuniges Recht, das bringt manchen Mann um seinen besten Hals.

Es ist nicht damit getan, daß ein Kriegsmann stark, gerade, mannhaft, tyrannisch, blutgierig, gleich einem grimmen Löwen tut und sich für einen Eisenfresser ausgibt, als wollte er den Teufel allein fangen und verzehren, daß seine Mitgesellen nichts davon bekommen. Solche Hahnenreißer bringen sich mutwillig durch ihren dummen Verstand um ihr Leben und andere gute Gesellen dazu. Ein anderer ist ein Schnarcher und Pocher, der da schnarcht wie ein ungestümer Gaul auf der Streu, und wenn es an ein Fechten geht und Kugeln um den Kopf pfeifen, da ist er ein Märtyrer und armer Sünder, und möchte vor Leid die Hosen verunreinigen, läßt auch wohl seine eigne Wehr aus der Hand fallen. Wenn sie vor dem Zapfen sitzen, oder in Marketenderhütten oder Wirtshäusern, da haben sie viel gesehen und wollen nichts tun als balgen, da ärgert sie eine Fliege an der Wand; die hat keinen Frieden vor ihnen, dann wollen sie mit ihrem großen Fluchen den Feind schlagen. Solche Bärenstecher werden am häufigsten angetroffen; selten findet man einen, der nicht lahme Fäuste, lahme Arme oder einen Wachtelstrich über einem Backen hat, und ist doch sein Lebtag nie recht vor den Feind gekommen. Vor solchen Gesellen mag sich ein Hauptmann wohl hüten, denn sie sind gemeiniglich Aufrührer und Meuterer. Ein verständiger Kriegsmann meidet Hadern und Balgen, wo er darf, damit er seine Haut ganz unversehrt vor den Feind bringt. Wird man vom Feinde beschädigt, das ist eine Ehre. Wer aber mutwillig um seine Gesundheit kommt, der muß Hohn und Spott hören und ist keinem Heer etwas nütz. Ein solcher Gast muß sein Lebtag ein Eier- und Käsebettler sein und bleiben, er läuft das Land auf und nieder, bettelt das Brot, verkauft es wieder, muß sich ernähren wie ein Wolf, und wenn der Bäuerin Ratten und Mäuse in der Milch ertrunken sind, erhält er die Käse, muß der Bauern unnütze Worte auflesen und mit andern armen Bettlern Innung halten bis an sein Ende. Ferner sind auch viele, die wollen Kriegsleute sein, Muttersöhne und Milchmäuler, wie die jungen Kälber, die von keinem Leiden wissen, sie kommen aus einer guten Küche her, haben hinter dem Ofen gesessen und Äpfel gebraten und in warmen Betten gelegen. Wenn sie dann in fremdes Land geführt werden, und ihnen allerlei seltsame Ordnung mit Speise und Trank und andern Dingen vorkommt, da sind sie wie

weiche Eier, die durch die Finger fließen, oder wie Papier, wenn's im Wasser liegt. Und so geht's nicht allein Landsknechten zu Fuß, sondern denen vom Adel auch. Führt man sie dann zu Feld in wüste Länder, wo alles verzehrt und verheert ist, und sie Brotsack und Trinkflasche nicht stets am Halse hängen haben, so wollen sie verschmachten, verhungern und verdursten, dann essen und trinken sie ungewöhnliche Dinge, wovon allerlei Krankheit folgt. Solch Gesindlein bleibe zu Haus, warte des Ackerbaues oder sitze im Kramladen bei den Pfeffersäcken und behelfe sich, wie Vater und Mutter gelebt haben, fülle den Bauch alle Abend voll und gehe zu Bett, so wird man in keinem Kriege erschlagen. Denn man sagt, und es ist auch wahr, Kriegsleute müssen harte und feste Leute sein, Stahl und Eisen gleich, und gleich den wilden Tieren, die mancherlei Speise essen. Wie auch die Scherzrede geht: ein Landsknecht muß Spitzen von Radnägeln verdauen können, ihnen muß nicht grauen, wenn sie Hunde- oder Katzenfleisch essen müssen, da es die Not erfordert, Pferdefleisch vom Anger ist ihnen ein gutes Wildbret, und Kraut, das weder gesalzen noch geschmalzen ist. Denn Hunger lehrt essen, wenn man in drei Wochen kein Brot gesehen hat. Das Getränk hat man umsonst: wenn man kein Bachwasser bekommen kann, zecht man mit den Gänsen aus dem Pfuhl oder der Lehmpfütze. Und schlafen muß man unter einem Baum oder im Felde, da ist Raum genug, den Erdboden unterzulegen und den Himmel überzudecken, dort muß oft des Landsknechts Schlafkammer sein, und von solchem Bett werden ihm keine Federn in den Haaren hängen. Daher kommt auch der alte Streit der Hühner und Gänse mit den Landsknechten, weil jene stets in Federn schlafen, und die Landsknechte müssen oft in Stroh liegen. Und noch ein anderes Tier ist den Landsknechten zuwider, das sind die Katzen. Weil die Kriegsleute selbst gut mausen können, darum sind sie den Katzen feind und den Hunden günstig. Wie der alte Reim sagt: Ein Landsknecht soll stets bei sich haben eine schöne Hur, einen Hund und jungen Knaben, einen langen Spieß, einen kurzen Degen; frei sucht er den Herrn, der ihm Bescheid tut geben. Und drei Kriegszüge soll ein Landsknecht tun, ehe er ein ehrlicher Mann wird. Nach dem ersten Zuge soll er zu Hause kommen und zerrissene Kleider anhaben; nach dem zweiten Zuge soll er zu Hause kommen und soll eine Schramme auf einem Backen mitbringen und viel von Stürmen, Schlachten, Scharmützeln und Lärmen zu sagen wissen, und durch die Schramme beweisen, daß er ein Landsknechtzeichen bekommen habe. Und beim dritten Mal soll er auf einem hübschen Gaul wohlgeputzt nach Hause kommen und den Beutel voller Gold mitbringen, daß er ganze Kronen als Beutepfennig auszuteilen habe.

Wohl ist es ein wahres Wort, ein Kriegsmann muß Essen und Trinken haben, bezahle es der Küster oder Pfaff; denn ein Landsknecht hat weder Haus noch Hof, weder Kühe noch Kälber, und keinem trägt man die Kost zu. Darum muß er sich's holen, wo es ist, und ohne Geld kaufen, ob die Bauern süß oder sauer sehen. Denn bald müssen die Brüder Hunger leiden und böse Tage haben, ein anderes Mal haben sie Überfluß und vollauf, daß man die Schuhe an der Erde mit Wein und

Bier putzt. Dann fressen ihre Hunde Gebratenes, die Dirnen und Jungen bekommen gute Ämter, sie werden Haushälter und Kellermeister über anderer Leute Gut. Wo der Wirt mit Weib und Kind verjagt ist, da haben Hühner, Gänse, fette Kühe, Ochsen, Schweine und Schafe böse Zeit. Dann teilt man das Geld mit Hüten, mißt Samt, Seidenzeug und Tuch mit langen Spießen aus, schlachtet eine Kuh um der Haut willen, schlägt Kisten und Kasten auf, und wenn alles geplündert und nichts mehr da ist, steckt man das Haus in Brand. Das ist das rechte Landsknechtfeuer, wenn fünfzig Dörfer und Flecken in Flammen stehn. Dann zieht man in ein ander Quartier und fängt's ebenso wieder an. Das macht Kriegsleute lustig und ist ein gutes, erwünschtes Leben, außer für den, der's bezahlen muß. Das lockt zum Felde manches Mutterkind, das nicht wieder nach Hause kommt und seine Freunde auf die Füße tritt. Denn das Sprichwort sagt: Zur Arbeit haben Landsknechte krumme Finger, lahme Hände, aber zu Mauserei und Beuteholen sind alle lahmen Hände gerade geworden. Das ist vor uns so gewesen und bleibt auch wohl so nach uns. Und die Landsknechte lernen dies Handwerk je länger je besser, und werden sorgfältig wie die drei Jungfrauen, die sich vier Wiegen machen ließen, eine zum Vorrat, wenn eine zwei Kinder bekäme. Wo die Kriegsleute hingeführt werden, nehmen sie die Schlüssel zu allen Gemächern mit, ihre Äxte und Beile, und wenn nicht genug Pferdeställe an einem Orte sind, es liegt nichts daran, sie stallen die Pferde in Kirchen, Klausen, Kapellen und herrliche Gemächer. Hat man kein dürres Holz zum Feuer, es schadet auch nichts, man verbrennt Stühle, Bänke, Pflüge und alles, was im Hause ist; nach grünem Holz darf keiner weit fahren, man haut nur die Obstbäume ab, die zunächst in dem Baumgarten stehn, denn es heißt: Wie wir leben, so halten wir Haus, morgen ziehen wir wieder zum Land hinaus; drum, Herr Wirt, seid getrost, ihr habt ein wenig Gäste, ihr wärt sie gerne los, drum tragt frei auf das Beste, und schreibet's in den Rauch. Verbrennt das Haus, verbrennt die Kreide auch. Das ist des Landsknechts Brauch: Rechnen und reiten, und zahlen, wenn wir wiederkehren.

Die Franzosen, Welschen und Wallonen sind den Deutschen so feind wie den Hunden, aber die Spanier sind den Deutschen günstiger, nur daß sie unerhörte Frauenschwächer sind und zu Unzucht und gottlosem Wesen geneigt. Jedoch werden die Deutschen allwege von diesen Nationen gering geschätzt und nicht anders genannt als die Vollsäufer, stolze Federhansen, hohe Pocher, Gotteslästerer, Hans Muffmaff mit dem Bettelsack, die gern Hasauf spielen. Und wenn man's bei Licht besieht, liegt die Wahrheit nicht weit davon. Denn der Hochdeutschen jetzt neu aufgekommener Brauch ist, wenn sie in den Krieg kommen oder einem Herrn zuziehen, so wenden sie all ihr Hab und Gut auf hoffärtige Pracht, als wollten sie zu einer Braut, zu Wohlleben oder Jungferieren reiten. Da kommen die Deutschen, welche man sonst die schwarzen Reiter nennt, dahergeritten mit silbernen Dolchen zu sieben Pfund, in Samtkleidern, glatten Stiefeln, mit kurzen verbeinten[41] Buffröhren, mit großen weiten Ärmeln voller gebauschtem Zeug, sie schämen sich, einen Küraß oder

Rüstung zu führen, oder gar einen Speer oder ein anderes mörderisches Gewehr, wie vor Zeiten die Alten. Dazu kommt, daß sie nicht zusammenhalten. Wenn dann Hans Spanier kommt mit seinem Rennspieß und schußfester Rüstung, so müssen die Speckmuffen mit ihren kurzen Buffröhren ausreißen oder Geld und Blut lassen.

Ferner ist auch das ein Übelstand an den Deutschen, daß sie so sehr nachahmen, wie Affen und Narren. Sobald einer unter Kriegsvolk kommt, muß er spanische oder andere ausländische Kleider haben. Können sie die fremde Sprache ein wenig plappern, so gesellen sie sich zu den Spaniern und Welschen. Da sich aber die Deutschen so gern mit fremden Nationen vermengen und alle ausländische Tracht und Kondition gefallen lassen, man soll das Ungeziefer nicht in den Pelz setzen, es kommt ohnedies herein. Es steht vor Augen, daß fremde Völker unsere Nachbarn geworden sind, und es steht zu besorgen, sie werden uns in kurzen Jahren noch näher kommen. Aber die angrenzenden Herren, welche noch in Ruhe sitzen, schlagen's in den Wind, reden gar weise davon, trösten sich selbst und haben mit dem Mund alle Städte und Dörfer voll Kriegsvolk, Land und Leute zu verteidigen, allen Feinden Widerstand zu tun. Aber ich fürchte, daß man lieber im Winter hinter dem Ofen, des Sommers im Schatten sitzt, im Brett spielt oder auf der Zither schlägt und mit Jungfrau Grete tanzt, als daß man sein Haus mit guter Wehr und Kriegsrüstung versehe. Es steht auch wieder so: obschon mancher gemeine Mann sich gern mit Schießen und andern Waffen üben wollte, so geht das allgemeine Geschrei und die Klage durch alle Lande, daß dem gemeinen Landsassen von seiner Obrigkeit verboten sei, ein Rohr oder Büchse außerhalb seiner Tür zu tragen oder gar abzuschießen und sich damit hören zu lassen. — Andere sagen wieder so, sie wollten bald die Mistgabel oder den Flegel hinwerfen und Kriegsleute werden, wenn es nur einmal losgehn wollte; was man nicht könne, wolle man lernen. Ach Gott, danach lasse sich kein Land verlangen! —

Deswegen und weil alle fremden Nationen nur cruci cruci, mordio mordio über Deutschland schreien und mit den Zähnen knirschen wie reißende Wölfe, und bitten und hoffen, in deutschem Blut zu baden, so möge man Gott fleißig bitten, daß er seine Hand nicht abziehen wolle, sondern das Schifflein auf dem wilden Meer in seinen Schutz nehmen, mit seinen Flügeln bedecken, vor allem Ungestüm bewahren; denn wir sehen, wie das römische Reich von Tag zu Tag abgenommen hat und noch für und für abnimmt. Solches Leiden kömmt von nichts anderm her, als von den Händeln der Geistlichen, worüber die ganze Welt klagt. Findet man einen rechtschaffenen Prädikanten, so sind zehn andere gegen ihn; da lobt ein jeder Krämer seine Ware, ein jeder will seine Schäflein wohl weiden und den rechten Weg zum Himmel führen, und weiß doch niemand als der Teufel und unser Herrgott, wo die falschen Hirten selbst hinfahren. Es schändet, lästert und verdammt einer den andern; wenn sie auf der Kanzel stehn, ist der Teufel ihr Präzeptor, der hilft ihnen regieren, daß ein Königreich mit dem andern uneins wird, ein Land

aufrührerisch gegen das andere; der Nachbar kann sich nicht mehr mit dem Nachbar vertragen, ja man findet wohl an einem Tisch vier- oder fünferlei Glauben sitzen, einer will auf diesen Berg, der andere auf jenen. Der ewige allmächtige Gott wolle die Herzen der lieben Hochdeutschen stärken, ihnen einen freien Mut geben und sie wieder auf die Beine bringen, daß sie dermaleinst aus der Asche wieder hervorkommen und ihren alten Beruf und ihr gutes Lob erneuern. Gott helfe dem Gerechten."

So schrieb ein ehrlicher Subalternoffizier schon vor dem Jahre 1600.





II. Der Dreißigjährige Krieg. Soldatenleben u. Sitten.

Fast alle Völker Europas sandten ihre schlechtesten Söhne in den langen Krieg. Nicht nur einzeln zogen fremde Söldner den Werbetrommeln zu, wie Krähen einer Walstatt; das ganze christliche Europa wurde in den Kampf hineingerissen; in Kompanien und Regimentern zertraten die Fremden den deutschen Acker. Engländer und Schotten, Dänen, Schweden, Finnen fochten außer den Niederländern, die vom Volk noch als Landgenossen betrachtet wurden, auf Seite der Protestanten. Sogar die Lappländer fuhren mit ihren Renntieren an die deutschen Küsten, drei Kompanien derselben brachten im Wintermonat 1630 auf ihren Schlitten Pelze für die schwedische Armee über das Eis. Aber noch bunter sah es in den kaiserlichen Heeren aus. Die romanischen Wallonen, irische Abenteurer, Spanier, Italiener, fast jeder slawische Stamm brach in das Land, am greulichsten die leichte Reiterei: Kosaken (1620 polnische Hilfstruppen, sie wurden größtenteils vom Landvolk erschlagen), Stradioten (unter ihnen sicher auch Mohammedaner), und am meisten verhaßt die Kroaten. Es ist bezeichnend für die Stellung des Kaisers beim Beginn des Krieges, daß er fast nur slawische und romanische Krieger und nur romanisches Geld gegen die Deutschen zu setzen hatte. Durch sie wurde die nationale Erhebung niedergeschlagen; auch die Truppen der Liga bestanden vielleicht zur Hälfte aus Fremden.

Fast jedes Heer war eine Musterkarte verschiedener Nationalitäten, fast in jedem ein Durcheinander vieler Sprachen und Mundarten. Und der Haß der Nationen ruhte selten, während die Fahne flatterte. Zumal im Lager mußten die Regimenter sorgfältig nach Beschaffenheit ihrer kameradschaftlichen Gefühle zusammengelegt werden, Deutsche und Welsche immer auseinander.

Der Feldmarschall oder Quartiermeister wählte den Platz des Lagers womöglich an fließendem Wasser, auf einer Stätte, die der Verteidigung günstig war[42]. Zunächst wurde der Raum für den Feldherrn und seinen Stab ausgemessen. Dort erhoben sich die großen verzierten Zelte auf verbotenem Grund, der durch eine Barriere und eingesteckte Spieße, oft durch Befestigungen von dem übrigen Lager getrennt war. In der Nähe blieb ein freier Platz mit der Hauptwache; weilte das Heer längere Zeit im Lager, so wurde dort der Feldgalgen als Warnungszeichen

aufgerichtet. Jedem Regiment und Fähnlein wird mit Zweigen seine Stelle abgesteckt, dann rücken die Truppen ein, Glieder und Rotten werden geöffnet, die Fahnen jedes Regiments werden in Reihen nebeneinander in die Erde gesteckt, dahinter liegt in parallelen Linien die Lagerstätte des Fähnleins, je fünfzig Mann in einer Reihe, bei der Fahne der Fähnrich, in der Mitte der Leutnant, am Ende der Hauptmann, hinter beiden die Zelte der Oberoffiziere und Beamten, der Feldscher neben dem Fähnrich, der Kaplan in der Nähe des Hauptmanns. Die Offiziere wohnen in Zelten, welche oft konische Form haben und mit Stricken am Erdboden befestigt sind. Die Gemeinen bauen sich auf dem angewiesenen engen Raume ihre kleinen Hütten von Stroh und Brettern. Neben der Hütte steckt der Pikenier seinen Spieß in den Boden, die Piken, Kurzspieße, Hellebarden, Partisanen und Standarten zeigen schon von weitem Rang und Waffe der Zeltbewohner. In den Hütten hausen die Soldaten häufig zu zweien oder vieren, bei ihnen Weiber, Dirnen, Buben und Hunde. So lagert Fähnlein neben Fähnlein, Regiment neben Regiment im großen Viereck oder im Kreise, das ganze Lager ist von breitem Raum umgeben, der zum Lärmplatz dient. Vor dem Dreißigjährigen Kriege war es gewöhnlich, um das Lager eine Wagenburg zu schlagen, dann wurden die Train- und Bagagewagen in doppelter oder mehrfacher Reihe aneinander geschoben und mit Ketten oder Klammern zum großen Viereck oder Kreis verbunden, die notwendigen Ausgänge freigelassen. Damals hatte die Reiterei zunächst an der inneren Seite der Wagen ihr Lager; für die Pferde waren neben den Hütten und Zelten der Reiter notdürftige Verschläge aufgerichtet. Dieser Brauch war veraltet, nur selten umschließen die Wagen das Lager, man ist bemüht, dasselbe durch Graben, Wall und die Feldgeschütze zu decken. An den Ausgängen sind Lagerwachen, außerhalb des Lagers werden Reitertrupps und eine Postenkette von Musketieren oder Schützen aufgestellt. Vor dem Zelt jedes Fähnrichs steckt die flatternde Fahne im Boden, daneben liegt eine Trommel der Kompanie, ein Musketier hält Wache, die brennende Lunte in der Hand, die Muskete wagrecht auf die Gabel gestützt.

In solchem Lager hauste das wilde Volk in zügellosem Haushalt, auch in Freundesland eine unerträgliche Plage der Umgegend. Die Landschaften, Städte und Dörfer mußten Holz, Stroh, Lebensmittel und Futter herbeischaffen, auf allen Wegen rollten die Lastwagen herzu, wurden Herden Schlachtvieh eingetrieben. Schnell verschwanden die nächsten Dörfer vom Erdboden, alles Holzwerk und Dachstroh wurde von den Soldaten abgerissen und zum Bau der Hütten verwendet, nur die zertrümmerten Lehmwände blieben zurück. Die Soldaten und ihre Buben strichen plündernd und stehlend in der Umgegend umher, die Marketender fuhren mit ihren Karren ab und zu. Im Lager aber drängten sich die Kriegsleute vor ihren Hütten und auf den Plätzen zusammen; unterdessen kochten die Weiber, wuschen, besserten Kleider aus und haderten untereinander. Häufig war Getümmel und Auflauf, ein Kampf mit blanken Waffen, eine blutige Untat, Schlägereien zwischen den ver-

schiedenen Waffen oder Nationen. Alle Morgen rief die Trommel und der Ausrufer zum Gebet, auch bei den Kaiserlichen; am Sonntag früh hielt der Regimentsprediger seine Feldpredigt, dann saßen die Kriegsleute und ihr Troß andächtig auf der Erde, auch war verboten, während des Gottesdienstes in den Marketenderhütten zu liegen und Getränke zu schenken. Es ist bekannt, wie viel Gustav Adolf auf fromme Sitte und Gebet achtete, er ließ nach seiner Ankunft in Pommern im Lager zweimal täglich Betstunde halten; aber auch in seinen Kriegsartikeln war nötig, die Trunkenheit der Feldprediger zu bedräuen.

In dem freien Raume des Lagers vor der Hauptwache war der Spielplatz, mit Mänteln überdeckt, mit Tischen besetzt, um alle drängte sich die Gesellschaft der Spieler. Dort hatte das Kartenspiel der alten Landsknechte der schnelleren Entscheidung durch Würfel weichen müssen. Oft war das Würfelspiel im Lager verboten, durch Rumormeister und Profose verhindert worden, dann waren die Spieler heimlich hinter Hecken zusammengekommen und hatten ihr Kommißbrot, Waffen, Pferde, Kleider verspielt; so fand man geraten, diese Leidenschaft unter Aufsicht der Lagerwache zu stellen. Auf jedem Mantel oder Tisch rollten drei viereckige Würfel, in der Feldsprache „Schelmbeine" genannt; jeder Gesellschaft stand ein Scholderer vor, ihm gehörten Mantel, Tisch und Würfel, er hatte in streitigen Fällen das Richteramt und erhielt seinen Anteil am Gewinn, oft auch Schläge. Denn häufig waren Betrug und falsche Würfel; manche Würfel hatten zwei Fünfen oder Sechsen, manche zwei Es oder Daus, andere waren mit Quecksilber und Blei gefüllt, mit zerschnittenen Haaren, Schwamm, Spreu und Kohlen; es gab Würfel von Hirschhorn, welche oben leicht, unten schwer waren, Niederländer, die man schleifend rollen mußte, Oberländer, welche „aus der bayrischen Höhe" geworfen werden mußten, wenn sie gut fallen sollten. Und oft wurde die lautlose Arbeit durch Flüche, Gezänk und blitzende Rapiere unterbrochen. Und zwischen den aufgeregten Gesellen schlichen lauernde Handelsleute, oft Juden, bereit, die gesetzten Ketten, Ringe und Beutestücke zu schätzen und aufzukaufen[43].

Hinter den Zelten der Oberoffiziere und des Regimentsprofosen, durch eine breite Straße von ihnen getrennt, standen die Buden und Hütten der Marketender in parallelen Querreihen. Marketender, Metzger und gemeine Garköche bildeten eine wichtige Gemeinschaft. Der Preis ihrer Waren, der Speisen oder Getränke, ward vom Profos gegen eine Abgabe in Geld oder eine Naturallieferung — er erhielt z. B. von jedem Stück Rindvieh die Zunge — bestimmt. Auf jedes Faß, welches ausgezapft wurde, schrieb er mit Kreide den Preis, um den ausgeschenkt werden mußte. Diese Verbindung und die durch Gefälligkeiten zu erkaufende Gunst des Gewaltigen erhielt die Lieferanten des Heeres in verhältnismäßig sicherer Stellung und half ihnen zu immerhin unregelmäßiger Bezahlung ihrer langen Kerbhölzer, die sie für Offiziere wie Gemeine zurechtschnitten. Oft hielt der Marketender lustige Dirnen für Offiziere und Soldaten. In guten Zeiten kamen von weither Kaufleute mit kostbaren Stoffen, Juwelen, Gold- und Silberarbeiten und feiner Eßware

in das Lager. Namentlich beim Beginn des Krieges war der Luxus und der Troß der Offiziere zum bösen Beispiel für das Heer ausschweifend; jeder Hauptmann wollte einen französischen Koch halten, und die teuersten Weine wurden von ihnen massenhaft verbraucht.

Die militärischen Zeichen des Lagers gab beim Fußvolk der Trommelschläger, bei der Reiterei der Trompeter; die Trommel war sehr groß, die Schläger oft halbwüchsige Buben, zuweilen die Narren der Kompanie[44]. — Aber beim Beginn des Krieges hatten die deutschen Heere wunderlicherweise für viele Fälle denselben einförmigen Schlag, und jeder Befehl, welchen der Feldherr dem Lager zu geben hatte, mußte noch durch einen Herold, der hinter dem Trompeter durch das Lager ritt, ausgerufen werden. Der Herold trug bei solchen Gelegenheiten über seinem Kleide einen „Levitenrock" von bunter Seide, vorn und hinten mit dem Wappen des Kriegsherrn bestickt. Dies Ausrufen, welches den Abend vorher dem ganzen Lager die Arbeit des nächsten Tages verkündete, war schnellen und geheimen Unternehmungen sehr hinderlich, es verschlechterte auch die Mannszucht, denn es sicherte den Lungerern und Räubern des Lagers die Nacht, wenn sie auf Beute hinausschlichen.

War gute Zeit gewesen, eine Schlacht gewonnen, eine reiche Stadt geplündert, eine wohlhabende Landschaft mit Kriegssteuer geschatzt, dann war alles vollauf, Speisen und Getränke billig; es kam ausnahmsweise noch in den letzten Jahren des Krieges vor, daß man im bayrischen Heere einmal eine Kuh um eine Pfeife Tabak kaufen konnte[45]. Dann saß in den Marketenderbuden Kopf an Kopf eine gedrängte Schar singender, prahlender, schwatzender Helden, dann hatten die Handelsleute gute Zeit, der Soldat stattete sich neu aus, — er kaufte teure Federn auf seinen Hut, Scharlachhosen mit goldenen Tressen, bunte Röcke und runde Maulesel für seine Dirne, dann prangte er in Zobel und Marder, Stallknechte ritten ganz in Samt gekleidet. Die Kroaten der kaiserlichen Armee in Pommern hatten im Winter 1630—1631 die Gürtel mit Gold überfüllt und ganze Platten von Gold und Silber geschlagen vor der Brust[46]. Paul Stockmann, Pfarrer in Lützen, erzählt[47], daß im kaiserlichen Heere vor der Lützener Schlacht ein Reiter sein Pferd mit etlichen Schock goldener Sterne, ein anderer mit dreihundert silbernen Monden bekleidet hatte, daß Soldatendirnen die schönsten Kirchengewänder und Meßornate trugen; einige Stradioten ritten in geraubten Priesterröcken zum Jubel ihrer Kameraden. In solcher Zeit tranken die Zecher einander teuern Wein aus Altarkelchen zu und ließen aus dem erbeuteten Golde lange Ketten machen, von denen sie nach altem Reiterbrauch einzelne Glieder ablösten, wenn sie eine Zeche zu bezahlen hatten. Aber je länger der Krieg dauerte, desto seltener wurde solche goldene Zeit. Häufiger als Überfluß war Mangel und Armseligkeit. Die Verwüstung der Landschaften rächte sich furchtbar an den Heeren selbst, das bleiche Gespenst des Hungers, Vorbote der Pest, schlich durch die Lagergassen und hob die knöcherne Hand gegen jede Strohhütte. Dann hörte die Zufuhr aus der Um=

gegend auf, die Preise der Lebensmittel wurden unerschwinglich, der Laib Brot wurde z. B. 1640 bei der schwedischen Armee in der Nähe von Gotha mit einem Dukaten bezahlt. Dann wurde der Aufenthalt im Feldlager auch für den abgehärteten Soldaten unerträglich. Überall hohläugige, bleiche Gesichter, in jeder Hüttenreihe Kranke und Sterbende, Gassen und Umgebung des Lagers verpestet durch die verwesenden Leiber der gefallenen Tiere. Dann war ringsum eine Wüste von unbebauten Äckern und geschwärzten Dorftrümmern, und das Lager selbst eine grause Totenstatt; der Troß des Heeres, Dirnen und Knaben, verlor sich plötzlich in den Totengruben, nur die grimmigsten Hunde erhielten sich von ekler Nahrung, die andern wurden geschlachtet und verzehrt[48]. In solcher Zeit schmolzen die Heere schnell dahin, und keine Kunst der harten Führer vermochte das Verderben abzuwenden.

Das abenteuerliche Leben des Kriegsmanns, so sehr auf leidenschaftlichen Genuß des Augenblicks gestellt, unsicher nicht bloß vor dem Feind, steigerte nicht nur die Lasterhaftigkeit der Mehrzahl in das Ungeheuere, es entwickelte auch Eigentümliches und Seltsames in Unart, Sitte und Bräuchen.

Ein breiter Strom von Aberglauben flutet durch die Seelen der Völker von der Urzeit bis zur Gegenwart. Lange Zeit wälzt er sich fast unbeachtet unter der dünnen Decke, welche Bildung und Wissen über ihn legt, und nur leise tönt dem Gebildeten sein Rauschen ins Ohr. Zuweilen erweitert die kranke Laune einer Zeit einzelne Richtungen zu einem weiten trüben Sumpfe, erstaunt sehen wir dann die entstellten Trümmer uralter Kulturzustände obenauf schwimmen. Dann scheint wieder lebendig und mächtig, was lange abgelebt und vergessen war. Auch das Soldatenleben des Dreißigjährigen Krieges hat eine Fülle von eigentümlichem Aberglauben lebendig gemacht, der zum Teil noch heut dauert; es lohnt, bei dieser merkwürdigen Erscheinung zu verweilen.

Der Glaube, daß man den Leib gegen das Geschoß der Feinde verfesten, und wieder, daß man die eigenen Waffen durch Zauber jedem Feinde tödlich machen könne, ist älter als das geschichtliche Leben der germanischen Völker. Aber schon in den frühesten Zeiten hängt etwas Unheimliches an solcher Kunst, sie wird leicht dem Gefeiten selbst zum Verhängnis. Die Unverwundbarkeit ist nicht unbedingt, und gegen den Zauber der treffenden Waffe gibt es einen Gegenzauber, der stärker sein mag. Schon Achill hatte eine Ferse, die nicht gefeit war; der nordische Gott Baldur konnte durch keine Waffe verletzt werden, aber der Mistelzweig, den ein Blinder bewegte, tötete ihn; Siegfried hatte eine offene Stelle zwischen den Schultern, dieselbe Stelle, welche auch den Soldaten des Dreißigjährigen Krieges für offen galt[49]. In zahlreichen nordischen Sagen wird von Waffenzauber berichtet. Das Schwert, die edelste Waffe des Helden, wurde gern als lebendiges Wesen aufgefaßt, als tötende Schlange oder vertilgender Brand; wenn es zersprang, so „starb" es dem nordischen Dichter; Schwerter, welche Zwerge geschmiedet hatten, konnten nicht bezaubert werden, wohl aber war in ihnen ein tötender Zauber verborgen;

so mußte das Schwert Hagens, des Vaters von Hilde, eines Menschen Tod sein, wenn er aus der Scheide gezogen wurde; in Griff und Klinge der Schwerter wurden Zauberrunen geritzt. Und auch der Glaube blühte schon in der nordischen Heidenzeit, daß die beste Waffe gegen hiebfeste Kämpfer und Zauberer die Kolbe oder Holzkeule sei[50]. Zuverlässig galten schon im deutschen Heidentum solche Zaubermittel für finstere Nachthilfe, von Vermessenen eifrig begehrt, von wackeren Kriegsmännern gemieden, eine verhängnisvolle Gabe für die Helden der epischen Dichtung.

Den deutschen Christen wurde der Teufel die dunkle Macht, welche solchen verderblichen Schutz gewährte. Aber daneben fehlte auch die harmlosere Hoffnung nicht, daß es dem Gebet zum Christengott und seinen Heiligen ebenfalls gelingen könne, die Unverwundbarkeit zu sichern. Denn weit anders als jetzt betrachtete man im Mittelalter die zu einer Formel verbundenen Worte und ihre Zeichen, die Schrift. In der Rede lebte eine geheime Kraft, durch welche der Mensch auf die Außenwelt zu wirken vermochte. Das Gefüge der Worte in der gesprochenen Formel war nicht nur ein Schall, der von Mund zu Ohr drang, es wohnte in ihm auch eine vielleicht furchtbare und unwiderstehliche Wirkung. Schon weise Sprichworte, kluge Lebensregeln übten besonderen Einfluß auf das Leben dessen, der sie gebrauchte; man konnte sie kaufen und wieder an andere abgeben. Auch Gott und seine Heiligen konnte man durch bestimmte Gebete veranlassen, zu erhören, ein Spruch war kräftiger als der andere. Solche Gebete und starke Sprüche fand das Mittelalter für zahllose Fälle, für viele Heilige; die Kirche war nur zu geneigt, auch auf diese heidnische Auffassung der germanischen Seele einzugehen. Außer den großen und allgemein bekannten Gebeten und Beschwörungen gab es viele geheime, die von Geistlichen und Laien in bestimmten Lebensverhältnissen eifrig gesucht und gebraucht wurden. Es war also kein befremdlicher Aberglaube, wenn die Kirche des Mittelalters ihre Gebete und Segenssprüche gegen den Tod in der Schlacht gerade so richtete, wie einst die deutsche Heidenzeit, und ganz in der Empfindungsweise jener Zeit ist es, daß diesen Gebeten und Segen auch von guten Christen sichere Wirkung zugeschrieben wurde. Solcher Schlachtsegen sind uns mehrere erhalten, auch solche, durch welche sich deutsche Kaiser fest zu machen glaubten.

Die Einführung der Feuerwaffen gab diesem Aberglauben neues Ansehen und weite Ausbreitung. Blitz und Knall des Gewehres und die fernhin treffende Kugel beschäftigten die Einbildungskraft um so mehr, je weniger die unvollkommene Waffe das Treffen sicherte. Tückisch und unberechenbar war der Lauf des tödlichen Geschosses, immer ungenügender wurden die Schußwaffen, welche die neue Weise der Kriegführung ohnedies lästig machte. Zwar befassen sich die Schriften der Reformationszeit nur selten mit dieser Art von Zauber, sie werden erst um die Mitte des Jahrhunderts redselig, wo es gilt, die Zustände des Volkes zu schildern. In den Heeren aber war der Zauberglaube allgemein und verbreitet, fahrende Schüler und Zigeuner galten für die eifrigsten Verkäufer seiner Geheimnisse[51], eine Geschlechter-

folge der Landsknechte teilte ihn der nächsten mit; in Italien und den Heeren Karls des Fünften mischten sich romanischer und deutscher Aberglaube, und fast jedes Verfahren der Kunst fest zu machen ist aus der Zeit Fronspergs und Schärtlins nachzuweisen.

Schon Luther, der die Gedanken seines Volkes besser kannte als irgendein anderer Zeitgenosse, stellt die Kunst, fest zu werden und zu machen, in ihren Hauptzügen mehr als einmal dar; er weiß von solchen, welche die Waffen durch bestimmte Worte und Zeichen beschwören, so daß sie an keinem Orte verletzt werden können; er selbst sah einen Jüngling, der sich ein Schwert auf die Brust setzte und so heftig gegen sich drückte, daß sich das Heft bis zur Spitze herumbog, und doch drang die Spitze nicht in seine Haut. Andere aber konnten solche gesegnete Waffen wieder des Segens entledigen durch einen Zirkel und Zeichen, die sie in den Sand machten. „So nahm einer dem andern die Kraft seines Messers." Andere hatten Briefe, worin viele heilige Worte und Zeichen standen; wer sie bei sich trug, konnte nicht getötet werden. Bald war es ein Brief, den Papst Leo dem Kaiser Carolus in den Krieg geschickt haben sollte, bald das St. Johannisevangelium, oder sonst etwas. Manche befahlen sich dem St. Georg, andere dem St. Christophel, andere gar dem Teufel, auch solche kannte er, welche Roß und Reiter zu segnen und zu bannen vermochten[52]. Er hatte auch einen Landsknecht gekannt, der, durch den Teufel unüberwindlich gemacht, zuletzt doch erstochen wurde und vorher Tag und Stelle seines Todes angab. Und Bernhard von Milo, Landvogt zu Wittenberg, sandte Luthern schon einen geschriebenen Wundsegen zur Begutachtung, es war ein langer zusammengerollter Zettel mit wunderlichen Zeichen.

Als der Augsburger Büchsenmeister Samuel Zimmermann der Ältere in einem Folioband unter dem Titel: B e z a a r, w i d e r a l l e S t i ch, S t r a i ch u n d S ch ü ß, v o l l e r g r o ß e n G e h e i m n u s s e n, die Erfahrungen seines Lebens etwa bis 1591 sammelte, erwähnt er zwar nur die schützenden Künste, welche er nicht für belialisch hält, es ist aber aus seinem Manuskript zu sehen, daß ihm auch zahlreiche Teufelskünste bekannt waren, die er zu verschweigen beabsichtigt. So war im Jahre 1550 ein wohlbekannter Raufbold zu Augsburg, der oft prahlte, er wolle lieber mit zweien oder dreien fechten als eine gute Mahlzeit halten, so fest, daß kein Degenstich in ihn drang; er wurde zuletzt durch einen Hellebardenschlag auf den Hinterkopf getötet. Ein anderer Bekannter Zimmermanns, der gefroren war, erhielt einen furchtbaren Dolchstich, es war keine Wunde zu sehen, aber er starb doch kurz darauf an innern Folgen des Stiches. Im Jahre 1558 war ein Schütz im Regiment des Grafen Lichtenstein, der nach jedem Scharmützel feindliche Kugeln aus seinen Kleidern und vom bloßen Leibe schüttelte; oft hatte er sie und die durchgebrannten Löcher seiner Kleidung gezeigt. Er wurde zuletzt von welschen Bauern erschlagen.

Die Italiener und Spanier, welche 1568 in die Niederlande zogen, führten ganze Pakete und Bücher voll Zauberei, Segen und Beschwörungen mit sich, ohne

Erfolg[53]. Fast bei allen Toten und Gefangenen der brandenburgischen Hilfstruppen, welche 1587 durch Burggraf Fabian von Dohna den Hugenotten zugeführt waren, fanden die Franzosen Talismane und magische Zettel um den Hals gebunden[54]. Als der Jesuit Georg Scheerer in der Hofkapelle zu Wien 1594 vor Erzherzog Matthias und dessen Kriegsobersten predigte, fand er für nötig, gegen die angehängten abergläubischen Wundsegen für Hauen und Stechen, Schießen und Brennen zu eifern[55].

Es ist deshalb unrichtig, wenn spätere Schriftsteller erzählen, daß die Kunst, fest zu machen, im Anfang des 17. Jahrhunderts zu Passau von einem Studenten (fahrenden Schüler), wie Grimmelshausen angibt, oder, wie andere wollen, von Kaspar Neithardt von Hersbruck, dem Nachrichter, in die deutschen Heere gebracht worden sei. Denn als Erzherzog Leopold, Bischof zu Passau, die zuchtlosen Banden werben ließ, welche durch ihre Grausamkeit im Elsaß und in Böhmen Schrecken verbreiteten, nahmen seine Söldner nur die alten Überlieferungen auf, die im deutschen Heidentum wurzelten und durch das ganze Mittelalter fortgeschleppt worden waren. Ja, sogar der Name „Passauer Kunst", welcher seit jener Zeit gewöhnlich wird, mag auf einem Mißverständnis des Volkes beruhen; denn im 16. Jahrhundert hießen alle, welche einen Zauber bei sich trugen, um unverwundbar zu sein, bei den gelehrten Soldaten Pessulanten oder Charakteristiker, und wer die Kunst verstand, solchen Zauber zu lösen, ein Solvant. Es ist möglich, daß die erstere Bezeichnung vom Volk in „Passauer" verwandelt worden ist[56].

Schon im ersten Jahre des Dreißigjährigen Krieges wird die Kunst, fest zu machen, lebhaft besprochen. Eine gute Nachricht darüber steht in: „Wahrhaffter Bericht von der Belagerung und mit gestürmter Hand Eroberung der Stadt Pilsen in Behem." 4. (1619.) Die Stelle lautet in unserer Schreibweise wie folgt.

„Ein Waghals unter den Mansfeldischen, Hans Fabel genannt, nahm einstmals ein Stutzglas Bier, ging auf den Stadtgraben zu und brachte den Belagerten eins. Dem haben sie es mit Kraut und Lot gesegnet, aber er trank sein Stutzglas Bier aus, bedankte sich gegen sie, kam in den Laufgraben und nahm fünf Kugeln aus dem Busen. Dieses Pilmiskind[57], ob es gleich so sehr fest gewesen, ist doch krank geworden und vor der Eroberung der Stadt gestorben. Es ist diese zauberische Kunst (Passauer Kunst) ganz gemein gewesen, ich hab's mit Verwundern gesehen. Man hätte eher von einem Felsen als von einem solchen Bezauberten etwas geschossen. Ich glaube, der Teufel steckt ihnen in der Haut. Ja, ein guter Gesell bezaubert oft den andern, wenn es auch der Bezauberte nicht weiß, noch viel weniger begehrte. Ein kleiner Junge von vierzehn oder fünfzehn Jahren ist auf den Arm geschossen worden, als er die Trommel geschlagen, dem ist die Kugel vom Arm auf die linke Brust abgesprungen und nicht eingedrungen, was viele gesehen haben. Aber es nimmt ein böses Alter bei denen, die es gebrauchen; ich habe ihrer viel gekannt, die es gebraucht, die sind schrecklich um ihr Leben gekommen. Denn eine Gaukelei

kämpft wider die andere. Ebensogut als man einen kann gefroren machen, kann man seinen Wundsegen öffnen. Ihre teuflischen Zauberbrote sind expreß wider das erste und andere Gebot Gottes. Fleißig gebetet und sich auf Gott verlassen, das gibt andere Mittel. Wenn einer vor dem Feind ist und nicht bleibt, so ist es Gottes Wille. Wird er getroffen, so führen ihn die Engel in den Himmel, die Bezauberten holt der schwarze Kasper[58]."

Zahlreich waren die Mittel, sich und andere fest oder gefroren zu machen. Auch bei diesem Aberglauben walteten herrisch die Moden. Sehr alt sind die Nothemden, Siegs- und St. Georgshemden[59]. Sie wurden für die Landsknechte auf verschiedene Weise gefertigt. In der Christnacht sollten nach älterer Sitte unzweifelhafte Jungfrauen das leinene Garn im Namen des Teufels spinnen, weben und nähen; auf die Brust wurden zwei Häupter gestickt, das rechte bärtig, das linke wie König Beelzebubs Kopf, mit einer Krone, vielleicht dunkle Erinnerungen an die heiligen Häupter Donars und Wuotans[60]. Nach späterem Brauch mußte das Nothemd von Mädchen unter sieben Jahren gesponnen sein, es wurde mit besonderen Kreuznähten genäht und mußte verstohlen auf den Altar gebracht werden, bis drei Messen darüber gelesen waren. Ein solches Nothemd wurde am Schlachttage unter dem Kleid angelegt. Erhielt der Träger doch eine Wunde, so war fremdes Garn unter das zauberkräftige gemischt worden.

Gern suchte der Abergläubische die Wunderkraft der christlichen Kirche für sich zu benutzen, wenn auch gesetzwidrig und mit bösem Gewissen. Man ließ die Anfangsverse des Evangeliums St. Johannis fein und geschmeidig auf zartes Papier schreiben, brachte dies heimlich unter die Altardecke einer katholischen Kirche, wartete, bis der Priester drei Messen darüber gelesen hatte, steckte es in einen Federkiel oder eine ausgehöhlte Haselnuß, verkittete die Öffnung mit spanischem Lack oder Wachs, oder ließ solche Kapseln in Gold oder Silber fassen und hing sie an den Hals. Andere empfingen beim Abendmahl die Hostie unter stiller Anrufung des Teufels, nahmen die Oblate wieder aus dem Mund, lösten an einer Stelle des Leibes die Haut vom Fleische, steckten die Oblate hinein und ließen sie so verheilen. Die Wildesten freilich ergaben sich dem Teufel mit Haut und Haar; solche Gesellen konnten nicht nur andere Menschen festmachen, sondern sogar eßbare Dinge, Butter, Käse, Obst, so daß die schärfsten Messer nicht einzuschneiden vermochten[61].

Auch bei den geschriebenen Zetteln, welche Wundsegen enthielten, wechselten Form und Name.

Aus dem frühen Mittelalter stammte Papst Leonis Segen, er enthielt gute christliche Worte und Verheißungen. Ferner der Segen des Ritters von Flandern, so genannt, weil ein Ritter, der ihn einst bei sich getragen, nicht hatte enthauptet werden können; das Blatt war mit unbekannten Charakteren und Buchstaben beschrieben, dazwischen Kreuzzeichen. Dann der Benedicten- oder Notsegen, der im Augenblick der Gefahr Rohr und Schwert der Feinde band[62].

Ebenso waren die Passauer Zettel des 17. Jahrhunderts auf Postpapier, Jungfernpergament, Hostien geschrieben mit Fledermausblut, mit besonderer Feder; die Aufschrift waren seltsame Charaktere, Drudenfüße, Zirkel, Kreuze, Buchstaben fremder Sprache; nach Grimmelshausen[63] stand der Reim darauf: „Teufel, hilf mir, Leib und Seele geb' ich dir." Sie bannten den Schuß und taten das Rohr des Feindes zu, wenn sie unter den linken Arm gebunden wurden. Ja, sie wurden gegessen. Aber die Ansichten über ihre Wirksamkeit waren schwankend. Sie sollten nur auf vierundzwanzig Stunden schützen; nach andern wirkte ihr Zauber erst nach den ersten vierundzwanzig Stunden, wer vorher erschossen wurde, gehörte dem Teufel. Auch andere Zaubermittel werden zum Schutz herbeigezogen, alles Häßliche und Unheimliche wird gesammelt, und vieles, was im alten Götterglauben furchtbar gewesen war, wirkt noch jetzt mit der alten Kraft. Ein Stück von dem Strick oder der Kette, woran ein Mensch erhängt war, machte fest; ebenso der Bart eines Bockes, Augen des Wolfes, Kopf der Fledermaus und ähnliches in einem Beutel von schwarzer Katerhaut eingewickelt und am Leibe getragen[64]. Fest machte die Gemskugel, eine verhärtete Masse aus dem Magen der Gemse, ferner die Haube, welche jemand bei der Geburt auf die Welt gebracht hatte, u. a. m.; auch wer sein Lebtag keine Nieren gegessen, war sicher vor Schuß und Pestilenz; man glaubte in Augsburg, daß ein berühmter Ritter und wohlgeübter Kriegsoberster (Sebastian Schärtlin) sich dadurch vor dem Feinde bewahrt habe[65].

Auch alte Hexenkräuter, Wegewart, Verbena, St. Johanniskraut, Vogelkraut, Siegwurz, Allermannsharnisch wurden zu Wundsegen gebraucht und das kräftigste von allen, die geheimnisvolle Bollwurz. Sie mußte mit dem besten neugeschliffenen Stahl ausgegraben und durfte nie mit der bloßen Hand, am wenigsten mit der linken, angegriffen werden, sie wurde wie ein Agnus Dei getragen. Sie war rund, fand sich nur auf der Walstatt großer Männerschlachten und war, wie Zimmermann sagt, um der verstorbenen Seelen willen geheiligt. Und außer ihr eine feuerfarbige Blume, welche die Kabbalisten Efdamanila nannten; sie schützte nicht allein den Mann, der sie trug, vor Schuß, Hieb und Feuer: wenn sie bei der ersten feindlichen Kugel in belagerter Stadt über die Mauer gehängt wurde, so band sie das feindliche Stück wenigstens auf einen Monat.

Auch Amulettmünzen waren früh im Brauch; im Jahre 1555 wurde in dem Gefecht bei Marienburg zwischen den Prinzen Oranien und Nevers ein kleines Kind durch einen Schuß an den Hals getroffen, ein silberner Schaupfennig bog sich zusammen, das Kind blieb unverletzt; damals schrieb man so großen Erfolg noch einem Amulettzettel zu, den es neben der Schaumünze am Halse trug. Aber zu derselben Zeit gossen bereits „Sideristen", die in astronomischer Kunst erfahren waren, fest machende Schaupfennige von Silber und feinem Gold nach „himmlischer Influenz"; sie wurden am Halse getragen. Thurneisser verbreitete auch diese Art Amulette im nördlichen Deutschland[66]. Noch nach dem Dreißigjährigen Kriege



Alraunmännlein.

(Nach einem alten Original im Germanischen National-Museum, Nürnberg, für das aber nicht die Alraunpflanze, sondern die ebenfalls abergläubisch benutzte zweispaltige Allermannsharnischwurzel verwendet ist. Seit altersher hatte indessen das meiste Ansehen unter den Zauberpflanzen die Wurzel der Alraunpflanze (Mandragora officinalis), insbesondere auch als Liebesmittel, die häufiger einem menschlichen Körper ähnelt, weshalb es leicht war, sie zurechtzuschnitzen und zu einem Alraunmännchen oder Alraunweibchen auszukleiden. Nach und nach verdichtete sich um die Benutzung, Beschaffung und Wirkung der Alraunwurzel ein immer weiterer Sagenkreis, was der betrügerische Handel mit diesem Zaubermittel zu verwerten wußte.)

„Das Alraungraben"

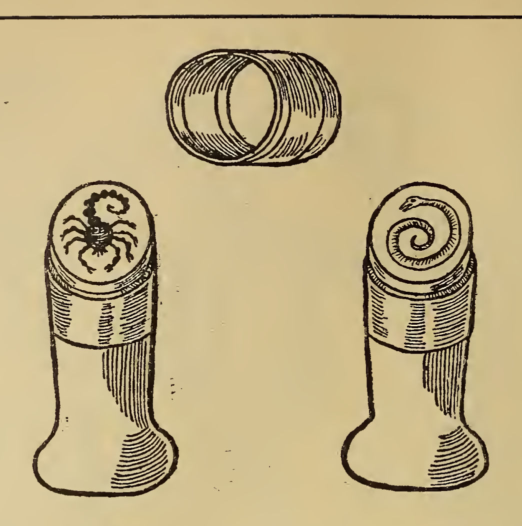
(Handzeichnung. 17. Jahrhundert. Germanisches National-Museum, Nürnberg. — Der Alraungräber benutzt ein Blashorn, um das tötende Geschrei der bloßgelegten Pflanze zu übertönen.)



„Männliche und weibliche Alraunpflanze."
(Holzschnitte aus dem Hortus sanitatis. Augsburg: 1486.)

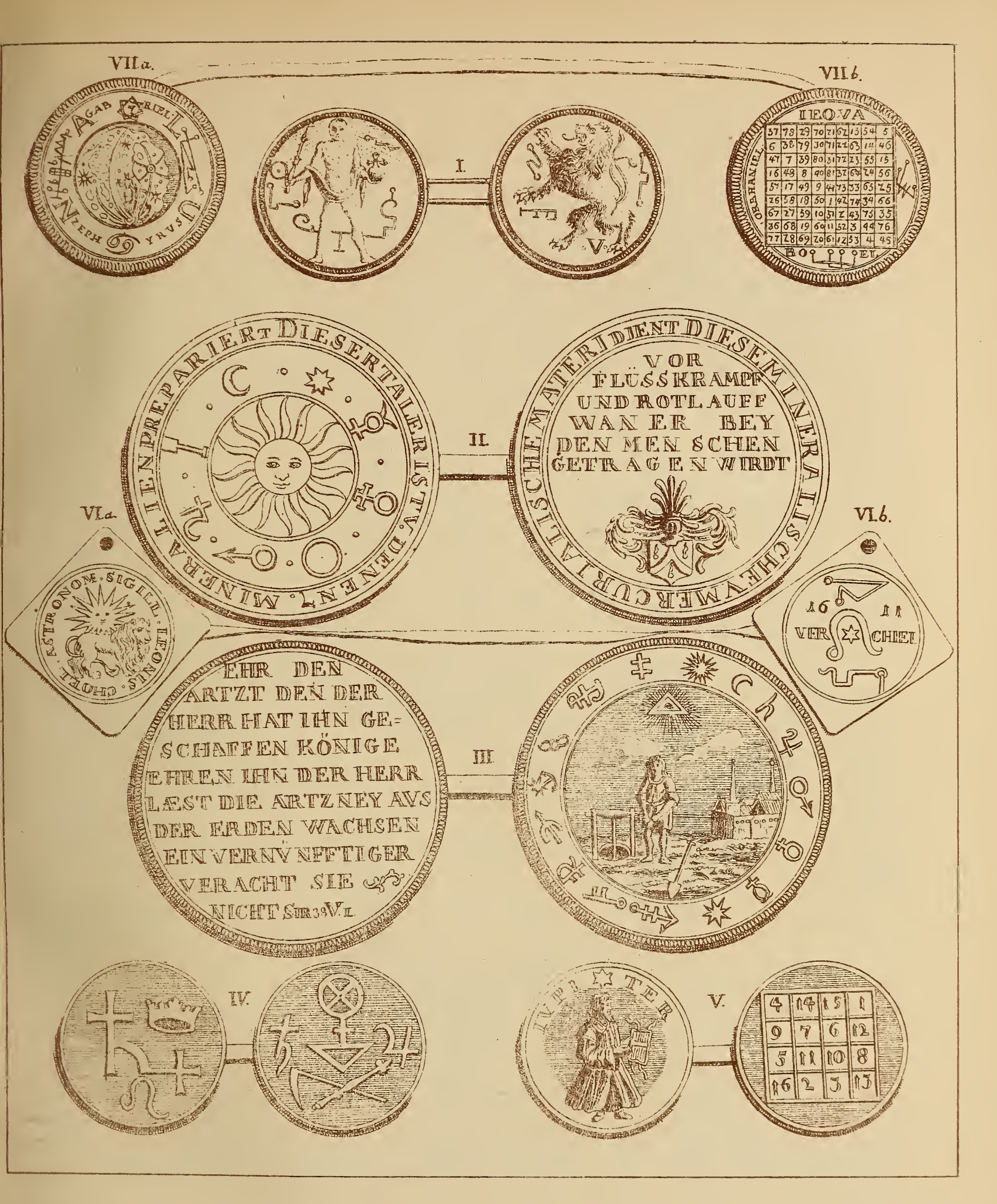
Pestamulett-Prägestempel. 17. Jahrhundert.

(Holzschnitte aus: Oswald Croll, Basilica chymica. Frankfurt, 1622. — Der Verfasser dieses Werkes, Leibarzt des Fürsten Christian von Anhalt-Bernburg, gibt für die Verwendung des Amuletts folgende Vorschrift: „Zenexton seu Xenezthon Paracelsi. Zuerst lasse man sich ein Instrument von Stahl zum Formen von Zeltchen anfertigen, welche letzteren etwa $1^1/_2$ Drachme schwer sind. Dieses Instrument hat 3 Teile; in dem oberen Teil, der die Form eines großen Siegels besitzt, ist eine Schlange, in dem unteren, welcher gewissermaßen einen kleinen Amboß darstellt, ein Skorpion eingraviert; der dritte Teil besteht aus einem hohlen, anderthalb Finger breit hohen stählernen Ringe, der die eingedrückte Masse enthält, damit sie nicht herausfallen könne, sondern durch Drücken oben und unten geformt werde. Die Skulptur des Instruments geschieht bei einer gewissen Stellung der himmlischen Lichter gegeneinander, nämlich dann, wenn die Sonne und der Mond in das Zeichen des Skorpions eintreten. Zu derselben Zeit



werden auch jene Zeltchen gezeichnet, oder wenigstens dann, wenn der Mond in das Zeichen des Skorpions tritt; denn so werden die oberen Dinge mit den unteren durch sympathische, unauflösliche Einigung vermählt und verbunden. / Die zur Bildung der Amulette oder der konstellierten Zeltchen nötige Masse: Nimm zwei Unzen an der Luft und durch die Sonnenhitze gut ausgetrocknete und unter freiem Himmel zerstoßene Kröten... / Ferner Zenith Juvencularum (Sanguinis menstrui primi) soviel du haben kannst; / weißen krystallisierten Arsenik, roten Arsenik oder Auripigment von jedem eine halbe Unze; / Diptam und Tormentillwurzel, von jeder 3 Drachmen; nicht durchlöcherte Perlen eine Drachme; / Korallen, Fragmente des orientalischen Hyazinths und Smaragds, von jedem eine halbe Drachme; / orientalischen Safran zwei Skrupel. / Des Geruchs wegen können einige Gran Moschus oder Ambra zugesetzt werden. Alles wird aufs feinste gepulvert und gemischt, darauf mit Tragant, der durch Rosenwasser zum Schleim gemacht, zu einem Teige geknetet und aus demselben zu der Zeit, wo Sonne und Mond, oder doch wenigstens der letztere, in dem Zeichen des Skorpions stehen, runde Zeltchen [Pentacula] geformt, welche mit dem oben beschriebenen, unter derselben Influenz gravierten Instrument gezeichnet werden; oder, wenn man lieber will, gibt man diesen Schildchen die Form des Herzens. Nach dem Austrocknen werden sie mit rotem Baumwollenzeug bedeckt. / Gebrauch: Diese Pentakeln werden an einer seidenen Schnur zwischen den Kleidern in der Gegend des Herzens aufgehängt; sie schützen nicht allein vor der Pest, sondern verhindern auch, daß der Körper von Giften oder astralischen Krankheiten angegriffen wird; sie ziehen das Gift von innen heraus und verzehren das von außen kommende." [Übersetzung von H. Ludwig.])

Amulettmünzen Thurneißers.
(Kupferstich aus: D. J. C. W. Moehsen, Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg. Berlin und Leipzig, 1783.)



VII a.
VII b.
IEOVA
I.
II.
DIESERTALERISTV.DENENT.MINERALIENPREPARIERT
DIENTDIESEMINERALISCHEVMERCURIALISCHEMATERI
VOR
FLÜSSKRAMPF
UND ROTL AUFF
WAN ER BEY
DEN MEN SCHEN
GETRAGEN WIRDT
VI a.
ASTRONOM. SIGILL. LEONIS. CHOEL.
VI b.
16 11
VER CHEI
III
EHR DEN
ARTZT DEN DER
HERR HAT IHN GE=
SCHAFFEN KÖNIGE
EHREN IHN DER HERR
LÆST DIE ARTZNEY AVS
DER ERDEN WACHSEN
EIN VERNVNFFTIGER
VERACHT SIE
NICHT SIR.38.V.1.
IV.
IVPITER
V.
4 14 15 1
9 7 6 12
5 11 10 8
16 2 3 13

brachte ein Zufall die Mansfelder St. Georgentaler in Aufnahme, besonders die von 1611 und 1613, mit der Inschrift: „Bei Gott ist Rath und That."

In dem Rufe, fest zu sein, standen nicht nur gemeine Soldaten, auch viele hohe Befehlshaber; zwar nicht Pappenheim, der fast bei jedem Gefecht eine Wunde erhielt, wohl aber Holk — den zuletzt der Teufel persönlich in die Hölle holte —, Tilly, an dem der entsetzte Wundarzt nach der Schlacht bei Breitenfeld nur Quetschungen zu verbinden hatte, Wallenstein und sein Verwandter Terzka; selbst Gustav Adolfs Schwert galt für gefeit. Auch Ahas Willenger, nach Fadingers Tode Anführer der aufständischen österreichischen Bauern, war so gefroren, daß ihn eine Kanonenkugel sieben Schritt zurückriß, ohne in seine Haut zu dringen, endlich tötete ihn ein Offizier der Pappenheimer[67]. Alle Fürsten des Hauses Savoyen hielt man noch nach dem Dreißigjährigen Kriege für fest. Feldmarschall Schauenburg hat es am Prinzen Thomas versuchen lassen, als er ihn in einer italienischen Festung belagerte. Dem besten Schützen hat die Büchsenkugel versagt. Man wußte nicht, ob die Männer des hohen Hauses besondere Gnade haben, weil sie aus dem Geschlecht des königlichen Propheten David stammen, oder ob daselbst die Kunst erblich war, sich fest zu machen[68]. Dasselbe glaubte man von den Hohenzollern noch am Ende des 18. Jahrhunderts; daß Friedrich der Große seinem Heer für unverwundbar galt, war in der Ordnung, aber auch Friedrich Wilhelm II. war im Feldzug von 1792 nach der Ansicht alter Unteroffiziere nur durch silberne Kartätschenkugeln des Feindes zu treffen[69].

Es gab kaum jemand, welcher den Glauben an die geheimnisvolle Kunst nicht teilte. Der berühmte französische Feldherr Messire Jacques de Puysegur mußte im Jahre 1662 in den französischen Bürgerkriegen einen Gegner, qui avait un caractère, weil er ihn mit der Waffe nicht töten konnte, durch Nackenschläge mit einem Hebebaum umbringen lassen und über das Abenteuer seinem König berichten[70]. Schon bei der Blockierung von Magdeburg im Jahre 1629 wurde die Klage über solche Mittel so allgemein, daß die Kriegführenden darüber verhandelten[71]. Selbst Gustav Adolf verbot in § 1 seiner Kriegsartikel eifrig Götzendienst, Hexerei oder Zauberei der Waffen als eine Sünde gegen Gott.

Aber die dunkeln Mächte, welche sich der Kriegsmann zu Helfern warb, waren treulos. Sie schützten nicht gegen jedes. Schon das war unbequem, daß sie nicht vor der Hand des Scharfrichters bewahrten; Zimmermann berichtet mehrere Fälle, wo die zu weit gehenden Hoffnungen eines Gefrorenen und seiner Anhänger auf der Richtstätte getäuscht wurden[72]. Einzelne Teile des Körpers, der Nacken und der Rücken zwischen den Schultern, die Armhöhle, die Kniekehle galten für nicht hart oder fest. Auch war der Leib nur gefeit gegen die gewöhnlichen Metalle, Blei und Eisen. Den Gefrorenen tötete die einfachste Bauernwaffe, die Holzkeule, ferner Kugeln von edlem Metall, zumal ererbtes Silber. So konnte ein österreichischer Gouverneur von Greifswald, auf den die Schweden mehr als zwanzig Kugeln abgeschossen hatten, nur durch den geerbten silbernen Knopf, den ein Soldat in der

Aufstellung eines Horoskopes durch Kepler für Wallenstein.

(Nach einer Niederschrift im Sächsischen Hauptstaatsarchiv, Dresden. — Kepler, dem die Verbindung der Astrologie mit der Astronomie, dem wissenschaftlichen Standpunkte seiner Zeit entsprechend, nicht fremd war, hatte sich schon in jungen Jahren, als er 1594 an die Landschaftsschule in Graz berufen wurde und die Herausgabe des Jahreskalenders für die steirische Landschaft zu seinen amtlichen Pflichten gehörte, nicht nur mit Wettervoraussagen, sondern auch mit ökonomischen und politischen Prognostiken beschäftigen müssen, deren Erfolg ihn auch auf diesem Gebiete bekannt werden ließ. Astrologische Berechnungen, denn um solche handelte es sich hier, waren ihm also wie überhaupt den Astronomen seiner Zeit geläufig, und es darf in solchem Zusammenhange nicht als etwas Außergewöhnliches erscheinen, daß ein berühmter Astronom auch mit dergleichen Brotarbeiten einflußreichen, vornehmen Herren diente, ganz unabhängig davon, wie er selbst sich zu den astrologischen Wissenschaften stellte.)

Johannes Keplers Konstruktion einer Planetensphäre.

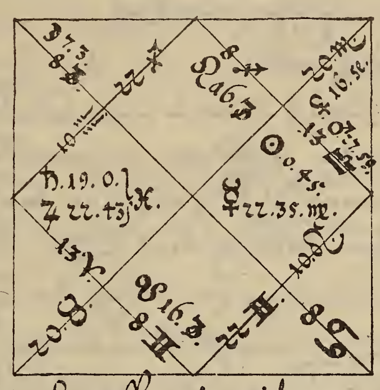
(Holzschnitte aus: J. Kepler, Mysterium Cosmographicum. Tübingen, 1596. — Neue Auflage, Frankfurt a. M., 1621. — Der Astronom, den jahrelang der unaus-

Nativitet

Ihrer Fürstl. Gn. des Hertzogen von Friedland, von dem berühmbten Kayserlichen Mathematico Johanne Kepplero, so er vor etlichen Jahren gemacht.

NB. Was ad marginem stehet, haben Ihre Fürstl. Gn. mit eigener Hand darzu geschrieben.

Ihre Fürstl. Gn. der Hertzog von Friedland, seind geborn Anno 1583. den 14. Septembris, nach mittag umb 4 Uhr, und 1 ½. Unter beygefügtem situ planetarum.



In Coniunctione thematis oritur 21 ♒
♄. ♃. et ☿. propter latitudines simul veniant in Ortum et Occasum.

Kurtze erklerung der obgesetzten Himmels Figur

Dennach in der Astronomia von 7. Planeten, und derselben weg, den sie stetigs lauffen, (welcher in 12. Zeichen abgetheilet) gelehret wirdt, die Astrologi aber den Himmel in 12 Häuser austeilen, nach andern derselben Art gewisses zu urtheilen, Also befindet sich, alhier der zehende gradt ♒ im ersten Hause des Lebens und folget ♄ und ♃, die höchste Planeten in zeichen der [illegible].

Im andern hauß der Wieder,
Im dritten hauß der Stier,
Im vierten der zwilling und den des Mondens
Creutzweg, so man den Drachen schwantz pflegt zu nennen
Im fünften auch der zwilling
Im sechsten der krebß,
Im siebenden hauß, daraus man von heurathssachen
pflegt zu urtheilen, stehet der 10. gradt des Lewens
und folget darauf Mercurius in der Jungfrauen,
mit gegen schein Saturni und Jovis. Nach ihm stehet
die Sonne, im anfang der Wag, da tagk und nacht
gleich werden, auch nicht ferne von gegenschein Jovis.
Im 8. hauß des todes findet sich auch die Wag, und
den Mars sehr weit von der andern, mit aufstehet,
dan folget Venus in Scorpion, in Triangel Sa-
turni und Jovis
Im 9. logiret der Scorpion,
Im 10. hauß ist der 8. des Schützens und darbey des
Caput Draconis oder Creutzweg des Mondens
Im 11 auch der Schütz,
Im eingang des 12. hauses, so man von der gefängnus
tituliret findet sich der Mond im 7. des Steinbocks
in gevierten schein der Sonnen, und Sextil schein Veneris
von weiten fern, Diß ist also die Astronomische be-
schreibung dieser himlischen Figur und außlegung
derselben Charactern.

De Domo genitura

Was ich nit auch von den beystehenden Planeten, über
diese geburt etwas meldung thete, dürffte man
wohl meinen, ich were unfleissigh gewest, so doch
ich nit heraußgehe, wie andere Astrologi, doch
ist ein wunderbarlich ding, das in dieser ge=
burth 3. gar ungleiche weg von eines iedern
Planeten sterck zuvertheilen, zusammen und
uber einstimmen,

Der erste weg ist der Calderer und Arabier
und hat keinen grundt, Nach demselben sollte
Saturni tagh, und die Sonnen stundt gewest sein,

Der ander weg beliebet den mehren theil der
Astrologorum, dieweil ich auch wenig glaubens
daraus habe, dan weil der anfang Sonne
und Mond, sich in 3. Zeichen, Wassermann, Wag
und Steinbock, so man alle dem Saturno zu
vertheilen befindet, Demnach machen die
Astrologi alhier Saturnum zum domo genitura,
geben ihme zu einen gehülffen Jovem, weil
er im fischen stehet, welches wir auch der
Schütz, im zehenden fürnembsten ort, des him=
mels, nemlich mitten am himmel, Jovis
eigene Zeichen gehalten werden,

Der dritte weg sagt fürnemblich davon, welche
Planeten dem Mond wohl stehen, und sich in
den sitten der natur des menschen am

meisten sehen lassen, weil der Saturnus und Jupiter in ersten Hauß stehen, daraus ich sonderlich sehe dannoch bleibet es dabey das Saturnus und Jupiter das meiste thun,

Von der General bedeutung dieser himlischen Figur,

Wann dieser Herr geboren ist zu vermelter Zeit, Tag und Stund, so mag mit wahrheit gesagt werden, das es nicht eine schlechte nativitet seye, sondern hochwichtige Zeichen habe, als erstlich Conjunctionem magnam Saturni et Jovis in domo Prima

Zum andern Mercurium und Solem in domo Sextima angularj

Zum dritten die Sonne in puncto Cardinali aequinoctij autumnalis

Zum vierdten Martem in aller hoch und gefehrtschafft der Sonnen,

Zum fünfften, vier Planeten in Conjunctionibus, oppositionibus sextilibus und Triangulis an einander verknüpft, nemlich Saturnum, Jovem, Mercurium Venerem.

Zum sechsten locus conjunctionis magnae Ao 1603. q fuit 8° sagittarij in medio Coeli, locus venturae conjunctionis magnae Ao 1603. in occasu

Dagegen hat sie nebenst einen grossen fall, das der Mond in das 12. Hauß verworffen, zu dem

werden andere Astrologi sagen, daß er in Stein-
bock, in seinem Detrimento oder schedlichen hauß sey,

Von Unterschiedlichen bedeütungen,

Die Astrologi haben eben darumb die anfangs
A gemelte außtheilung der 12 häuser erdacht,
damit sie sich alles das ienige, so der mensch
zu wissen begeret, Underschiedlich andtwortten,
möchten, ich aber halte diese weise für betrüg-
lich, abergläubisch, Wahrsagerisch, Und einen
anfang des arabischen Sortilegij, da man sich
inder frag so dem Menschen einfellet, zuer der-
selbigen sind auch ohne wissenschafft seiner
geburthstundt, Ja oder nein andtwortten, Und
also auß der Astrologia ein Oraculum machen
Und Consequenter sich der eingebung des heim-
lichen, (Teuflischen Hellischen) geistes verlassen
will,

B. Weil dann ich sonsten nit im brauch habe, also
durch alle häuser, zugehen, und special fragen
zu erörttern, als wirdt mir auch iezo darumb
kein Unfleiß, dieweil ichs nit guetter bedacht
Unterlassen zuzumessen sein,

Ob auch etwas in folgenden erklerunge, der-
gleichen lauten möchte, als begebe ich mich des
glückhfall, Und fortuita, oder Contingentia

zu verrathen solle, solches nicht anders verstanden
werden, den die itzige erklerung vermagh,

C

Nemlich nach dieser Regul, das, Welcher Astrologus
einige sache bloß, vnd allein auß dem Himmel
versorgt, vnd sich nicht Fundiret auff das Gemüth, der
„Gestaltnuß Vernunfft, Krafft, oder Leibes gestalt, des
Jenigen Menschens den es begegnen soll, der sehe
keinen rechten grundt, vnd so es ihme schon gerathe,
sey es glücks schuldt, dieweil alles, was der Mensch
vom Himmel zu hoffen hat, da ist der Himmel nur
Vater, sein eigner Leib aber ist die Mutter darzu,
vnd wie kein kind außerhalb seiner Mutter leib
gebohren wirdt, Wan schon der Vätter zehen weren,

D.

also hoffet man vergeblich, einglück von oben herab,
dessen man keine anleitung in des Menschen Seel
vnd Gemüth findet, Vnd hingegen so großer
Correspondenz ist, zwischen der geberen Mutter,
vnd dem Menlichen samen, Noch viel einer
größern neigung haben, Vnserer verborgenen
Kräfften, der Seelen zu den himlischen erschei-
nenden Configurationibus, Vnd werden von den-
selben, auffgemuntert, vnd in des menschen
geburth gar formiret vnd gemacht,

E

Solcher gestalt mag ich von diesen herren in Wahrheit
schreiben, daß er ein Wachendes auffgemuntertes
nachsinniges, Vnruhiges, gemüth habe, allerhand

naürungen begierig, den gemeinen Mentschlichen
Wesen und handel nit gefallen, sondern der noch
neuen unversuchten, seltzamen mitteln trachte, das
vielmehr ingedancken habe, dan er äusserlich
F. sehen und spüren lasset, der Saturnus in aus,,
gang macht, müssige, Melancolische allzeit
Wachende gedancken, Alchymium, magiam, Zau,,
G. berey gemeinschafft der den Geistern, Veracht,,
ung, und nicht achtung Mentschlicher gebot, und
sitten, auch aller Religionen, macht alles arg,,
Wohnisch und verdechtig, was Gott oder die Ment,,
schen handeln, als wan es alles lauter betrug,
und viel einanderst darhinder stecke, dan man
fürgibet, und weil der Mond verworffen stehet,
H. wirdt ihme diese seine natur zu einem merklichen
J nachteil und verachtung bey denen mit welchen
er zu Conversiren hat, gedeien, das er für
einen einsamen, leichtschätzigen Unmentschen
Wird gehalten werden,

Desgleichen er auch sein würdt, unbarmhertzig
ohne brüderliche oder ehrliche lieb, niemandt
achtent, nuhr ihme und seinen Wollüsten,
ergeben, harte uber die Unterthanen, an sich
K. ziehent, geizig, betrieglich, ungleichen verhalten,
L. meist stillschweigent, offt ungestüm auch streitbar,
M. unverzagt, weil, und man beysammen. Wie

weil Saturnus die einbildungen verderbt, das er offt vergeblich forcht hat, Es ist aber das beste an dieser geburth, dass Jupiter darauf folget und hoffnung machet mit reiffen alter, werden sich die

[IX] meisten untugenden abwetzen, und also diese seine ungewöhnliche natur zu hohen wichtigen sachen tauglich werden,

[O. P. Q.] Dan sich neben auch bey Ihme sehen lassen, grosser Ehrendurst, und streben nach zeitlichen dignitetten und macht, dadurch er ihme viel grosser und heimlicher feindt machet, aber denselben meisten theils obliegen und obsiegen wirdt, das diese Nativitet viel gemeines hat, mit des gewesenen Canzlerß in Polen, der Königin in Engellandt, und anderer dergleichen, die auch viel Planeten in aufgang und niedergang, und den Horizontem herumber stehen haben, Derowegen kein zweiffel

[R. S. T.] ist, wo fern er zu solchen dignitet, Reichthumb und nach deme er sich zu einer höfligkeit schicken würde, auch zu stadtlichen heurath gelangen,

Und weil Mercurius so genau in opposito Jovis stehet, will es das ansehen gewinnen, als würde er einen besondern aberglauben haben, und durch mittell desselben eine grosse menge volckh an sich ziehen, oder sich etwa einmahl von einer Rott, so mal content zu einem haupt

und Rädelführer aufwerffen lassen, dan Conjunctio
magna Saturni et Jovis in ascendente Loca Con-
junctionem in angulis, et Sol in loco oppositionis
magnae Ao 1613 wollen auf dasselbige und ver-
und nachgehende Jhar, so er lebt allerley grausame
erschreckliche Verwirrungen, mit seiner Person
verursachen, wie hernach weitter und auß-
führlichen berichtet werden solle,

Von Underschiedlichen Zeiten,

Die Doctrinam Directionum führe ich bey mein
eigene, doch vernünfftige Weise, die auß an-
deren gebreuchigern gezogen, und mit denen
einig ist, und befindet sich nach fleissiger
calculirung die schlechte Directiones auf das
3. 7 und 9. Jhar lass ich fahren,

Im 11. 12. und 13. Jhar des alters solle es unruhig
und widerwillig zugangen sein, dan ascendens
in trino Martis bedeut reisen, Luna in Sextili
Saturni eusserliche gebrechen, doch gunst alter
Leuth, medium Coeli in quadrato Saturni ein
Unglück und vielleicht ein Mißhandlunge, von
15. biß in 20. seindt meist gutte bedeutungen,
und Directiones Lunae ad trium Mercurij
et Jovis (welcher etwas widerwertig und
zänkisch und gelehrten, und Doctoribus ascend:

ad trinum Veneris fürhanden, Im 21. Ihar bei,
giebt sich ein sehr gefehrliche Directio ascendentes
ad corpus saturni vnd zumahl Lunæ ad qua-
dratum Martis da soll er mit dem leben gar
kümmerlich daruon kommen sein, so ist doch
dazumahlen, gewest, eine Conjunctio Magna Saturni
& Jovis in medio Coeli huius Geneseos, die wirdt
diese Person zu vielen verwirrten geschäfften so
auch das gemeine wesen betreffen, disponirt
vnd angereizt haben,

A.a. Im 22 Ihar, habe ich die Vngerische Kranckheit vnd die Pest gehabt, Ao 1605 im Januario

Im 23. 24 Ihar des alters hat er gehabt, directio-
nem ascendentes ad Corpus Jovis, et oppositum
Mercurij Lunæ, ad trinum Martis medij Coeli, ad
Sextilem Martis, das solle die gesundheit, wieder
verbessert, das gemüth hertzhafftig vnd zu reisen,
disponirt, auch freundlich vnd endlich verliebt ge-
macht haben, ist eine gar schöne gelegenheit
zu einer reichen stadtlichen heuraths,

B. b.

Cc. Diese jetzige künfftige Ihar seind nicht gutt,
dann die jetzige Planets, Mars gehet dieser
Sommer dreymahl durch den gradum ascen-
dentes vnd bringet viel vnruhige zornige
gedancken,

D.d. So wirdt es Saturnus in künfftigen Ihar
auch nit feyren, sonderlich in Martio, Julio
vnd Decembri, zumahl weil ein Directio ist

medij coeli ad quadratum solis ascendentes ad oppositum solis, das wirdt diesen herren eigensinnig, streitig, trotzig auch mutig und verwegen machen, durch welche unruhigen verlaichtlich mit seiner Obrigkeit in gefehrlichen streit erwachsen kan, oder sonst mit hohen Potentaten.

F. f

Ao 1611 bin ich nit kranck gewest, auch zu keinem kriegsbefelch erhaben worden, aber ungelegenheit habe ich vollauf gehabt, Ao 1615 in Septemb: bin ich kranck worden, und gefehrlich mit derselben davon kommen, in diesem Jhar etlich wenig Monat vor meiner kranckheit, bin ich zu einem kriegsbefelch promovirt worden,

Im 28. Jahr Ao 1611 begibt sich ein directio der Sonnen zum Marte, und gehen die stambe oppositiones Saturni et Jovis bald darauf, da wirdt ein vornemblich zu einem kriegsbefelch, oder sonst politischer dignitet befördert werden, Er mag aber zusehen, das er nicht hitzig, oder drotz sey, da er nit mit dem haupt bezahlen muß, oder fellet er sonsten in ein hitzige kranckheit, Vom Jhar 1612. ist droben meldung beschehen, alda er einer böse doch der anfenglichen nativitet einer gleichförmige revolution hat, und einer grossen verwirrung gerathen, würde zu macht auch fleissig und schwierig sein wirdt propter directionem Lunae quadrata ad ascendens.

H. h.

J i

Ao 1609 im Maio habe ich diese heurath gethan, mit einer Weib, die sehr ad vivum describirt wirdt, dise 1614 den 23 Martij ist sie gestorben, und ich mit einer jung frau Ao 1623 den 9 Junij wiederumb geheurathet,

Im 33 Jhar ist directio medij coelj ad Lunae corpus das möchte gelegenheit geben, zu einer stattlichen heurath, wan man sich deren gebrauchen wolte, die Astrologi pflegen solche zu freyen, ein alt Weib. Und mit diser aber an herrschafften gebäu, Viehe, und bahrem gelde reich sein werden, Ich bin.

Kk

Ao 1620 im Julio bin ich bis den todt kranck gewest, und die krankheit kam von ich, das ich mich mit drincken calefirt hab, hatt CLL. auch sollen die ungrische krankheit werden, aber die Experienz und fleiss der medici den baldt curiern können,

der meinung er werde ihme eine solche bey allen andern bleiben lassen, ob es wohl himmelshalber nit also sportsiert werden kan, dan sein natur und neigung gildt bey mir mehr den kein Stern, im 37. Jhar giebt es wieder eine Weibergunst; directio solis ad sextilem Lunae

Im 39. 40. kombt er sehr gefehrlich directio ascenden„tis magna Saturni et Jovis, in cuspide domus septima, Wan die Astrologi ~~diser~~ ihre direction sehen solten, Marte in domo 8. Martis versante, würden sie alle ohn Zweifell auf einen todtfall votirn, ich aber mir nichts daraus als diß, daß er zu derselben Zeit, sich unbesonnen feindtwerdt, und leichtlich in eine gefahr, es sey mit fallen, lauffen, stein„gen, kempfen, oder auch mit überfluß an essen und trincken, wohl begirhet, und also in gefahr der Ruhr, oder Venerischen Krankheit gerathen möge, hüttet er sich nicht, so kombt er desto schwerlicher hindurch, ob er sich aber schon hüttet, so wirdt er doch ausgenommen;

Mm.

Im 42. 44. 46. gehet es gar lieblich und Weibisch zu, seindt gutte gelinde directiones ascendentis, ad trinum medij Coeli ad Sextilem Veneris Solis ad Venerem.

Nn

Das Podagra ist … ao 1620 im Aprill be„kommen, aber gehet biß dato noch gutt,

Von 47 biß in 52. wollen wir ansehen an gutten authoritet und ansehen treflich zuzunehmen, Weil ascendens, medium Coeli Sol ad faustos radios Sa„

turni Jovis et Martis kommen, und alß man aspect
in solchen Jharen, abgehen, zu denen fast die
zehende Luna ad trinum Martis doch möchte er da,
neben dem Podagra weil er sonsten starcker Com,
plection und mit vielen Kranckheiten unterworffen
und zubuß bekommen,

Oo. Anno 57. stößet das glück sich ein wenig wegen usch,
heit, zu denen weiset directio A & ad trinum Solis
neiget zu stattlichen verhalten, und verehren dinge

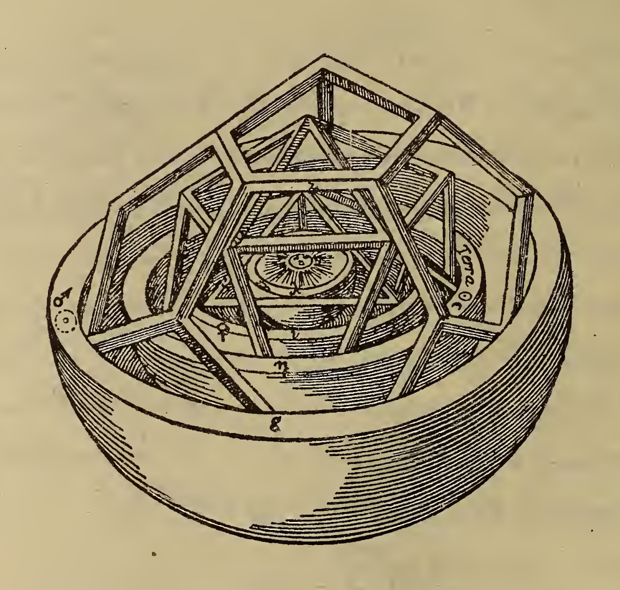
P.p. Anno 59. 60 giebt es wiederumb schöne ehrliche
directiones medij coeli ad trinum Solis Lunæ et Solis.
suos Sextiles

Anno 67. kombt cauda Draconis in ortum bringet flüsse,
und ob wol in 69 der mundt triangulo veneris
kombt, und die natur erquicket, so ist doch baldt
70 die directio ascendentis ad quatradum Saturni
für der thür, und machet auch der Mondt, zum
Saturno darauß ich vermuthe ihme werde, ein
viertäglich fieber anstoßen, oder ein kalter
fluß. welcher bey diesem alter schwerlich uberwin,
den wirdt, wo er anders in 20. oder 40 da,
rauff gehet, wie droben angedeutet,

Gen. 1.

Vidit Deus omnia, quæ fecit, et eccce
erant valde bona.

geführt gebliebene Plan beſchäftigte, auch aus edlem Metall ein Modell des Weltbildes herzuſtellen, vermerkte ſelbſt, daß dieſe bildliche Wiedergabe ſeiner Planetenſphäre nicht ganz genau ihrem wirklichen Äußeren entſpreche. Er erklärte ſie folgendermaßen: Die Planetenſphäre iſt „aus den Planetenbahnen und den fünf regulären pythago-reiſchen Körpern hergeſtellt worden, wobei jeder einzelne durch eine entſprechende Farbe von den andern unterſchieden war; die Sphären waren blau, die Streifen aber, die die von den Planeten zu beſchreibenden Wege darſtellen ſollen, weiß; alles war durchſichtig, ſo daß man die Sonne im Mittelpunkte hängend ſehen konnte. Die Saturnſphäre wurde durch ſechs Kreiſe dargeſtellt, von denen immer drei in einer Ecke des Würfels zuſammenliefen und je zwei über dem Mittelpunkte einer Sei-tenfläche des Würfels lagen; die äußere Jupiterſphäre wurde durch drei, die innere durch ſechs Kreiſe gebildet, die äußere Marsſphäre ebenfalls durch ſechs; die innere jedoch, ſowie die beiden Erdſphären und die äußere Venusſphäre wurden jedoch durch zehn Kreiſe dargeſtellt, von denen zwölfmal je 5, zwanzigmal je 3, dreißigmal je 2 trafen. Die innere Venusſphäre entſprach der äußeren Jupiterſphäre, die Merkurſphäre der inneren Jupiterſphäre“ [Überſetzung von M. Caſpar.])



Tasche trug, erschossen werden. So ward eine Hexe in Schleswig, die in einen Werwolf verwandelt war, durch Erbsilber getötet[73]. Auch durch andere Mischungen beim Kugelgießen sowie durch geheime Waffenweihe vermochte man den Zauber zu öffnen. Von den alten Zaubermitteln der Heidenzeit mochten sich manche erhalten haben. Es gab Notschwerter und Notbüchsen. Die Schärfe des Stahls ward mit Roggenbrot, das in der Osternacht gesäuert und gebacken war, kreuzweise überstrichen, auf Klingen und Rohr wurden Zeichen geätzt; man verstand Kugeln zu gießen, welche töteten, ohne die Haut zu verletzen, andere, welche Blut haben mußten, solche, welche jede Festigkeit öffneten, und bereitete diese durch Beimischung von gestampften Weizenkörnern, Spießglanz, Donnerkeilen, durch Ablöschen in Giften. Auch diese Künste galten für unnatürlich und gefährlich. Daneben suchte man eifrig nach „natürlichen" Kunststücken, welche ein ehrlicher Kriegsmann mit Vorteil gebrauchen könnte. Man glaubte, durch Beimischung von gepulvertem Hundsgebein Büchsenpulver zu verfertigen, welches keinen Knall gab. Man richtete Pulver zu, womit man das Geschossene nicht beschädigte, aber auf Stunden betäubte, anderes, das nicht anbrannte, auch wenn man glühenden Stahl hineinsteckte. Durch Beimischung von Borax und Quecksilber wußte man Sprengpulver zu schaffen, womit man die Stücke des Feindes, die man beim Ausfall nicht zu vernageln Zeit hatte, zersprengte. Man suchte das Geheimnis, einem Menschen auch ohne Zauberei doppelte Stärke zu geben, usw.

Eine eigentümliche, ebenfalls sehr alte Art des Zaubers war das Festbannen der Feinde durch geheimnisvolle Sprüche, die im Augenblick der Not hergesagt wurden. Der Wissende vermochte ganze Haufen Reiter und Fußvolk zu stellen, d. h. unbeweglich zu machen, ebenso durch andern Spruch den Zauber wiederaufzulösen, und dieser Aberglaube hat in dem Romanusbüchlein (o. O. u. J.) noch im 19. Jahrhundert seine abgeschmackten Formeln in die katholischen Heere gebracht. Wer die Beschwörungen dieses Büchleins durchblättert, findet in einem Wust von Unsinn, unter vorgeschriebenen Kreuzzeichen, Anrufung von Heiligen und Bibelstellen, auch einige poetische Formeln, die wahrscheinlich durch fünfzig Menschenalter fortgepflanzt worden sind. Ein anderes Zauberkunststück war, Reiter ins Feld zu machen, d. h. zur Rettung in eigener Gefahr den täuschenden Schein hervorzubringen, als ob in der Entfernung Kriegsvolk heranziehe. Durch ähnliche Spukbilder hatten, wie Gregor von Tours erzählt, schon um 568 die Awaren den Frankenkönig Sigibert im Treffen besiegt. Ja, in größter Not war es möglich, sich und das eigene Heer zu verwandeln. So war Herzog Hans Adolf von Plön nicht nur kugelfest und wohlbewandert in der Kunst, unsichtbar zu machen, er vermochte auch einmal in den Türkenkriegen, sich und seine Leute so täuschend in Bäume zu verwandeln, daß die Feinde an diese Bäume traten und dem Herzog und seinen Leuten die Stiefeln benäßten[74]. Solche Beschwörungen sind Trümmer geheimer heidnischer Wissenschaft, welche in manchen Sagen und Märchen bis zur Gegenwart fortklingt. Dergleichen Überlieferungen mag es noch viele gegeben haben,

sie waren sicher am Lagerfeuer und in der Marketenderhütte beliebter Gegenstand geheimnisvoller Unterhaltung.

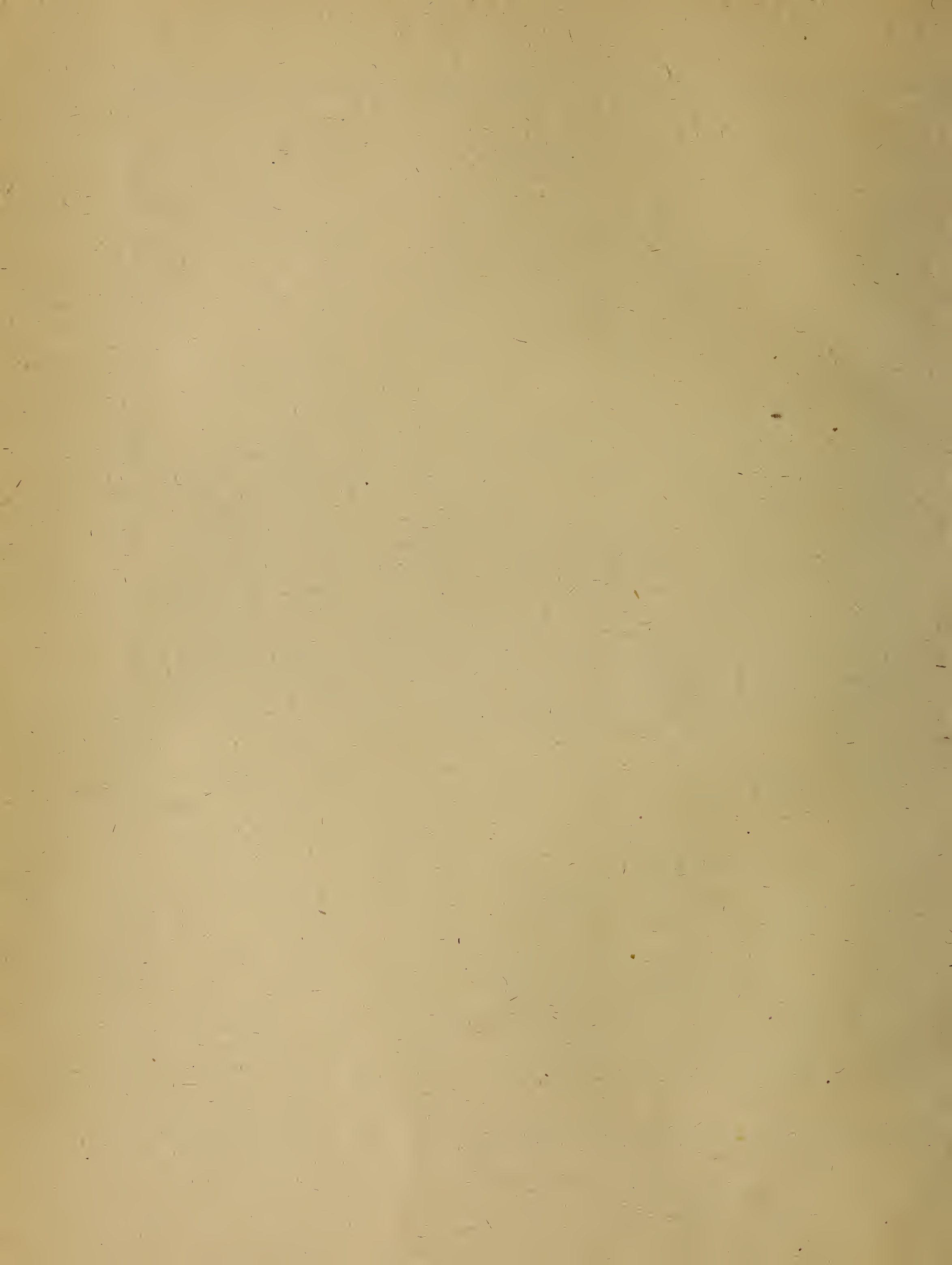
Der unheimlichste Mann des Regiments war der finstere Profos; es war natürlich, daß vorzugsweise er für einen Wissenden galt. Schon 1618 wußte der Henker von Pilsen mit einem Gehilfen alle Tage drei treffende Kugeln gegen das Mansfeldische Lager zu schießen; er wurde nach Eroberung der Stadt an einem besonderen Galgen gehängt. Noch größere Zauberkünste verstand der Profos der Hatzfeldischen Armee von 1636, er wurde, weil er gefroren war, von den Schweden mit einer Axt erschlagen. Es lag sehr im Vorteil dieser Gewaltigen, den Glauben an ihre Unverwundbarkeit bei den racheIustigen Soldaten zu erhalten.

Wir dürfen zu solchem Glauben auch das Bestreben rechnen, aus dem Lauf der Gestirne den Ausgang der Schlachten und Gefechte sowie das eigene Schicksal zu lesen. Die Prognostika häuften sich während des Krieges, unermüdlich wurden aus Konstellationen, Sternschnuppenfall, Kometen und atmosphärischen Erscheinungen die Schrecken der nächsten Jahre prophezeit und durch eine gräßlichere Wirklichkeit widerlegt. Die Nativitätstellerei war allgemein. Auch das zweite Gesicht besaßen einzelne Menschen, sie empfanden vorher, wem die nächste Zukunft Verhängnis bringen werde. Als 1636 das sächsisch-kaiserliche Heer vor Magdeburg lag, war ein kranker „Mathematicus" im Lager, der seinen Freunden vorhergesagt hatte, daß ihm der 26. Juni Verderben bringen werde. Er lag im geschlossenen Zelt, da ritt ein Leutnant heran, knüpfte die Zeltschnüre auf, drang ein und bat den Kranken, er möge ihm die Nativität stellen. Nach langer Weigerung prophezeite ihm der Kranke, er werde noch in dieser Stunde aufgehängt werden. Der Leutnant, empört darüber, daß einem Kavalier solches gesagt werden dürfe, zog seinen Degen und erstach den Kranken. Es entstand ein Auflauf, der Mörder schwang sich auf sein Pferd und wäre entkommen; da wollte der Zufall, daß der Kurfürst von Sachsen neben dem General Hatzfeld mit großem Gefolge durch die Lagergasse hereinritt. Der Kurfürst rief: das wäre schlechte Kriegszucht im kaiserlichen Lager, wenn auch ein Kranker im Bett nicht vor Mördern seines Lebens sicher sein sollte. Der Leutnant wurde aufgeknüpft[75].

Wer für den Besitzer solcher Geheimnisse galt, der ward von seinen Kameraden gefürchtet, aber nicht geehrt[76]; „denn wenn sie nicht furchtsame, feige Tröpfe wären, würden sie nicht solche Mittel gebrauchen." Schon im 16. Jahrhundert ließen einzelne Obersten jeden Gefangenen henken, bei welchem ausgeschnittene oder mit Eisen gefütterte Kugeln gefunden wurden[77], „welche um einer Seele willen geheiligt waren". Im Dreißigjährigen Kriege bat ein Feigling seinen Kameraden um einen Passauer Zettel. Dieser schrieb auf einen Streifen Papier dreimal: „Wehr dich, Hundsfott!", wickelte das Papier zusammen und ließ es den Furchtsamen in die Kleider nähen. Seit dem Tage bildete sich jener ein, er sei fest, und ging bei allen Zusammenstößen wie ein hörnerner Siegfried unter Waffen, ist auch stets unverwundet davongekommen[78].

Ein neues Klaglied: Teutscher Michel. Augsburg [1637?].

(Die Bezeichnung: „Teutscher Michel" für eine Verkörperung des deutschen nationalen Geistes findet sich schon im 16. Jahrhundert; sie gewann in den vierziger und fünfziger Jahren des 17. Jahrhunderts eine Sonderbedeutung, als man sie, das Nationalgefühl in der Pflege der deutschen Sprache wiedererweckend — Bestrebungen, die schon vor den Anfang des Dreißigjährigen Krieges zurückreichen —, auf ihn, den Verteidiger der deutschen Sprache gegen ihre Verderber, bezog. Johann Michael Moscherosch rühmte solcherart diese auch in mehreren Nachdrucken um 1640 verbreitete Flugschrift: „Ich meine, der ehrliche teutsche Michel hab euch Sprachverderbern, Welschen Cortisanen, Concipisten, Cancellisten, die ihr die alte Muttersprach mit allerlei frembden, Lateinischen, Welschen, Spanischen und Französischen Wörtern so vielfältig vermischet, verkehret und zerstöret, so daß sie ihr selbst nit mehr gleich siehet, und kaum halb kan erkant werden, die teutsche Wahrheit gesagt.")



Ein new Klaglied/

Teutsche Michel

genannt/wider alle Sprach-verderber / welche die alte Teutsche Muttersprach/mit allerley frembden Wörtern vermischen/daß solche kaum halber kan erkannt werden.

Im Thon:

Wo kompt es here/daß zeitlich Ehre/rc

Hans Heinrich von von Ostein.



Zu Augspurg/bey Johann Schultes:

Klag Lied.

1.

ICh teutscher Michel/versteh schier nichel/
In meinem Vatterland/es ist ein schand.
Man thut jetzt reden/als wie die Schweden/
In meinem Vatterland/pfuy dich der schand.

2. Fast jeder Schneider/will jetzund leyder.
Der Sprach erfahren seyn/und redt Latein:
Welsch und Frantzösisch/halb Japonesisch/
wann er ist voll und doll der grobe Knell.

3. Der Knecht Matthies/spricht Bona dies/
wañ er gut morgen sagt/und grüst die Magd:
Sie wendt den Kragen/thut jhm Danck sagen/
Spricht Deo gratias/Herr Hippocras.

4. Ihr fromẽ Teutschen/man solt euch beutschen/
Daß jhr die Muttersprach/so wenig acht.
Ihr liebe Herren/daß heist nicht mehren/
Die Sprach verkehren und zerstören.

5. Ihr thut alles mischen/mit faulen Fischen/
Und macht ein misch gmesch/ ein wüste wäsch:
Ein faulen Hasenkäß/ein wunderseltzams gfräß/
Ein gantzes A B C ich nicht versteh.

6 Was ist armieren/was avisiren/
was avancieren/attaquieren/
Was approchieren/archibusieren/
was arrivieren/accordieren?

7. Was ist bloquieren/was bastonieren?
Benedeiren/blaterieren?
Was blasphemieren/was buccinieren/
was balsamieren/blandieren?

8. Was

8. Was ist Campieren/was Cortisieren/
Contribuiren/Crepieren?
Was ist Citieren/was Callopieren?
was Convoyiren/Charschieren?
9. Was ist Armada/was Rettrada/
was Pallisada Steggada?
Was ist Intrada/was della spata/
was caualcada/orouada? (Bier?
10. Was ist ein Gubernier/verkaufft er Mertzen.
was ist ein Commendant/für ein Trabant?
Was ist Colonell/ein Müller oder Meel?
was ist Major/ein news Stadlthor?
11. Was ist der Capitan/ein doller Goggelhan/
was ist Cornet? ein faule Baurengreth?
Was seynd Denari/für Commissari?
wer ist jhr Adjutant? der Jud im Land.
12 Ey holla holla/was ist Parolla?
was Soldatesca/wer da wer da?
Was ist Mostrada/was Salva Guarda/
was ist Standar/Parlar potz guter Jahr?
13. Was ist Artollerey/was ist Infanterey/
Was die Cavallerey/was ein Parthey?
Was die Harmoney/nur für ein Katzenschrey/
was bringt die Phantasey/für ein Convoy.
14. Was ist damnieren/was dubitieren/
Dissimulieren/dominieren/
Was dispensieren/was discurrieren/
was diffamieren/despectieren?
15. Was ist errieren/was excusieren/
Elaborieren/emendieren/

Was

Was exchidkeren/examieren/
Effectniren/expedieren?
16. Was ist fundieren/favorisieren/
was ist factoriren/fallieren?
Was ist florieren/fructificieren/
was ist flangieren/florieren? (deß Thiers
17. Was ist das Hauptquartier/ein fräßigs wil.
was ist die Guarnison/was ein Squadron?
Was ist die gantze Armee/ nur lauter ach vnd weh/
was ist der Randefuß/ein Habermuß.
18. Wer ist der Beluider/ein Schneider oder
Ist dañ Escurial/ein Schuster Aal? (Scher?
Was ist Constabel/potz Endte schnabel/
was ist Parabel/für ein Gabel?
19. Wer seynd die Dame krumb oder lahme/
wer seynd die Cavallier?ot ot Monsieur.
Wer ist der Favorit?ich traw vnd glaub jhm nit/
Er hat ein böß Credit/wie ein Bandit.
20. Wer ist der Landerly/wer ist der Signorsi/
was ist Gelery/gusy gusy.
Was ist oi per ma fey/ist es ein Fuder Hew/
was per lamor de die/ ja Morgen früh.
21. Was ist gustieren/was gratulieren/
Gratificieren/gaudieren?
Was ist grassieren/was gubernieren/
was gallisiren/glorieren?
22. Was ist der Fresco/für ein Tudesco/
wer ist der Gentilhoum/Thorwächter z Rom?
Was ist Tragoner/ ein Königslohner/
Ein Monteisoner. Parmasoner?

23. was

23. Was ist ein Officier/was ein Avanturier/
wer ist der Ingenier/wer ist Curir?
Was ist ein Passagier/was ist ein Forestier/
was ist ein Curister? ein wilder Stier.
34. Was ist Condition/was Amunition/
was Reformartion? Confusion.
Was ist Relation/was Information/
was Visitation? Ich lauff darvon.
25. Was ist Officiant/ein grosser Elephant/
Ist nit der alt Furfant/dir auch verwandt:
Was ist Comediant/was hat er für ein schandt/
was ist ein Rebellant/für ein Bacchant.
26. Was ist logieren/was lamentieren/
was laborieren/ledieren/
Was licentieren/liberieren/
was liquidieren/lustrieren?
27. Was ist marschieren/was molestieren/
was mantenieren/mundieren/
Was ist monieren/was meritieren/
was mautenieren/mancieren?
28 Was ist narrieren/negotieren/
Notificieren/negieren?
Was nominieren/was negligieren/
Nobilieren/nocieren?
29. Was ist ein Flotta/was ist ein Grotta?
was ist die Alliantz ein Baurentantz/
Was ist doch ein Caball/ein alte Kuh im Stall/
Ist dann der Fabelhanß/die Martinsganß
20. Was ist ein dignitet/ist es die Morgenröth/
was ist ein Qualitet/sag an Spospet/

Was

Was ist Comoditet/was ist die Neutralitet/
was sey Ballet Trombet/kein Bawr versteht.
31. Wz ist ein Traditor? behüt mich Gott darvor.
Ist dañ Buldron/deß Maister Hatise Sohn?
Was seyn Bastoni/für gut Bugoni/
was seyn Buffoni? Narroni.
32. Was ist alarm alarm in in das Gott erbarm/
was ist nur traffico für Haberstroh?
Was ist die Liga/was figa/figa.
Olla putrida/fattiga?
33. Was ist Impressa/wer gibt die Spesa?
was ist Signor Patron/für ein Speon?
Was ist Bagaschi/was Fouteraschi/
was ist ein Baschi/guraschi.
34. Was ist ornieren/obedieren/
was obscurte ren/offendieren/
Was ist parlieren/was perdonieren/
Parlamentieren passieren.
35. Was ist quartieren/quiescieren/
Qualificieren/querieren?
Was quadruplieren/quadripartieren.
was querulieren/cassieren?
36. Was seyn Retutten/Höcht oder Rutten/
was seynd Statuten/für Dutten?
Was seyn Recrutten/für alte Kutten/
was seyn Patuten/für Flutten/
37. Was ist contento/was fünff per cento/
was ist auff interim/doch für ein Stim̃/
Was basta basta/ich mag nit fasta/
Ich wohn beym Summulier / trinck Wein für
Bier.

38. Wo

38. Wo bleibt dz Provianț/ ist keins mehr im Land:
wer gibt vns dann Vivers? der von Nivers?
Commiß/ nimb hin vnd friß/ es ist ein guter Biß
Servitz/ ist gantz kein nutz/ schweig still ich schwitz.
39. Was ist die Hugenot? gar ein stoltze Krot?
wie bsteht der Florlot? mit schand vnd spott.
Wer ist der Idiot/ ist er dein Patriot?
was ist Piscot für gsodt/ ach lieber Gott.
40 Was ist regieren/ was retirieren:
was reconterieren/ refreschieren?
Was ruinieren/ recommandieren:
was rebellieren/ reformieren?
41. Was ist spedieren/ was strapizieren?
was succurrieren/ secundieren/
Was scharmitzieren/ was simulieren/
was sincerieren/ verführen.
42 Was ist Gran Duca was ist Baruca?
wer ist der Admiral? ein Futteral.
Wer ist der Gran Prior/ er geht gantz in malor.
Ist jetzt ein Servitor/ vnd sucht Favor.
43. Was ist ein Prunlol/ ein schöner Capriol:
was ist das Vitriol/ was Spaniol?
Was ist Alteza/ was ist Grandeza/
was ist Forteza/ del meza?
44. Was ist ein Panatel/ ist es ein Schrifftterel/
was ist der Cerebel/ nur für ein Gesell?
Was ist der Miradel/ ein junges Lämblefehll/
was ist der Dilledell/ für ein Rebell?
45. Was ist ein Marcepan/ ein Hennen oder Han:
was ist der Grobian/ doch für ein Gspan?

Was

Was ist ein Bustcan/was ist einCarpezan?
was ist ein Partisan/ für ein Phasan?

46. Was ist taxieren/was traficieren/
Temporisieren/torquieren?
Was transferieren/tumulteuiren:
was transigieren/tentieren?

47. Wer ist der Concipist /vnd der Cancelist/
Zu helffen dem Jurist/seyn allzeit grüst:
Was thut der Calvinist/er nist zum Atheist/
Vnd sitzt beym Antichrist/auff seinem Mist.

48. Was ist ein Potentat/Prælat vnd Deputat/
was ist ein Panlavat/für ein Salat?
Was ist ein Bastonat/was ist ein Advocat?
was Commissariat? gesegn Gott das Bad.

49. Was ist jhr Eminentz/was jr Magnificentz/
was ist ihr Excellentz/was ist Licentz?
Was ist Obedientz/was ist Correspondentz/
was ist Plenipotentz/botz bestekrentz/

50 Was ist Allegrament: Patent/vnd Maucament?
was ist Retranchiment/was malcontent:
Wer ist der Præsident/botz hundert tausend schend/
Vollend dein Pladerment/vnd mach ein End.

51 Habt jhr verstanden/mit spott vnd schanden/
wie man die Sprach verkehrt/vnd gantz zerstört/
Ich teutscher Michel/versteh schier nichel/
In meinem Vatterland/es ist ein schand.

ENDE.

Aber der Krieger hatte nicht nur um die Gunst der Schicksalsgötter, noch mehr um den Beifall seiner Kameraden zu werben. Wer aufmerksam in jene Zeit hineinsieht, der verliert zwar nicht das Grausen über die zahllosen und abgefeimten Scheußlichkeiten, welche verübt werden; aber er erkennt auch, daß aus der tiefen Barbarei und Verwüstung der Seelen immer noch einzelne mildere Tugenden aufleuchten und zuweilen eine gesunde unzerstörbare Tüchtigkeit zutage kommt. Der Söldner fühlte, kurze Zeit ausgenommen, keine Begeisterung für die Partei, welcher er gerade diente, selbst der Glaube verlor in den wilden Gemütern viel von seiner Fähigkeit, zu erwärmen. Aber den Besseren blieb die eigene Soldatenehre und eine lebhafte Empfindung für die Ehre der Fahne, der sie geschworen hatten, jedem aber der Stolz, daß er als Krieger ein Herr der zerrütteten Welt sei, oft der einzige geistige Besitz, der ihn vom Räuber und Mörder unterschied. Nicht selten wechselte der Krieger seine Fahne, freiwillig oder gezwungen, aber auch im letztern Falle war er dem neuen Kriegsherrn zuweilen treu und zuverlässig. Die Achtung der Kameraden erwarb er nur, wenn er ein ehrlicher Soldat und kein „Hundsfott“ war; schnell bildete sich ein eigentümliches Gesetz der Soldatenehre aus, das eine wenn auch sehr verkümmerte Sittlichkeit rettete. Von der guten Laune, welche das Gefühl einer unbegrenzten Herrschaft über Bürger und Bauer gab, sind uns nur wenige Reste geblieben. Die zahlreichen Soldatenlieder, welche in den Lagern selbst entstanden, sind bis auf dürftige Trümmer verklungen[79]. Aber sprichwörtliche Redensarten drücken oft genug dieselbe Stimmung aus, welche Schillers Reiterlied idealisiert: „Der scharfe Säbel ist mein Acker, und Beutemachen ist mein Pflug.“ „Die Erde ist mein Bett, der Himmel meine Decke, der Mantel mein Haus, der Wein mein ewiges Leben[80].“ „Sobald ein Soldat wird geboren, sind ihm drei Bauern auserkoren: der erste, der ihn ernährt, der andere, der ihm ein schönes Weib beschert, der dritte, der für ihn zur Hölle fährt[81].“

Daß die Sinnlichkeit meist zügellos und ohne Scham war, wird man voraussetzen, die Völlerei, das alte deutsche Laster, beherrschte Offiziere und Gemeine. Das Tabakrauchen und -kauen oder, wie man damals sagte, Tabaktrinken, -essen und -schnupfen verbreitete sich schnell in allen Heeren, und die Wachtstuben wurden dem Nichtraucher ein beschwerlicher Aufenthalt. Dieser Brauch, im Anfange des Krieges durch die Holländer und englische Hilfstruppen zu den deutschen Soldaten gekommen, war am Ende des Krieges so gewöhnlich, daß in jedem Bauernhaus eine Pfeife zu finden war, daß die Lehrjungen, und von zehn Tagelöhnern neun während der Arbeit rauchten[82].

Auch die deutsche Sprache verwilderte in den Heeren, bald war es den Gemeinen modisch, italienische und französische Wörter einzumischen; sogar die Ungarn, Kroaten und Tschechen bereicherten den Sprachschatz, sie ließen uns außer ihrer „Karbatsche“ und ähnlichem auch volltönende Flüche. Den frommen Theologen waren die Soldatenflüche ein besonderer Greuel; so oft ein Soldatenmund sich öffnete, flogen die „Potz“ und „Pieu“ — rücksichtsvolle Entstellungen des

Der teutsche Taback trincker.



Krafft Tugend und wirckung deß hochnutzbarlichen Tabacs durchs ABC gezogen fein gröblich





Spottbilder auf das Tabackrauchen. 17. Jahrhundert.
(Einblattdrucke. Kupferstich.)

Tabackspinner. 17. Jahrhundert.
(Kupferstich aus: Chr. Weigel, Abbildung der gemeinnützlichen Hauptstände. Regensburg, 1698.)

göttlichen Namens — unaufhaltsam heraus. Mit großer Betrübnis hat Moscherosch einige der ärgerlichsten Fluchreden verzeichnet: „Potzhunderttausend Sack voll Enten", „daß dich der Donner und der Hagel mit einander erschlage", „fort, ihr Hundertsappermentbluthunde", „sauf, daß dir das höllische Feuer in den Hals fahre". — Aber nicht nur solche Verbrämungen kräftiger Rede füllten die Unterhaltung, auch das Rotwelsch wurde Gemeingut der Heere. Zwar nicht zuerst in dem großen Kriege, schon lange vorher hatten die entlassenen Landsknechte als „Gartbrüder" und Mitglieder der Bettlerinnung Künste und Sprache der Fahrenden gelernt, schon vor dem Kriege hieß ihnen das Huhn „Stier", die Ente „deutscher Herr", die Gans ein „Strohbutz"; „einen Strohbutz verhören" bedeutete eine Gans fangen. Jetzt aber wurde die „Feldsprache" nicht nur ein bequemes Hilfsmittel für den geheimen Verkehr mit dem schlechten Gesindel, welches den Heeren folgte, mit Räubern von Handwerk, jüdischen Händlern und Zigeunern, es gab auch ein Ansehen am Lagerfeuer, die geheimnisvollen Wörter umherzuwälzen. Einzelne Ausdrücke der Feldsprache sind damals ins Volk übergegangen, andere wurden durch verlaufene Studenten in die Trinkstuben der Universitäten getragen[83].

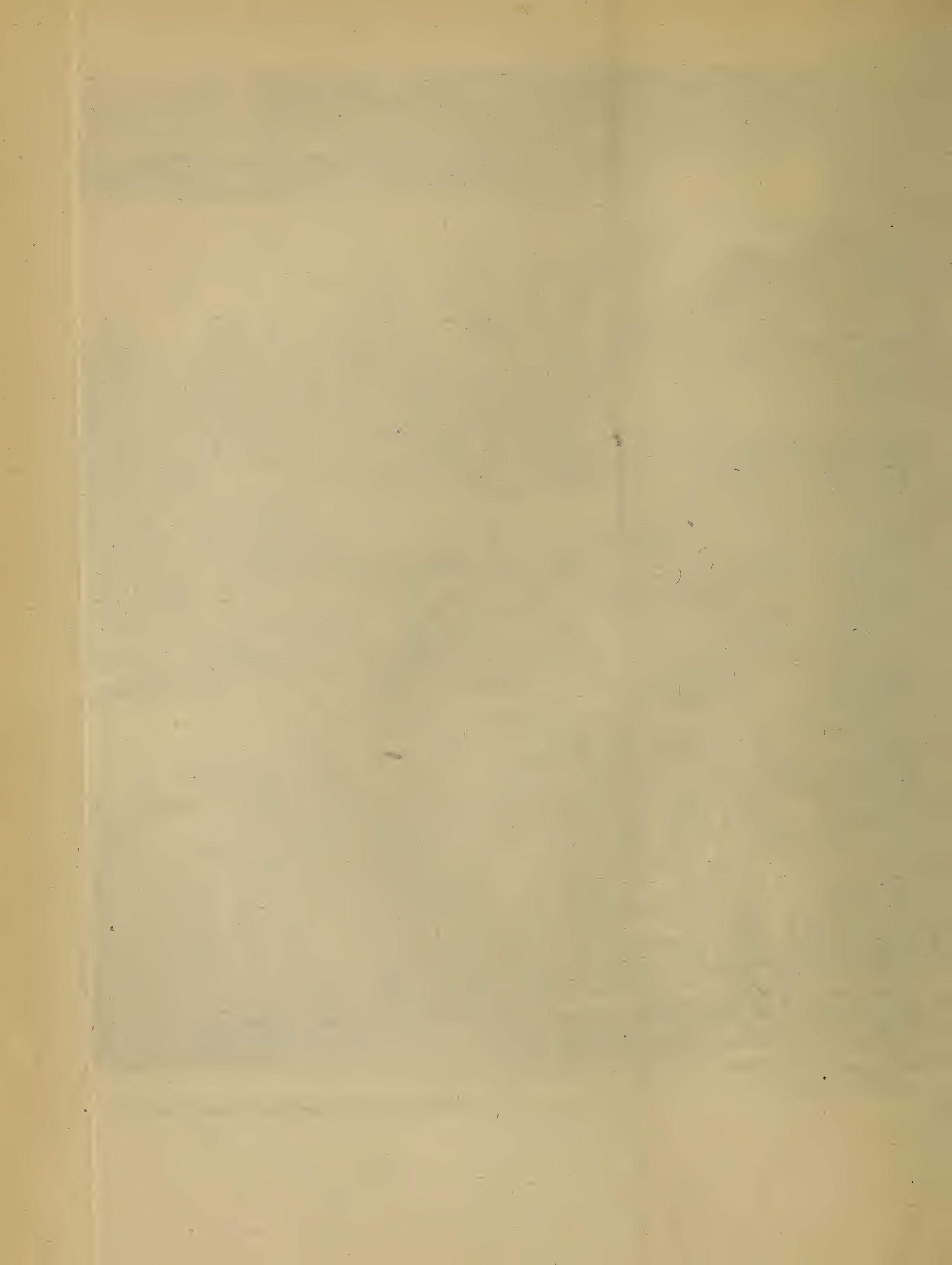
Bei den täglichen Händeln bildete sich das „Cartell" für Duelle mit vielen Ehrenpunkten auch unter den gemeinen Soldaten aus. Zweikämpfe waren streng verboten, Gustav Adolf strafte sie selbst an höhern Offizieren mit dem Tode; aber kein Gesetz vermochte sie zu unterdrücken. Wenn die Streitenden vor dem großen Kriege mit dem Ausfechten der Ehrensache gewartet hatten, bis das Fähnlein abgerissen war, so hörte bald auch diese Rücksicht auf, höchstens begab man sich an eine entlegene Stelle außerhalb des Lagers und Quartiers. Der Herausforderer warf nach altem Brauch seinen Handschuh hin, nach dem Zweikampfe wurde derselbe von dem Geforderten oder dessen Helfern zurückgegeben, zum Zeichen, daß der Handel abgemacht sei. Die Duellanten fochten allein oder mit zwei oder drei Sekundanten, auch ein Unparteiischer ward gewählt; vor dem Kampf gelobten einander die Parteien mit Hand und Mund, nicht vor, nicht in, nicht nach dem Kampfe den fechtenden Kameraden zu helfen noch sie zu rächen, die Duellanten gaben einander die Hände und verziehen im voraus jeder dem andern seinen Tod. Man focht zu Pferde oder zu Fuß, mit Feuerwehr, Pistole oder Degen, beim Gefecht galt auch Ringen oder Niederwerfen, das Stechen galt für undeutsch, zumal der Stich in den Rücken war von zweifelhafter Anständigkeit. Wer Händel suchte, hatte die Aufgabe, vorher geschickt den Gegner zu schrauben[84].

Dem Feind gegenüber herrschte milder Kriegsbrauch und eine gewisse höfliche Förmlichkeit. Da es so gewöhnlich war, die Partei zu wechseln, bildete sich bei den Soldaten ein Genossenschaftsgefühl aus, welches auch den Feind umfaßte. Die Heere kannten einander ziemlich genau, nicht nur Charakter der Oberoffiziere, auch ältere Soldaten waren den Truppen am Rhein und Lech bekannt wie den Lagern an der Elbe und Oder; jeden Tag konnte man erwarten, in den feindlichen Reihen



IV S. 82

Belagerung Magdeburgs durch Tilly, 1631. (Kupferstich von M. Merian d. ä. aus dem Theatrum Europaeum.)



einen alten Kameraden zu sehen oder zum Zeltgenossen einen frühern Gegner zu erhalten. In der Regel wurde der verlangte Pardon, das Quartier, gegeben, oft angeboten. Nur wer gegen Kriegsbrauch gekämpft hatte, oder im Verdacht stand, Teufelskünste zu üben, mußte, auch wenn er bat, erschlagen werden. Zwischen dem honetten Sieger und Besiegten ward „Cartell" geschlossen, der Sieger versprach, zu schützen, der Gefangene, nicht zu fliehen. Dem Besiegten ward die Waffe, Feldbinde und Hutfeder abgenommen; alles, was er in den Kleidern barg, gehörte dem Sieger, doch wer „holländisches Quartier" bekam, der behielt, was sein Gürtel umschloß; der anständige Gefangene überreichte selbst, was er in den Taschen hatte. Der Verzweifelte konnte das Quartier aufkündigen, dann wurde er getötet, wenn er nicht schnell zu entfliehen wußte. Unterwegs wurden gemeine Gefangene je zwei mit einem Arm zusammengebunden und die Nesteln aus den Hosen genommen, daß sie mit der freien Hand die Beinkleider halten mußten. Die Gefangenen konnten gegen „Ranzion" ausgelöst werden, und dies Lösegeld wurde durch einen Tarif bei den einzelnen Heeren festgesetzt. In der letzten Hälfte des Krieges, wo die Soldaten seltener wurden, steckte man die gemeinen Gefangenen kurz und bündig in das Regiment, oft ohne ihnen Wahl zu lassen. Solche Soldaten galten natürlich für unsicher, sie benutzten gern die erste Gelegenheit, zu der früheren Fahne zu entweichen, wo sie Dirne, Buben, Beute und rückständigen Sold gelassen hatten. Hochgestellte Gefangene wurden zuweilen vom Obersten des Regiments den gemeinen Soldaten abgekauft; sie wurden im feindlichen Lager mit Aufmerksamkeit behandelt, fand doch fast jeder Bekannte oder gar Verwandte darin.

Beute war der unsichere Gewinn, um den der Soldat sein Leben einsetzte, auf sie zu hoffen die traurige Poesie, welche ihn in verzweifelter Lage standhaft erhielt. Der Sold war bescheiden, die Zahlung unsicher, die Beute verhieß Wein, Spiel, eine schmucke Dirne, ein goldverbrämtes Kleid mit einem Federbusch, ein oder zwei Pferde, die Aussicht auf größere Bedeutung in der Kompanie und auf Rangerhöhung. Eitelkeit, Genußsucht und Ehrgeiz entwickelten diese Sehnsucht zu einer gefährlichen Krankheit der Heere.

Mehr als einmal wurde der Erfolg einer Schlacht dadurch vernichtet, daß die Soldaten sich zu früh der Plünderung überließen. Nicht selten gelang es einzelnen, große Beute zu machen, das Gewonnene wurde fast immer in wüster Schwelgerei vertan, nach dem Soldatensprichwort: „Was mit Trommeln erobert wird, geht mit Pfeifen verloren." Der Ruf solcher Glücksfälle ging durch alle Heere. Zuweilen bekam den glücklichen Findern ihr Gewinn schlecht[85]. In der Armee des Tilly hatte ein gemeiner Soldat nach der Eroberung von Magdeburg eine große Beute, man sprach von dreißigtausend Dukaten, gewonnen und sogleich wieder im Würfelspiel verloren. Tilly ließ ihn henken, nachdem er zu ihm gesagt: „Du hättest mit diesem Gelde dein Lebtag wie ein Herr leben können; da du dir aber selbst nicht zu nützen verstehst, so kann ich nicht einsehen, was du meinem Kaiser nützen sollst." Noch

am Ende des Krieges hatte einer von Königsmarks Truppe in der Kleinseite von Prag eine ähnliche Summe erbeutet und auf einem Sitz wieder verspielt. Königsmark wollte ihn ebenfalls hinrichten, der Soldat rettete sich durch die unerschrockene Antwort: „Es wäre unbillig, wenn Ew. Exzellenz mich um dieses Verlustes willen aufhängen ließen, da ich Hoffnung habe, in der Altstadt noch größere Beute zu erhalten." Diese Antwort galt für eine gute Vorbedeutung. — Bei der bayrischen Armada wurde im Holtzischen Fußregiment ein Soldat durch gleichen Glücksfall berühmt. Er war längere Zeit Musketier gewesen, kurz vor dem Frieden war er zur Pike heruntergekommen und übel bekleidet, das Hemd hing ihm hinten und vorn zu den zerrissenen Hosen heraus. Dieser Gesell hatte im Treffen bei Herbsthausen ein Faß mit französischen Dublonen erbeutet, so groß, daß er es kaum forttragen konnte. Darauf entfernte er sich heimlich vom Regiment, putzte sich wie ein Prinz heraus, kaufte eine Kutsche und sechs schöne Pferde, hielt mehrere Kutscher, Lakaien, Pagen und einen Kammerdiener in schöner Livree, und nannte sich selbst mit düsterem Humor Oberst Lumpus. So reiste er nach München und lebte dort herrlich in einer Herberge. Zufällig kehrte General Holtz in derselben Herberge ein, hörte durch den Wirt viel von Reichtum und Qualitäten des Obersten Lumpus, und konnte sich doch nicht erinnern, jemals unter den Kavalieren des römischen Reiches oder unter den Soldaten von Fortune diesen Namen gehört zu haben. Deshalb trug er dem Wirt auf, den Fremden zum Abendessen einzuladen. Oberst Lumpus nahm die Einladung an, ließ beim Konfekt in einer Schüssel fünfhundert neue französische Pistolen und eine Kette von hundert Dukaten Wert auftragen und sagte dabei zum General: „Mit diesem Traktament wollen Ew. Exzellenz vorlieb nehmen und meiner dabei bestens gedenken." Der von Holtz sträubte sich ein wenig, aber der freigebige Oberst drängte mit den Worten: „Bald wird die Zeit kommen, wo Ew. Exzellenz selbst erkennen werden, daß ich diese Verehrung zu tun obligiert war. Die Schenkung ist nicht übel angelegt, denn ich hoffe, alsdann von Ew. Exzellenz eine Gnade zu erhalten, die keinen Pfennig kosten soll." Darauf akzeptierte der von Holtz nach damaliger Sitte Kette und Geld mit courtoisen Promessen, solches vorkommendenfalls zu remeritieren. Der General reiste ab, der falsche Oberst lebte fort; wenn er bei einer Wache vorüberfuhr, trat die Soldateska ihm zu Ehren ins Gewehr, dann warf er ihr ein Dutzend Taler zu. Sechs Wochen darauf war sein Geld zu Ende. Da verkaufte er Kutsche und Pferde, darauf Kleider und Weißzeug und vertrank alles. Die Diener entliefen ihm, zuletzt hatte er nichts mehr als ein schlechtes Kleid und keinen Pfennig darin. Da schenkte ihm der Wirt, der viel an ihm gewonnen, fünfzig Taler Reisegeld, der Oberst aber verweilte, bis auch das verzehrt war; wieder gab ihm der Wirt zehn Taler als Zehrgeld; der beharrliche Schwelger aber antwortete, wenn es Zehrgeld sein solle, wolle er es lieber bei ihm als bei einem andern verzehren. Als auch das vertan war, opferte der Wirt noch fünf Taler und verbot seinem Gesinde, dem Verschwender etwas dafür zu geben. Jetzt endlich quittierte er das Wirtshaus und ging in das nächste, wo er

auch die fünf Taler vertrank. Darauf trollte er nach Heilbronn zu seinem Regiment. Dort wurde er sogleich in Eisen geschlossen und mit dem Galgen bedroht, weil er auf so viele Wochen vom Regiment entwichen war. Da ließ er sich zu seinem General führen, stellte sich ihm vor und erinnerte ihn an den Abend in der Herberge. Dem scharfen Verweis des Generals gab er die Antwort: er hätte sein Lebtag nichts so sehr gewünscht, als zu wissen, wie einem großen Herrn zumute sei, dazu habe er seine Beute benutzt.

In den ungarischen Kriegen war Gesetz gewesen, die Beute gemeinsam zu verteilen; bald kam das ab. Doch fand der glückliche Gewinner ratsam, den Offizieren seiner Kompanie einen Anteil zu gönnen. Dies gemeinsame Interesse am Gewinn, sowie die Notwendigkeit, sich durch Beutezüge in entfernte Gegenden zu erhalten, entwickelten den Parteigängerdienst zu großer Vollkommenheit. Zunächst unter den Truppen, welche gewöhnlich den Dienst der Streifkorps verrichteten, wie Holk und Isolani bei den Kaiserlichen. Aber auch einzelne versuchten bei den Regimentern ihr Glück auf eigene Hand. So wurden die „Freireuter", welche sich, ohne regelmäßigen Dienst zu tun und — wie es scheint — ohne Sold zu erhalten, in die Regimenter gedrängt hatten, eine besonders arge Plage der Landschaften, und selbst der erbarmungslose Baner kam ihretwegen in „Gemüts-Commotion", er erklärte sie wiederholt für vogelfrei und befahl, sie von den Regimentern zu jagen und niederzustechen, wo es auch sei[86]. Außerdem aber wählten auch die einzelnen Kompanieführer die gewandtesten Leute zu dem gewinnreichen Geschäft. Das „Parteimachen" — der Auszug zu einer geheimen Unternehmung — mußte in ungerader Zahl geschehen, wenn es Glück bringen sollte. Solche Parteien schlichen sich tief in das Land hinein, das Haus eines reichen Mannes zu plündern, eine kleine Stadt zu überfallen, Waren- oder Geldtransporte aufzufangen, Vieh und Lebensmittel heranzuführen. Mit feindlichen Besatzungen in der Nähe ward zuweilen ein Abkommen getroffen, was im gemeinsamen Bereich zu schonen sei. Jede Art von List ward bei solchen Zügen geübt, man wußte den Knall des schweren Geschützes hervorzubringen, indem man Handgewehre mit doppelter Ladung durch eine leere Tonne schoß, man benutzte Schuhe mit verkehrten Sohlen, ließ den Pferden die Hufeisen verkehrt anschlagen, den gestohlenen Kühen wurden Schuhe übergezogen, den Schweinen im Futter ein Schwamm eingegeben, an welchem ein Bindfaden befestigt war. Die Soldaten verkleideten sich in Bauern, in Frauen, und bezahlten unter den Bürgern und Landleuten in der Umgegend Spione. Ihre Boten liefen mit Kundschafterzetteln, die in der Lagersprache „Feldtauben" hießen, hin und her, sie trugen ihre Briefe als Kügelchen zusammengerollt im Ohr, banden sie in das Haar zottiger Hunde, drückten sie in eine Erdscholle oder nähten sie mit grüner Seide zwischen die Blätter eines Eichenzweiges, um sie in der Not ohne Verdacht wegzuwerfen. Die Zettel waren in Rotwelsch oder Kauderwelsch geschrieben, mit fremden Lettern, wenn verlaufene Studenten bei der Kompanie waren, vielleicht gar französisch mit griechischen Buchstaben; man übte sich zu solchem Zweck in

einfacher Geheimschrift, indem man die Buchstaben der Wörter verstellte, oder verabredete, daß in jedem Wort nur der mittlere Buchstabe gelten sollte usw.[87] Leicht war der Übergang von solchem Parteigängerdienst zum unehrenhaften Lungern des Marodeurs und Freibeuters. In der ersten Hälfte des Krieges war ein neugeworbenes Regiment des Grafen Merode[88] durch angestrengte Märsche und geringe Nahrung so heruntergekommen, daß es kaum seine Fahnenwache besetzen konnte, es löste sich auf dem Marsche fast ganz in Nachzügler auf, die an den Zäunen und Hecken lagen, mit schadhaften Waffen und ohne Ordnung um das Heer herumschlichen. Seit der Zeit wurden die Nachzügler, welche der Soldatenwitz vorher Saufänger und Immenschneider (Drohnen) genannt hatte, als „Merodebrüder" bezeichnet. Nach verlorenen Schlachten, bei schlechter Verpflegung wuchs ihre Zahl ins Ungeheure. Leicht verwundete Reiter, die ihre Pferde verloren hatten, gesellten sich zu ihnen, und es war der damaligen Kriegszucht unmöglich, sie zu bannen. Sie stahlen Soldatenpferde von der Weide und aus den Quartieren, untergruben bei Nacht die Zelte und zwackten hervor, was sich greifen ließ, sie lauerten an Engpässen auf die Felleisen, welche die letzten Weiber des Trosses auf Pferden und Wagen mit sich führten.

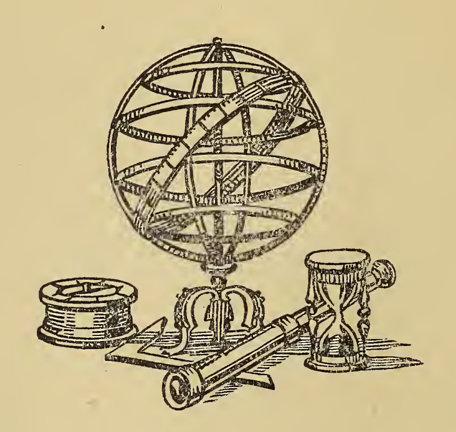
Die Zuchtlosesten verließen dann wohl ganz den Pfad ihres Heeres, lebten als Schnapphähne, Heckenbrüder, Waldfischer auf eigene Faust, bald im Kampfe, bald im Bunde mit verwilderten Landleuten, welche ein ähnliches Gewerbe trieben. Leicht war der Verkauf des gestohlenen Gutes, die jüdischen Hehler und Käufer fragten nur, was die Ware gewesen sei, ob kaiserlich, ob schwedisch, ob hessisch, um beim Verkauf den frühern Eigentümer zu meiden. Vergeblich waren nach dem Ende des Krieges die Bemühungen der Landesherren, die großen Räuberbanden zu vernichten, sie haben in einem gewissen Zusammenhang aufeinanderfolgend bis zum Anfang dieses Jahrhunderts gedauert.

So sah die Kriegsfurie aus, welche durch dreißig Jahre in Deutschland tobte. Ein Menschenalter von Blut, Mord und Brand, beinahe völlige Vernichtung der beweglichen Habe, Zerstörung der unbeweglichen, geistiges und materielles Verderben des gesamten Volkes. Der Feldherr schrieb unerschwingliche Kriegssteuern aus und barg einen Teil davon in seiner Tasche, der Oberst und Hauptmann brandschatzte die Städte und Dörfer, in denen seine Truppen lagerten; erbarmungslos ward das Unerschwingliche zugemutet, dann begann ein Handeln und Feilschen, auf der einen Seite wilde Drohungen, auf der andern demütige Bitten, im besten Falle ward zuletzt ein Abkommen getroffen und durch große Geschenke an die Oberoffiziere besiegelt; und selten ward das Abkommen gehalten, oft in der rohesten Weise gebrochen. Die Fürsten schickten ihr Silbergeschirr und die Pferde ihres Marstalls als Geschenke an die Generale, die Städte Geldsummen und Fässer Wein an die Hauptleute, die Dörfer Reitpferde und goldene Tressen an Kornett und Wachtmeister, solange von solchen Bestechungsmitteln noch etwas vorhanden war. Lagerte das Heer in einer Landschaft, so suchten sich angesehene Gutsbesitzer, Stifter

und Dörfer durch eine salva guardia zu schützen. Sie wurde teuer bezahlt, mußte gut behandelt und ernährt werden, und übte doch arge Ungebühr. Lag ein Ort zwischen zwei Heeren, so mußte er von beiden Parteien die salva guardia erbitten, dann lebten wohl die Feinde auf Kosten ihrer Wirte im Kartell und friedlichen Einvernehmen. Aber nur selten waren einzelne oder Ortschaften so glücklich, diesen ungenügenden Schutz zu bewahren; denn das Heer mußte leben. Schnell wurden die Erpressungen zu einem System ausgebildet, die Plünderung, Zerstörung und Quälerei zu einer höllischen Schlauheit. Wenn der Soldatentrupp in Dorf oder Landstadt einrückte, sprangen die Soldaten wie Teufel in die einzelnen Häuser, die größte Düngerstätte lockte am meisten, denn dort war der größte Wohlstand zu erwarten. Die Qualen, welche den Einwohnern zugefügt wurden, hatten meist den Zweck, das versteckte Gut aus ihnen herauszulocken; auch sie wurden durch besondere Namen unterschieden, so der schwedische Trunk, das Rädeln. Die Plünderer schraubten die Steine von den Pistolen, zwängten an ihre Stelle den Daumen der Bauern; sie rieben die Fußsohlen mit Salz und ließen sie von Ziegen ablecken; sie banden die Hände auf den Rücken, zogen mit durchlöcherter Ahle ein Roßhaar durch die Zunge und bewegten dies leise auf und ab; sie banden ein Seil mit Knöpfen um die Stirn und drehten es hinten mit einem Knebel zusammen; sie schnürten zwei Finger aneinander und fuhren mit einem Ladestock auf und ab, bis Haut und Fleisch auf den Knochen verbrannten; sie drängten ihre Opfer in den Backofen und zündeten Stroh hinter ihnen an, dann mußten die Gequälten durch die Flammen kriechen. Überall fand sich Gesindel, das sich zu ihnen schlug und die eigenen Nachbarn verriet. Und das waren die abscheulichsten Qualen noch nicht. Was sie den Frauen und Mädchen, Greisinnen und Kindern zufügten, bleibe verschwiegen. Es gab für ein Weib in offenen Städten und auf dem Lande damals keine Rettung als die zweifelhafte einer schnellen Flucht in eine unsichere Ferne. Die sich nicht vorher retten konnten — und nur wenige vermochten das — verfielen dem Kriege.

So hausten die Heere im Volke, jedes Bett entehrend, jedes Haus beraubend, jede Flur verwüstend, bis der allgemeine Zusammenbruch ihnen selbst Verderben brachte. Und dies dreißigjährige Unglück vollendete sich in einer gewissen Steigerung. Die Jahre 1635—1641 sind es, welche die letzte Kraft der Nation vernichten; von da bis zum Frieden liegt eine tödliche Ermattung auf dem Lande; sie teilt sich dem Heere mit, und gern möchte man erkennen, daß bitteres eigenes Elend auch bei den Soldaten einige Rücksicht auf das Fortbestehen der Bürger und Bauern hervorgerufen habe. Wenigstens kam in die Raubsucht planvolleres Verfahren. Die gewandtesten Räuber wurden die Oberbefehlshaber. Als der schwedische General Wrangel die erste Nachricht von dem geschlossenen Frieden erhielt, trieb der Wilde den Eilboten mit Scheltworten von sich, warf seinen Generalshut grimmig auf den Boden und trat ihn mit Füßen: er war noch nicht reich genug; und Graf Königsmark, einst ein armer deutscher Edelknabe, einer der ärgsten Raubvögel, welche

durch Deutschland flogen, führte so viele Wagenladungen von Gold und Kostbarkeiten nach Schweden, daß er seiner Familie ein jährliches Einkommen von 130000 Talern hinterließ, eine Rente, die im Verhältnis der Preise 975000 Mark unseres Geldes entspricht. Selbst da der Krieg beendet war, wurde noch einmal das übrig gebliebene Volk bis zur Verzweiflung angestrengt, die Unterhaltungskosten und Friedensgelder für die stillstehenden Truppen zu zahlen. Dann zerrannen die Heere unter der Bevölkerung.





III. Der Dreißigjährige Krieg.
Die Dörfer und ihre Geistlichen.

Oft hat mir der Soldat
Und zornige Kroat
Das Schwert ans Herz gesetzet
Und mich gar sehr zersetzet,
Doch konnt' ich noch nicht sterben,
Kein Unfall mich verderben.

Mistlaken etlich Maß
Goß man, als in ein Faß,
Mir in den Leib zur Stunden.
Vier Kerels mich festbunden;
Doch konnt' ich noch nicht sterben,
Kein Unfall mich verderben.

Ins Wasser ich auch mußt',
Da hatt' ich schlechte Lust,
Man warf mich nein gebunden,
Gott hat mich losgewunden,
Daß ich nicht durft' ersaufen:
Bin wunderlich entlaufen.

Ich war ein Exulant
Dort im Thüringer Land,
Notleben mich ernährte,
Bis Gott die Pfarr bescherte
Zum Heubach, und der Friede
Erfolgt durch Gottes Güte.

Hier hab' ich Christli Knecht
Die Kirch' bestellet recht,
Das Wort darin gelehret,
Die Bösen abgewehret,
Die Sünder absolvieret,
Und treulich informieret.

Aus: „Vier christliche Lieder von Martin Bötzinger." (1663. 8.).

Wer die Verwüstung des deutschen Volkes im jammervollen Kriege zu schildern vermöchte, der würde uns selbst und unseren Nachbarn auch auffallende Eigentümlichkeiten des deutschen Wesens unserer Zeit verständlich machen: die merkwürdige Mischung von grüner Jugend und alter Weisheit, von springender Begeisterung und unentschlossener Bedächtigkeit, vor allem, weshalb wir unter den Völkerschaften Europas noch jetzt nach manchem vergebens ringen, was unsere Nachbarn, nicht edler geartet, nicht höher begabt, schon längst als eine sichere Habe besitzen.

Nur unbedeutenden Beitrag zu solchem Verständnis kann das Folgende liefern. An einzelnen Beispielen soll die Zerstörung der Dorfgemeinden und der Städte verständlich gemacht und dabei gezeigt werden, welche Kräfte neben den verderbenden tätig waren, das Übrigbleibende zusammenzuhalten und die letzte Vernichtung der Nation abzuwehren. Dabei werden Verhältnisse einer bestimmten Landschaft zugrunde gelegt, welche durch das Kriegsunglück zwar hart betroffen wurde, aber nicht mehr als die meisten andern Länder Deutschlands, ja, nicht so sehr wie z. B. die Mark Brandenburg und mehrere Gebiete des niedersächsischen und schwäbischen Kreises. Es ist die thüringische und fränkische Seite des Waldgebirges, welches in der Mitte Deutschlands als uralte Grenzscheide zwischen dem Norden und Süden gilt, vorzugsweise die jetzigen Herzogtümer Gotha und Meiningen. Die folgenden Einzelheiten sind aus Kirchenbüchern, Gemeindeakten, mehreres aus den umfangreichen Kirchen- und Schulgeschichten, welche geistliche Sammler im vorigen Jahrhundert herausgaben, entnommen.

Deutschland galt um das Jahr 1618 für ein reiches Land. Selbst der Bauer hatte in dem langen Frieden einige Wohlhäbigkeit erlangt. Die Zahl der Dörfer in Thüringen und Franken war etwas größer als jetzt. Auch die Dörfer waren nicht ganz ohne Schutzwehr; breiter Graben, Zaun oder Wand von Lehm und Stein umgrenzten oft die Stätte des Dorfes, dann war verboten, Türen durchzubrechen, an den Hauptstraßen hingen Tore, welche zur Nacht geschlossen wurden. Oft war der Kirchhof mit besonderer Mauer geschützt, er bildete mehr als einmal die Burg und letzte Zuflucht der Bewohner. Dorf und Flur wurden durch Nacht- und Tagwächter beschritten. Die Häuser waren zwar nur von Holz und Lehm in ungefälliger Form, oft in engen Dorfstraßen zusammengedrängt, aber sie waren nicht arm an Hausrat und Behagen. Schon standen alte Obstbaumpflanzungen um die Dörfer, und viele Quellen ergossen ihr klares Wasser in steinerne Tröge. Auf den Düngerstätten der eingefriedeten Höfe tummelten sich große Scharen von kleinem Geflügel, auf den Stoppeläckern lagen mächtige Gänseherden, und in den Ställen standen die Gespanne der Pferde weit zahlreicher als jetzt, wahrscheinlich ein großer starkknochiger Schlag, verbauerte Nachkommen der alten Ritterrosse, sie, die stolzeste Freude des Hofbesitzers, daneben die „Klepper", eine uralte kleine Landrasse. Große Gemeindeherden von Schafen und Rindern grasten auf den steinigen Höhenzügen und in den fetten Riedgräsern. Die Wolle stand gut im Preise, und an vielen Orten wurde auf feine Zucht gehalten, die deutschen Tuche waren berühmt, und Tuchwaren die beste Handelsausfuhr. Diese eigenartige Wolle, das Erzeugnis einer tausendjährigen Kultur, ist den Deutschen im Kriege verlorengegangen. Die Dorfflur lag — wo nicht die altfränkische Flurteilung in lange Bänder sich erhalten hatte — in drei Felder geteilt, deren Hufen viel gespalten und Beet für Beet sorgfältig versteint waren. Der Acker war nicht ohne höhere Bewirtschaftung. Ein feinmehliger weißer Weizen wurde in das Winterfeld gesät. Waid wurde im Norden des Rennstiegs immer noch eifrig und mit großem Vorteil gebaut. Obgleich schon

vor dem Kriege der fremde Indigo mit dem einheimischen Farbestoff in Wettbewerb trat, konnte der jährliche Gewinn Thüringens durch den Waid doch noch auf drei Tonnen Goldes angeschlagen werden; dieser Betrag kam zumeist in das Erfurter Gebiet und das Herzogtum Gotha; außerdem brachte Anis und Saflor gutes Geld, auch der Kardenbau war altheimisch, und von Ölsaaten wurde Rübsen, wie am Rheine Raps, in die Brache gesät. Der Flachs ward sorgfältig durch die Wasserröste zubereitet, und die bunten Blüten des Mohnes und die schwanken Rispen der Hirse erhoben sich inmitten der Ährenfelder. An den Abhängen von warmer Lage aber waren in Thüringen und Franken damals überall Rebengärten, und dieser alte Anbau, welcher jetzt in denselben Landschaften fast untergegangen ist, muß in günstigen Jahren doch einen trinkbaren Wein hervorgebracht haben, sogar noch auf den Vorbergen des Waldgebirges, denn es werden in den Chroniken einzelne Weinjahre als vortrefflich gerühmt. Auch Hopfen ward fleißig gebaut und zu gutem Biere benutzt. Schon säte man von Futtergewächsen den Spörgel und die Pferdebohne. Die Wiesen, hochgeschätzt, häufig eingezäunt, wurden sorgfältiger behandelt als zweihundert Jahre später; die Maulwurfshaufen zerwerfen und die Abzugsgräben, ja sogar Bewässerungsgräben ziehen und erhalten, war gewöhnlich. Schon war Erfurt Mittelpunkt eines großen Samenhandels und höheren Gartenbaues, auch von Blumen und feinen Obstarten. Im ganzen war, wenn man verschiedene Zeiten miteinander vergleichen darf, die landwirtschaftliche Kultur um 1618 nicht geringer als etwa um 1818. Es wird sich ergeben, daß auch in andern Beziehungen erst das 19. Jahrhundert ausgeglichen hat, was seit 1618 verloren wurde.

Die Lasten, welche auf dem Bauernstande lagen, Dienstbarkeiten und Abgaben, waren nicht gering, am größten auf den adligen Gütern; aber es gab nicht wenig freie Bauerdörfer im Lande, und das Regiment der Landesherren war weniger hart als im südlichen Franken und in Hessen. Viele geistliche Güter waren zerschlagen worden, viele Domänen und nicht wenige adlige Güter wurden von den Pächtern bewirtschaftet, die Zeitpacht wurde ein beliebtes Mittel die Bodenrente zu steigern. Das alles kam dem Bauer zugute. Freilich der Wildschaden war ein drückendes Leiden, und auf den Gütern des verarmenden Adels war von der alten Hörigkeit noch vieles geblieben. Aber die große Mehrzahl der Landleute war durch die neuen, römisch gebildeten Juristen zu Eigentümern ihrer Güter erklärt worden: wohl der größte Segen, welchen das römische Recht im 16. Jahrhundert den Deutschen gebracht hat. Es ist ein Irrtum, wenn man die Bureaukratie und Schreiberherrschaft als Erzeugnis der neuen Zeit betrachtet, es wurde schon damals viel regiert, und die Dörfer hatten dem herzoglichen Amtsboten, der ihnen die Briefe brachte, schon oft sein kleines Zehrgeld zu zahlen. Bereits wurde durch sorgliche Beamte bestimmt, wieviel Feuereimer jeder Ortsnachbar anzuschaffen habe, wieviel Tauben er halten dürfe, daß die Obstbäume geraupt, die Gräben gereinigt und jährlich eine Anzahl junger Bäume gesetzt werden müsse[89]. Die Gemeinderechnungen wurden seit fast hundert Jahren ordentlich geführt und von den Landesregierungen

beaufsichtigt; auch auf Ortszeugnisse und Heimatscheine ward schon gehalten, und die Gemeinden empfahlen einander nachbarlich in gewählten Ausdrücken ihre Angehörigen, welche aus einem Dorfe nach dem andern zogen. Auch der Handelsverkehr war nicht gering. Durch Thüringen führte fast gleichlaufend mit den Bergen eine große Handelsstraße von der Elbe zum Rhein und Main, und am Abfall des Gebirges gegen die Werra lag der große Heerpfad, welcher den Norden Deutschlands mit dem Süden verband. Das Fuhrwesen auf den kunstlosen Straßen erforderte zahlreichen Vorspann und brachte den Dörfern Verdienst und Kunde aus der fernen Welt, auch manche Gelegenheit, Geld auszugeben.

Seit der Reformation waren wenigstens in allen Kirchdörfern Schulen, die Lehrer oft Theologen; auch Schullehrerinnen für die Mädchen fanden sich zuweilen. Es wurde ein kleines Schulgeld gezahlt, und ein Teil der Dorfbewohner war in die Geheimnisse des Lesens und Schreibens eingeweiht. Der Gegensatz zwar zwischen dem Landmanne und dem Städter war damals größer als jetzt, der „dumme Bauer" war in den Stuben der Handwerker noch immer ein Lieblingsgegenstand unholder Scherze; als hervorstechende Eigenschaften wurden ihm Roheit, Einfalt, unredliche Pfiffigkeit, Trunkliebe und Freude am Prügeln nachgerühmt. Aber wie abgeschlossen und arm an wechselnden Eindrücken sein Leben auch damals war, man würde sehr Unrecht tun, wenn man ihn für wesentlich schwächer und untüchtiger hielte als er jetzt ist. Im Gegenteil war sein Selbstgefühl nicht geringer und oft besser berechtigt. Wohl war seine Unkenntnis fremder Verhältnisse größer; denn es gab für ihn noch keine regelmäßigen Zeitungen und Ortsblätter, und er selbst war zumeist nicht weiter gewandert als bis zur nächsten Stadt, wo er seine Erzeugnisse verkaufte, etwa einmal über die Berge, wenn er Kühe trieb, als Thüringer nach Erfurt auf den Waidmarkt, als Franke vielleicht ins Katholische nach Bamberg mit seinem Hopfen. Auch war er in Tracht, in Sprache und Liedern nicht modisch, wie die Städter, er gebrauchte gern alte derbe Worte, welcher der Bürger für unflätig hielt, er schwor und fluchte altertümlich, und sein Begrüßungszeremoniell war anders verschränkt als in den Städten, aber nicht weniger genau. Doch deshalb war sein Leben nicht arm an Gemüt, an Sittsamkeit, selbst nicht an Poesie. Noch hatte der verklingende deutsche Volksgesang einiges Leben, und der Landmann war der eifrigste Bewahrer desselben, noch waren die Feste des Bauern, sein Familienleben, seine Rechtsverhältnisse, seine Käufe und Verkäufe reich an alten sinnigen Bräuchen, an Sprüchen und ehrbarer Darstellung seines Wesens. Auch die echte deutsche Freude an hübscher Handwerksarbeit, das Behagen an sauberen und kunstvollen Erbstücken teilte der Landmann damals mit dem Bürger. Sein Hausgerät war stattlicher als jetzt. Zierliche Spinnräder, welche noch für eine neue Erfindung galten, sauber ausgeschnittene Tische, geschnitzte Stühle und Wandschränke haben sich einzeln — selten in Thüringen, öfter in Franken — bis auf unsere Zeit erhalten und werden jetzt mit den irdenen Apostelkrügen und ähnlichem Trinkgeschirr von Kunstsammlern angekauft. Groß muß der Schatz der Bauer-

frauen an Betten, Kleidern, Wäsche, an Ketten, Schaumünzen und anderem Schmuck gewesen sein, und nicht weniger begehrungswürdig waren die zahlreichen Würste und Schinken im Rauchfang. Auch viel bares Geld lag versteckt in den Winkeln der Truhe oder sorglich in Töpfen und Kesseln vergraben, denn das Aufsammeln der blanken Stücke war eine alte Bauernfreude, es war seit Menschengedenken Friede gewesen, und Waid und Hopfen brachten gutes Geld. Das Leben des Bauern war reichlich ohne viele Bedürfnisse, er kaufte in der Stadt die Nesteln für seine Kleider, den silbernen Schmuck für Weib und Töchter, Würze für seinen sauern Wein und was von Metallwaren und Gerät in Hof und Küche nötig war. Die Kleider von Wolle und Leinwand webten und schnitten die Frauen im Hause oder der Nachbar im Dorfe. Der Landmann nahm seine Mütze tief ab vor dem Landesherrn oder vor dem gelehrten Juristen, denn er liebte bereits die gefährliche Aufregung der Rechtshändel; aber er wälzte wohl auch ihnen gegenüber mit geheimem Stolz die Erinnerung an eine kupferne Ofenblase oder ein paar alte Scherben in sich herum, die er gefüllt mit schweren Joachimstalern im Milchkeller oder unter seinem Ehebett versteckt hatte.

So lebte der Bauer in Mitteldeutschland noch nach dem Jahre 1618. Er hörte des Sonntags in der Schenke von wildem Kriegsgetümmel hinten in Böhmen, wo die Länder des Kaisers lagen, um den er sich wenig kümmerte. Er kaufte wohl von einem verschmitzten Händler ein fliegendes Blatt, oder ein Spottlied auf den verlorenen König von Böhmen; er gab einem zerschlagenen Flüchtling von Prag oder Budweis, der bettelnd an seine Tür kam, von seinem Brot und Käse und hörte die Schauergeschichten desselben mit Kopfschütteln. Der Amtsbote brachte ein Schreiben des Landesherrn in das Dorf, aus dem er sah, daß auch ihm zugemutet wurde, für neugeworbene Soldaten Geld und Getreide nach der Stadt zu liefern, er ärgerte sich und eilte, seinen Schatz noch tiefer zu vergraben. Doch bald wurde ihm deutlich, daß eine schlechte Zeit auch gegen ihn heranziehe, denn das Geld, welches er in der Stadt empfing, wurde sehr rot, und alle Waren wurden teurer; auch er wurde in die heillose Verwirrung hineingezogen, welche seit 1620 durch das massenhafte Ausprägen wertlosen Geldes über das Land kam. Er behielt Getreide und Fleisch zu Hause und zog gar nicht mehr nach der Stadt. Aber er bekam doch Händel mit Städtern und seinen Nachbarn, weil auch er das neue Geld bei seinen Zahlungen loswerden wollte und nur gutes altes als Bezahlung annehmen. Sein Herz war voll böser Ahnungen. So ging es bis zum Jahre 1623. Da sah er das Unheil noch von anderer Seite heranziehen. Die Diebstähle und Einbrüche mehrten sich, fremdes Gesindel wurde oft auf den Landstraßen gesehen, Trompeter sprengten mit schlimmen Nachrichten nach den Städten, angeworbenes Kriegsvolk zog prahlerisch und frech vor seinen Hof, forderte Unterhalt, stahl Würste und nahm Hühner im Schnappsack mit. Defensioner, die neu errichtete Landmiliz, trabten in das Dorf, forderten wieder Zehrung, drängten sich zu ihm in Quartier und belästigten ihn mehr als die Spitzbuben, welche sie von seinen Viehställen abhalten sollten.

Deß gwesten Pfaltzgrafen Glück vnd Vnglück.



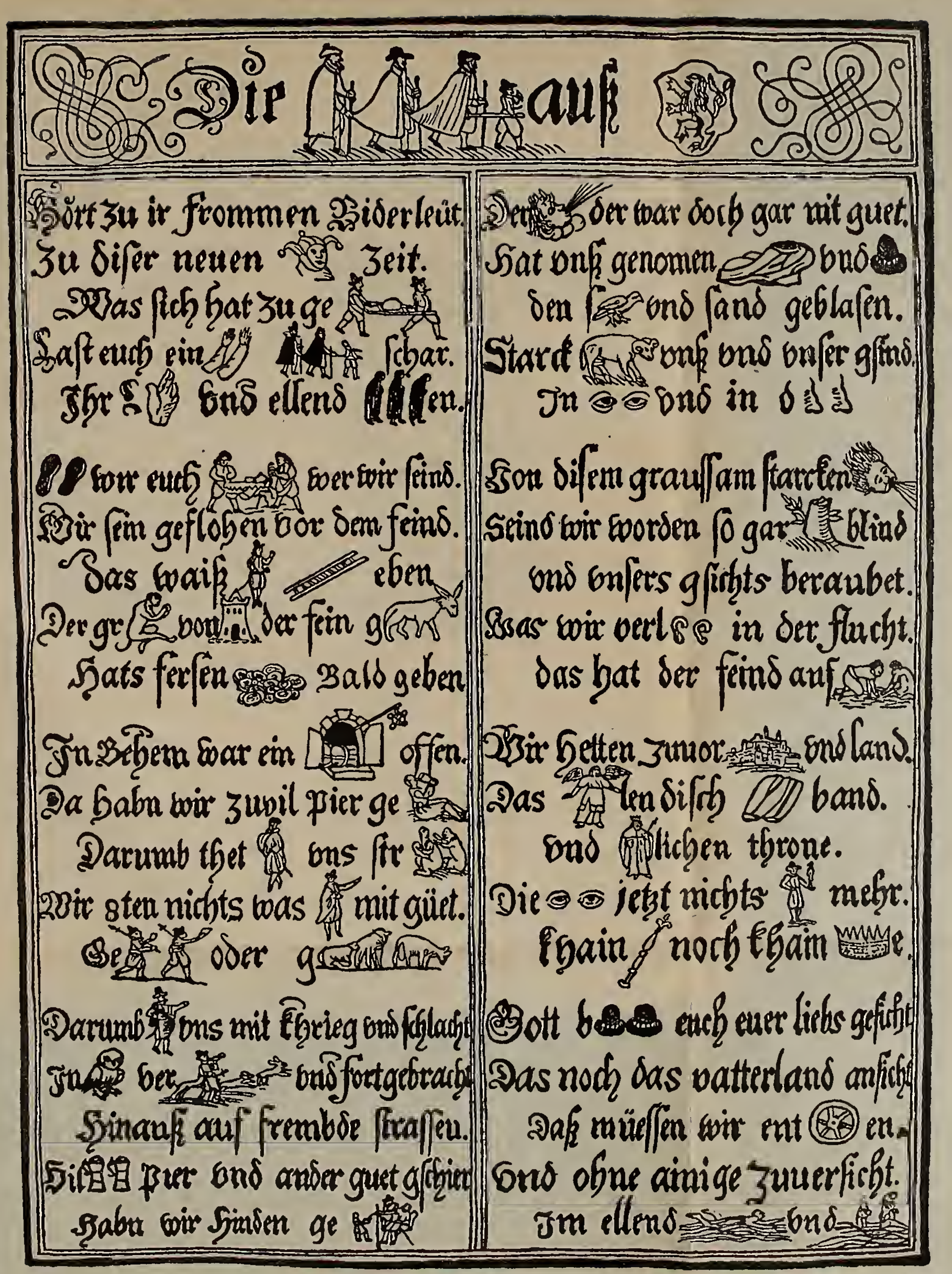
WEr Glück vnd Vnglück wissen wil/
Der seh an deß Pfaltzgrafen spil.
Sehr glücklich war er in dem Reich/
So bald hett er nit seines gleich/
Jhm manglet nit an Leit vnd Land
Regieret weißlich mit Verstand
Ein Fraw von Königlichem Stam̃/
Die mehret jhm sein hohen Nam/
War glückhafftig mit jungen Erben
Sein Stam̃ so bald nit solt absterben.
Von reich vnd arm von jung vnd alten
Ward er in grosser Ehr gehalten.
Wie solches dann auch billich gschach
Weil er die höchste Chur versach
Auß Weltlichen Churfürsten vier
Dem Römischn Reich war er ein zier.
In Summ jhm war wol allermassen
Wann er sich nur hett gnügen lassen.
O Ehrgeitz du verfluchte sucht:
Hie sicht man dein vergiffte frucht/
Die Ehr vnd Würd machst manchem süß
Biß er kompt andern vnder dFüß.

Wie ansehlich wie zierlich wol
Wie dapffer alles Glücks so vol
War Pfaltzgraf Friderich zuuor/
Ehe das jhn Hoffart hebt empor.
Die besten Maister in dem Rath
Die waren da sein höchster schad
Der Blessen/ Camerarius/
Kein Müh kein Arbeit sie verdruß/
Biß sie jhn in die höch gebracht
Vnd auß jhm einen König gmacht
Das hett doch in die läng kein bstand
Weil er sich brauchet frembder Land
Sein Reich war nit von diser Welt
Darumb er bald zu boden felt.
Wo felt er hin? Ins tieffe Möhr/
Verlassen von sein gantzen Heer/
Die Staden haben jhn auffgfangen
Thun mit dem newen Fisch jetzt prangen
Vnd halten jhn für ein Gschauessen
Das Glück hat seiner gar vergessen
Hat jhn zu spott gmacht vor der Welt
Vnd wie ein Spiegel fürgestellt

Daß sich ein jeder hinfürbaß
Am seinigen genügen laß
Wie gern wolten jhn seine Räth
(Die das Rath zu starck vmbgedräht)
Jetzt wider in die höch auffschwingen
Es will jhn aber alls mißlingen
Er ist zu tieff hinab gesuncken
Er wer villeicht gar wol ertruncken
Wann nit Holland geholffen hett
Da es vmb jhn noch mißlich steht
Dann als er auß dem Netz gekrochen
Hand sie jhm weiter nichts versprochen
Als daß er mög bey jhnen wohnen
Jetzt seynd hindurch vil gute Cronen.
Der hett zuuor vil Leit vnd Land
Der hat jetzund ein läre Hand
Der vor hett auff dem Haupt ein Cron
Hat jetzt kaum ein gantz Hemet an
Helff Gott dem armen Friderich
Er kompt doch nimmer vbersich.

Getruckt im Jahr/ 1621.

Des ehemaligen Pfalzgrafen Glück und Ende.
(Flugblatt auf den „Winterkönig" Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz.)



Die auß
Hört zu ir frommen Biderleüt.
Zu diser neuen Zeit.
Was sich hat zu ge
Last euch ein schar.
Ihr vnd ellend en.
wir euch wer wir seind.
Wir sein geflohen vor dem feind.
das waiß eben
Der gr von der fein g
Hats fersen Bald geben
In Behem war ein offen.
Da habn wir zuvil Pier ge
Darumb thet vns str
Wir 8ten nichts was mit güet.
Ge oder g
Darumb vns mit khrieg vnd schlacht
In ber vnd fortgebracht
Hinauß auf frembde strassen.
Pier vnd ander guet gschier
Habn wir Hinden ge
Der der war doch gar nit guet.
Hat vnß genomen vnd
den vnd sand geblasen.
Starck vnß vnd vnser gsind.
In vnd in d
Von disem graussam starcken
Seind wir worden so gar blind
vnd vnsers gsichts beraubet.
Was wir verl in der flucht.
das hat der feind auf
Wir hetten zuvor vnd land.
Das len disch band.
vnd lichen throne.
Die jetzt nichts mehr.
khain noch khain e.
Gott b euch euer liebs gesicht
Das noch das vatterland ansicht
Daß müessen wir ent en.
Vnd ohne ainige Zuuersicht.
Im ellend vnd

IV 9. 94

Die drei Bettler aus Böhmerland.
(Flugblatt auf die Flucht des „Winterkönigs" Friedrich V. nach der Schlacht am Weißen Berge bei Prag 1620.)

Hört zu ihr frommen Biederleut,
Zu dieser neuen Narrenzeit
Was sich hat zugetragen.
Laßt euch ein' arme Bettlerschar
Ihr Leid und Elend klagen.

Soll'n wir euch sagen, wer wir seind?
Wir sind geflohen vor dem Feind;
Das weiß man leider eben!
Der Graf von Thurn, der fein Gesell,
Hat Fersengeld bald geben.

In Böhmen war ein Keller offen,
Da hab'n wir zuviel Bier gesoffen,
Darum tät man uns strafen.
Wir achten nichts, was man mit Güt'
Geboten oder geschaffen.

Darum man uns mit Krieg und Schlacht
In Eil verjagt und fortgebracht
Hinaus auf fremde Straßen.
Viel Krüge Bier und ander gut G'schirr
Hab'n wir hinten gelassen.

Der Wind der war doch gar nicht gut
Der hat uns genommen Rock und Hut,
Den Staub und Sand geblasen,
Stark wider uns und unser G'sind
In Augen und in die Nasen.

Von diesem grausam starken Wind
Seind wir worden sogar stockblind
Und unsers G'sichts beraubet.
Was wir verloren in der Flucht,
Das hat der Feind aufklaubet.

Wir hetten zuvor Stadt und Land,
Das engelländisch Hosenband
Und königlichen Throne.
Die Augen jetzt nichts zeigen mehr,
Kein Zepter noch keine Krone.

Gott b'hüt auch euer lieb's Gesicht,
Das noch das Vaterland ansicht,
Das müssen wir entraten.
Und ohne einige Zuversicht
Im Elend schwimmen und waten.

Endlich begannen — für Thüringen seit 1623 — die Durchmärsche fremder Truppen, und die großen Leiden des Krieges senkten sich auf ihn. Fremdes Kriegsvolk von abenteuerlichem Aussehen, durch Blut und Schlachten verwildert, marschierte in sein Dorf, legte sich ihm in Haus und Bett, mißhandelte ihn und die Seinen, forderte Zehrung, Kriegssteuern, außerdem Geschenke, und zerschlug, verwüstete und plünderte doch noch, was ihm vor Augen kam. So ging es fort, seit 1626 mit jedem Jahre schlimmer, Banden folgten auf Banden, mehr als ein Heer setzte sich um ihn herum in Winterquartieren fest, die Lieferungen und Quälereien schienen endlos. Mit Entsetzen sah der Bauer, daß die fremden Soldaten mit einer Spürkraft, die er der Zauberei zuschrieb, aufzufinden wußten, was er tief in der Erde versteckt hatte. Wenn er ihnen aber zu schlau gewesen war, so wurde sein Los noch schlechter, dann wurde er selbst ergriffen und durch Qualen, welche niederzuschreiben peinlich ist, gezwungen, den Versteck seiner Schätze anzugeben. Von dem Schicksal seiner Frau und seiner Töchter schweigen wir, das Greuliche wurde so gewöhnlich, daß eine Ausnahme befremdlich war. Und noch andere Leiden folgten. Seine Töchter, seine Magd, sein kleiner Knabe wurden nicht nur viehisch gemißhandelt, sie waren auch in dringender Gefahr, durch Überredung oder Gewalt fortgeführt zu werden. Denn jedem Heerhaufen folgte der rohe unselige Troß von Dirnen und Knaben. Aber die Wirtschaft des Landmanns ward noch in anderer Weise verwüstet. Sein Knecht hatte vielleicht einige Jahre die Schläge der fremden Soldaten ertragen, zuletzt lief er selbst unter die, welche schlugen; die Gespanne wurden vom Pfluge gerissen, die Herden von der Weide geholt und dadurch die Bestellung der Felder oft unmöglich gemacht.

Und doch, wie jammervoll und hilflos seine Lage war, in der ersten Hälfte des Krieges, bis zum Tode Gustav Adolfs, war doch das Schrecklichste noch verhältnismäßig erträglich. Denn noch war selbst in Plünderung und Zerstörung ein gewisses planvolles Verfahren, einige Mannszucht hielt wenigstens die regelmäßigen Heerhaufen zusammen, und ein und das andere Jahr verlief ohne große Truppenzüge. Es ist uns möglich, in dieser ersten Zeit zu erkennen, wie viel einzelnen Gemeinden zugemutet wurde; denn schon saßen in dieser Zeit die Landesbehörden fest in ihren Schreibstuben, und nach den Durchmärschen wurden von den betroffenen Gemeinden gewöhnlich Berechnungen über ihre Leistungen eingefordert, deren Beträge ihnen freilich nicht wieder erstattet wurden. Wer solche Aufstellungen in den Gemeindearchiven durchblättert, der wird die Namen berüchtigter Heerführer, die er aus der Geschichte oder aus Schillers Wallenstein kennt, in sehr nüchterner und trauriger Verbindung mit den Geschicken eines thüringischen Dorfes finden.

Die Wirkungen, welche ein solches Leben voll Unsicherheit und Qual auf die Seelen der Landleute ausübte, waren sehr trübselig. Die Furcht, eine bebende, klägliche Furcht umzog entnervend die Herzen. Immer war ihr Gemüt voll von Aberglauben gewesen, jetzt wurde mit rührender Leichtgläubigkeit alles aufgesucht, was

J. Callot, Kriegsleiden und Kriegsunglück. Paris, 1633.

(Radierungen. Die anschaulichste und bedeutendste Darstellung des Kriegselendes in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, der in ihm internationalen Kriegsbräuche und und Kriegsvölker wegen auch für die deutschen Zustände bezeichnend.)

LES
MISERES ET LES
MAL-HEVRS
DE LA GVERRE.
Representez Par IACQVES CALLOT.
Noble Lorrain.
ET mis en lumiere Par ISRAEL
son amy.
A PARIS
1633
Auec Priuilege du Roy

Israel ex. Cum Priuilegio Regis.

Ce Metal que Pluton dans ses veines enserre,
Qui faict en mesme temps, et la paix, et la guerre,
Attire le soldat, sans creinte des dangers,
Du lieu de sa naissance, aux Pais estrangers
Ou s'estant embarqué pour suiure la Milice
Il faut que sa vertu s'arme contre le vice

2



Quelques rudes que soient les atteintes de Mars,
Et les coups que son bras porte de toutes pars,
Cela n'estonne point l'inuincible courage
De ceux dont la valeur sçait combatre l'orage,
Et qui pour s'acquerir le tiltre de Guerriers,
Du sang des ennemis arrousent leurs Lauriers.

3



Ces courages brutaux dans les hostelerics,
Du beau nom de butin couurent leurs voleries ;
Ils querelent expres ennemis du repos,
Pour ne payer leur hoste, et prennent iusquaux pots,
Ainsi du bien dautruy leur humeur saccomriode
Quand on les a soulez, et seruis a leur mode. 4



Voyla les beaux exploits de ces cœurs inhumains
Ils ravagent par tout rien nechappe a leur mains
L'vn pour auoir de lor, inuente des supplices,
Lautre à mil forfaicts anime ses complices ;
Et tous dvn mesme accord commettent mechamment
Le vol, le rapt, le meurtre, et le violement. 5



Icy par vn effort sacrilege et barbare
Ces Demons enragez, et dvne humeur auare
Pillent, et bruslent tout, abattent les Autels ;
Se mocquent du respect quon doit aux Immortels,
Et tirent des saincts lieux les Vierges desolees
Quils osent enleuer pour estre: violées. 6



Ceux que Mars entretient de ses actes meschans
Accommodent ainsi les pauures gens des champs
Ils les font prisonniers ils bruslent leurs villages,
Et sur le bestail mesme exercent des rauages,
Sans que la peur des Loix nonplus que le deuoir
Ny les pleurs et les cris les puissent esmouuoir. 7



A l'escart des forests, et des lieux solitaires.
Bien loing de l'exercice et des soings militaires,
Ces infames Voleurs viuent en Assassins
Et leur bràs tout sanglant ne se plaist qu'aux larcins
Tant ils sont possedez d'vne cruelle enuie
D'oster aux Voyageurs et les biens et la vie. 8



Apres plusieurs excez, indignement commis
Par ces gens de neant de la gloire ennemis,
On les cherche par tout, auec beaucoup de peine,
Et le Preuost du camp au quartier les rameine,
Affin d'y receuoir comme ils l'ont merité,
Vn chastiment conforme a leur temerité: 9



Ce n'est pas sans raison que les grands Cappitaines
Comm: bien aduisez, ont inuente ces peines
Contre les faineants, et les Blasphemateurs
Traistres a leur deuoir, querelleux, et menteurs
De qui les actions par le vice aueuglées
Rendent celles dautruy laches et desreglees 10



A la fin ces Voleurs infames et perdus,
Comme fruits malheureux a cet arbre pendus
Monstrent bien que le crime (horrible et noire engeance)
Est luy mesme instrument de honte et de vengeance,
Et que cest le Destin des hommes vicieux
Desprouuer tost ou tard la iustice des Cieux. 11



Ceux qui pour obeir a leur mauuais Genie
Manquent a leur deuoir, usent de tyrannie,
Ne se plaisent quau mal violent la raison;
Et dont les actions pleines de trahison
Produisent dans le Camp mil sanglans vacarmes
Sont ainsi chastiez et passez par les armes. 12

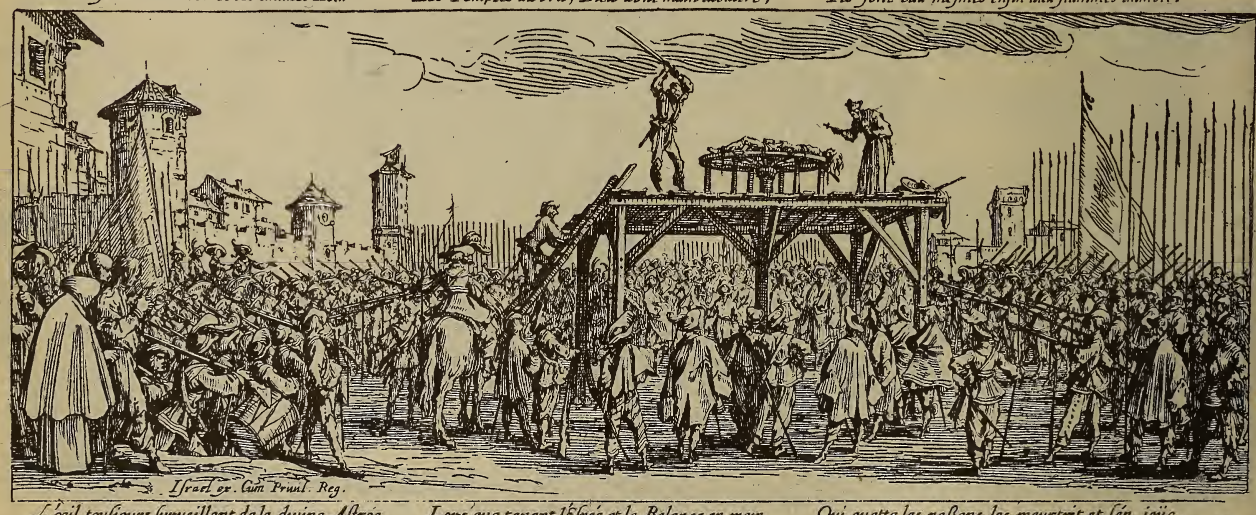
Israel ex. Cum Priuil. Reg.

Ces ennemis du Ciel qui pechent mil fois
Contre les saincts Decrets et les diuines Loix

Font gloire mechamment de piller et d'abattre
Les Temples du vray Dieu d'vne main idolatre ;

Mais pour punition de les auoir brulez ,
Ils sont eux mesmes enfin aux flammes immolez

13

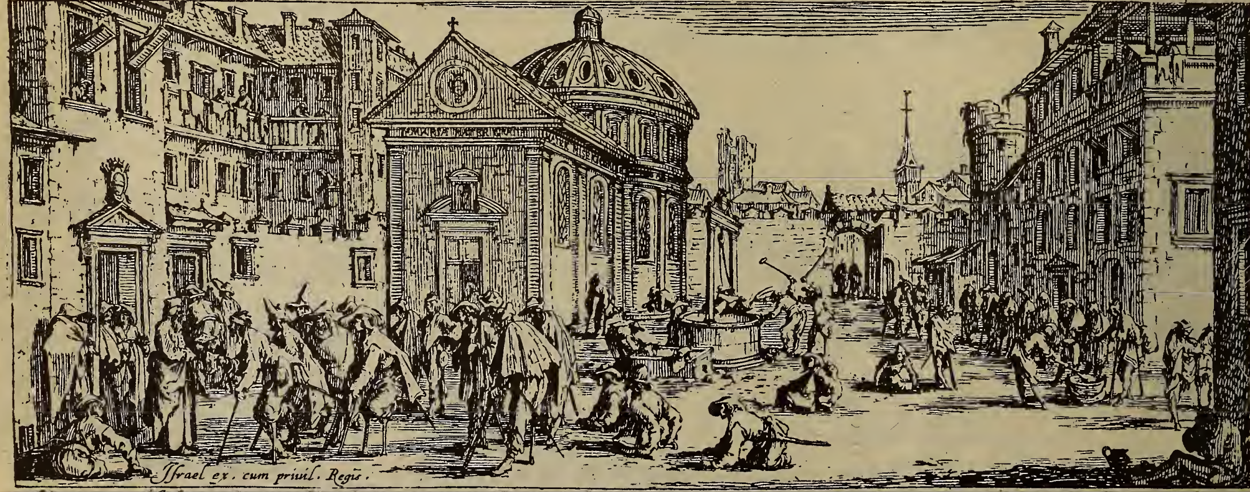


L'oeil tousiours surueillant de la diuine Astrée
Bannit entierement le dueil d'vne contrée ,

Lors que tenant l'Espée, et la Balance en main
Elle iuge et punit le voleur inhumain ,

Qui guette les passans, les meurtrit, et s'en ioüe ,
Puis luy mesme deuient le iouet d'vne roüe .

14



Voyez que c'est du monde et combien de hazars
Persecutent sans fin les enfans du Dieu Mars

Les vns estropiez se treinent sur la terre
Les autres plus heureux s'esleuent a la guerre

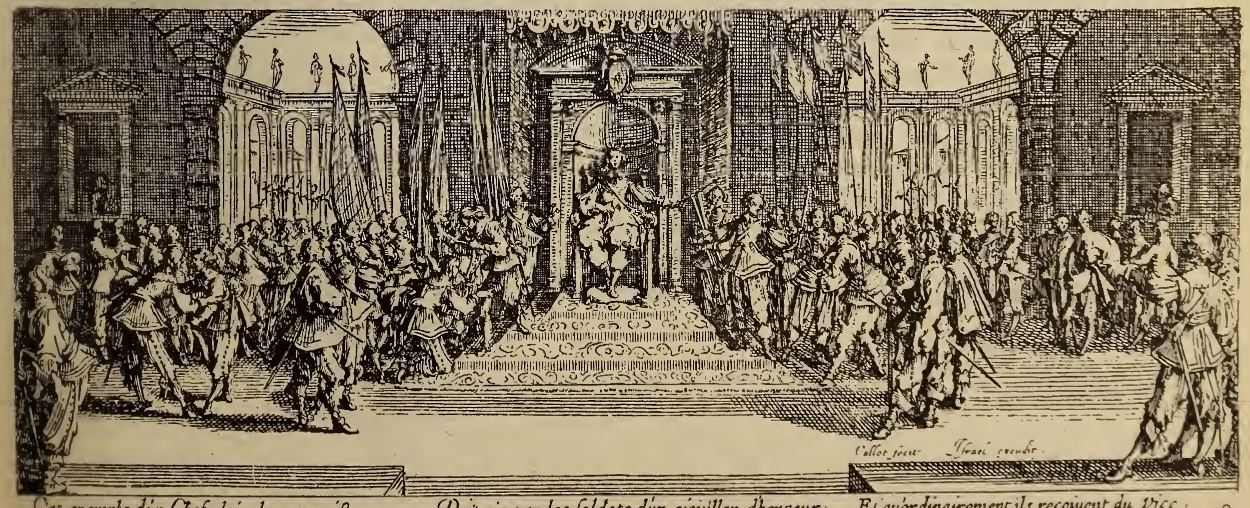
Les vns sur vn gibet meurent d'vn coup fatal ,
Et les autres s'en vont du Camp a L'Hospital .

15

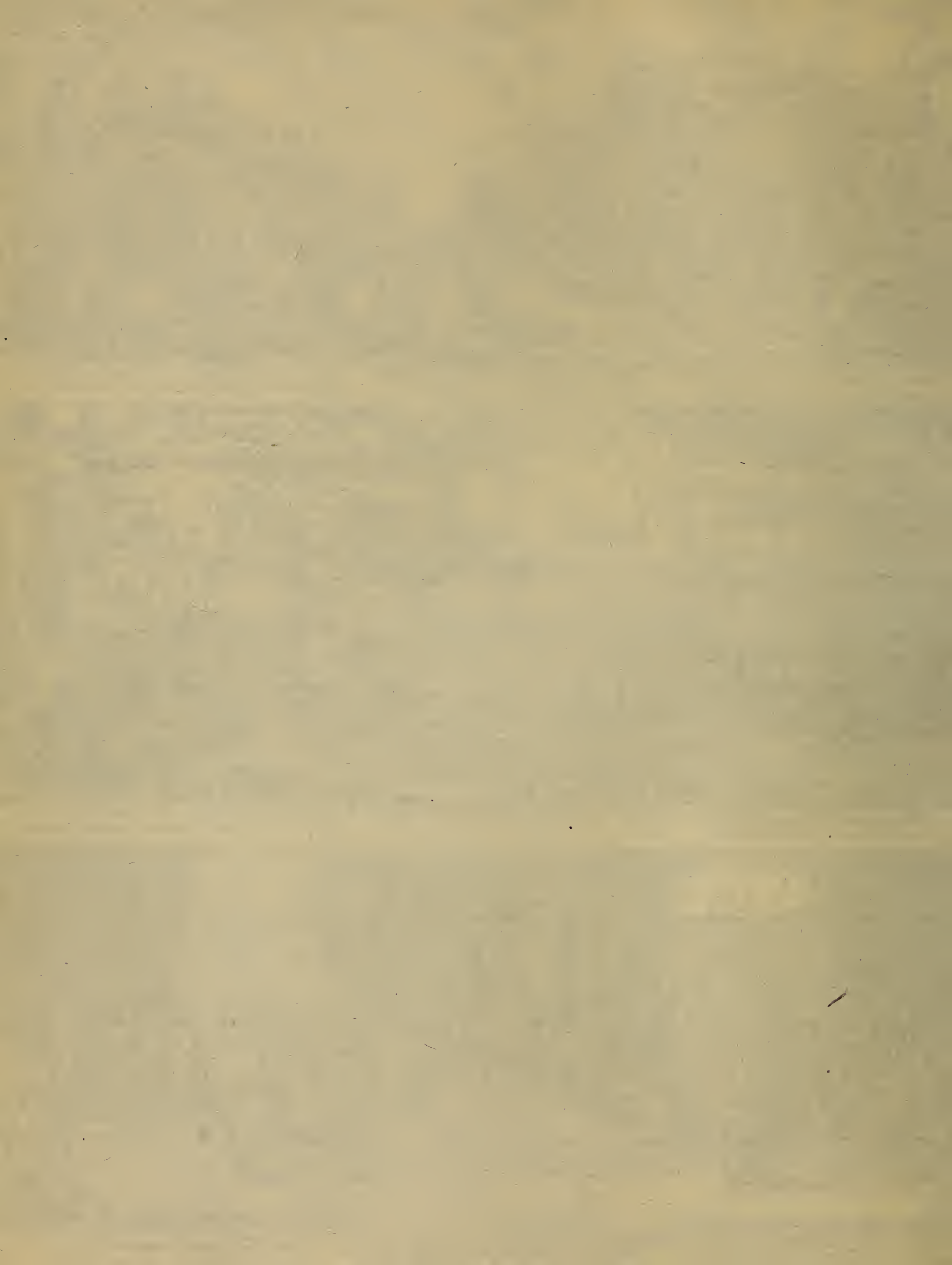
Que du pouure ſoldat déplorable eſt la chance!
Quant la guerre finit, ſon mal-heur recõmence;
Alors il eſt contraint de ſen aller gueuſant
Et ſa mendicité faict rire le paiſant,
Qui maudit ſon abord, et tient pour vne iniure
De voir l'obiet preſant des peines quil endure. 16



Apres pluſieurs degaſt par les ſoldats commis,
A la fin les Paiſans, quils ont pour ennemis
Les guettent à léſcart et par vne ſurpriſe
Les ayant mis à mort les mettent en chemiſe,
Et ſe vengent ainſi contre ces Malheureux
Des pertes de leurs biens, qui ne viennent que deux. 17



Cet exemple d'vn Chef plein de reconnoiſſance,
Qui punit les méchans et les bons recompance,
Doit picquer les ſoldats d'vn aiguillon d'honneur,
Puis que de la vertu, depend tout leur bon-heur,
Et qu'ordinairement ils reçoiuent du Vice,
La honte, le meſpris, et le dernier ſupplice 18



als Eingreifen überirdischer Gewalten gedeutet werden konnte. Man sah am Himmel die schrecklichsten Gesichter, man fand die Anzeigen furchtbaren Unheils in zahlreichen Mißgeburten, Gespenster erschienen, unheimliche Laute klangen vom Himmel und auf der Erde. In Ummerstadt z. B., Herzogtum Hildburghausen, leuchteten weiße Kreuze am Himmel, als die Feinde einrückten. Als sie in die Kammerkanzlei eindrangen, trat ihnen ein weißgekleideter Geist entgegen und winkte ihnen zurück, und niemand konnte sich von der Stelle rühren. Nach ihrem Abzuge hörte man acht Tage lang im Chor der ausgebrannten Kirche ein starkes Schnauben und Seufzen. — Zu Gumpershausen machte eine Magd großes Aufsehen im ganzen Lande. Sie erfreute sich der Besuche eines kleinen Engels, der sich bald in rotem, bald in blauem Hemdlein vor ihr aufs Bett oder den Tisch setzte, wehe schrie, vor Gotteslästerung und Fluchen warnte und schreckliches Blutvergießen verhieß, wenn die Menschheit nicht das Lästern, die Hoffart und die gestärkten und geblauten Krägen — damals eine neue Mode — abschaffen würde. Wie man aus den eifrigen Protokollen ersieht, welche die geistlichen Herren verschiedener Würden über die Halbblödsinnige aufnahmen, verursachte ihnen nur der eine Umstand Bedenken, weshalb das Engelein nicht sie selbst besuche, sondern eine einfältige Magd.

Neben dem Schrecken zogen Trotz und wilde Verzweiflung in die Seelen. Die sittliche Verwahrlosung nahm im Landvolke furchtbar überhand. Weiber entliefen den Männern, Kinder den Eltern; die Gewohnheiten, Laster und Krankheiten der durchziehenden Heere blieben zurück, selbst wenn die Räuber aus dem verwüsteten und halb zerstörten Dorfe abzogen. Das Branntweintrinken, das seit dem Bauernkrieg in das Volk gekommen war, wurde ein gewöhnliches Laster. Die Achtung vor fremdem Eigentum verschwand. Im Anfange des Kriegs waren die Nachbardörfer einander noch hilfreich gesinnt. Wenn die Soldaten in dem einen Dorfe Vieh forttrieben und dasselbe bei der nächsten Nachtrast wieder verkauften, so gaben die Käufer den neuen Erwerb oft den frühern Eigentümern um den Einkaufspreis zurück. Das taten in Franken selbst katholische und protestantische Ortschaften einander zuliebe. Allmählich aber begann der Landmann zu stehlen und zu rauben wie der Soldat. Bewaffnete Haufen rotteten sich zusammen, zogen über die Landesgrenze in andere Dörfer und entführten, was sie bedurften. Sie lauerten den Nachzüglern der Regimenter in dichtem Walde oder in Gebirgspässen auf und nahmen oft nach hartem Kampf an dem Leben der Bezwungenen eine rohe Rache, ja, sie überboten die Fertigkeit der Soldaten in Erfindung von Todesqualen, und es wird wenige Waldhügel geben, in deren Schatten nicht greuliche Untat von solchen verübt ist, welche dort früher als friedliche Holzfäller und Steinbrecher ihr kunstloses Lied gesungen hatten. Es entwickelte sich allmählich ein grimmiger Standeshaß zwischen Soldaten und Bauern, der bis an das Ende des Krieges dauerte und mehr als etwas anderes die Dörfer Deutschlands verdorben hat. — Auch zwischen den Landschaften und einzelnen Örtern entbrannten Fehden. Hier sei aus der düstern Zeit nur eine harmlose berichtet.

So hatten die Bürger von Eisfeld noch mehrere Jahre nach dem Kriege heftige Feindschaft mit dem Kloster Banz wegen zwei wohltönender Glocken ihrer alten Stadtkirche, des „Banzer" und der „Messe". Ein schwedischer Oberst hatte die beiden Glocken aus Banz abgeführt und dem Städtchen verkauft. Und zweimal, wenn katholische Völker in Eisfeld lagen, waren die Mönche mit Wagen und Seilen hingezogen, ihre Glocken wiederzuholen; aber das erstemal bekamen die Mönche mit einem gewissenhaften Kroaten der Einquartierung Händel, weil sie eine Turmuhr obenein mitnehmen wollten. Der Kroat drang mit dem Säbel auf die frommen Männer ein, und er und seine Kameraden liefen auf den Turm und läuteten heftig mit den Glocken, so daß die Mönche von Banz für unmöglich fanden, die Glocken herunterzuholen und an ihrer Statt nur die Turmuhr mitnahmen. Das zweitemal ging's ihnen nicht besser; endlich nach dem Frieden wurde ihnen als Ersatz eine andere kleine Glocke angeboten. Als sie aber auf dieser den Spruch sahen: „Erhalt' uns Herr bei deinem Wort", gingen sie kopfschüttelnd wieder nach Hause. Endlich verglich Herzog Ernst der Fromme die Sache, nahm als Dank die kleine Glocke für sich selbst und hing sie in Gotha auf dem Friedenstein auf.

Nach Kräften suchten sich die Dörfer vor der Raubgier der Soldaten zu wahren. Solange noch Geld aufzubringen war, machten sie Versuche, durch Zahlung einer Geldsumme an die vorausgesandten Offiziere die Einquartierung abzukaufen, und mancher Schurke benutzte solche Furcht und erhob in der Maske eines anmeldenden Furiers hohe Steuern von den getäuschten Dorfsassen. Auf die Kirchtürme und hohen Punkte der Flur wurden Wachen gestellt, die ein Zeichen gaben, wenn Truppen in der Ferne sichtbar wurden. Dann brachte der Landmann, was er retten konnte, die Frauen und Kinder und leichtbewegliche Habe, eilig in einen entfernten Versteck. Solche Verstecke wurden mit großem Scharfsinn ausgesucht, durch Nachhilfe noch unzugänglicher gemacht, und wochen-, ja, monatelang fristeten dort die Flüchtlinge ihr angstvolles Dasein. Im schwarzen Moor zwischen Gräben, Binsen und Erlengebüsch, in dunkler Waldesschlucht, in alten Lehmgruben und in verfallenem Mauerwerk suchten sie die letzte Rettung. Noch jetzt zeigt an manchen Orten der Landmann mit Teilnahme auf solche Stellen. Zu Aspach in einem alten Turm ist sechzehn Fuß über dem Boden ein großes Gewölbe mit eiserner Tür, dorthin flüchteten die Aspacher, so oft kleine Banden auf das Dorf marschierten; für längere Flucht aber hatten sie ein Feld von mehreren Äckern, das mit Hainbuchen dicht umwachsen war, darum pflanzten sie Dorngebüsch, welches auf dem fruchtbaren Boden hoch wie Bäume wurde und dicht wie eine Mauer stand. In diesem Verhack, zu dem man nur auf dem Bauche kriechend gelangen konnte, hat sich die Gemeinde oft verborgen. Nach dem Kriege wurden die Dornen ausgereutet und der Boden in Hopfen-, dann in Krautländer verwandelt. Noch heißt ein Teil dieses Grundes „der Schutzdorn". — Waren die Soldaten abgezogen, dann kehrten die Flüchtlinge in ihre Häuser zurück und besserten notdürftig aus, was verwüstet war. Nicht selten freilich fanden sie nur eine rauchende Brandstätte.

Auch nicht alle, welche geflohen waren, kamen zurück. Die Wohlhabenderen suchten sich und ihre Habe in den Städten zu bergen, wo doch die Kriegszucht ein wenig straffer und die Gefahr geringer war. Viele auch flüchteten in ein anderes Land und, wenn dort Feinde drohten, wieder in ein anderes. Die meisten hat sicher das Elend dort nicht weniger hart geschlagen. — Aber auch die im Lande blieben, kehrten nicht alle zur heimischen Flur. Das wilde Leben im Versteck und Walde, die rohe Freude an Gewalttat und Beute machte die Trotzigsten zu Räubern. Mit rostigen Waffen versehen, die sie vielleicht getöteten Nachzüglern und Freibeutern abgenommen hatten, führten sie unter den Fichten der Berge ein gesetzloses Leben, als Gefährten des Wolfes und der Krähe, als Wilddiebe und Wegelagerer.

So verminderte sich die Bevölkerung des flachen Landes mit reißender Schnelligkeit. Schon zur Zeit des Schwedenkönigs waren mehrere Dörfer ganz verlassen, und um die geschwärzten Balken und das Stroh der zerrissenen Dächer schlichen die Tiere des Waldes und etwa die zerlumpte Leidensgestalt eines alten Mütterleins oder eines Krüppels. Von da nahm das Unheil in solcher Steigerung zu, daß sich nichts in der neueren Geschichte damit vergleichen läßt. Zu den zerstörenden Dämonen des Schwertes kamen andere nicht weniger furchtbare und noch gefräßigere. Das Land war wenig bebaut worden und hatte eine schlechte Ernte gegeben. Eine unerhörte Teuerung entstand, Hungersnot folgte, und in den Jahren 1635 und 1636 ergriff eine Seuche, so schrecklich, wie sie seit fast hundert Jahren in Deutschland nicht gewütet hatte, die kraftlosen Leiber. Sie breitete ihr Leichentuch langsam über das ganze deutsche Land, über den Soldaten wie über den Bauer; die Heere fielen auseinander unter ihrem sengenden Hauch, viele Örter verloren die Hälfte ihrer Bewohner, in manchen Dörfern Frankens und Thüringens blieben nur einzelne übrig. Was noch von Kraft in einer Ecke des Landes gedauert hatte, jetzt wurde es zerbrochen. — Der Krieg aber wütete von dieser Schreckenszeit ab noch zwölf lange Jahre. Auch er war schwächer geworden, die Heerhaufen kleiner, die Unternehmungen aus Mangel an Lebensmitteln und Tieren unsteter und planloser; aber wo die Kriegsfurie aufflackerte, fraß sie erbarmungslos weg, was sich noch von Leben zeigte. Das Volk erreichte die letzte Tiefe des Unglücks, ein dumpfes hartherziges Brüten wurde allgemein. Von den Landleuten ist aus dieser letzten Zeit wenig zu berichten. Sie fristen ihr Dasein verwildert und hoffnungslos, aber nur geringe Nachrichten sind in Dorfurkunden, Pfarrbüchern und kleinen Chroniken zu finden. Man hatte in den Dörfern das Schreiben, ja fast die laute Klage verlernt. Wo ein Heer verwüstet hatte und der Hunger wütete, fraßen Menschen und Hunde von demselben Leichnam, Kinder wurden aufgefangen und geschlachtet. Daß jetzt eine Zeit gekommen war, wo solche, die zwanzig Jahre des Leidens ausgehalten hatten, selbst Hand an sich legten, das lesen wir aus den Berichten der Gesandten, welche jahrelang vergeblich an dem großen Frieden arbeiteten.

Man mag fragen, wie bei solchen Verlusten und so gründlichem Verderb der Überlebenden überhaupt noch ein deutsches Volk geblieben ist, das nach geschlos-

senem Frieden wieder Land bauen, Steuern zahlen und nach einem dürftigen Dasein von hundert Jahren wieder Tatkraft, Begeisterung und ein neues Leben in Kunst und Wissenschaft zu erzeugen vermochte. Allerdings ist wahrscheinlich, daß sich das Landvolk ganz in schwärmende Banden aufgelöst hätte, und daß die Städte niemals imstande gewesen wären, ein neues Volksleben hervorzubringen, wenn nicht drei Gewalten den deutschen Landmann vor der gänzlichen Zerstreuung bewahrt hätten: seine Liebe zu dem väterlichen Acker, die Bemühungen seiner Obrigkeit und vor allem der Eifer seines Seelsorgers, des Dorfpfarrers. Des Bauern Liebe zur eigenen Flur, noch jetzt ein starkes Gefühl, welches gegen die wohltätigsten Ackergesetze feindlich arbeitet, war im 17. Jahrhundert noch um vieles mächtiger. Denn der Bauer kannte außerhalb der eigenen Dorfflur sehr wenig von der Welt, und die Schranken, welche ihn von einem andern Lebensberuf und anderer Herren Land trennten, waren schwer zu übersteigen. So lief er mit Zähigkeit immer wieder aus seinem Versteck nach dem zerstörten Hofe und versuchte immer wieder die zerstampften Ähren zusammenzulesen, oder in das niedergetretene Land den wenigen Samen zu streuen, den er sich gerettet hatte. Wenn sein letztes Zugtier geraubt war, spannte er sich selbst an den Pflug. Er hütete sich wohl, seinem Hause ein wohnliches Aussehen zu geben, er gewöhnte sich, in Schmutz und Trümmern zu hausen, und verbarg das flackernde Feuer des Herdes vor den raubgierigen Blicken, welche vielleicht durch die Nacht nach einem warmen Neste suchten. Die kärgliche Speise versteckte er an Orte, vor welchen selbst dem ruchlosen Feinde graute, in Gräber, in Särge, unter Totenköpfe. So hauste er unter dem Zwange der Gewohnheit, der allgewaltigen, wie gering auch die Hoffnung war, daß seine Arbeit ihm selbst zugute kommen werde. Hielt ein Gutsherr tapfer auf seinem Dorfe aus, so begleitete er in den Zeiten der Ruhe bis an die Zähne bewaffnet seine letzten Zugtiere auf den Acker, bereit, mit ansprengenden Räubern um die Tiere zu kämpfen.

Kaum geringeres Bedürfnis, die Dörfer zu erhalten, als der Bauer selbst hatten sein Landesherr und dessen Beamte. Je geringer die Zahl der Steuerzahlenden wurde, desto höher stieg der einzelne im Wert. Von der Residenzstadt aus kümmerten sich die Regierungen durch ihre Amtleute, Vögte und Schösser während des ganzen Krieges um das Schicksal der Dörfer, ja der einzelnen. Die Aktenschreiberei wurde nur in der ärgsten Zeit unterbrochen und immer wieder angefangen. Zeugnisse, Berichte und Erlasse liefen bei all dem Elend hin und her[90], Eingaben und Kostenaufstellungen wurden unermüdlich eingefordert, und manch armer Schulmeister verrichtete gehorsam seinen Dienst als Gemeindeschreiber, während der Schnee durch die ausgeschlagenen Fenster in seine Schulstube hineinwehte, die Gemeindekasse zerbrochen auf der Straße lag und die Dorfgemeinde, deren Rechnungen er schrieb, bewaffnet in den Wald gezogen war, mit finstern ungesetzlichen Anschlägen, welche der Landesregierung niemals berichtet wurden. So unnütz dies Schreiberwesen in vielen Fällen war, es zog doch zahllose Fäden, durch welche der einzelne an die Ordnung seines Staates gebunden wurde. Und daß das Ge-

triebe der Verwaltung sich erhielt, war in den Unterbrechungen und am Ende des Krieges von größter Bedeutung.

Das beste Verdienst aber um die Erhaltung des deutschen Volkes hatten die Landgeistlichen und ihr heiliges Amt. Zuverlässig war ihr Einfluß in den katholischen Landschaften nicht geringer als in den protestantischen, wenn uns auch wenig Nachrichten darüber geblieben sind, denn die katholischen Dorfpfarrer waren damals ebenso dem Schreiben abhold als die evangelischen schreibelustig. Doch an der Bildung ihrer Zeit hatten die protestantischen Pfarrer einen weit größeren Anteil. Die deutsche gelehrte Bildung war durch die Reformatoren wesentlich theologisch geworden, und die Dorfgeistlichen vertraten diese höhere Schulung gegenüber dem adligen Gutsherrn und den Bauern. Sie waren meist in den alten Sprachen gut bewandert, geübt, Latein zu schreiben und elegische Verse zu machen. Sie waren starke Disputierer, wohlerfahren in dogmatischen Streitigkeiten, voll eifrigen Zorns gegen Schwenkfeldianer, Theophrastianer, Rosenkreuzer und Weigelianer, hartnäckig, rechthaberisch, und ihre Lehre war stärker im Haß gegen die Ketzer als in der Liebe gegen ihre Mitmenschen. Ihr Einfluß auf das Gewissen der Laien hatte sie hochmütig und herrschsüchtig gemacht, und die begabteren unter ihnen kümmerten sich mehr um Politik, als für ihre Tugend gut war. Wenn man einen Stand verantwortlich machen darf für Unvollkommenheiten der Zeitbildung, welche er nicht geschaffen hat, sondern nur in hervorragender Weise aufzeigt, so hatte die lutherische Geistlichkeit eine schwere und verhängnisvolle Schuld an der Verödung des Gemütes, der unpraktischen Kraftlosigkeit, dem trockenen, langweiligen Formelwesen, welche damals im deutschen Leben sehr oft zutage kamen. So waren die Geistlichen als Stand weder bequem noch besonders liebenswert, und selbst ihre sittlichen Anschauungen waren engherzig und nicht immer menschenfreundlich. Aber all dies Unrecht sühnten sie in den Zeiten der Armut, der Trübsal und Verfolgung. Und unter ihnen am meisten die armen Dorfpfarrer. Sie waren den größten Gefahren ausgesetzt, den kaiserlichen Soldaten am meisten verhaßt, durch ihr Amt gezwungen, sich dem Feinde bemerkbar zu machen; die Roheiten, welche sie, ihre Frauen und Töchter zu erdulden hatten, trafen tödlich ihr Ansehen in der eigenen Gemeinde. Ihr Leben wurde durch die Beiträge ihrer Beichtkinder erhalten, sie waren nicht geübt und wenig geeignet, sich durch körperliche Arbeit die Tage zu fristen; unter jeder Verringerung des Wohlstandes, der Sittlichkeit, der Menschenzahl ihres Dorfes hatten sie am meisten zu leiden. Man muß einer sehr großen Mehrzahl von ihnen das Zeugnis geben, daß sie alle diese Gefahren als echte Streiter Christi ertrugen. Die meisten hielten bei ihren Gemeinden aus bis fast zum letzten Mann. Ihre Kirche wurde verwüstet und ausgebrannt, Kelch und Kruzifix gestohlen, der Altar durch eklen Unrat beschmutzt, die Glocken vom Turm geworfen und weggeführt. Da hielten sie den Gottesdienst in einer Scheuer, auf freiem Felde, im grünen Waldversteck. Wenn die Gemeinde zusammenschmolz, daß der Gesang der Zuhörer aufhörte und kein Kantor mehr die Bußlieder anstimmte, da riefen sie den Rest ihrer

Beichtkinder noch zur Betstunde zusammen. Sie waren stark und eifrig im Trösten und Strafen, denn je größer das Elend war, desto mehr Grund zur Unzufriedenheit fanden sie auch in ihrer Gemeinde. Häufig waren sie die ersten, welche von der Verwilderung der Dorfbewohner zu leiden hatten; Diebstahl und frecher Mutwille wurden am liebsten gegen solche geübt, deren zürnender Blick und feierliche Klage den größten Einfluß geübt hatten. Ihre Schicksale sind daher vorzugsweise kennzeichnend für jene eisernen Jahre, und wir sind glücklicherweise in der Lage, gerade von ihnen zahlreiche Aufzeichnungen zu besitzen, oft in Kirchenbüchern, denen sie ihr Leid klagten, während kein Mensch sie hören wollte. Aus solchen Bemerkungen thüringischer und fränkischer Pfarrgeistlichen seien hier nur wenige Beispiele mitgeteilt.

Magister Michael Ludwig war seit 1633 Pfarrer zu Sonnenfeld. Dort predigte er im Walde unter freiem Himmel seiner Gemeinde, ließ sie mit der Trommel statt mit der Glocke zusammenrufen, und Bewaffnete mußten Wache stehen, während er predigte; acht Jahre hielt er so aus, bis seine Gemeinde ganz verschwand. Da rief ein schwedischer Oberst den tapfern Mann als Prediger zum Regiment, er wurde später Präsident des Feldkonsistoriums bei Torstenson und Superintendent zu Wismar. — Georg Faber, Prediger zu Gellershausen, hielt mit drei, vier Zuhörern Betstunden bei steter Lebensgefahr, stand jeden Morgen um drei Uhr auf, studierte und lernte seine Predigten von Wort zu Wort auswendig, schrieb dabei noch gelehrte Abhandlungen über biblische Bücher.

In den benachbarten Landstädtchen hatten die Geistlichen nicht weniger zu ertragen. In Eisfeld z. B. war seit 1635 Rektor Johann Otto, ein junger Mann, der erst geheiratet hatte; er hat acht Jahre in der allerschlimmsten Zeit mit noch einem Lehrer die ganze Schule halten müssen und dabei die Kantorstelle unentgeltlich versehen. Was seine Einnahme gewesen, kann man aus Bemerkungen sehen, die der tüchtige Mann in seinen Euklid geschrieben hat: „2 Tage gedroschen im Herbst. 1 Tag im Holz gearbeitet 1646. 2 Tage gedroschen im Januar 1647. 5 Tage gedroschen im Februar 47. ½ Tag geschnitten. 4 Hochzeitsbriefe geschrieben, item ½ Tag Hafer gebunden, 1 Tag geschnitten" usw. Er dauerte aus und stand seinem Amt zweiundvierzig Jahre in Ehren vor. Sein Nachfolger, der große Lateiner Johann Schmidt, Lehrer des berühmten Cellarius, war unter die Soldaten geraten und las einst auf der fürstlichen Schloßwache in einem griechischen Dichter; das sah sein Offizier mit Erstaunen und meldete es Ernst dem Frommen, der ihn zum Lehrer machte.

Der Superintendent Andreas Pochmann ebendaselbst war als elternlose Waise mit zwei kleinen Brüdern von den Kroaten geraubt worden. Er rettete sich mit den Brüdern in der Nacht. Später wurde er als lateinischer Schüler wieder von Soldaten aufgefangen, zum Furierschützen und dann zum Musketier gemacht. In der Garnison aber studierte er fort, fand unter seinen Kameraden Studenten aus Paris und London, mit denen er das Lateinische übte. Einst blieb er als Soldat krank

am Wachtfeuer liegen, unter seinem Ärmel die Pulvertasche mit anderthalb Pfund Pulver, die Flamme erreichte den Ärmel und verbrannte ihn zur Hälfte; die Pulvertasche blieb unversehrt. Als er aufwachte, sah er sich allein im verlassenen Lager ohne einen Pfennig Geld. Da fand er in der Asche zwei Taler. Damit schlug er sich auf Gotha zu; auf dem Wege kehrte er zu Langensalza in ein einsames Häuslein an der Mauer ein, eine alte Frau nahm den Todmüden auf und legte ihn auf ein Bett. Es war die Pestwärterin, das Lager ein Pestbett, und die Krankheit wütete damals in der Stadt: er blieb unversehrt. Wie sein Leben, ist das seiner meisten Zeitgenossen voll von wunderbaren Lebensrettungen, plötzlichen Übergängen, unerwarteter Hilfe ebenso wie von Todesgefahr, Mangel und häufiger Veränderung des Ortes. Solche Zeiten muß man genauer ansehen, um zu verstehen, wie sich gerade in einer Periode, in welcher Millionen untergegangen und verdorben sind, bei den Überlebenden ein fatalistischer Glaube an die göttliche Vorsehung, welche auf wunderbare Weise in das Leben des Menschen eingreift, ausgebildet hat.

Fast aus jedem Kirchdorf kann man Erinnerungen an die Leiden, die Ergebenheit und Ausdauer seiner Pfarrer zusammentragen. Freilich nur die Stärksten überwanden eine solche Zeit, ohne selbst zu verkümmern. Die endlose Unsicherheit, der Mangel an Nahrung und das gesetzlose Treiben der Soldaten und der eigenen Pfarrkinder machten viele auch in ihrer Gesinnung armselig, kriechend, bettelhaft. Ein Beispiel statt vieler. Johannes Elfflein, seit 1632 Pfarrer zu Simau, wurde so arm, daß er Tagelöhnerarbeit tun mußte, Holz im Walde hauen, hacken, graben, säen; zweimal wurde ihm eine Beisteuer aus der Armenbüchse von Koburg, die man bei Kindtaufen aufstellte, zugeteilt. Endlich ließ das Konsistorium zu Koburg einen Kelch seiner Kirche verkaufen, damit er sich Brot dafür schaffe. Für ein besonderes Glück hielt er, als es einmal eine vornehme, adlige Leiche gab. Da bekam er einen guten alten Reichstaler und ein Viertel Korn. Und als er kurz darauf einem vertrauten Nachbar seinen Hunger klagte und dieser in verzweifeltem Entschluß erwiderte, er wüßte wohl, was er in solchem Fall tun würde, da sagte Magister Elfflein in starkem Glauben: „Mein Gott weiß schon Mittel; ehe ich sollte Hunger sterben, eher müßte ein reicher Edelmann sterben, damit ich wieder Geld zu einem Viertel Korn kriegte." Und er betrachtete als eine Schickung der Vorsehung, daß dies melancholische Ereignis bald darauf eintrat. Seine Lage war so jämmerlich, daß sogar die raubgierigen Soldaten in der Nachbarschaft ihren Buben, die sie auf Beute schickten, dringend empfahlen, sie sollten den Pfarrer von Simau in Ruhe lassen, denn der arme Tropf hätte selbst nichts. Endlich bekam er eine andere Pfarre.

An den Quellen der Itz, da, wo sich das Gebirge in hohem Gelände nach dem Main hinabsenkt, liegt das alte Kirchdorf Stelzen, ein heiliger Ort wohl schon in der Heidenzeit. Dicht an der Kirche quillt ein Wunderbrunnen aus der Ecke einer geräumigen Höhle, die von uralten Buchen und Linden überschattet war. Bei dem Brunnen stand vor der Reformation eine Kapelle der Heiligen Jungfrau, und manchmal waren viele hundert Grafen und Edelleute mit unzähligem Volk als

Pilger dort zusammengeströmt. Das Dorf wurde zu Michaelis 1632 ganz ausgebrannt, nur Kirche, Schule und Hirtenhaus blieben stehen. Da schrieb der Pfarrer Nikolaus Schubert an die Behörde im Winter folgendes: „Ich habe nichts mehr denn meine acht kleine, arme, nackende, hungrige Kinder davon gebracht. Ich wohne ex mandato noch immer in dem sehr alten und wegen Mangel eines Schlots, Bodens usw. gefährlichen Schulhaus, darin ich meines Studierens nicht abwarten und mich nicht behelfen kann. Denn mir fehlen Nahrung, Kleider, longe enim plura deficiunt. — Datum in meiner Elendsburg Stelzen, den 29. Januar 1633. Unterdienstwilliger und gehorsamer armer verbrannter Pfarrer das.: Nikolaus Schubert." — Er wurde versetzt. Sein Nachfolger, wieder ausgeplündert und durch einen Reiter mit einem Stoßdegen in die linke Hüfte gestochen, wurde auch versetzt; auch ein zweiter Nachfolger konnte sich nicht halten. Seitdem lag die Pfarre fünfzehn Jahre unbewohnt, der benachbarte Pfarrer Götz von Sachsendorf kam aber doch an jedem dritten Sonntag hin und hielt das Amt in dem zerstörten Dorfe. Zwei Jahre lang kam kein Heller in den Kirchkasten und das Klingelsäcklein. Endlich brannte 1647 die Kirche bis auf die kahlen Wände ganz ab. —

Gregor Ewald war Pfarrer zu Königsberg. Im Jahre 1632 brannte Tilly die Stadt ab, Ewald wurde von zwei Kroaten in den Weinbergen gefangen und geplündert; als ein goldener Ring nicht vom Finger abgehen wollte, machten sie Anstalt, den Finger abzuschneiden, und hatten endlich die Nachsicht, den Ring nur mit der Haut abzuziehen und tausend Taler Ranzion zu fordern. Ewald befreite sich dadurch, daß er den einfältigen Soldaten, welcher ihm mitgegeben wurde, die Ranzion zu holen, zuerst an eine Kellertür führte, um ihm einen Trunk Wein zu geben, und unter dem Vorwande, den Schlüssel zu holen, entfloh, während der Soldat vor der Kellertür stehenblieb. Auch er nahm in der Not eine Bestallung als schwedischer Feldprediger an, lebte nach der Schlacht bei Nördlingen als Exulant ein Jahr in der Fremde, von da kehrte er zu seiner zerfallenen Gemeinde zurück, wo er noch einige Jahre mit seiner Familie Hunger und Elend ertrug.

Unter den biographischen Aufzeichnungen protestantischer Pfarrer ist eine der lehrreichsten die des Franken Martin Bötzinger. Sowohl das Dorfleben zur Zeit des Krieges als auch die Verwilderung der Menschen wird aus seiner Erzählung zum Erschrecken deutlich. Bötzinger war kein großer Charakter, und die kläglichen Schicksale, welche er zu ertragen hatte, haben ihn nicht stärker gemacht. Ja, man wird ihm die Bezeichnung eines recht armen Teufels schwerlich versagen. Dabei besaß er aber zwei Eigenschaften, welche ihn für uns wertvoll machen: eine unzerstörbare Lebenskraft, welche mit nicht geringem Leichtsinn verbunden war, und jenes verzweifelte deutsche Behagen, das auch der trostlosesten Lage immer noch erträgliche Seiten abzugewinnen weiß. Er war ein Poet. Seine deutschen Verse sind, wie die vorgesetzte Probe zeigt, durchaus erbärmlich, aber sie dienten ihm in der schlechtesten Zeit als zierliche Bettelbriefe, durch welche er sich Mitleiden zu verschaffen suchte. So hat er alle Amtleute und Schösser der Parochie Heldburg in einem gewisser-

maßen epischen Gedicht gefeiert, so die traurigen Verhältnisse von Koburg, wo er eine Zeitlang als Flüchtling verweilte.

Von dem Lebenslauf, welchen er niederschrieb, waren der Anfang und der letzte Teil schon abgerissen, als ihn im Jahre 1730 Krauß seiner Hildburghäusischen Kirchen-, Schul- und Landeshistorie einverleibte. Aus diesem Fragment wird das Folgende treu mitgeteilt. Nur die Reihenfolge der Begebenheiten, welche in seiner Selbstbiographie durcheinander laufen, ist hier nach den Jahren geordnet. — Bötzinger war Gymnasiast zu Koburg, während der Kipperzeit Student zu Jena gewesen, wurde 1626 Pfarrer zu Poppenhausen. Im Frühjahr 1627 war der junge Pfarrer im Begriff, Herrn Michael Böhmes, Bürgers und Rats zu Heldburg, einzige Tochter namens Ursula zu freien.

„Als nun Anno 1627, Dienstag nach Jubilate, alle Präparatoria dazu gemacht waren, kamen an eben solchem Tag 8000 Mann sachsen-lauenburgisches Volk nebst dem Fürsten selbst vor Geldburg, schlugen ein Feldlager auf dem Samen, verderbten in acht Tagen die Stadt und das Amt dermaßen, daß weder Kalb noch Lamm, weder Bier noch Wein mehr zu bekommen war. Es wurde aus allen Ämtern Proviant zugeführet, und konnten dennoch kaum die fürstlichen Offiziere und Beamten unter ihnen aushalten. Wurden wegen Kälte, so einfiel, in die Stadt und Dorfschaften etliche Tage eingelegt. Da bin ich zu Poppenhausen im Pfarrhaus das erste Mal geplündert worden. Denn ich hatte nicht allein nichts verwahret, sondern vielmehr zugeschicket, als wenn ich einen ehrlichen Gast oder Offizier herbergen wollte. Kam um mein Weißzeug, Bettgerät, Hemden usw. Denn ich wußte noch nicht, daß die Soldaten Mauser sind und alles mitnehmen. Es mußte der Landesfürst, Herzog Kasimir, selber nach Heldburg reisen, er stellte dem Lauenburger ein fürstliches Bankett an, schenkte ihm etliche stattliche Rosse und achttausend Taler, damit er ihn nur hinwegbrächte. Nach diesem Unglück fand sich allenthalben der Segen Gottes wieder ein zur Verwunderung. Denn die Wintersaat war wegen der Hütten, Quartiere und Feuer, deren viel tausend zu sehen waren, in Grund weg, viel tausend Hütten, viel hundert Schock Stroh und anderes waren da beisammen, sie machten mehr eine Wüste als Acker aus. Gleichwohl wuchs aus diesen gebrannten Hüttenstätten und Gruben so eine dicke Saat, daß in dem selben Jahr ein Überfluß an Winterfrucht war. Miraculum! — So gewann meine Hochzeit ihren Fortgang am Dienstag nach Exaudi, und ward gehalten auf dem Rathaus. —

Fünf Jahre lang war ein ruhiger Stand im Lande bis Anno 1632, außer daß mancher kaiserlicher Zug zu zwei, drei und mehr Regimentern hin- und herzog, die im Amt Heldburg auch oft Quartier nahmen und ausmergelten. Ich hatte zu Poppenhausen keine Not. Wollte wünschen, daß ich's jetzo so gut hätte, als ich's vorm Krieg gehabt. Da aber das Feuer des Krieges wollte ankommen, reformierten die benachbarten Bischöfe stark, schickten Jesuiten und Mönche mit Diplomatibus ins Land, repetierten die geistlichen Güter und Klöster. Die Fürsten hatten ihre Defensioner hin und wieder, welche bisweilen im benachbarten Papsttum

mauseten und dort die Hornissen aufstöberten. Ein jeder Verständige konnte wohl merken, die Sache würde ärger werden. Es flüchteten auch die Edelleute, ihre Pfarrer, Vögte rc. das Ihrige in unsere Städtlein und Dörfer, hofften sicherer zu sein als in ihren Orten.

Anno 1631 Michaelis kam König Gustavus aus Schweden plötzlich über den Wald, als wenn er flöge. Königshofen und viel andere Orte bekam er ein, und es ging sehr bunt daher. Unsere vom Adel warben dem König Volk, welches im Mausen und Rauben just so arg war als die Feinde. Sonderlich nahmen sie den benachbarten Katholischen ihre Kühe, Pferde, Schweine, Schafe, und trieben sie gen Heldburg, da war ein Gekauf, eine Kuh für einen Dukaten, ein Schwein für einen Taler. Und oft liefen die Papisten her und sahen, wie und wer ihr Vieh kaufte, sie lösten es auch selber oft wieder ein. Es wurde ihnen aber so oft genommen, daß sie des Lösens müde wurden, und waren die armen benachbarten Papisten übel dran. Wir allhier zu Poppenhausen verwahrten ihnen aus Nachbarschaft ihr bißchen Habe in Kirche und Häusern, soweit es helfen wollte. Da sich aber anno 1632 das Blatt wandte, und die drei Generäle, Friedländer, Tilly und Baierfürst, Koburg und das Land einnahmen, halfen die benachbarten Papisten rauben und brennen, und fanden wir bei ihnen keine Treue noch Sicherheit.

Als man am Abend vor Michaelis die große Kartaune von Koburg hörte, als Losungsschuß, daß der Feind ankäme und sich jeder in acht nähme, zog ich mit all denen, so ich etliche Wochen geherbergt, nach Heldburg, wohin ich schon mein Weib und Kind geschickt hatte. Die Stadt hielt ihre Wache, meinete nicht, daß es so übel würde daher gehn. Bürgermeister und etliche des Rats rissen aus, mein seliger Schwiegervater war Verwalter über Pulver, Blei und Lunten, daß er der Wache ihre Notdurft austeilte, er mußte wohl in der Stadt bleiben. Ich hatte mit Weib und Kindern Lust, aus der Stadt zu ziehen, er aber wollte mich nicht, viel weniger seine Tochter aus der Stadt lassen, hieß uns zu Haus bleiben; er hatte einen ziemlichen Beutel mit Talern gefüllt, damit gedachte er sich im Unfall los zu machen. Aber es war der Mittag am Fest Michaelis noch nicht recht heran, da präsentierten sich vierzehn Reiter, man meinte, es wären Herzog Bernhards Völker, aber es war sehr weit gefehlet. Diese mußte man nun einlassen ohne allen Dank. Ihnen folgten bald etliche Fußgänger, welche zum Anfang alles durchsuchten und schlugen und schossen, wer nicht parieren wollte. Mitten auf dem Markt hatte einer von diesen vierzehn meinen Schwiegervater mit einem Pistol vor den Kopf geschlagen, daß er wie ein Ochs niedergefallen. Der Reiter ist abgestiegen, hat ihm die Hosen visitieret, und haben unsere Bürger, so auf dem Rathaus gewesen, gesehen, daß der Dieb einen großen Klumpen Geld herausgezogen. Als dem Schwieger die Betäubung von dem Schlag vergangen und er aufgestanden war, mußte er mit in das Sternwirtshaus, wo sie zwar zu essen fanden, aber nichts zu saufen; da sprach er, er wolle heim und zu trinken bringen. Weil sie nun gedachten, er möchte ihnen ausreißen, nahmen sie das Zinn und Essen alles mit und kamen in mein

Haus. Es währte nicht lange, so forderte einer Geld; da er sich nun entschuldigte, stach ihn der Tropf mit seinem eigenen Brotmesser in Gegenwart meines und seines Weibes, daß er zu Boden sank. Hilf Gott! wie schrie mein Weib und Kind. Ich stak in des Baders Haus über dem Ställchen im Stroh, sprang herab und wagte mich unter sie. Wunder war, daß sie mich in der Harzkappe[91] nicht fingen. Ich nahm meinen Schwiegervater, der da wie ein Trunkener taumelte, und trug ihn in die Badestube, daß er verbunden würde. Ich mußte zusehen, daß einer eurer Mutter[92] die Schuh und Kleider auszog, und dich, Sohn Michael, auf den Armen trug. Hiermit räumten sie das Haus und die Gasse. Ich wagte mich weiter, ging durch des Baders Höflein in meines Schwähers Kammer, trug Kissen und Betten hinüber, worauf wir ihn legten. Noch weiter mußte ich's wagen, ich ging in den Keller, darin sein Bruder, Herr Georg Böhme, Pfarrer zu Lindenau, in drei Stückfässern zwei Fuder guten Wein liegen hatte, ich sollte für den Schwiegervater einen Labetrunk holen; aber die Fässer waren oben so fleißig und dichte zugemacht, daß, wenn ich gleich den Zapfen herausholte, doch nichts herauslaufen wollte, ich mußte gar lange vor dem Zapfen mit großer Gefahr stehn, ehe ich einen Löffel voll bekam. Kaum war ich hinüber, so kommt ein Schelm in die Badstube, wirft den Kranken vom Bett und sucht alles aus. Ich hatte mich kaum verkrochen unter die Schwitzbank, wo ich wohl zu schwitzen bekam, denn am vorigen Tage war Badetag gewesen.

Weil nun in der Stadt ein Metzeln und ein Niederschießen stattfand, auch niemand sicher war, kamen in einer Stunde unterschiedliche Bürger, wollten sich verbinden lassen. Da gab mein Schwiegervater zu, daß ich ein Loch suchte und aus der Stadt käme, mein Weib und Kinder aber wollte er nicht mit mir lassen. Also ging ich auf die Schloßgärten zu, und kam an der Höhe hinter das Schloß, daß ich gen Holzhausen und Gellershausen zu sehen konnte, ob's sicher wäre. Da fanden sich Bürger und Weiber zu mir, an mir einen Trost zu haben und mit mir zu reisen. Ich kam also über den Hundshanger Teich ins Holz, und wollte auf den Strauchhahn zu. Als wir nun bei den Heideäckern waren, ritten acht Reiter, es waren Kroaten, oben auf der Höhe. Da sie unser gewahr wurden, errannten sie uns eilends. Zwei Bürger, Kührlein und Brehme, entkamen, ich mußte am meisten aushalten. Sie zogen mich aus, Schuhe, Strümpfe und Hosen, und ließen mir nur die Kappe. Mit den Hosen gab ich ihnen meinen Beutel mit Geld, den ich vor drei Stunden hinten in die Hosen gesteckt und so vor den ersten Mausern erhalten hatte. Die Not war so groß, daß ich nicht an meinen Beutel dachte, bis ich ihn das letzte Mal sah. Sie forderten tausend Taler, danach fünfhundert, endlich hundert für mein Leben, ich sollte mit in ihr Quartier, und mußte barfuß eine Stunde lang mit laufen. Endlich wurden sie gewahr, daß ich ein Pap oder Pfaff wäre, welches ich auch gestand; da hieben sie mit ihren Säbeln auf mich hinein, ohne Diskretion, und ich hielt meine Arme und Hände entgegen, habe durch Gottes Schutz nur eine kleine Wunde unten an der Faust bekommen. Etliche gaben den Rat, mich zu entmannen, der Obrist aber, ein stattlicher Mann, wollte es nicht zugeben.

Unterdessen wurden sie einen Bauer gewahr, welcher sich in den Büschen besser verkriechen wollte. Es war der reiche Kaspar von Gellershausen, auf solchen ritten sie alle zu, und blieb nur einer bei mir, welcher ein geborener Schwede und gefangen worden war. Dieser sagte zu mir: ‚Pape, Pape, leff, leff, du müst sonst sterfen.‘ Item, er wäre gut schwedisch. Ich faßte Vertrauen zu dem Rat und bat ihn, wenn ich liefe, sollte er mir zum Schein nachreiten, als wenn er mich einholen wollte. Und also geschah es, daß ich den Kroaten entkam. Der reiche Kaspar aber mußte an jenem Ort elend sterben. Denn als er sich nicht ausziehen wollte, welches ich wohl sah, haben sie ihm die Kniekehlen entzwei gehauen. Darüber ist er an diesem Ort liegen geblieben, und wurde nach Abzug der Feinde gefunden. Ich aber lief im groben Eichenholz ungefähr eine ganze Stunde fortwährend, konnte keinen dicken Busch ersehen, worin ich mich verbergen konnte, fiel endlich gar in eine Wasserlache, durch welche eine eichene Wurzel gewachsen war. Ich war so matt vom Laufen, daß ich nicht weiter konnte, das Wasser fing an s. v. mir zu entgehn, und ich konnte nicht aufhören, meinte, die Blase wäre mir zersprungen. Mein Herz pochte auch so sehr, daß ich nicht wußte, ob ich den Pferdehufschlag hörte, oder ob's mein Herz wäre.

Also saß ich, bis es Nacht wurde, stand auf und ging immer dem dicken Gebüsch nach, so kam ich heraus, daß ich gen Seidenstadt hinaussehen konnte. Ich schlich mich ins Dorf, und weil ich Hunde bellen hörte, hoffte ich, Leute zu Haus anzutreffen, aber da war niemand, ich ging deswegen in einen Stadel und wollte mich zu Nacht auf dem Heu behelfen. Da schickt Gott, daß die Nachbarn, die im Strauchhahn sich verkrochen gehabt, eben hinter diesem Stadel zusammenkommen und beraten, wo sie sich wieder sammeln und wo sie hingehn wollen. Das konnt' ich deutlich hören, stieg deswegen herab und ging auf das Haus zu; da war der Bauer grad hinein, hatte ein Licht angezündet, stand im Keller und rahmte die Milch ab, die er essen wollte. Ich stand oben am Loch, redete ihn an und grüßte ihn, er sah auf und sah den untern Teil des Leibes, nämlich das Hemd und nackte Beine und oben schwarz. Er erschrak sehr, als ich ihm aber sagte, daß ich Pfarrer zu Poppenhausen und von Soldaten ausgezogen wäre, trug er die Milch herauf, und ich bat ihn, daß er mir bei seiner Nachbarschaft von Kleidern etwas zu wege brächte, ich wollte mit ihnen, wohin sie auch gehn würden. Er ging aus, unterdessen machte ich mich über seinen Milchtopf und leerte ihn ganz aus. Es hat mir mein Lebtag keine Milch so wohl geschmeckt. Er kam nebst andern wieder, und brachte mir einer ein Paar alte lederne Hosen, die von Wagenteer sehr übel rochen, ein anderer ein Paar alte Riemenschuhe, ein anderer zwei Strümpfe, einen grünen und einen weißen wollenen. Diese Livree schickte sich weder für einen Reisenden noch für einen Pfarrer. Dennoch nahm ich's mit Dank an, konnte aber in den Schuhen nicht gehen, denn sie waren hart gefroren. Die Strumpfsohlen waren zerrissen, und ich ging also mit ihnen mehr barfuß als beschuhet gen Hildburghausen. Wenn wir uns umsahen, so sahen wir, wie es im Itzgrund an vielen Orten lichterloh auf-

brannte. Damals ging auch Ummerstadt, Rodach, Eisfeld, Heldburg im Feuer zu grunde.

Ich machte mit meiner Ankunft ein solches Spektakel, Schrecken und Furcht zu Hildburghausen, daß sich niemand — da doch viel tausend Fremde dahin gekommen waren — sicher wußte, obgleich die Stadt starke Wache hielt. Mir aber war nur die Sorge, wie ich ein ehrliches Kleid, Strümpfe, Schuhe ꝛc. bekommen möchte, ehe wir von da ausrissen. Ging deswegen unbeschuhet zu Herrn Bürgermeister Paul Waltz, zum Diakonus ꝛc. und bat, mir etwas zu schenken, damit ich mich ehrlich bedecken möchte. Herr Waltz schenkte mir einen alten Hut, der war fast eine Elle hoch, deformierte mich mehr als etwas anderes; gleichwohl setzte ich ihn auf. Herr Schnetters Eidam, jetzt Diakonus zu Römhild, schenkte mir ein Paar Hosen, die über den Knien zugingen, die waren noch gut, Herr Dressel ein Paar schwarze Strümpfe, der Kirchner ein Paar Schuhe. Also war ich staffieret, daß ich ohne Scham unter so viel tausend fremden Leuten, die in der Stadt Sicherheit suchten, und unter den Bürgern mich durfte sehen lassen. Der Hut aber deformierte mich gar sehr, drum trachtete ich auf Gelegenheit, wie ich einen andern überkommen möchte. Es trug sich aber zu, daß das ganze Ministerium, Schulkollegen und Rat sich heimlich vereinigt hatten, daß sie ohne Wissen der gemeinen Bürgerschaft nachts neun Uhr die Tore wollten öffnen lassen und davongehn mit Weib und Kind. Dies erfuhr ich, ging deswegen in des Herrn Stadtschreibers Behausung, wo die Herren sich alle versammelten; niemand aber wollte meiner achten noch mich kennen. Ich setzte mich allein über einen Tisch im Finstern, da wurde ich gewahr, wie ein fein ehrbarer Hut am Nagel hing. Ich dachte, wenn dieser bei ihrem Aufbruch hängen bliebe, so wäre es mir gut. Geht doch ohnedies alles zu grunde nach dem Abzug. Und was ich wünschte und gedachte, das geriet mir. Es ging an ein Scheiden, Heulen und Valedizieren, ich legte den Kopf auf den Tisch wie ein Schlafender. Als nun fast jedermann im Abziehen war, hängte ich den langen Störcher an die Wand, tat einen Tausch und ging mit den andern Herren hinaus in die Gasse.

Da war diese Verabredung unter den Leuten offenbar geworden. Und unzählig viele Leute saßen mit ihren Paketen auf der Gasse, auch viele, viele Wagen und Karren waren angespannt, die alle, als das Tor aufging, mit fortwanderten. Als wir ins freie Feld kamen, sahen wir, daß die guten Leutchen sich in alle Straßen verteilten. Da wurden viel tausend Windlichter gesehen, diese hatten Laternen, diese Strohschauben, andere Pechfackeln. In Summa etliche tausend Leute zogen in Traurigkeit fort. Ich und mein Haufe kamen um zwölf Uhr Mitternacht gen Themar, welche Stadt sich mit uns auch aufmachte, so daß wir abermals etliche Hundert mehr wurden. Der Marsch ging auf Schwarzig, Steinbach zu, und als wir gegen Morgen in ein Dorf kamen, da wurden die Leute erschreckt, daß sie Haus und Hof auch zurückließen und mit uns fortzogen. Wir waren etwa eine Stunde in der Herberge gewesen, so kam schon Post, daß die Kroaten diesen Morgen wären zu Themar eingefallen, hätten die Fuhrmannsgüter oder Geleit aufgehauen, ge=

plündert, dem Bürgermeister den Kopf aufgespalten, die Kirche ausgeplündert, auch die Orgelpfeifen auf den Markt herausgetragen &c. Da war's hohe Zeit, daß wir gewichen waren. Hildburghausen aber hat sich danach mit einer großen Summe Geldes und seinen Kelchen ranzionieren müssen, sonst wäre die Stadt auch eingeäschert worden wie andere Städte. Auf dieser Wanderschaft bekam ich auch ein Paar Handschuh, Messer und Scheide verehret.

Das währte etwa fünf oder sechs Tage, da kam die Post, die Feinde wären von Koburg aufgebrochen. Jetzt konnte ich nicht länger bleiben. Ich lief geschwind auf Römhild zu, wo mein Herr Gevatter Cremer Amtsschreiber war. Mußte Herrn Amtmann referieren, wie mir's gegangen. Nur dieses Städtlein blieb ungeplündert. Herr Amtmann ließ Feuer unter sie geben, und Gott erhielt durch des Amtmanns Vorsicht dies Städtlein. Unterdes wurde Römhild ganz voll Exulanten, die teils bekannt, teils unbekannt waren. Ich achtete aber damals keiner Gesellschaft, überlief viel hundert Menschen und kam als erster nach Heldburg zurück, gerade da man die Erschlagenen auf einem Karren auf den Gottesacker führte. Als ich solches sah, ging ich auf den Gottesacker und fand siebenzehn Personen in einem Grab liegen, darunter waren drei Ratspersonen, eine mein Schwiegervater, der Kantor, etliche Bürger, der Hofmeister, Landknecht und Stadtknecht. Waren alle greulich zugerichtet. Nach diesem ging ich in meiner Schwiegerin Haus, da fand ich sie krank und vom Rädeln, Zwicken mit Pistolschrauben so übel zugerichtet, daß sie mir kaum Rede geben konnte. Sie gab sich darein, sie müßte auch sterben. Darum befahl sie, ich solle mein Weib und Kinder, welche der Feind mitgenommen, suchen lassen. Es waren aber die Kinder, du, Michel, anderthalb und deine älteste Schwester fünf Jahre alt. Gern hätte ich zu Heldburg etwas gegessen, es war aber weder zu essen noch zu trinken da. Laufe deswegen hungrig und erschrocken auf Poppenhausen zu, dort nicht allein mich zu erquicken, sondern auch Boten zu schaffen, die mein Weib und Kinder suchten und auslösten. Aber da erfahre ich, daß auch Poppenhäuser Kinder wären weggenommen worden, daß der Marsch auf viele Straßen gegangen, dazu ein Bote Leibes und Lebens unsicher wäre. Unterdessen bereiteten meine Pfarrkinder zu Poppenhausen eine Kuh, welche den Kriegsleuten entlaufen war, diese erwartete ich mit hungrigem Magen. Da aßen wir Fleisch genug ohne Salz und Brot. Über der Mahlzeit kam mir Post, mein Weib wäre gekommen, welches auch wahr und also zugegangen war. Sie war von etlichen Musketieren mitsamt ihren zwei Kindern mitgenommen worden bis Altenhausen, dort war sie aus Furcht der Ehre mit zwei Kindern über die Brücke ins Wasser gesprungen. Da war sie nun von den Soldaten selbst wieder herausgezogen und mit ins Dorf gebracht worden, wo sie in der Küche die Abendmahlzeit zuschicken helfen mußte. Unterdes kommt ein Haufe anderer Soldaten, die höher und mehr waren, und trieben diese aus dem Quartier. Da bekommt mein Weib Gelegenheit, zu entlaufen. Drehet sich aus und läßt die zwei Kinder im Haus unter den Soldaten. Eine arme Bettelfrau führet sie durch heimliche Winkel aus dem Dorfe

und bringt sie ins Holz in eine alte Spelunke, darin sie die Nacht und den andern Tag bis gegen Abend verbleibt. Diesen Tag brach das Volk aus allen Quartieren auf, also machte sich meine Frau auf und kam gesund und in Ehren zu mir, daß wir alle froh waren und Gott dankten. —

Wie es aber zu Heldburg unterdes mit Mord, Brand rc. hergegangen, will ich auch melden. Die Stadt Heldburg hatte Defensioner und Ausschuß, und es war dekretiert, wenn Truppen vom Feind ankämen, die Stadt zu defendieren. Denn man hoffte immer, Herzog Bernhards Völker sollten nicht weit sein und das Land entsetzen. Als nun die Stadt angezündet ward, eilet mein Herr Schwiegervater mit vielen andern Bürgern und Bürgersleuten aus der Stadt, und kommt mit meinem Weib und zwei Kindern in der Nacht nach Poppenhausen, mein Weib richtet ihm ein recht Krankenbettlein zu. Denn es war von Edelleuten und Vögten mein Pfarrhaus mit allerlei Hausgerät in der Flucht vollgestopft. Und obgleich Mauser darin gewesen, war doch noch genug da. Des Tags darauf kommt ein ganzer Haufe Reiter ins Pfarrhaus, examinieren die Meinigen, lassen sie aber passieren, weil ein Beschädigter da lag, bestellen die Nachtmahlzeit, ziehen fort aufs Beuten, kommen gegen Abend und bringen allerlei Raub. Da muß man sieden und braten, es helfen auch die benachbarten Weiberlein weidlich dazu. Da die Reiter aber aufbrechen, raten sie meinem Schwiegervater, er solle nicht wohl trauen, dieser Lärm werde noch acht Tage dauern, und weil die Straße daher ginge, möchte er und seine Tochter Gewalt erfahren, drum sollte er, weil die nächsten Dörfer papistisch wären, sich in ein anderes Dorf machen. Das tut mein Schwiegervater und geht bei Nacht und Nebel gen Gleismuthausen, Sicherheit zu haben; aber die gottlosen Nachbarn bringen ein Geschrei aus, daß die Reiter die lutherischen Leute verbrennen und erschlagen wollten. Sie taten's aber zu ihrem Vorteil, denn die Papisten liefen mit den Reitern in unsere Dörfer und Häuser, stahlen gerade so sehr als andere. Da wollte mein Schwiegervater auch dort nicht länger verbleiben, er ging mit den Seinigen ins Einöder Holz und blieb da Tag und Nacht. Machte sich danach hervor, daß er auf die Heldburger Straße gegen Einöd sehen konnte. Als er nun eines Tages niemand Sonderliches auf der Straße weder fahren noch reiten sah und auch das kleine Glöcklein hörte — so man pflegt zu läuten, wenn man Kinder tauft —, gedachte er, es wäre so, schleicht der Stadt näher zu und sieht den ganzen Weg nichts Hinderliches. Sobald er aber in die Stadt kommt, wird ihm nachgelauscht, wo er einkehre. Da kommt ein ganzer Haufe vom Troß und führt ihn und mein Weib und die Schwiegerin in Herrn Göckels Haus. Ach, da war ein Bankettieren und Gesaufe! Als er nun angestrengt wird, Geld zu geben, und allerlei vorwendet, haben sie ihm mit Talglichtern seine Augen, Bart und Maul scheußlich geschmieret und versenget, mein Weib aber unverschämt in der Stube vor jedermann wollen notzüchtigen, welches aber so sehr schrie, daß ihre Mutter mit Gewalt in die Stube sprang, und sie durch die Stubentür, welche zwar zu, aber in welcher das untere Feld mit Leisten künstlich eingemacht und zerbrochen

war, hinausschlüpfte. Da hat sich der Koch über sie erbarmt und sie aus dem Haus geführt, und als ihm mein Weib etliche Dukaten, welche sie acht Tage lang vorn im Überschlag an ihrem Ärmel erhalten, gegeben, hat er meinen Schwiegervater, aber übel zugerichtet, ihr zugestellt. Also sind sie mehr tot als lebendig aus der Stadt gegangen, und weil er der Mattigkeit halber nicht weiter kommen mögen, ins Siechhaus. Da hielten sich nicht allein die armen siechen Leute auf, sondern auch viele ehrbare Bürger und Weiber, in Hoffnung, an diesem Ort sicherer zu sein. Aber weit gefehlt. Obgleich mein Schwiegervater dem Tode nahe auf ein Bett gelegt worden und jedermann sah, wie blutig und übel er zugerichtet war, dennoch ist er hin und her geschleppt und ohne Zweifel von losen Leuten verraten worden, daß er ein Reicher wäre. Meine Schwieger hat man gerädelt, mein Weib und Kinder in die Stadt gefangen geführt, sie hat den Soldaten Hemden machen sollen. Als sie nun auf dem Kirchhofe sitzet, und ihr einer ein Stück Leinwand bringet, sie soll's zerschneiden, spricht er zu seinen Kameraden: ‚Geh hin, mache den Bauer (meinen Schwiegervater meinend) vollends tot.' Dieser geht hin, kommt bald wieder und hat in seinen Armen meines Schwiegervaters Hosen und Wams, und spricht zu meiner Frau: ‚Dein Vater ist fertig.' O Grausamkeit! — Als die Mauser genug aus der Kirche gemauset hatten an Kleidern und weißem Zeug, zogen sie aus der Stadt, und mußte mein Weib mit ihnen, es wäre ihr lieb oder leid. —

Nicht lange danach bekamen sie vor Leipzig und Lützen ihren Lohn dafür, wie an andern Orten zu lesen. Nach diesem zog man allenthalben wieder nach Haus, und fanden sich die Leute wieder. Aber das Schaf- und Rindvieh war alles weg. Ich erhielt mehr nicht als drei Kälber von acht Stück, ohne die achtundvierzig Schafe, die mit der ganzen Herde wegkamen.

Im 1633ten Jahre starb und ward begraben Herzog Johann Kasimir eben an dem Tage, da dem Gustav, König in Schweden, in diesem Land seine Leichenpredigt getan ward. War solche Zeit ein sehr großes Rauben und Plündern, auch von Herzog Bernhards Völkern, deren neun Regimenter im Itzgrund lagen, damit man in Sicherheit den fürstlichen Leichnam begraben konnte.

Anno 1634 war es noch viel ärger, und man merkte wohl, daß in kurzem alles drüber und drunter gehn würde. Darum tat ich aus dem Weg, was ich konnte, gen Stelzen zum Pfarrer, meine Betten, zwei Kühe und Kleider rc.; aber es ging im Herbst, nachdem Lamboy sich eingelagert, alles an allen Orten darauf, und kostete mich das Winterquartier in fünfunddreißig Wochen mehr als fünfhundert Gulden, wie ich's dem Hauptmann Krebs liquidieren mußte. Hatte in meinem Hause elf Personen, ohne Troß und Mägde. Es ist nicht zu beschreiben, was ich, mein Weib und Kinder die Zeit über haben leiden und ausstehn müssen. Konnte endlich nicht länger vor ihnen sicher sein, machte mich krank aus dem Staube, kam nach Mitwitz und Mupperg, wo ich ebenso wenig Ruhe hatte als zu Heldburg. Sonderlich quälete mich meine Stiefmutter (sie ist vom Donner erschlagen worden), sie konnte mich nicht sehen in meinem Exil bei meinem alten

Vater. Mußte mich nach Neustadt machen zu Herrn Rektor M. Val. Hoffmann, jetzigem Superintendent. Aber ich war nicht allein sehr arm, sondern auch täglich kränker, weswegen ich nur gedachte, wie ich wieder gen Poppenhausen oder Heldburg käme und da stürbe. Denn ich war meines Lebens ganz müde.

Wunderlich kam ich in Finsternis und Nacht durch die Wege und Dörfer, da es noch allenthalben unsicher war, und endlich nach Poppenhausen. Da waren meine armen Pfarrkinder und Schulmeister ja so froh, als wenn unser Herrgott gekommen wäre. Es war aber solch große Mattigkeit und Mangel, daß wir den toten Leuten ähnlicher sahen als den lebendigen. Viele lagen schon aus Hunger danieder, und mußten gleichwohl alle Tage etliche Male Fersengeld geben und uns verstecken. Und obgleich wir unsere Linsen, Wicken und arme Speise in die Gräber und alten Särge, ja unter die Totenköpfe versteckten, wurde es uns doch alles genommen. — —

Damals mußten die noch lebendigen Leute von Haus und Hof gehn oder Hungers sterben. Wie denn zu Poppenhausen die meisten begraben wurden. Es blieben etwa noch acht oder neun Seelen, die Anno 1636 vollends darauf gingen oder entwichen. Dieselbe Gelegenheit hatte es auch mit Lindenau, welche Pfarre mir 1636 vikariatsweise vom fürstlichen Konsistorium anbefohlen war. Ich konnte keine Einkünfte genießen. Äpfel, Birnen, Kraut und Rüben war meine Besoldung. So bin ich von Anno 1636 bis 1641 auch der Lindenauer Pfarrer gewesen. Ich ließ zwar die Pfarre zurichten, konnte aber wegen Unsicherheit und Plackerei nicht beständig drunten wohnen und verrichtete die labores von Heldburg aus. Mein Zeugnis von den Lindenauern ist noch vorhanden, worin sie bekennen, daß ich in fünf Jahren nicht zehn Gulden an Geld bekommen habe, sie haben mir aber seither den Rest mit Holz und Äpfeln richtig gemacht.

Als Anno 1640 zwischen Ostern und Pfingsten die kaiserlichen und die schwedischen Armeen zu Saalfeld ein Feldlager schlugen, wurde Franken und Thüringen nah und fern verderbet. Am Sonntag Exaudi früh vier Uhr fielen kaiserliche starke Parteien zu Heldburg ein, als die meisten Bürger noch in den Betten ruhten. Meine ganze Gasse oben herein und hinten mein Hof war in Eile voll Pferde und Reiter, nicht anders als wenn ihnen mit Fleiß mein Haus wäre gezeigt worden. Da wurde ich und mein Weib wohl fünf Mal in einer Stunde gefangen; wenn ich von einem loskam, nahm mich ein anderer. Da führt' ich sie halt in Kammer und Keller, sie möchten selber suchen, was ihnen dienen könnte. Endlich verließen mich zwar alle und ließen mich allein im Haus, doch war Schrecken, Furcht und Angst so groß, daß ich an meine Barschaft nicht gedachte, welche ich zehn Mal hätte können retten, wenn ich mich getraut hätte, damit fortzukommen. Aber es waren alle Häuser und Gassen voll Reiter, und wenn ich meinen Mammon zu mir gefasset, hätte geschehen können, daß ich's einem zugetragen hätte. Aber ich dachte vor Angst an kein Geld. Es ließen sich Männer und Weiber durch die Gil de Hasischen Reiter, so bei uns im Quartier lagen, hinauskonvoiieren. Da kam ich

wieder zu Weib und Kindern, wir begaben uns ins nächste Holz, gen Hellingen, da blieb Alt und Jung, Geistliche und Weltliche Tag und Nacht. Der meisten Leute Speise waren schwarze Wacholderbeeren. Nun wagten es etliche Bürger, gingen in die Stadt, kamen und brachten essende Ware und sonst, was ihnen lieb gewesen. Ich dachte: ach! wenn du auch könntest in dein Haus kommen und die baren Pfennige ertappen, und damit dich und deine Kinder könntest fortbringen. Ich wagte es, schlich hinein und ging durchs Spitteltor aufs Mühltor zu, welches mit Palisaden vermacht war. Da hatte inwendig ein und der andere auf der Lausche gestanden, die mich Unwissenden erhaschten, wie eine Katze eine Maus. Da ward ich mit neuen Stricken gebunden, daß ich mich weder mit Gehen noch Greifen behelfen konnte, sollte entweder Geld geben oder reiche Leute verraten. Mußte den Dieben für ihre Pferde im Herrnhof Futter schwingen, den Pferden zu trinken vorhalten und andere lose Arbeit tun. Da ich mich nun etwas frei zu sein deuchte, lief ich davon, aber unwissend, daß vor dem Hoftor ein ganzer Haufe Soldaten stand, lief ich ihnen also in die Arme. Welche mich mit Degen und Bandelieren sehr wohl abschlugen, mich besser mit Stricken verwahrten und von Haus zu Haus führten, und sollte ihnen sagen, wem dies oder jenes Haus wäre. Also ward ich auch in mein Haus geführt, da sehe ich in dem Hausflur den kupfernen Schöpftopf liegen, in welchem meine Barschaft, dreihundert Taler, gewesen, und dachte: hättest du das gewußt, daß die Vögel und Füchse weg wären, so wärest du draußen geblieben. Weil ich nun niemand verraten wollte, setzte mir einer meine eigene Kappe, die in meinem Hause auf der Erde lag, auf und hieb mir mit einem Hirschfänger auf den Kopf, daß das Blut zu den Ohren herein lief, und war kein Loch durch die Haube, denn sie war von Filz. Noch mehr: eben dieser setzte mir aus Mutwillen den Hirschfänger auf den Bauch, wollte probieren, ob ich fest wäre, drückte ziemlich hart auf, dennoch wollte Gott nicht, daß er mir weiter Blut abgewinnen sollte. Zweimal in einer Stunde, nämlich in der Schneiderin Wittich Hof auf dem Mist, zum andern Mal in des Wildmeisters Stadel, haben sie mir den schwedischen Trunk mit Mistjauche gegeben, wodurch meine Zähne fast alle wackelnd geworden. Denn ich wehrte mich, als man mir einen großen Stecken in den Mund steckte, so gut ich Gefangener konnte. Endlich führten sie mich mit Stricken fort und sagten, sie wollten mich aufhängen, brachten mich zum Mühltor hinaus auf die Brücke; da nahm einer von ihnen den Strick, womit beide Füße zusammengezogen waren, der andere den Strick am linken Arm, stießen mich ins Wasser, und hielten die Stricke, womit sie mich regierten, auf und nieder zogen. Und weil ich um mich fehmete und Steurung suchte, erhaschte ich die Rechenstecken, welche aber auf mich zu wichen, und konnte daran keinen Anhalt finden, nur daß durch Gottes Schickung mir ein Loch gemacht wurde, daß ich konnte unter die Brücke schlüpfen. So oft ich mich wollte anhalten, schlugen sie mich mit gedachten Rechenstecken, daß dieselben entzwei sprangen wie ein Schulbakel. Als sie sich nun nicht allein müde gearbeitet hatten, sondern auch dachten, ich hätte meinen Rest, ich würde im Wasser ersaufen,

ließen sie beide Stricke fahren; da wischte ich unter die Brücke wie ein Frosch, und konnte mir keiner beikommen. Da suche ich im Hosensack und finde ein Messerlein, so sich zusammenlegen ließ, welches sie nicht hatten haben wollen, ob sie mich schon oft durchsucht. Damit schnitt ich die Stricke an beiden Füßen los und sprang hinunter Stockwerk hoch, wo die Mühlräder liegen. Es ging mir das Wasser über den halben Leib; da warfen die Schelme Stöcke, Ziegelsteine und Prügel hinter mir her, um mir den Rest vollends zu geben. Ich war auch willens, mich ganz hinaus zu arbeiten, gegen des Müllers hintere Tür, konnte aber nicht, entweder weil die Kleider voll Wassers mich zurück dehneten, oder vielmehr weil Gott solches nicht haben wollte, daß ich da sterben sollte. — Denn wie ein trunkener Mann hin und her taumelt, also auch ich, und komme auf die andere Seite gegen den hintern Brauhof. Da sie nun merkten, ich würde im Zwinger aussteigen, laufen sie alle in die Stadt und nehmen mehr Gesellen zu sich, passen unten bei den Gerbhäusern auf, ob ich ihnen kommen würde. Aber als ich dieses merkte, daß ich jetzo alleine war, blieb ich im Wasser liegen und steckte meinen Kopf unter einen dicken Weidenbusch und ruhte im Wasser vier oder fünf Stunden, bis es Nacht und in der Stadt stille wurde; dann kroch ich halb tot heraus, konnte der Schläge wegen fast keinen Atem holen. Ich ging hinab bis an die Gerbhäuser, wurde da gewahr, daß es noch nicht sicher war, daß einer dort Gras mähete, einer Gerberkessel ausriß, und wäre schier auf diesen gekommen. Mußte also da stecken bis in die Nacht. Ging dann über die Brunnenröhren, den Wasserfluß immer hinab, und kletterte über einen Weidenstamm, daß ich die andere Seite gegen Poppenhausen erreichte.

Als ich an den Poppenhäuser oder Einöder Weg kam, lag's da und dort voll Weißzeug, welches die Soldaten weggeworfen oder verloren hatten. Ich konnte mich nicht bücken, etwas aufzuheben, kam endlich nach Poppenhausen, und fand niemand einheimisch denn Klaus Hön, dessen Frau eine Sechswöchnerin war, der mußte mir die Kleider vom Leibe schneiden, denn ich war verschwollen, legte die nassen Kleider ab, damit sie trocken wurden. Er mußte mir auch ein Hemd leihen; da besah er mir die Haut, welche ganz bunt von Schlägen war, später wurde mein Rücken und Arme schwarz vom Geblüte. Den andern Tag gebot mir das schöne Pfarrkind, auszuziehen, denn er fürchtete sich, man möchte mir nachstellen und er meinetwegen in Unglück kommen. Also zog ich die nassen Kleider mit seiner Hilfe an und ging fein sachte auf Lindenau zu, immer durch die dicksten Büsche, und hielt mich jenseit in den Lindenauer Gärten, vor denen ich das Dorf sehen konnte. Wurde endlich gewahr, daß etliche Leute in ein Haus gingen, ging darauf zu, man wollte mich aber nicht einlassen, denn die Furcht war zu groß. Endlich, da sie durch das Fenster sahen, daß ihr Pfarrer kam, kam ich ein und blieb etliche Tage bei ihnen. Denn sie hatten einen im Quartier, der ein Lindenauer Kind war; der half ein wenig. Ich aber hatte da ein neues Unglück. Als der im Quartier Liegende mit den Lindenauern nach Schloß Einöd ging, da abzuholen, was sie noch von ihrer Habe fanden, hielt unter der Zeit der Schultheiß, der Schmied und ich auf dem

Turm Wache; wir versehen alle drei den Dienst, es kommen etliche Reiter in das Dorf, sehen uns auf dem Turm, gehen stracks auf den Turm und finden uns da beisammen. Als wir nun aus dem ungestümen Auftreten und Sprache merkten, daß es Reiter wären, lernte ich leider steigen, so übel mir war, ich kletterte auf den Glockenstuhl hinauf und legte mich wie ein Kätzchen hinter das Uhrhaus; aber es stieg gleichwohl ein Dieb hinan und fand mich. Meine Pfarrkinder sagten, ich wäre ihr Schulmeister, baten für mich, ich wäre schon von den Soldaten übel geschlagen worden. Es half mir aber nichts. Dieser Schulmeister mußte immer mit herabsteigen, und ging der Schultheiß voran, danach ein Reiter, ferner der Schmied, danach ein Reiter, endlich folgte ich zögernd. Als sie nun alle zum Kirchtor hinaus waren, blieb ich drinnen, riegelte das Türlein zu, und lief zum andern Tor hinaus und verkroch mich in einer Rübengrube. Hilf Gott! wie wehe geschah mir, daß ich niederbücken und so auf allen Vieren eine Stunde liegen mußte. Also kam ich davon. Meine schönen Mitwächter mußten mit in eine Mühle und Säcke mit Mehl auffassen.

Acht Tage vor Pfingsten kam ich mit vielen Bürgern nach Koburg am Sonntag Exaudi. Es hatte mir ein Dieb meine Schuhe ausgezogen und mir alte schlechte dafür gegeben, die ich fast acht Tage trug, es waren beide Sohlen herausgefallen. Wenn es nun bei Tage Ausreißens galt, drehten sich die Schuhe ringsum und stand oft das vorderste zu hinterst. Ich mußte mich oft lassen auslachen. Also kam ich nach Koburg. Nun war mein Martyrium schon vor etlichen Tagen nach Koburg gekommen, auch die Sage, ich wäre totgemacht. Als ich nun selber kam, verwunderten sich Bürger und alte Bekannte. Dr. Kesler, Generalsuperintendent, item Konsul Körner luden mich die Pfingstfeiertage etliche Mal zu Gast, und taten die Koburger mir, Weib und Kindern vier Wochen lang viel Gutes, wie ich solches in einem Druck am Johannistag gerühmet.

Ach, welch ein Jammer und Not ward da gesehen und gehöret, da alle umliegende kleine Städtlein, Eisfeld, Heldburg, Neustadt, samt den Dorfschaften sich in der Stadt elendiglich behelfen mußten. Da war heischen und betteln keine Schande. Doch wollte ich meinen guten Wirt, Herrn Hoffmann, Apotheker, nicht gar zu sehr beschweren. Ging mit dem Pfarrer zu Walburg, Eisentraut, victum quaerendi gratia drei Wochen in die Welt, gen Kulmbach, Bayreuth, Hirschheid, Altorf, Nürnberg und wieder gen Koburg. Da ich nun fand, daß mein Weib und Kinder wieder zu Poppenhausen eingezogen waren und aufs neue Gil de Hasische Reiter hatten, zog ich heim, und war weder zu schleißen noch zu beißen um sie. Was mir Gott auf der Reise bescheret, mußte ich aufs Rathaus tragen und den Soldaten geben, und waren die Kinder schier vor Hunger verdorben. Denn sie hatten die Zeit über nicht Kleie genug kaufen können zu Brot. Mein Superintendent Herr Grams starb wegen schwedischen Trunks auf dem Schloß etwa vier oder fünf Wochen nach diesem Tumult.

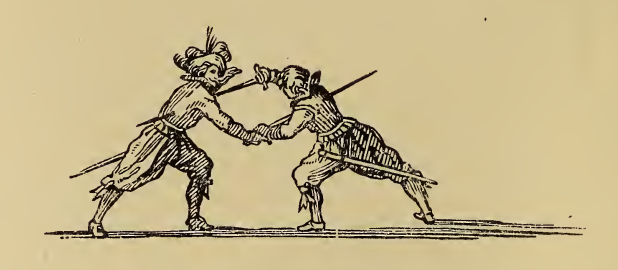
Weil nun die Exactiones und Pressuren immer fortgingen, ich keine Besoldung haben konnte und doch neben meiner Pfarre auch die Pfarre zu Heldburg mußte

helfen versehen, ging ich cum testimonio et consilio Dr. Keslers und mit Rekommendationschreiben gen Eisenach zu Herzog Albert und trug unterschiedlichen im Consistorio meine Armut vor. Bekam Vergünstigung und andere Rekommendation an Ihro Fürstlicher Gnaden beide Herren Brüder, ob ich in dero Landen könnte befördert werden. Also kam ich von Eisenach nach Gotha, eben als unser gnädiger Fürst und Herr, Herzog Ernst, das Kaufhaus zur Residenz machen ließ. Denn ich habe die Huldigung zu Gotha mit angesehen. Das fürstliche Konsistorium ließ mir bald die Pfarre Notleben vorschlagen. Weil aber die Notleber mit ihrem alten Pfarrer stritten und vier Wochen Aufschub hatten, ihren Krieg auszuführen, suadierte Herr Dr. Glaß, ich sollte interim mit meiner Rekommendation nach Weimar gehn und für meine arme Hausgenossen etwas sammeln. Mein Vagieren aber währte bis Anno 1641. Ich kam Dienstags den 18ten Januar wieder nach Gothá, und stand die Pfarre für mich noch offen, welche ich in höchster Untertänigkeit und Dankbarkeit angenommen, und ex Matth. 20 vom Weinberge die Probepredigt getan habe. Ich habe aber zu Notleben nicht allein unsicher gelebt, da man täglich auf die Flucht denken mußte, sondern auch Streitigkeiten mit den Bauern gehabt, die in Kirchen- und Schulsachen das Maul immer nach Erfurt hingen, und denen alle fürstliche Ordnungen wegen des Catechismi odios waren. Ich Pfarrer mußte das bei dem Rat und Bauern entgelten, und weil alle Besoldung in der Länderei stak, wozu ich weder Hofmeister noch andere Mittel haben konnte, daß ich zurecht gekommen wäre, suchte ich untertänig an um eine Translokation. Und hat unser gnädiger Fürst und Herr, sobald er nach der Erbteilung die Pfarre Krock und dies Dorf Heubach erhalten, mich zum Pfarrer hierher vorgeschlagen, welches ich länger als ein Jahr zuvor erfuhr. Habe also Anno 1647 diese Versetzung untertänig angenommen und am Sonntage Judica meine Probepredigt getan, in Gegenwart der Herren Kommissarien und Eingepfarrten. Die Vokation bekam ich des andern Tages, und bin also im Namen Gottes herausgezogen mit Weib und Kind. Und dies wäre mein vierter Kirchendienst, wo ich für meine Person begehre, zu sterben, so es Gottes Wille wäre, aber mein Weib sehnet sich weg, wegen großen beschwerlichen Mangels an Dienstboten, an einen besseren und ebenern Ort. Ich stell's Gott und der Obrigkeit heim."

So weit reicht, was von den Aufzeichnungen Bötzingers erhalten ist. — In Heubach endlich erlebte er den Frieden und verwaltete dort noch sechsundzwanzig Jahre sein Amt. Er starb 1673, vierundsiebenzig Jahre alt, nachdem er siebenundvierzig Jahre ein Leben geführt hatte, dem man die Bezeichnung „friedlich" nicht geben kann. Heubach war eine neue Pfarre, welche Herzog Ernst der Fromme von Gotha eingerichtet hatte, Bötzinger der erste Pfarrer. Er mußte in dem fürstlichen Jagdhause wohnen, welches Herzog Kasimir sich am Walde für die Zeit der Auerhahnsbalz gebaut hatte. In dem Forsthause nebenan hauste ein trotziger Förster, die Gegend war wild, wenig bewohnt, und das Volk durch den Krieg und gesetzloses Waldleben verdorben. Es scheint, daß der neue Pfarrer den Waldmenschen

nicht besonders willkommen war; besonders der Förster wurde sein heftiger Gegner, und verstohlen klagte der Pfarrer in lateinischen Distichen, die er in das Kirchenbuch schrieb, seinem Nachfolger das bittere Leid, welches ihm dieser Diener des Waldes zufüge. Er warnt den zukünftigen Pastor brüderlich vor der Schlechtigkeit des Mannes und vor dessen böser Frau. Aber trotz dieser Händel läßt sich schließen, daß der vielgeplagte Dulder nicht ganz unglücklich war, eine harmlose Selbstbeschaulichkeit ist auch aus seinen lateinischen Versen zu erkennen. Als er endlich starb, wurden, wie damals Sitte war, von ansehnlichen Amtsbrüdern rühmende Gedichte auf ihn gemacht, von denen uns lateinische und deutsche erhalten sind. Sogar Herr Andreas Bachmann, Hofprediger zu Gotha, ein vornehmer Mann, gönnte „seinem lieben alten, nunmehr seligen Amtsbruder" die Krone der Ehre, welche folgendermaßen anfängt und hier schließen soll:

„Martinus Bötzinger, ein treuer Gottesknecht,
Im Pfarramt lange Zeit, wie Hiob schlecht und recht,
Doch nimmer ohne Kreuz, ein wohlgeplagter Mann,
Wie seines Lebens Lauf des weitern zeugen kann."





IV. Der Dreißigjährige Krieg. Die Kipper u. Wipper und die öffentliche Meinung.

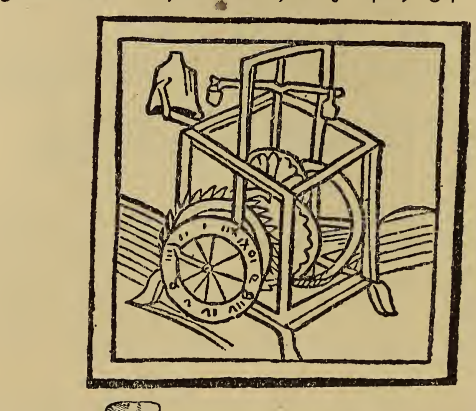
Eintönig schwirrt die Totenklage aus unzähligen Chroniken und Aufzeichnungen der Mitleidenden. Wo tausend einzelne gerettet wurden, verdarben Millionen. Wie den Landbewohnern, zerfraß der Krieg auch den Städtern die Häuser, den Wohlstand, das Leben. Noch mannigfaltiger war hier die Arbeit der zerstörenden Gewalten, aber auch höhere Kraft war rastlos bemüht, das letzte Verderben abzuwenden.

Es ist ein wunderbares Geschick, daß den Deutschen der Krieg in denselben Jahren aufbrannte, in welchen die Teilnahme des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten so weit entwickelt war, daß die ersten Zeitungen entstehen konnten. In Glaubenssachen hatten Sittlichkeit und Urteil des einzelnen seit hundert Jahren gegen die herrschenden Gewalten gearbeitet. In der Politik war nur selten und unbehilflich von Privatleuten eine ernste Auseinandersetzung gewagt worden. Gerade als die Werbetrommeln der Fürsten auf jedem Musterplatze rasselten, begann die öffentliche Meinung ihren ersten politischen Oppositionskampf in der Presse. In einer wichtigen sozialen Frage erhoben sich die geistigen Führer des Volkes gegen die Gewissenlosigkeit der eigenen Landesherren. Die öffentliche Meinung jener Jahre wird vorzugsweise erkannt aus der Flugschriftenliteratur, welche für und gegen den Böhmenkönig streitet, die Kipper und Wipper verurteilt, der Größe Gustav Adolfs huldigt, bis sie zuletzt dünn und kraftlos wird wie die Nation.

Etwa seit 1500 erfährt das Volk Neuigkeiten durch die Presse[92a]. In doppelter Form. Es sind entweder einzelne Bogen, auf einer Seite bedruckt, fast immer mit einem Holzschnitt, seit dem Ende des 16. Jahrhunderts mit einem Kupferstich verziert, unter welchem der erklärende Text, häufig in Versen, steht. Durch solche fliegende Blätter werden Himmelserscheinungen, Kometen, Mißgeburten, bald auch Schlachten zu Land und zur See, Bildnisse von Tagesberühmtheiten und ähnliches verbreitet. Viel von der guten Laune und dem derben Scherz der Reformationszeit ist auf ihnen zu finden. Die Kunst der Holzschneider war rastlos tätig, auch die

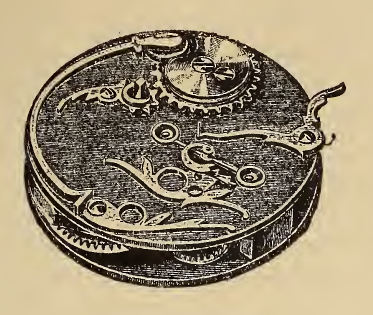
Ältestes bekanntes Bild einer Uhrhemmung mit der „Wage". 15. Jahrhundert.
(Holzschnitt 1470. Nach F. M. Feldhaus.)
Das eiserne Werk der Henleinschen Taschenuhr. 16. Jahrhundert. (Nach F. M. Feldhaus.)

Über die Anfänge der Hemmraduhren („Räderuhren") ist Genaueres nicht bekannt. Die erste bekannte bildliche Darstellung einer solchen Uhr in der „Ars memorativa" (1470) zeigt eine Waghemmung und eine Werkglocke. Weitere Erfindungen und Verbesserungen, die auch die Waghemmung ersetzten, vervollkommneten dann das Uhrwerk in den folgenden Jahrhunderten. Im Anfange des 16. Jahrhunderts ist, vermutlich von einem Nürnberger Schlosser, Peter Henlein, die neue Art der in der Tasche tragbaren kleinen Hemmraduhren zuerst hergestellt worden.





Regierender Bürgermeister und Ratsbote. Augsburg. Um 1600.
(Kupferstich aus: Evidens designatio receptissimarum consuetudinum ornamenta quaedam et insignia continens Magistratui et Academiæ Argentinensi a maioribus relicta. Argentorati, Excudebat Joannes Carolus, 1606.)



Buchdruckereiwerkstätte. 17. Jahrhundert. (Holzschnitt von Abraham von Werdt.)

großen Maler drückten auf ihnen manche Eigentümlichkeiten ihres Talentes vielleicht am unmittelbarsten ab. Die andere Form waren kleine Druckschriften, vorzugsweise in Quart, oft ebenfalls mit Holzschnitten geziert. Sie verkündeten zunächst alles Neue: Krönungen, Schlachten, entdeckte Länder; jedes auffällige Ereignis flatterte in ihnen durch das Land. Seit der Reformation wuchs ihre Zahl ins Ungeheure. Unter dem Titel Zeitungen, Relationen, Avisos, Postreiter kamen sie fast in allen Druckerstätten ans Licht. Neben ihnen gingen die kleinen Streitschriften der Reformatoren, Sermone, Gespräche, Lieder. Früh benutzten auch die Fürsten die Erfindung des Bücherdrucks, ihre Streitigkeiten der Öffentlichkeit mitzuteilen und für sich Partei zu machen. Selbst der Privatmann, der in seinem Rechte geschädigt war, focht durch eine Streitschrift gegen den einzelnen Gegner, eine Stadtbehörde, einen fremden Landesherrn. Im ganzen 16. Jahrhundert ist das Bestreben der kleinen nichttheologischen Literatur, zunächst Neuigkeiten mitzuteilen, dann dem Vorteil der einzelnen oder der Fürsten zu dienen oder die Ansichten der Gewalthaber bekanntzumachen; das Urteil des einzelnen über politische Ereignisse erscheint noch vorzugsweise in einer Form, welche man damals für besonders kunstvoll hielt, als Pasquill oder Dialog. Die Verbreitung der kleinen Neuigkeitsblätter geschah schnell und massenhaft. Seit der Reformation bildete sie sich zu einem eigentümlichen Geschäftszweig aus. Den Buchhändlern oder, wie sie damals hießen, Buchführern, welche solche Zeitungen neben größeren Werken in ihren Läden und Buden feilboten und auf die Märkte fremder Städte brachten, wurden die Buchdrucker, Buchbinder und Briefmaler gefährliche Nebenbuhler[93]. Wichtige Zeitungen wurden überall nachgedruckt. Zumal längs den großen Handels- und Poststraßen am Rheine, im südlichen Deutschland machten einzelne Handlungen und Druckereien besonderes Gewerbe aus der Veröffentlichung von Tagesneuigkeiten. Noch kamen solche Blätter unregelmäßig, aber sie enthielten schon briefliche Mitteilungen aus verschiedenen Städten, in denen nicht nur politische, auch kaufmännische Nachrichten gegeben wurden[94]. Endlich (1609) erscheinen die einzelnen Zeitungsbogen hier und da sogar mit Nummern, also in einem gewissen Zusammenhang. Unterdes war es schon längst Brauch der Kaufleute, ihren Geschäftsfreunden solche Mitteilungen schriftlich mit einiger Regelmäßigkeit zu machen[95]; daneben waren einzelne Neuigkeitsschreiber vorhanden, welche geschriebene Zeitungen versandten. Auch diese Art, Neuigkeiten zu verbreiten, war den Deutschen von Italien gekommen. In Venedig gab es seit dem Jahre 1536 Notizie scritte, handschriftliche Neuigkeiten in fortlaufender Reihe, die sich dort bis zur Französischen Revolution erhielten. Dort war auch kurz vor 1600 die erste regelmäßige Zeitung erschienen, welche, wie berichtet wird, den Namen Gazette von einer kleinen Münze erhielt, mit der man die Nummer bezahlte.

Bald darauf kam auch den deutschen Zeitungen die Regelmäßigkeit. Im Jahre 1615 wurde zu Frankfurt am Main durch Egenolf Emmel, Buchhändler und Buchdrucker, die erste wöchentliche Zeitung ausgegeben, gegen welche 1617 der Reichs-



Ihr liebe gutte frewnne Herren,
Die ihr hört Newe Zeittung gern.
Hie bring ich euch ein gantzen hauffen,
Die wil ich euch al bar verkauffen.
Ist alles war und nichts erlogen,
Wirdt Euwer keiner nit betrogen.
Groß wunder sagt euch meine Zeittung
Von der armada beider seitten.
Auß Franckreich, und auß Engellandt,
Geb ich bericht euch aller handt.

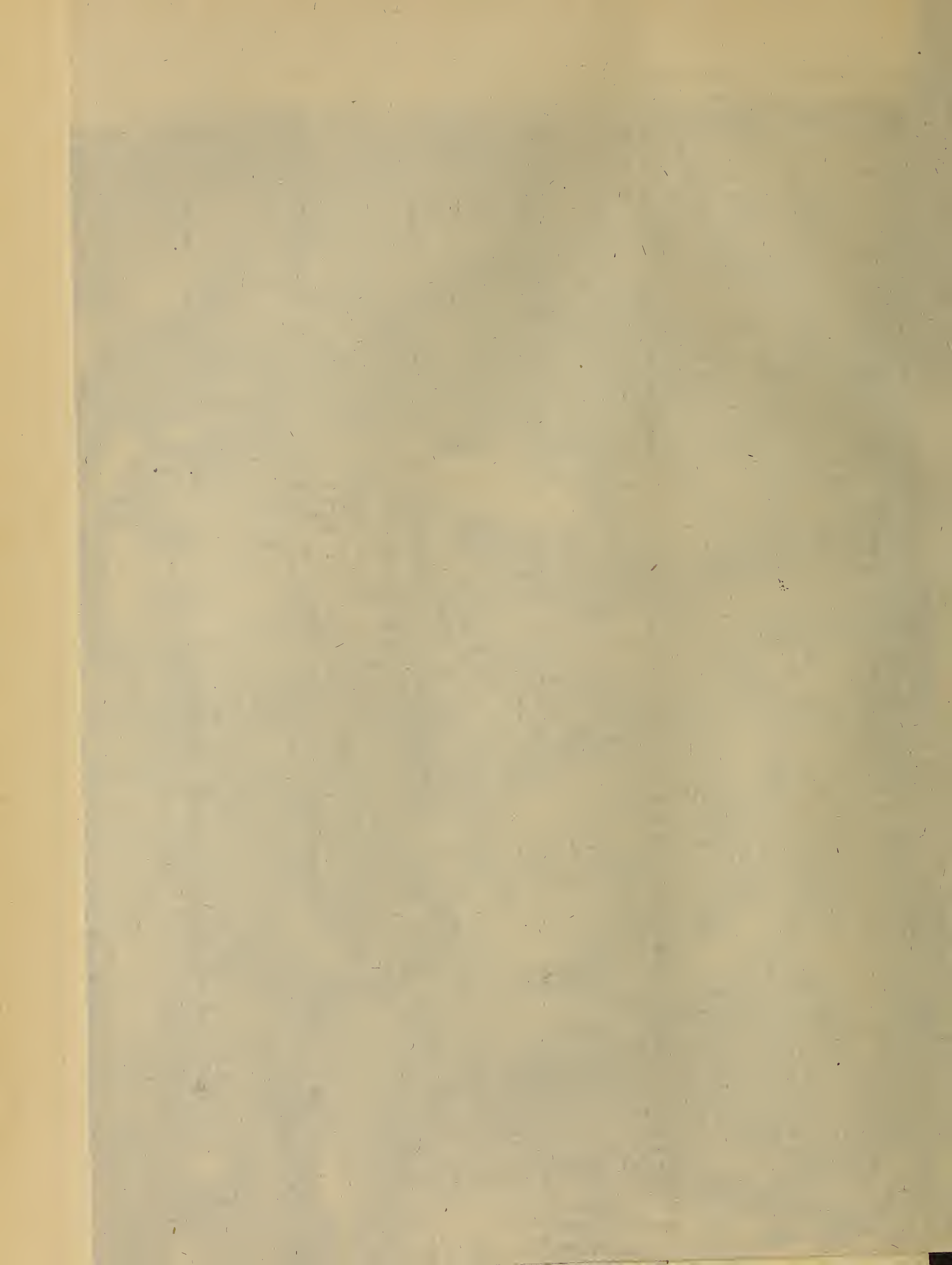
Ich trag nicht briff wie andre botten,
Die euch verierren und euwer spotten,
Was ich hab ist nach allem lust,
Drey tag erlogen vor der post,
Dieß must ihr alles glauben frey,
Weill alles noch ist frisch und new,
Auch geb ich euch es wolfeil hin,
Weil ich des gelts benöttiget bin,
Mein wammest ist sehr boß und schwach,
Ist zeit das ich ein anders mach.

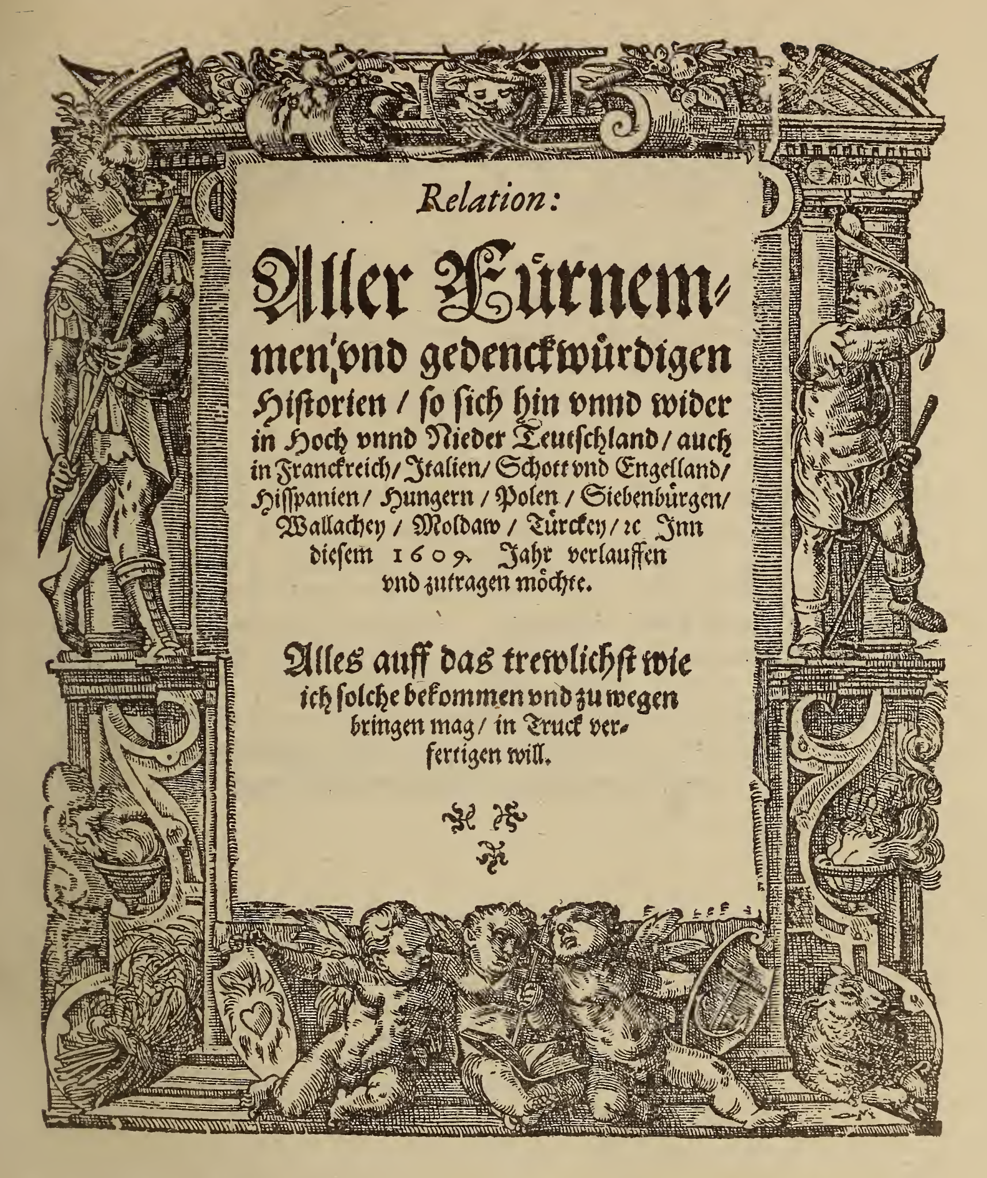
Auff das ab gehe die Newe mehr,
Von der Hertzog von guisen sehr,
Hab ich mit gantzem fleiß gethan,
Nur auch frantzösisch hosen an,
Und das ir wist, so wil nit ich,
Sie bleiben sehn, lang seumen mich,
Drumb so euch mein fuchsschwantz gefelt,
Kaufft ihn, das ich löß euwer gelt,
Anfeddern ist der augen schein,
Was ich muß für ein vogel sein.

Gedruckt bey Jacob Kempner

No. 107

Der Krämer mit der neuen Zeitung.
(Kupferstich von Jacob Kempner. Um 1588. Spottblatt auf die unwahren neuen Zeitungen und auf die Zeitungssucht.)





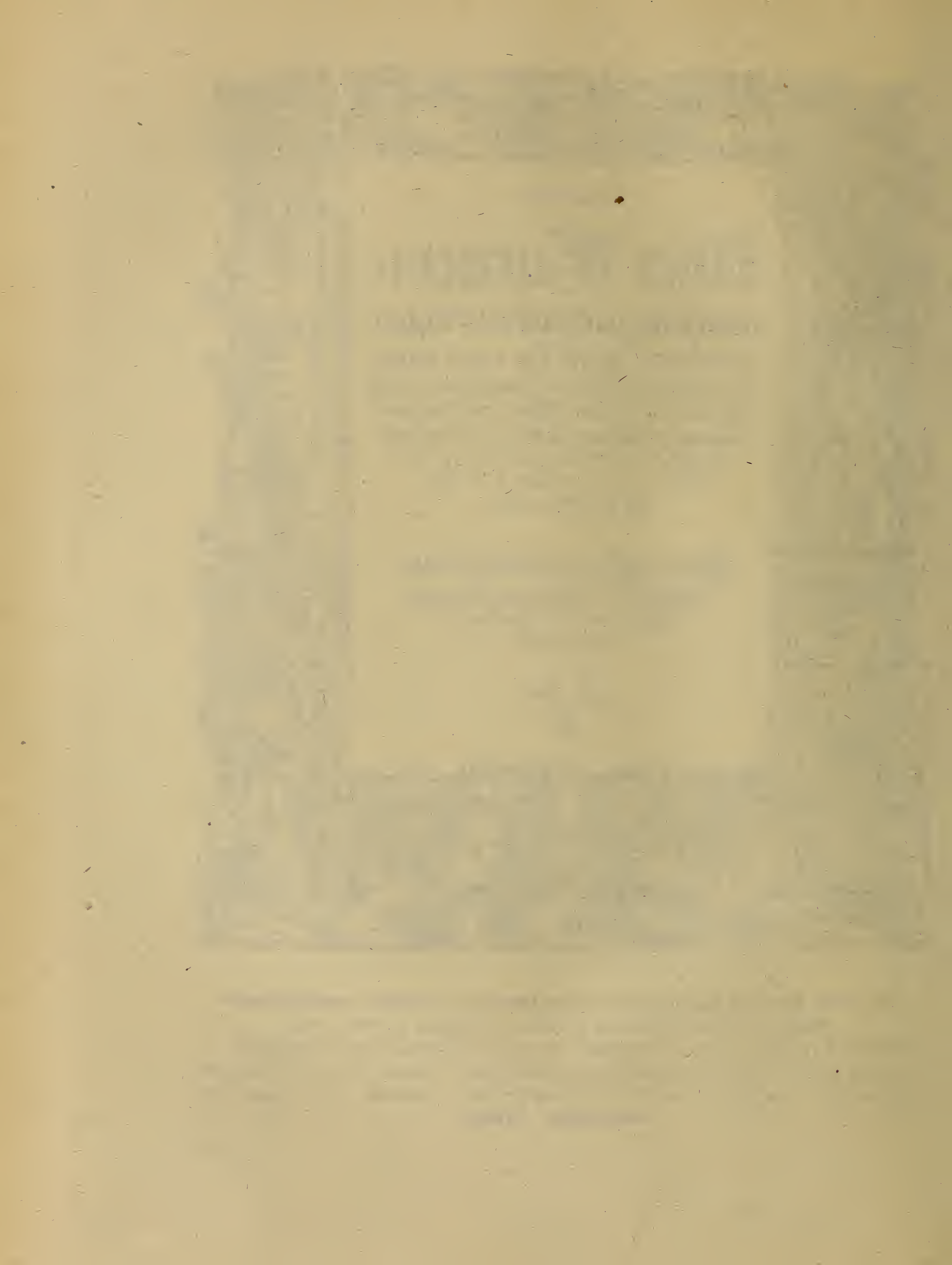
Relation:

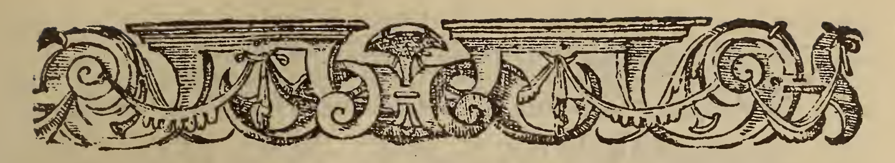
Aller Fürnem-
men, vnd gedenckwürdigen

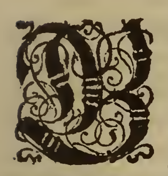
Historien / so sich hin vnnd wider
in Hoch vnnd Nieder Teutschland / auch
in Franckreich / Italien / Schott vnd Engelland /
Hisspanien / Hungern / Polen / Siebenbürgen /
Wallachey / Moldaw / Türckey / ꝛc. Inn
diesem 1609. Jahr verlauffen
vnd zutragen möchte.

Alles auff das trewlichst wie
ich solche bekommen vnd zu wegen
bringen mag / in Truck ver-
fertigen will.

Die älteste bekannte Nummer der ältesten bekannten regelmäßig wiederkehrenden deutschen (Wochen-)Zeitung. Straßburg, Johann Carolus, 1609.
(Nach dem einzigen erhaltenen Exemplare in der Universitätsbibliothek Heidelberg. — Die erste täglich erscheinende deutsche Zeitung gab vom 1. Januar 1660 ab der Leipziger Buchhändler Timotheus Ritzsch als: „Neueinlaufende Nachricht von Kriegs- und Welthändeln" heraus.)







Roßgünstiger Leser/ ꝛc. Demnach durch die genade deß allerhöchsten wir abermahl ein newes Jahr antretten/ vnd ich in außfertigung der *Ordinarÿ avisa*, wie nun etlich Jahr beschehen/ (So gewiß ich die haben vnnd bekommen mag) zu *Continuiren* vermittels Göttlicher gnaden bedacht/ ꝛc. Wann aber bißweilen *Errata* vnd vngleichheiten/ die so wol wegen der vnbekandten Ort/ als auch der Persohnen Namen/ dero *authoritet* Erbämpter oder dergleichen *Singulariteten* vnd *Proprieteten* fürfallen/ so auß vnwissenheit nicht recht geschrieben/ in der *Correctur* auch angeregter vrsachen halben nicht zu ändern müglich/ ꝛc. Als wolte der großgünstige Leser solcher/ wie auch/ was in der Eyl vbersehen/ seinem vernünfftigen wissen nach/ vnbeschwert selbsten *Corrigiren*, Endern vnd verbessern/ ꝛc. Angeregter vrsach halben auch/ vnnd das bey der Nacht eylend gefertigt werden muß/ zum besten verstehn/ auff vnd annemmen/ ꝛc. Hiemit von dem Allmächtigen Gott ein frewdenreiches Glückseliges Newes Jahr/ beständige gesundheit/ vnd alle Wolfahrt/ den Großgünstigen Leser/ nach jedes *authoritet* vnderdienstlich dienst: vnd Freundlich wünschend/

Johann Carolus.

Zeitung auß Cöln/ vom 8. Jenner Anno 1609.

DJe Spannische Besatzung den Rhein hinab / vnd der orten schreyen starck nach Gelt vnd wollen einmal bezahlt sein/weil sie vernommen daß die Flotta in Spannia reich einkommen/vnd fordern die Teutschen allein 9. Thonnen Gold für ihren außstand man besorgt aber sie werden schwerlich dritthalb darvon bekommen / das wirdt wider ein newen auffstand verursachen/wie sich dann schon etlich darzu vermercken lassen/vnd weil der anstand inner 3. tag auß/vnd man nichts gewiß von weiterm hört/wird das Brandschätzen vnd Plündern wider angehen.

Seider jünst haben wir nichts besonders vernommen / allein melden die Brieff auß Holland/den biß *Vltimo Frebruarij prolongirten Treves* oder Stillstand/zwischen den Spannischen vnd Stadischen/darbey angezeigt wird/das von beydentheilen abermals ein newe zusammenkunfft auff *Primo Februarij* zu Breda angestelt worden / vmb zu ersuchen / ob vielleicht die sachen möchten verglichen werden/dessen Beschluß öffnet zeit. Der Raht allhie hat sich bißhero auff jüngst angezeigten puncten/ der Statt beschwerden vnd rechnung belangend / noch nicht *Resolvirt*, sagen aber / daß sie sich beschweren / der Statt *Secreten* der gantzen Burgerschafft/vñ in sonderheit den Zünfften zuerkennen zugeben/zubesorgen die Gemeine sich damit nicht werde *Contentiren* lassen / sagt vnd gibt vor / soll sie bezahlen / wölle sie auch wissen / wo die beschwerden vnd *gravamina* herkommen / wie es nun ablauffen wird lehret zeit Mann sagt Kay: May: habe der Churfüsten von Trier vnd Mayntz gesanden/in dieser sachen zwischen dē Raht vnd der Gemeinde vnderhandlung zu pflegen/ *deputirt*, vnd weil die Burgerschafft von jren habendē *privilegien* vñ Freyheiten im geringsten nit weichen will/ sondern alles inhalts/ deß verbundbrieffs/ welcher sie den weg kierlich weist/ zu halten gedencket Vergangen Drey König Abend hat ein Erbar Raht eine *Procession* nach S. Mergen / vnd zun heyligen Drey Königen in Thum gehalten/welche *Procession* im *Transfix* Brieff Jährlichen zuhalten verordnet/vnnd gleichwol in 80. jahren oder mehr nicht geschehen / also haben sie diesen puncten im *Transfix* Breff ein genügen gethan / da sie nun in allem so fein folgenden / ist nicht zu zweiffein/das alle streittige sachen in der still/ vnd mit gutem frieden möchten verglichen werden.

Auß Andorff vom 26. Decemb.

Vom hieländischen wesen ist nicht viel guts zu schreiben/ dann sich die sachen mehr zum Krieg/als Fried oder anstand ansehen last/weil man gewisse nachrichtung/ daß der König in Spannia bereit schon viel Kriegsvolck für diese Land werben lassen/so künfftigen Früling ankom̃en solle/vngeacht aber dessen/handelt man beiderseits noch einen langen bestand zutreffen/ vnd wie man fürgibt/haben die Staden weil der *Treves* zu end diß jahr auß ist / wider 20. tag verlengert/wiewol etlich von 3. Monat reden/ das ist aber allein ein solches außgeben / darauff nichts

nichts zu hoffen / vnnd man das Volck wegen besserer bezahlung von der *Mutination* abhalte/ welches sehr schwirig: weil man dasselb auff die Flotta vertröst / aber bißher davon noch nichts empfangen Die in Ostenda hat man gestilt / welches zeit gewesen/ dann sie mit den Staden von Schleiß *Corespondentz* gehalten/ weil die selben jnen mit Speiß vnd anderm beygesprungen/ so haben die von Pruck auch gen Schleiß vmb Proviand geschickt/ das hat selbiger Oberster gemerckt / vnnd die abholler gefangen genommen / hat sie aber alsbald wider ledig lassen müssen/ wer sonsten darüber zuboden gangen / In summa die sachen in Flandern stehn wegen der bezahlung vnder dem Volck vbel/ vnd da der Krieg künfftig fortgeht/ ist sich dieser orten grosser Verreterey/ vnd verlust einer stattlichen Festung zubesorgen. Vor 8. tagen ist zu Brüssel der von *Foppinga* Oesterreichischer General Leutenampt/ so wegen der vnrichtigkeit vnd blinden namen halben/ im Würtshauß zur Katzen verstrickt gewest/ mit gewalt gefänglich eingezogen/ die andern 3. Hauptleut aber/ so man dieser handlung halben auch angeklagt/ befinden sich zu Oltenshel/ vnd liegen auch im Arrest / die haben so gar die Stadische gefangne Soldaten/ nach Ranzignirung in der damaln angestelten musterung für ihre Soldaten durchgehn lassen/ ebner massen befind sich der oberst Leutenampt Vangratz Gallas / so an jetzo ein frey Fändlein von 400 man hat dieser vrsach willen auch daselbst. Sonst sind die von jrer Fürstl: Durchl: jüngst nach Franckreich / Engelland/ vnd Denemarckt abgefertigte Herren/ allein der vrsach dahin verreist/ selbigen Königen derhalben mühe in der friedenshandlung zu dancken.

Auß Rom / vom 20. Decemb.

Sontags ist die Hertzogin auß Churland ein Pollagin / vnnd deß Cardinals Ratzivil Baaß Pilgrams vnd vnbekandter weiß mit 6. Edelleuten vnd 3 Matronen allher komen/ die heylige örter zubesuchen/ vnnd in der Herberg zum Schwerd jhren einzug genommen / als aber durch die Jesuiter solche außkundschafft worden/ hat sie deß *Signor Mario Farnese* Gemahl auß anstifftung der Jesuiter empfangen/ hernach zum Bapst jhm die Füß zu küssen/ vnd folgents in ihr Behausung geführt/ die ist willens etlich Monat allhie zubleiben/ einen Arm daran sie ein beschwerlich anliegen hat / Curieren zulassen. Der schatzmeister allhie / hat hiesigen Kauffleuten *Mandirt*. Alle beschnitene vñ ringe Müntzen in die Müntz / oder wer solche hette. in verzeichnuß zugeben. Dem Hertzogen von *Nevers* hat der Bapst ein groß Edelgestein *Lapis Lazera* genant / neben andern Edelgestein / vnnd Geistlichen sachen auff 4000. Cronen wert verehrt / der ist Mittwoch mit etlich seiner Diener nach Neapoli postirt / dessen Gemahl aber soll diesen Winter allhie verbleiben.

Auß Neapoli hat man das nach anlendung derselben Galleren sich befunden / das an Soldatē/ so auff vorgehabte *Impressa* auß gefahren in 1500. Persohnen/ mehrertheils Spannier mangeln/ sonst sind auch/ 1200. Soldaten mit den Neapolitanischen vnnd Sicilianischen Galleren zu Cajetta angelangt/ allhie gehen viel vornemme Persohnen diß gehentodts dahin/ vnd ist diese wochen ein Hauß gantz abgebronnen.

Auß Venedig / vom 26. Dito.

Mit dem Alten Großhertzogen von Florens ist es wider besser worden : mit den jungen

Hertzogen aber ist es sehr gefehrlich/also daß jhres Lebens zubesorgen Die Herrschafft zu Genua hat auff anhalten jhrer Kauffleut den außlendischen Kauffleuten so allher handeln/*Mandirt*, von all jhren einkommenden wahren 2. Sold von jedem 100. Ducaten wert herzuschiessen/die arme Sclaven jhrer Nation vom Türcken außzulösen. Auß Spannia hat man ein Million Gold in die Meer Stätt verordnet / solches Gelt nach Italia zusenden / wie auch 180000. Cronen so den Fuckern bahr soll bezahlt werden / vmb jhren Rest aber sind sie auff nechst künfftige einkommende Flotta vbers Jahr verwiesen worden. Zu *Roan* in Franckreich hat Peter *Cheva* Apotecker vm̃ 100000 Cron/vñ zu Andorff der Johan *Tuis* 20000. Cron falliert. Jüngste Brieff auß Constantinopel berichten/das Sultanus den frieden mit Köni: Matthias in Hungern auff 20. Jahr *Ratificirt*, dessen *Ampassator* auff 15. diß von dannen verreissen sollen/die puncten aber mit Gran / vnd Caniß/ solche wider einzuraumen / wie auch die *Investitur*, mit Wallachey vnd Sibenbürgen / hab man in ein künfftige handlung verschoben so ist man allda deß General Veziers/ mit viel Volcks von Alepo / sampt deß Persianers gesanden erwarten/ ein frieden mit dem Türcken zumachen/ weil derselbe von dem Vßbecken der Tartar König/welcher jhn mit Krieg anficht / bereit ein Niederlag erlitten / sonst weren die Rebellen von Tripoli / vnnd Sayda/ auch der Grentzen halber an einander gewest/ darüber beyderseits viel vmbkommen/welches dem Sultan wol zu statten kompt/ der *Carenterogli* aber sey nit vmbkommen/sondern hab wider 15000. Man beysammen / daher alle Päß von den Türcken besetzt werden.

Auß Wien/vom 26. Dito.

Die Oesterreichische Stände von Horn sind noch allhie / vnd heut von dem Ertzhertzog Maximilian wider auff 5. Tag zur gedult erhandelt worden / es ist alles ein auffzug / sie gehn mit falschen Practicken vmb/man hat vmb den Illiasischen wie auch vmb den Cardinal von Dieterichstein geschrieben/die sollen sich darein schlagen. Weil der Ertzhertzog Leopoldus/ der Bischoff von Gurck/ vnd deß Bapsts *Nuntius* allhie: so ist vnser seits wenig guts zu hoffen. Ertzhertzog Maximilian ist willens künfftigen Montag zuverreissen/wird aber (weil er zugesagt von hinnen nit zukommen/biß die Stend *Content* sein) schwerlich sein können / weiß also Gott was darauß werden wird. Herr Graff von Sultz/Herr von Altheimb / vnd Herr Hagenmüller sein noch allhie/haben biß dato kein bescheid bekommen / dieser tagen haben Herrn von Hofkirch vnd Herr *Præsident* Priner miteinander Kuglen wexlen wollen / es ist aber vom König verbotten worden. Die Hungerisch Ritterschafft zu Raab / haben vor wenig tagen auff befelch deß Herrn Illiasischen Pallatini / einen Predicanten in die Statt gebracht/ als Herr oberst Preiner dasselb vernommen/hat er denselben mit etlich Muscatirer wider auß der Festung begleiten lassen/als 2. Hauptleut/ Namens/ *Suffari Michael* vnd *Lengick Bodisar* sich dessen bey Herrn obersten Preiner/neben den Hungarischen Ritterschafft beschwerd/ hat Herr Preiner jhnen mit scharpffen worten begegnet / vnd sein Rappier halb außgezogen / dahero er den Hungerischen Rechten nach/ den Kopff verlohren hat / hierauff die gantze Ritterschafft obgemelt 2. Capitain zu jhr Kön: Wür: allher gesand/sich dessen beschwerd / können aber weder Antwort noch Bescheid haben / man vermeint / da der König seinem zusagen nach solches nicht halten würde/möcht dieses einen newen auffstand in Vngarn erwecken.

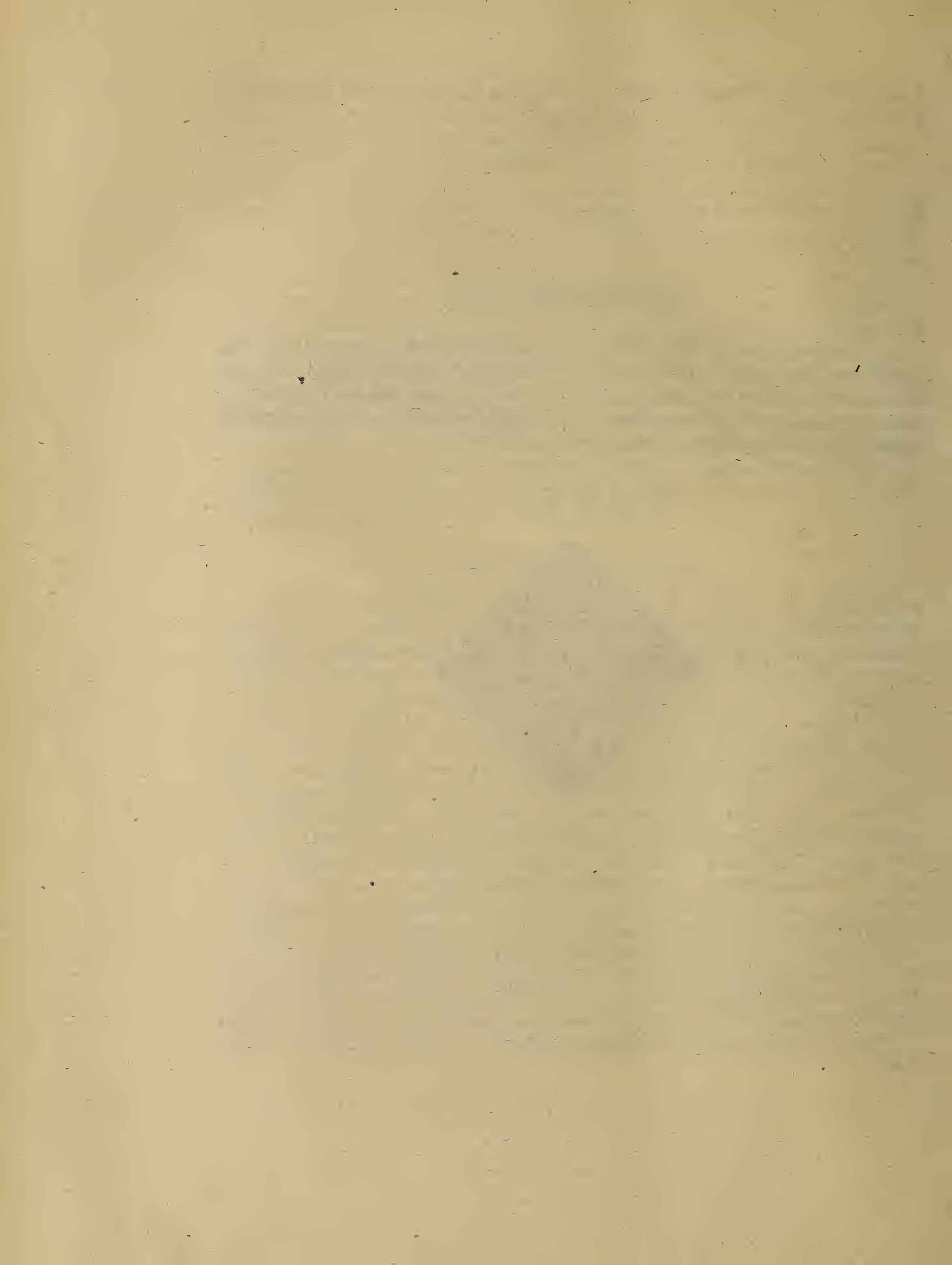
Auß

Auß Prag / vom 29. Dito.

Von dem Oesterreichischen wesen / wird allhie vnderschiedlich außgeben / daß die Ober vnd vnder der Enß / wider vnder ihr Kay: May: schutz kommen sollen deßgleichen wird gesagt das nach den Feyertagen der Phillip lang soll ledig werden / der meisstetheil aber helt es für / das *Contrarium*, / sonst verlaut das inner kurtz wider ein Reichstag nach Regenspurg außgeschrieben / vnd demselben Kay: May. in Persohn bey wohnen werden.

E N D E.





postverwalter Johann von den Birghden ein Konkurrenzblatt: Unvergreiffliche Postzeitungen, herausgab. Aus diesen beiden Unternehmungen sind die ältesten Zeitungen Deutschlands, das Frankfurter Journal und die Oberpostamtszeitung, hervorgegangen.

Aber lange blieben diese und andere Wochenzeitungen nur Neuigkeitsblätter, in denen das Urteil über die mitgeteilten Tatsachen vorsichtig zurücktrat. Der große Strom der öffentlichen Meinung lief noch fast zweihundert Jahre in den alten Richtungen, den Flugblättern und gelegentlichen Broschüren.

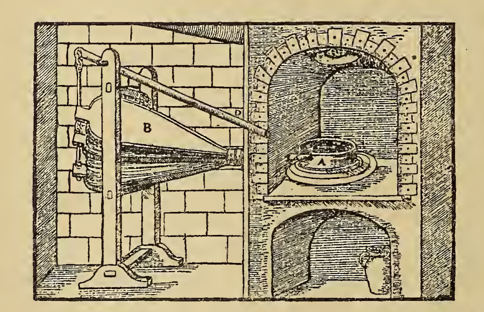
Gleich bei Beginn des Krieges wurden auch die entfernten Leser zu leidenschaftlicher Parteinahme gezwungen. Überall erschienen Streitschriften, Ansichten, Ratschläge, Bedenken. Die Nation war auch bei diesem geistigen Kampf in große Parteien zerrissen. Und es ist belehrend, zu sehen, wie die Schreibelust der Kämpfenden in genauem Verhältnis steht zu den Erfolgen, welche ihre Partei errungen hat. Bis zur Schlacht am Weißen Berge sind neun Zehnteile aller Relationen und Streitschriften protestantisch. Ihre Zahl reicht wohl in die Tausende. Heftig brennt der Haß gegen die Jesuiten auf; bitter ist der Groll gegen den Kaiser, unaufhörlich wird vor der Liga gewarnt. Nächst Prag ist Straßburg einer der Mittelpunkte dieser kriegerischen Tätigkeit. Während zu Prag der Libellschreiber von Röhrig als Huß redivivus in vielen „politischen Discursen" leidenschaftlich gegen die Feinde Sturm läutete, verklagten die Straßburger Magister nach dem Muster des Italieners Boccalini dieselben Gegner vor Apollo und dem Hofstaat des Parnassus, und ihr Apollo hatte menschenfreundliche und aufgeklärte Urteile zu fällen. Vorsichtig und unsicher sind die Verteidigungen, wie überhaupt die katholische Partei während des ganzen Krieges im ernsten Federkampf den Protestierenden nicht gewachsen war. Aber die schnelle Flucht des neuen Königs von Böhmen ändert plötzlich das Aussehen des literarischen Marktes. Erbeutete Geheimschriften der böhmischen Partei werden von den Gegnern veröffentlicht; um sie, die wohlbeleibten Quartanten, tobt jahrelang der Kampf dünnerer Flugblätter. Siegesfroh und rachsüchtig lärmten die Kaiserlichen. Zwar in ihren Broschüren ist immer noch Mäßigung, denn noch waren die lutherischen Sachsen zu schonen, aber um so empfindlicher treffen sie die Feinde in Bilderbogen und Spottversen. Endlos, erbarmungslos sind die Satiren auf den flüchtigen Winterkönig, er selbst mit seinem Stolz, seiner Kopflosigkeit, seine Gemahlin und seine Kinder werden in jeder kläglichen Lage abgeschildert, Brot suchend, auf schlechtem Wagen abziehend, sich eine Grube grabend.

Aber dieser Kampf wurde unterbrochen durch einen anderen, der für immer von hohem Interesse sein soll. Es ist der Sturm der deutschen Presse gegen die Kipper und Wipper.

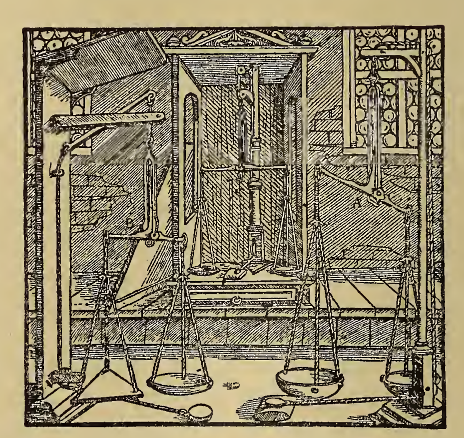
Von allen Schrecken des beginnenden Krieges erschien dem Volke selbst keiner so unheimlich als eine plötzliche Entwertung des Geldes. Für die Phantasie des leidenden Geschlechts wurde das Übel um so ärger, weil es in die trübe Stimmung der Jahre scheinbar plötzlich einfiel, weil es überall die gehässigsten Leidenschaften



Verwendung der Wünschelrute zum Aufsuchen von Erzlagern.

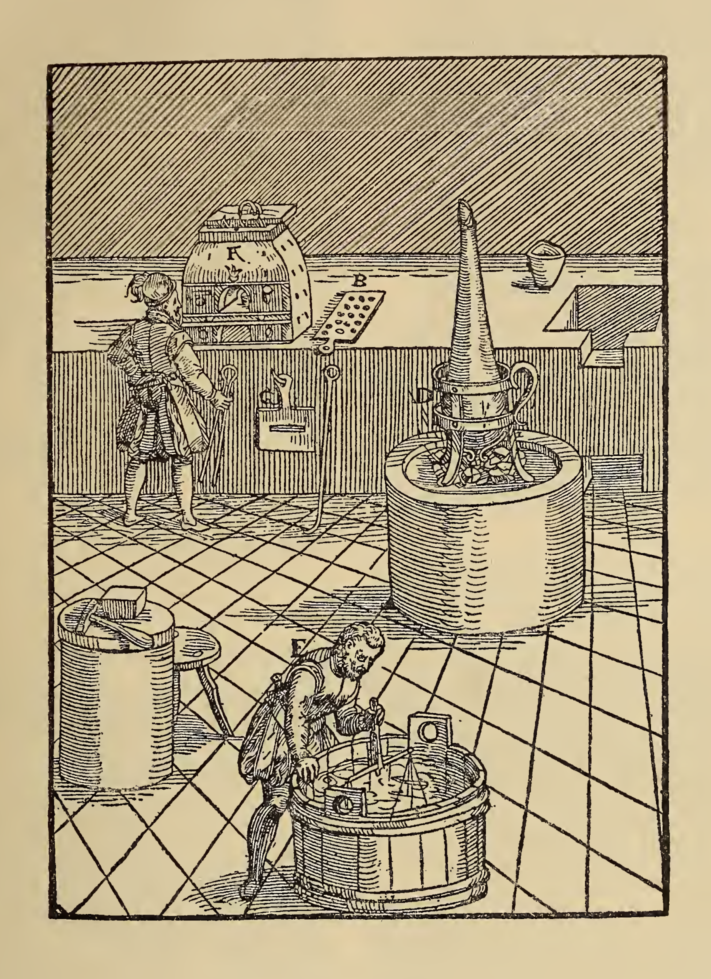


Probierofen.

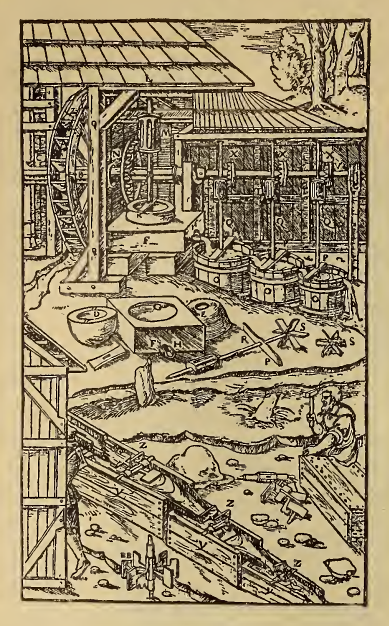


Probierwagen.

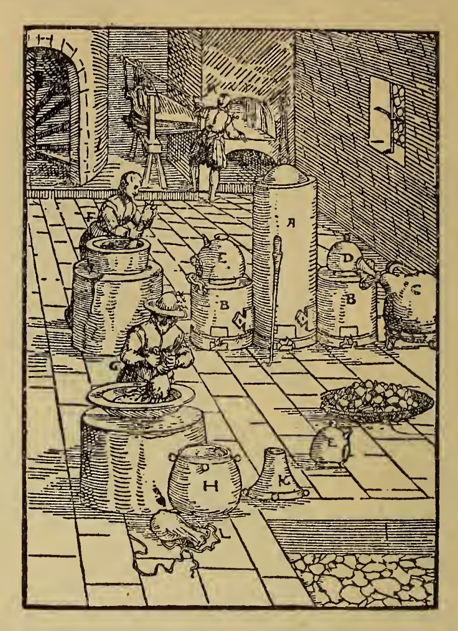
(Holzschnitte aus: Georg Agricola, Vom Bergwerk, XII Bücher, verdeutscht durch Philipp Bech. Basel, 1557.)



Untersuchung einer Gold-Silberlegierung.
(Holzschnitt aus: L. Ercker, Beschreibung aller fürnemsten mineralischen Erze und Bergwerkserze. Frankfurt a. M., 1598.)



Goldgewinnung
vermittels Amalgamationsverfahrens.
(Holzschnitt aus: Agricola, Bergwerk. 1557.)



Abscheidung des Goldes vom Quecksilber.
(Kupferstich aus: Lazarus Ercker,
Aula subterranea. 1680.)



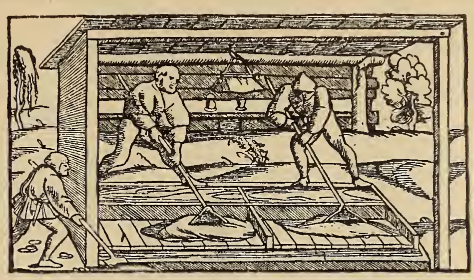
Quecksilbergewinnung durch Destillierung.



Ofen zur Quecksilbergewinnung
durch Sublimierung.

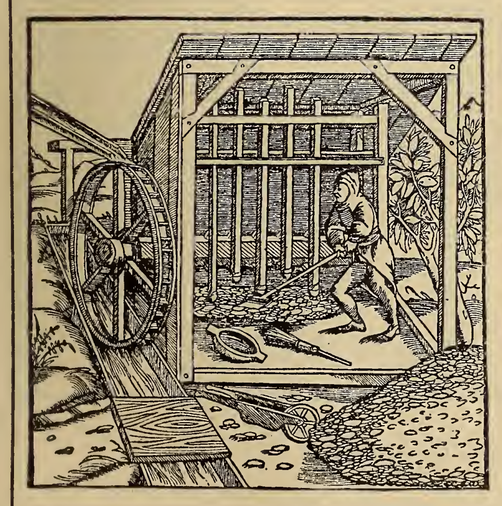
(Holzschnitte aus: Agricola, Bergwerk. 1557.)





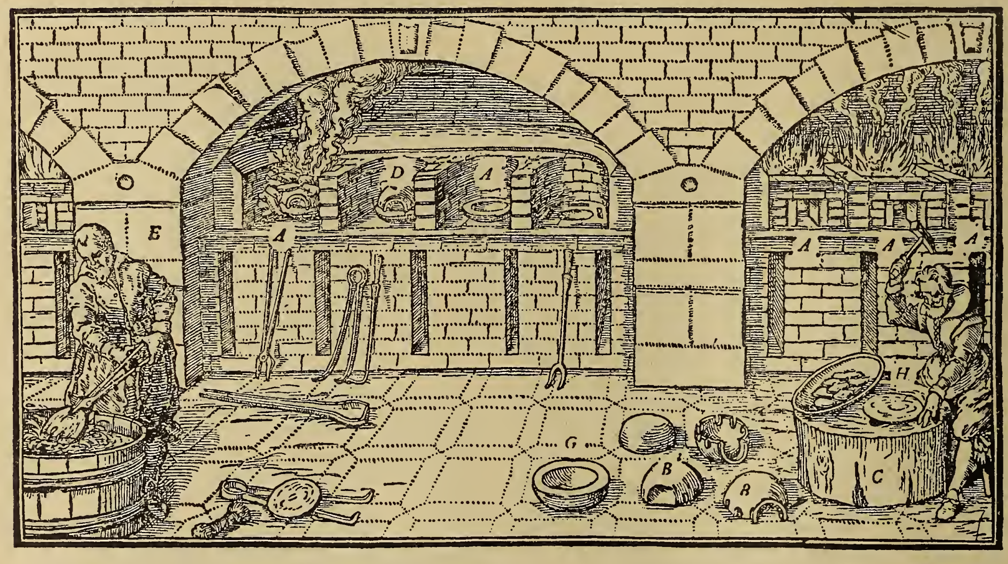


Silberbergwerk (Leberthal in den Vogesen).
16. Jahrhundert.
(Holzschnitte aus:
S. Münster, Kosmographie. Basel, 1550.)

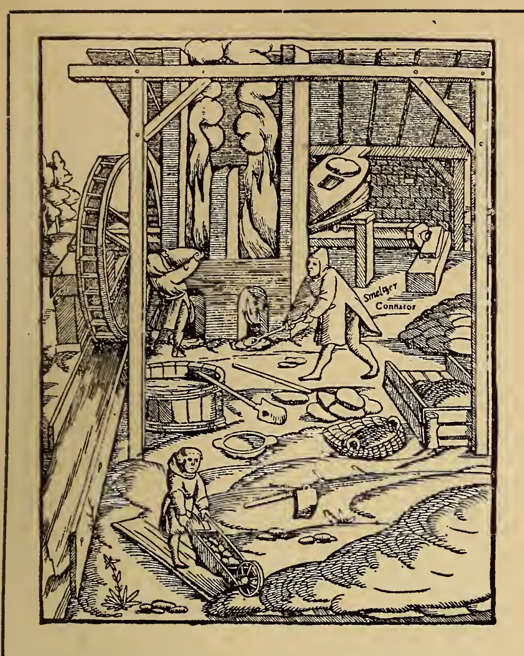




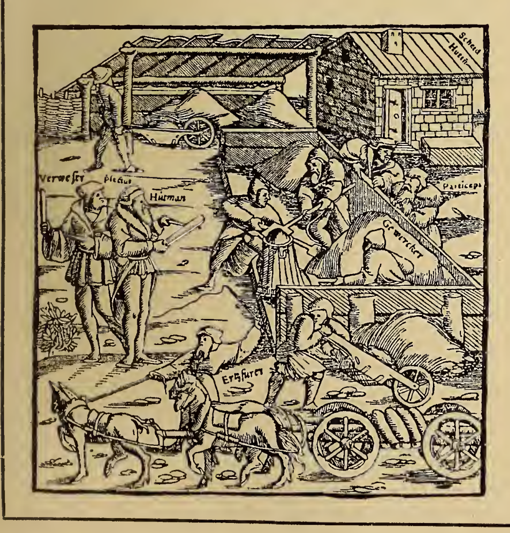




Feinbrennen des Silbers im Gebläseofen.
Feinbrennen des Silbers.
(Holzschnitte aus: Agricola, Bergwerk. 1557.)

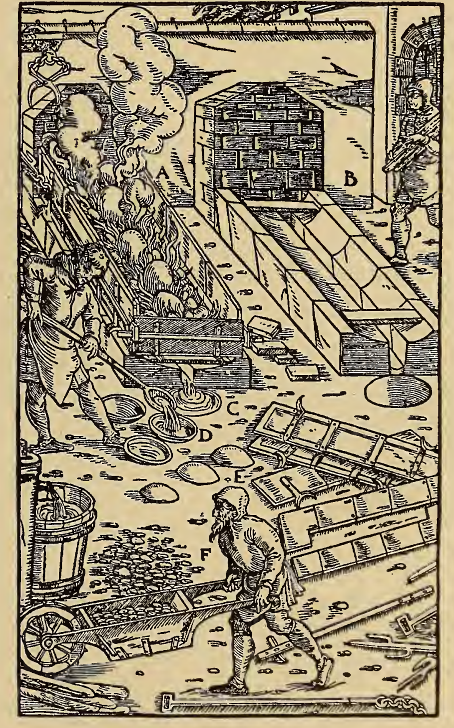


Silberbergwerk (Leberthal in den Vogesen).
16. Jahrhundert.
(Holzschnitte aus:
S. Münster, Kosmographie. Basel, 1550.)





Treibherd für die Silbergewinnung aus gereinigtem silberhaltigem Blei, sg. Schwarzblei.



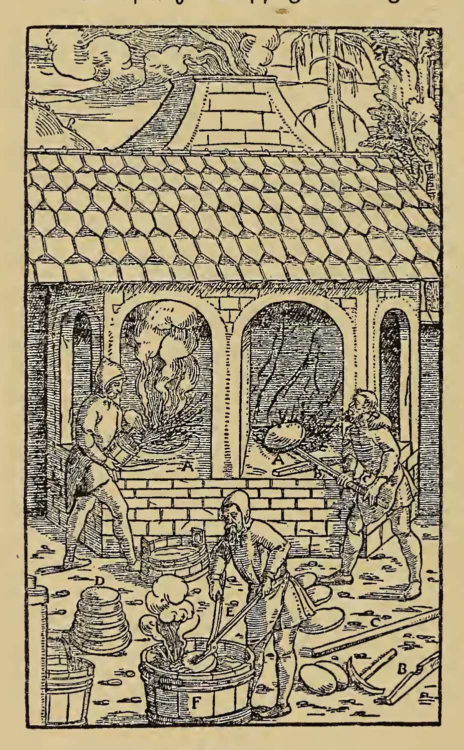
Seigerherde zur Kupfergewinnung.
(Holzschnitte aus: Agricola, Bergwerk. 1557.)



Dörrofen zur Kupfergewinnung.



Schmelzofen für Zinnerze.

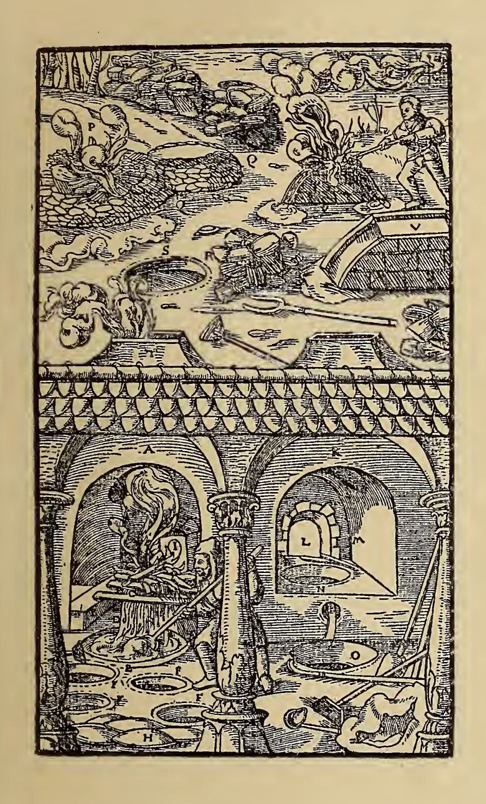


Garherd zur Kupfergewinnung.



Auswaschung von Zinngraupen.

(Holzschnitte aus: Agricola, Bergwerk. 1557.)





Ausschmelzungsarten des Bleies. Frischofen zur Eisenherstellung.
(Holzschnitte aus: Agricola, Bergwerk. 1557.)



Antriebsvorrichtungen im Bergbau (Göpel, Tretrad und Fußbetrieb). 16. Jahrhundert.
(Holzschnitt aus: Agricola, Bergwerk. 1557.)



Arten der Fahrt. 16. Jahrhundert.
(Holzschnitt aus: Agricola, Bergwerk. 1557.)



Bergmannstracht (Untersteiger). 18. Jahrhundert.
(Kupferstich aus: Chr. Weigel, Abbildung und Beschreibung derer sämtlichen Bergbeamten. Nürnberg, 1721.)

Falschspieler.
(Holzschnitt aus: J. Damhouder, Praxis rerum criminalium. Antwerpen, 1562. — Das Bild zeigt die Herstellung falscher Würfel durch Eingießen flüssigen Metalls in ihren Hohlraum, so daß die derart beschwerten, äußerlich von gewöhnlichen nicht zu unterscheidenden Würfel infolge ihrer Schwergewichtsveränderung immer auf eine bestimmte hohe Zahl fallen.)

Chemisches Laboratorium. 17. Jahrhundert.
(Kupferstich von Michael Küsell aus: J. M. Dilherr, Heiliger epistolischer Bericht ... Nürnberg, 1663.)


Theür ist der Schatz; schwach das
Gib acht, das es nicht werde bös;

aufwühlte und Unfrieden in den Familien, Haß und Empörung zwischen Gläubiger und Schuldner, Hunger, Armut, Bettelhaftigkeit und Entsittlichung zurückließ. Es machte ehrsame Bürger zu Spielern, Trunkenbolden und Troßknechten, jagte Prediger und Schullehrer aus ihren Ämtern, brachte wohlhabende Familien an den Bettelstab, stürzte alles Regiment in heillose Verwirrung und bedrohte in einem dichtbevölkerten Lande die Bewohner der Städte mit dem Hungertode.

Es war das dritte Jahr der Kriegsunruhen. Zwar hatte in Böhmen und in der Pfalz die Kriegsflamme bereits vieles verdorben, und überall züngelte dort noch die Glut aus den Trümmerhaufen, in welchen die kaiserlichen Truppen das Kreuz des alten Glaubens aufrichteten. Überall war schwüle Luft, in allen Kreisen des Reiches rüstete und sorgte man für die Zukunft. Aber der Verkehr mit den Gegenden, in denen der Krieg schon gehaust hatte, war damals verhältnismäßig gering, die geschlagenen Länder waren, mit Ausnahme der Pfalz, Provinzen, die dem Kaiser selbst gehört hatten, und an Elbe und Niederrhein, in Thüringen, Franken und den Gebieten der Niedersachsen fragte man noch, ob auch für die eigene Heimat Gefahr nahe sei. Im August 1621 sah der Bauer auf eine mittelmäßige Ernte; in Handel und Verkehr waren einige Stockungen eingetreten, aber auch ein erhöhter Eifer, wie bei starken Rüstungen natürlich ist, und die männliche Jugend wurde durch das wilde Treiben der Kriegsmänner noch mehr gelockt als eingeschüchtert. Allerdings war schon seit längerer Zeit an dem Gelde, welches im Lande umging, ungewöhnliches bemerkt worden. Des guten schweren Reichsgeldes wurde immer weniger, an seiner Statt war viel neue Münze von schlechtem Gepräge und rötlichem Aussehen in Umlauf. Noch befremdlicher fiel auf, daß die fremden Waren fortwährend im Preise stiegen. Man empfand eine anhaltende Teuerung. Wer ein Patengeschenk machen wollte oder fremde Kaufleute bezahlen mußte, der zahlte für die alten feinen Joachimstaler ein immer wachsendes Aufgeld. Aber im örtlichen Verkehr zwischen Stadt und Land wurde das zahlreiche neue Geld ohne Anstand genommen, ja, es wurde mit erhöhtem Schwunge umgesetzt. Die Masse des Volkes merkte nicht, daß die verschiedenartigen Münzen, mit denen es zu bezahlen pflegte, ihm unter der Hand wertloses Blech geworden waren; die Klügeren aber, welche das Sachverhältnis ahnten, wurden zum großen Teil Mitschuldige an dem unredlichen Wucher der Fürsten[95a].

Es läßt sich noch jetzt deutlich erkennen, wie dem Volke die Erkenntnis seiner Lage kam, und noch jetzt werden wir erschüttert durch den plötzlichen Schreck, die Angst und Verzweiflung der Masse, und durch die Sorge und den männlichen Zorn der Denkenden. Noch jetzt fühlen wir beim Lesen der alten Berichte etwas von der Empörung, womit man die Schuldigen betrachtete. Und wenn wir auf manchen wunderlichen Irrtum der öffentlichen Meinung von damals herabsehen und auf die wohlmeinenden Einfälle einzelner, welche gute Ratschläge gaben, so ist uns doch gegenüber dieser Zeit der Trauer und Demütigungen ein frohes Lächeln erlaubt über die Tüchtigkeit, mit welcher schon damals von Männern aus dem Volke der

Grund des Übels erkannt und in einer der schwierigsten nationalen Fragen die rechte Antwort und dadurch einigermaßen Abhilfe gefunden wurde. Bevor versucht wird, ein Bild der Kipper- und Wipperjahre zu geben, sind einige Bemerkungen über das Geldprägen jener Zeit unvermeidlich.

Alle gewerbliche Fertigkeit war in alter Zeit mit Würde, Geheimnis und einer reichen Zahl von Formeln umgeben. Nichts ist bezeichnender für die Eigentümlichkeit der germanischen Natur als ihr Bestreben, auch die einförmigste Handarbeit durch eine Fülle von gemütlichen Zutaten zu adeln. Und sobald das Gemüt durch die herzliche Freude am Schaffen erregt wurde, war auch die Phantasie des Handwerkers mit Bildern und Symbolen beschäftigt, und behend hatte er sein „Wissen" zu einer hohen, ja heiligen Sache gemacht. — Was allen Handwerken des Mittelalters zukam, das war der Kunst, Münzen zu schlagen, in hervorragendem Maße eigen. Das Gefühl der eigenen Wichtigkeit war in dem Münzer ungewöhnlich stark, die Arbeit selbst, das Behandeln edler Metalle im Feuer, galt für besonders vornehm, die unverstandenen chemischen Vorgänge, welche durch die Alchimie mit einem Wust von phantastischen Bildern umgeben waren, machten auf die Arbeitenden gewaltigeren Eindruck, als unser Jahrhundert der nüchternen Fabriktätigkeit begreift. Dazu kam das Verantwortliche des Dienstes. Wenn der Münzer die silbernen Probiergewichte aus der schönen Kapsel hervorholte und die kleinen Näpfchen der Eicheln auf die kunstvoll gearbeitete Probierwage setzte, um das Probierkorn darin abzuwägen, so tat er dies mit einem entschiedenen Bewußtsein von Überlegenheit über seine Mitbürger[96]. Und wenn er die Silberprobe in der „Capelle" vom Blei reinigte und das fließende Silber zuerst mit zarten Regenbogenfarben überlaufen wurde, dann der bunte Überzug zerriß und wie ein Blitz der helle Silberschein durch die geschmolzene Masse fuhr, so erfüllte ihn dieser „Silberblick" mit einem ehrfurchtsvollen Erstaunen, und er fühlte sich mitten in dem geheimnisvollen Schaffen der Naturgeister, die er fürchtete und durch die Kunst seines Handwerks, soweit dessen Vorschrift reichte, doch beherrschen konnte. Es war demnach in der Ordnung, daß die Münzer eine geschlossene Körperschaft bildeten mit Meistern, Gesellen und Lehrlingen, und daß sie eifersüchtig auf ihre Vorrechte hielten. Wer des heiligen römischen Reiches Münze prägen wollte, mußte zuerst seine freie eheliche Geburt erweisen, vier Jahre niedrige Dienste tun, in dieser Zeit nach altem Brauch eine Narrenkappe tragen, sich für Unrecht und Ungeschick streichen und strafen lassen; dann erst wurde er zur Münzarbeit selbst zugelassen und als Münzgesell des Reiches in die Brüderschaft aufgenommen.

Aber diese strenge Ordnung, welche von Kaiser Maximilian II. noch im Jahre 1571 den Münzgesellen bestätigt wurde, vermochte schon damals nicht zu bewirken, daß in der Genossenschaft ehrlich und fromm gearbeitet wurde. Ebensowenig bewirkten dies die Überwachungsbestimmungen, welche auf Reichstagen und durch die Landesherren gefaßt wurden. Dem Münzmeister sollte zur Aufsicht bei jeder Münze ein Wardein zur Seite gestellt werden, welcher Feingehalt und Gewicht

der geschlagenen Münzen zu prüfen hatte. Die zehn Kreise des Reiches sollten jährliche „Approbationstage" halten, um ihre Münzen gegenseitig zu vergleichen und die schlechten auf geringeren Wert herabzusetzen; jedem Kreise sollte ein Generalwardein vorstehen; für jeden Kreis ward eine bestimmte Anzahl von Münzstätten festgestellt, in welchen namentlich die kleineren Landesherren ihr Geld ausprägen sollten. Aber alle diese Bestimmungen wurden nur unvollkommen ausgeführt.

Es gab zuverlässige Landesherren und treue Münzbeamte auch damals im Lande; aber ihre Anzahl war gering, und häufig war das Verhalten des Münzmeisters, welcher von einem deutschen Kreise für tüchtig befunden war und in einer gesetzlichen Münze arbeitete, doch eine Tätigkeit voll befremdlicher Kniffe. Die Überwachung war bei dem unvollkommenen Münzverfahren schwierig, die Versuchung groß, die sittlichen Anschauungen im allgemeinen viel niedriger als jetzt. Vom Landesherrn bis zum Handlanger und dem jüdischen Lieferanten herab betrog beim Münzen jeder den andern. Der Landesherr ließ den Münzmeister eine Reihe von Jahren arbeiten und reich werden, er ließ vielleicht stillschweigend geschehen, daß die Landesmünze zu leicht ausgebracht wurde, um in der rechten Stunde dem Schuldigen den Prozeß zu machen. Dann wurde diesem wie einem Schwamme durch einen Druck alles ausgepreßt, was er in vielen Jahren tropfenweis aufgesogen hatte. Es half ihm auch nicht, wenn er den Dienst längst aufgegeben hatte, die habsüchtige Gerechtigkeit wußte nach vielen Jahren noch an ihn zu kommen. Der Münzmeister aber, welcher nicht in der bequemen Lage des Löwen war, durch einen einzigen Schlag mit der Tatze seine Beute zu sichern, pflegte unablässig seinen Münzherrn, die Lieferanten, ja sogar seinen Kassierer, die Gesellen und Jungen zu bevorteilen, vom übrigen Volke ganz zu geschweigen. Nicht besser machten es die andern genannten Helfer. Jedes Hand war gegen die des andern, und der Fluch, welcher nach der Sage auf dem Gold der deutschen Zwerge liegt, schien im 17. Jahrhundert noch alle die zu verderben, welche die glänzenden Metalle in Geld verwandelten. — Das gewöhnliche Geschäftsverfahren war folgendes.

Der Münzmeister kaufte das Metall ein, bestritt die Kosten des Prägens und zahlte für jede Mark Kölnisch, welche er schlug, dem Landesherrn noch einen Schlagschatz, welcher, wie es scheint, für gewöhnlich vier gute Groschen betrug. Er mußte aber das feine Silber teuer bezahlen, die Löhne und die Zutaten stiegen fortwährend im Preise. Da half er sich. Wenn er dem Münzherrn wöchentlich für tausend bis zweitausend Mark den Schlagschatz zahlte, so verschwieg er ihm fünfzig Mark, die er außerdem geprägt hatte, und behielt den Schlagschatz derselben für sich; er prägte ferner scharf, d. h. er machte das Geld am Silbergehalt um einen halben Gran schlechter als es sein sollte (was gesetzlich noch erlaubt war), er schlug je hundert Mark am Gewicht um etwa vier Lot zu leicht, was von niemandem gemerkt wurde, und wenn er wußte, daß das Geld sogleich in entfernte Gegenden, besonders nach Polen verführt werden sollte, so brach er am Gewicht noch dreister ab. Nicht sauberer war der Verkehr mit den Lieferanten, welche ihm das Metall

herbeischafften. Durch ganz Deutschland zog sich damals ein heimlicher Handel, der vom Gesetz hart verpönt und von den städtischen Torwächtern mit vielem Spürsinn verfolgt wurde, der Handel mit gemünztem Metall und mit eingeschmolzenem Geld. Was der Soldat an Beute gewonnen, was der Dieb aus der Kirche gestohlen hatte, wurde von den Hehlern zu flachen Kuchen oder kegelförmigen Massen verschmolzen, welche in der Kunstsprache „Plantschen" und „Könige" hießen; was dem Gelde durch Beschneiden abgekippt war und was sonst unter falschem Namen vorsichtig versandt werden mußte, das wurde aus dem Schmelztiegel über nasse Besenreiser gegossen und so gekörnt. Außerdem aber wurde von unermüdlichen Aufkäufern das gut geprägte Geld gegen schlechteres eingetauscht; kleine Wechsler, meist wandernde Juden, zogen von Dorf zu Dorf, bis weit über die Grenzen des deutschen Reiches, und sammelten, ähnlich wie jetzt die Lumpensammler, ihre Ware von dem Landmann, dem Kriegsknechte, dem Bettler. Aller Herren Angesicht, alle Wappen und Umschriften, Roß und Mann, Löwe, Schaf und Bär, Taler und Heller, die Heiligen von Köln und Trier und die Denkmünzen des Ketzers Luther wurden für die Münzen zusammengekauft, getauscht, gesammelt. Die heimliche Ware wurde dann in Fässer mit Ingwer, Pfeffer, Weinstein gepackt, als Bleiweiß verzollt, in Tuchballen und Rauchwerk geschlagen. Es gab Reisewagen mit doppeltem Boden, welche besonders zu solcher Beförderung eingerichtet waren. Noch besserer Schutz war als Reisegefährte ein Geistlicher, für den allerbesten galt ein Trompeter, welcher dem Händler den Anschein eines fürstlichen Kuriers gab. Traf sich's, daß ein vornehmer Herr nach derselben Gegend reiste, so war es am bequemsten, diesen zu bestechen, denn er und sein Gefolge, ihre Wagen und Pferde wurden an den Stadttoren nicht untersucht. Oder der Agent verkleidete sich selbst in einen vornehmen Herrn oder Soldaten, und ließ die Last durch die Reitpferde oder seine Knechte fortschaffen. Zuweilen mußte der Münzmeister unter dem Vorwande eines Besuches bei guten Freunden dem Agenten bis an die Grenze entgegenfahren; dann gingen fern von Menschenwohnungen auf einsamer Heide oder in einer Waldeslichtung die kostbaren Waren auf Kaufmanns Parole aus einer Hand in die andere.

Unterdes trug der kleine jüdische Händler seinen Ledersack mit alten Groschen bei Nacht auf Seitenwegen über die Grenze, in zwiefacher Furcht, vor den Räubern und vor den Hütern des Gesetzes. Der lederne Sack, sein breitkrempiger Hut und der gelbe Tuchring am Rocke, das Abzeichen des Juden im Reiche, wurde am häufigsten in der Münze gesehen. Und es bestand zwischen dem Händler und dem Münzmeister ein vertrauliches Geschäftsverhältnis: der Münzmeister erlaubte zuweilen dem Juden, das Bruchsilber im versiegelten Ledersack in die Schmelztiegel zu werfen, damit nicht gestohlenes Gut an das Tageslicht komme[97]. Aber allerdings war auch diese Vertraulichkeit nicht ohne Hintergedanken. Denn dem Juden begegnete wohl, daß sich unter hundert Mark, die er in Talern lieferte, eine Mark falscher Taler mischte, oder daß ihm die Säcke mitsamt den Münzen unterwegs

naß geworden waren, was ihrer Schwere einige Lot zusetzte, oder daß ihm zwischen gekörntes Silber feiner weißer Uhrensand kam, der doch mitwog. Dafür entschädigte sich der Münzmeister, indem er die Wagschalen so zu hängen wußte, daß die eine Seite des Balkens kürzer wurde, oder indem er durch Heraufschnellen und langsames Herunterlassen der Wagschalen trotz dem lotrechten Stand des Züngleins die Ware um einige Lot leichter machte, oder er fälschte gar die Gewichte. Und was der Meister nicht tat, das wagten die Münzjungen. Wenn der Lieferant noch so vorsichtig war, sie wußten ihm unter die Schmelzproben des bereits abgewogenen Silbers Kupferstaub zu mischen, um die Probe schlechter zu machen als sie wirklich war. In solcher Weise war der Verkehr auch bei den Münzstätten, welche auf das Gesetz noch Rücksicht nahmen.

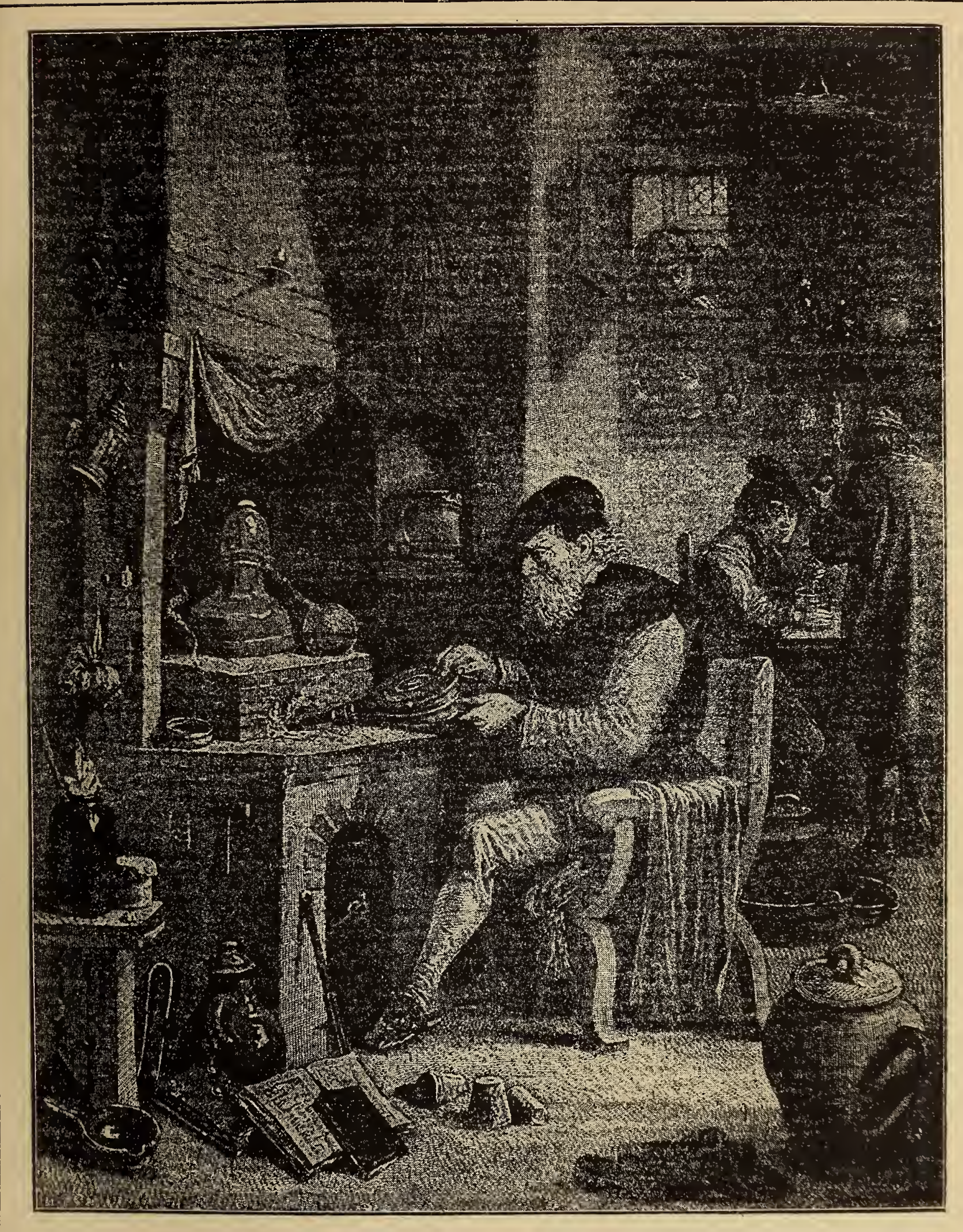
Außer den geprüften Münzern aber gab es in den meisten der zehn Kreise noch andere von leichterem Gewissen und kühnerer Tätigkeit. Nicht geradezu Falschmünzer in unserem Sinne, obgleich auch dergleichen Arbeit mit großer Rücksichtslosigkeit betrieben wurde. Es waren Münzer im Dienst eines Kreisstandes, welcher das Recht zu prägen hatte; dieser Standesherren und Städte waren aber zur Zeit sehr viele, und allen lag ihr Münzrecht am Herzen, weil es Einnahme brachte. Deshalb wurde von ihnen, auch gegen die Reichsbeschlüsse, welche die Pflicht auferlegten, das Geld in einer gesetzlichen Kreismünze prägen zu lassen, auf ihrem eigenen Gebiet kräftig gemünzt. Zuweilen verpachteten sie ihr Münzrecht gegen eine Jahresrente, ja, sie verkauften ihre Münzstätte an andere Herren, sogar an gewinnsüchtige Unternehmer. Dergleichen unregelmäßige Prägstellen wurden „Heckenmünzen" genannt. Und in ihnen fand eine planmäßige Verderbnis des Geldes statt. Nach der Berechtigung des Münzers wurde nicht gefragt, wer mit Feuer und Eisen umzugehen wußte, verdang sich zu solchem Werk. Auf den vorgeschriebenen Feingehalt und das Gewicht des Geldes ward wenig Rücksicht genommen, es ward mit falschen Stempeln geprägt und auf leichte Münzen Bild des Landesherrn und Jahreszahl aus einer bessern Zeit geschlagen, ja, es wurden in wirklicher Falschmünzerei die Stempel fremder Münzen nachgestochen. Den neugeprägten Münzen ward dann durch Weinstein oder Lotwasser der neue Glanz genommen. Alles unter dem Schutz des Landesherrn. Das Vertreiben des so geprägten Geldes erforderte alle Schlauheit und Vorsicht der Händler, und es bildete sich hier ein Geschäftsbetrieb, bei welchem, wie sich vermuten läßt, viele Zwischenträger beteiligt waren. Auf Reichstagen und Kreisversammlungen hatte man seit siebenzig Jahren gegen die Heckenmünzen donnernde Verfügungen erlassen, aber ohne Erfolg. Ja, seit Einführung des guten Reichsgeldes waren sie häufiger und arbeitsamer geworden, denn seit der Zeit lohnte ihre Arbeit besser.

So war es schon vor dem Jahre 1618. Die kleinen wie die großen Landesherren brauchten Geld und wieder Geld. Da fingen einige Reichsfürsten an — die Braunschweiger waren leider unter den ersten —, die Arbeiten der verrufensten Heckenmünzer zu übertreffen. Sie ließen statt von Silber in einer schlechten Mischung

von Silber und Kupfer schwere und leichte Landesmünze schlagen. Bald wurde versilbertes Kupfer daraus. Zuletzt schlug man, z. B. in Leipzig, das kleine Geld gar nicht mehr von Kupfer, das man höher verwerten konnte, sondern die Stadt gab statt dessen eckiges Blech mit einem Stempel aus. Wie die Pest griff diese Entdeckung, Geld ohne große Kosten zu machen, um sich. Aus den beiden sächsischen Kreisen verbreitete sie sich nach den rheinischen und süddeutschen. Hundert neue Münzen wurden errichtet. Wo ein verfallener Turm für Schmiede und Blasebalg fest genug schien, wo Holz zum Brennen vollauf und eine Straße war, das gute Geld zur Münze und schlechtes hinauszufahren, da nistete sich eine Bande Münzer ein. Kurfürsten und Herren, geistliche Stifter und Städte wetteiferten miteinander, aus Kupfer Geld zu machen. Auch das Volk wurde angesteckt. Seit Jahrhunderten hatten Goldmacherkunst und Schatzgräberei die Einbildungskraft des Volkes beschäftigt, jetzt schien die glückliche Zeit gekommen, wo jeder Fischtiegel sich auf des Münzers Wage in Silber verwandeln konnte. Es begann ein tolles Geldmachen. Daß reines Silber und altes Silbergeld im kaufmännischen Verkehr auffallend und unaufhörlich teurer wurden, so daß endlich für einen alten Silbergulden vier, fünf und mehr Gulden gezahlt werden mußten, und daß die Preise der Waren und Lebensmittel langsam höher stiegen, das kümmerte die Menge nicht, solange das neue Geld, dessen Erzeugung sich ja ins Unendliche vermehren ließ, immer noch willig genommen wurde. Das gesamte Volk, ohnedies aufgeregt, geriet zuletzt in einen wilden Taumel. Überall schien Gelegenheit, ohne Arbeit reich zu werden. Alle Welt legte sich auf Geldhandel. Der Kaufmann machte Geldgeschäfte mit dem Handwerker, der Handwerker mit dem Bauer. Ein allgemeines Umherlungern, Schachern, Übervorteilen riß ein. Der moderne Schwindel mit Aktien und Börsenpapieren gibt nur eine schwache Vorstellung von dem Treiben damaliger Zeit. Wer Schulden hatte, jetzt eilte er, sie zu bezahlen. Wem der gefällige Münzer einen alten Braukessel in Geld umschlug, der konnte dafür Haus und Acker kaufen[98]. Wer Gehalte, Sold und Löhne auszuzahlen hatte, der fand es sehr bequem, die Summen in weißgesottenem Kupfer hinzuzahlen. In den Städten wurde nur noch wenig gearbeitet und nur um sehr hohes Geld. Denn wer einige alte Taler, Goldgulden oder anderes gutes Reichsgeld als Notpfennig in der Truhe liegen hatte — wie damals fast jedermann —, der holte seinen Vorrat heraus und setzte ihn vergnügt in das neue Geld um, da der alte Taler merkwürdigerweise vier-, ja sechs- und zehnmal soviel zu gelten schien als früher. Das war eine lustige Zeit. Wenn Wein und Bier auch teurer waren als sonst, sie waren es doch nicht in demselben Verhältnis wie das alte Silbergeld. Ein Teil des Gewinnes wurde im Wirtshaus verjubelt. Auch geneigt zu geben war man in solcher Zeit. Die sächsischen Stände bewilligten auf dem Landtage zu Torgau mit Leichtigkeit einen hohen Zuschlag zur Landsteuer, war doch Geld überall im Überfluß zu haben! Auch zum Schuldenmachen war man sehr bereit, denn überall wurde Geld zu günstigen Bedingungen angeboten und überall konnte man Geschäfte damit machen. Deshalb

Alchimisten. (Holzschnitt von Hans Weiditz aus: Petrarca, Trostspiegel. Augsburg, 1539.)

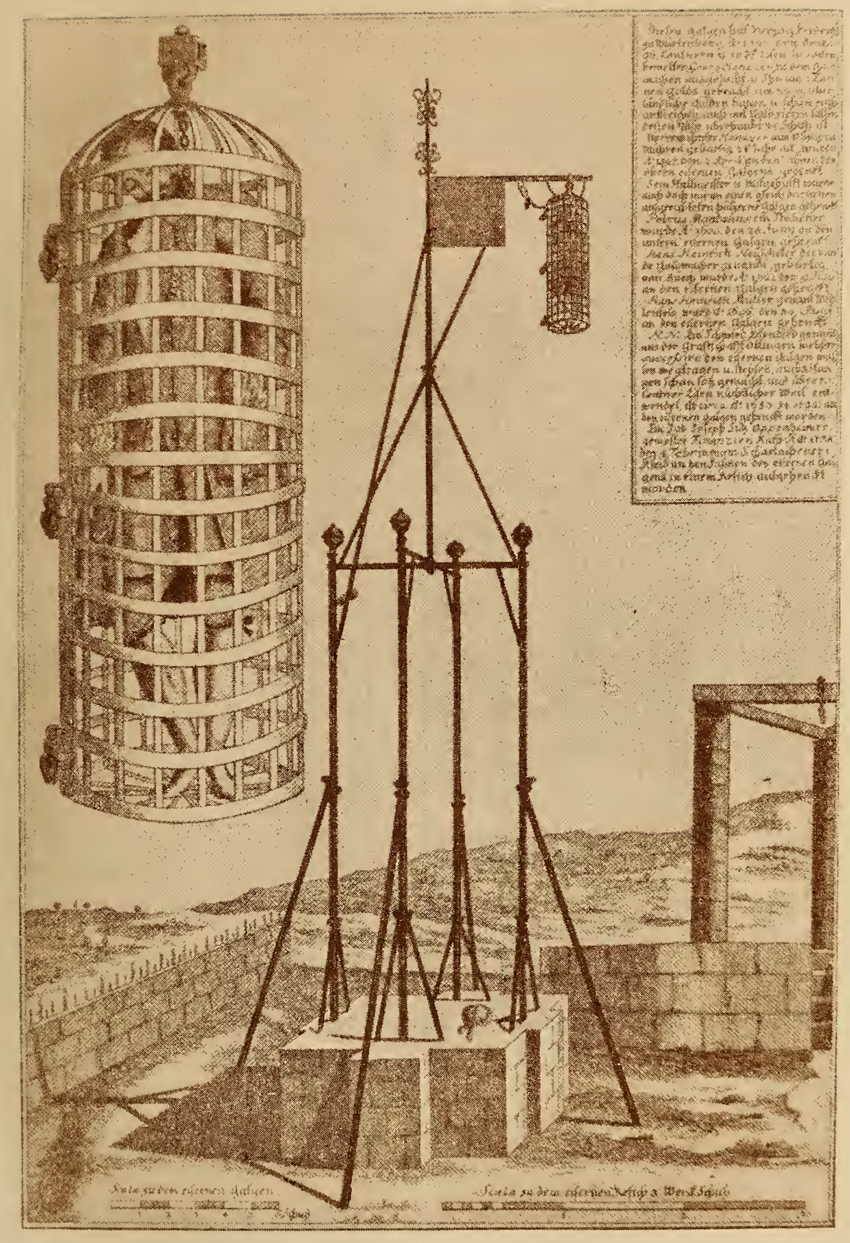
Alchimistisches Laboratorium (Hexenküche). (Kupferstich von Cock nach Pieter Brueghel d. ä.)



Alchimist. 17. Jahrhundert.
(Kupferstich von Hörmann de ad Guttenberg nach D. Teniers.)



Hinrichtung Lippolds, des Hofjuden und Münzmeisters des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, am 28. Januar 1573 auf dem Neuen Markte in Berlin. (Holzschnitt aus einem gleichzeitigen Flugblatte.)

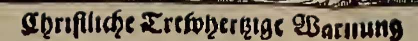


Jud Süß am Galgen. Stuttgart. 1738.
(Kupferstich von E. Baeck.)

wurden von allen Seiten große Verpflichtungen übernommen. — So trieb das Volk in starker Strömung zum Verderben.

Aber es kam die Gegenströmung, zuerst leise, dann immer stärker. Zuerst klagten alle die, welche von festem Gehalt ihr Leben bestreiten mußten, am lautesten die Pfarrgeistlichen, am schmerzlichsten die Schullehrer, die armen Kalmäuser. Wer sonst von zweihundert Gulden gutem Reichsgeld ehrlich gelebt hatte, der bekam jetzt zweihundert Gulden leichtes Geld, und wenn auch, wie allerdings oft geschah, die Gehalte um einiges, bis zum vierten Teile, erhöht wurden, er konnte selbst mit dem Zuschuß nicht die Hälfte, ja, bald nicht den vierten Teil der notwendigsten Ausgaben bestreiten. Die geistlichen Herren schlugen wegen dieses unerhörten Falls in der Bibel nach, fanden darin einen unverkennbaren Widerwillen gegen alle Heckenmünzerei und begannen gegen das leichte Geld von den Kanzeln zu predigen. Die Schullehrer auf den Dörfern hungerten, solange es gehen wollte, dann entliefen sie und vermehrten den Troß der Vagabunden, Bettler, Soldaten. Die Dienstboten wurden zunächst aufsätzig. Der Lohn von durchschnittlich zehn Gulden aufs Jahr reichte ihnen jetzt kaum hin, ihre Schuhe zu bezahlen. In allen Häusern gab es Gezänk mit der Brotherrschaft, Knechte und Mägde entliefen, die Knechte ließen sich anwerben, die Mägde versuchten es auf eigene Hand. Unterdes verlor sich die Jugend von den Schulen und Universitäten. Wenige bürgerliche Eltern waren damals so wohlhabend, daß sie ihre Söhne in der Studienzeit ganz aus eigenen Mitteln erhalten konnten. Dafür gab es eine Menge Stipendien, seit Jahrhunderten hatten fromme Leute den armen Studenten Geld gestiftet. Der Wert der Stipendien schwand dem Schüler jetzt plötzlich dahin, sein Kredit in der fremden Stadt war bald erschöpft, vielen Studierenden wurde der Lebensunterhalt unmöglich, sie verfielen der Armseligkeit und den Versuchungen der blutigen Zeit. Noch kann man in mehreren Selbstbiographien ehrbarer Theologen lesen, welche Not sie damals ertragen mußten. Dem einen wurde zur Rettung, daß er in Jena alle Tage für vier Pfennige Semmel auf das Kerbholz seines Magisters schneiden durfte, ein anderer vermochte durch Stundengeben in der Woche achtzehn Batzen zu erwerben, die er aber sämtlich für trockenes Brot ausgeben mußte.

Die Unzufriedenheit griff weiter. Zunächst die Kapitalisten, welche ihr Geld ausgeliehen hatten und von den Zinsen (damals in Mitteldeutschland fünf, selten sechs Prozent) lebten. Sie waren vor kurzem als wohlhabende Leute viel beneidet worden, jetzt reichten ihre Einnahmen vielleicht kaum hin, ihr Leben zu erhalten. Sie hatten tausend gute Reichstaler ausgeliehen, und jetzt zählte ihnen der Schuldner eilig tausend Taler in neuem Gelde auf den Tisch. Sie forderten ihr gutes altes Geld zurück, zankten und klagten vor Gericht; aber was sie zurückerhalten hatten, trug des Landesherrn Bild und das alte Wertzeichen, es war gesetzlich geprägtes Geld, und der Schuldner konnte sich mit Recht darauf berufen, daß auch er solches Geld in Kapital, Zinsen und für Arbeit empfangen hatte. So entstanden zahllose Rechtshändel, und die Juristen kamen in arge Verlegenheit. Endlich gerieten die Städte,



Christliche Trewhertzige Warnung

An die Gotts- vnd Gwissenlose Geltwucherer: daß Sie doch jhrer Seelen Ewig Seeligkeit besser in acht nemmen wöllen/ ꝛc.





Kom her du Verdambte Kippers Rott/
Die du achtest weder Schand noch Spott/
Du abgöttisch Gottsvergeßne Burscht/
Mit deim vnersettlichen Geldurst.
Weil grosse Herrn dein Handtwerck treiben/
Meinstu wöllest vngestrafft bleiben/
Kom Ich will dir erzehlen wol/
Was endelich dein Lohn werden soll/
Dieweil du hast dein Nächsten betrogen/
Jhm gut Gelt außm Seckl gelogen/
Dem Armen das seinig abgestohlen/
Das sag ich frey gantz vnuerholen/
Dardurch groß Theyrung bracht ins Land/
Welche Jetzunde gar nimbt vberhand/
Ja deß vil Hundert Tausende Seelen/
Sich Marttern müssn ängsten vnd quelen/
Nicht anderst wie die Schlangen stechen/
Wann sie sich im Zorn wollen rechen:

Also du dein Nächsten gstochen hast/
Dardurch er komen in Angst vnd Last/
So solln dich die Höllische Schlangen/
Verfolgen beissen vnd bestrangen/
Fährstu noch fort du Teuffelsbrut?
Denckstu nicht an die Höllisch glut/
Wie wirdt es dir einmal ergehn/
Wann du vor Gottsgricht solt stehn/
Weh alßdann deiner Armen Seelen/
Daß Gelt wirdt dich Marttern vnd queln:
Ey wirdt dich alßdann frewen dein gut/
Welchs war der Armē Schweiß vnd Blut
Das jetzunder starck vbersich schreit/
Biß es Gott fordern wirdt zur Zeit/
Thu Büß vnd steh daruon bald ab/
Mit ehrn vermehr dein Gut vnd Hab:
Wann je so bleib in Gotts Namen Arm/
Besser: als zum Teüffel also warm:

Dann was kan der Mensch doch geben/
Zu retten sein Seel vnd Ewigs Leben/
Vnd wann er gleich die gantz Welt gwon/
Wann es heißt einmal auff vnd daruon/
Was wirdt es dich dann helffen könden/
Ey soll ein das schnöd Gelt so blenden/
Hastu Jemandt vnrecht gethon/
So gib jhm darfür zwifach lohn/
Hastu gsündiget mit Zacheo/
Steh auff mit Jhm/ vnd Mattheo.
Wolan es ist dir gsagt was gut/
Selig ist der Mensch so darnach thut:
Wilt du mir aber volgen nicht/
Erschrickst nicht vor Gottes Gericht:
So fahr ins Teuffels Namen hin/
Schwefel vnd Bech wirdt sein dein gwin/
Du seyest groß Hanß oder Klein/
Dem Beelzebub gilt alles gemein.

Getruckt im Jahr/ 1622.

Flugblatt gegen die Kipper und Wipper. 1622.
(Aus vier, bereits aus dem 16. Jahrhundert stammenden, Bildholzschnittstöcken zusammengesetztes Bild.)



die Landesherren selbst in Bestürzung. Sie hatten gern das neue Geld ausgegeben, und viele von ihnen hatten es maßlos gemünzt. Jetzt aber bekamen sie bei allen Steuern und Abgaben auch nur schlechtes Geld wieder ein, für hundert Pfund Silber jetzt hundert Pfund versilbertes Kupfer, während auch für sie alles teurer geworden war und ein Teil ihrer Ausgaben durchaus in gutem Silber gemacht werden mußte. Da versuchten die Regierungen sich durch neue Unredlichkeiten zu helfen. Sie hatten erst das gute Reichsgeld durch einen Zwangskurs niederzuhalten gesucht, jetzt setzten sie plötzlich den Wert ihres eigenen Geldes herab, wieder mit Zwangskurs und Strafdrohung für alle, die ihm weniger Wert gönnen würden. Aber das falsche Geld sank doch unaufhaltsam unter den verordneten Wert. Da verboten einzelne Regierungen ihr eigenes Landesgeld, das sie eben erst gemünzt hatten, für Steuern und Abgaben. Sie selbst weigerten sich wiederzunehmen, was sie in den letzten Jahren geprägt hatten. Jetzt erst merkte das Volk die ganze Gefahr seiner Lage. Ein allgemeiner Sturm gegen das neue Geld brach los. Es sank auch im Tagesverkehr bis auf ein Zehnteil seines Nennwertes. Die neuen Heckenmünzen wurden als Nester des Teufels verschrien, die Münzer und ihre Agenten, die Geldwechsler und wer sonst aus dem Geldhandel Geschäft gemacht, wurden Gegenstände des allgemeinen Abscheus. Damals wurde in Deutschland für sie die Volksbezeichnung Kipper und Wipper allgemein. Die Wörter kamen von den Niedersachsen: k i p p e n sowohl auf der Geldwage betrügerisch wiegen als auch Geld beschneiden, und w i p p e n das schwere Geld von der Wagschale werfen[99]. Man sang Spottlieder auf sie. In dem Rufe der Wachtel glaubte man ihren Namen zu hören, und der Pöbel schrie „kippediwipp" hinter ihnen her, wie „hep" hinter den Juden. An vielen Orten rottete sich das Volk zusammen und stürmte ihre Wohnungen. Noch lange Jahre nachher, nach allen Schrecken des langen Krieges, galt es für eine besondere Schande, wenn einer in der Kipperzeit zu Geld gekommen war. Überall entstanden Unordnungen, Aufläufe; die Bäcker wollten nicht mehr backen, ihre Läden wurden zerschlagen; die Fleischer wollten zur vorgeschriebenen Taxe nicht mehr schlachten; Bergleute, Studenten, Soldaten tobten in wildem Aufruhr; die Stadtgemeinden versanken in Schulden bis zur Zahlungsunfähigkeit, z. B. das wohlhabende Leipzig. Aller Handel und Verkehr hörte auf, das alte Gefüge der bürgerlichen Gesellschaft krachte und drohte auseinanderzubrechen. Die kleine Literatur trieb und steigerte die Stimmung, und wurde selbst durch den wachsenden Unwillen gehoben. Die Gassenlieder begannen, die fliegenden Bilderbogen folgten. Die Kipper wurden unermüdlich abkonterfeit, mit Höllenflammen an Haupt und Füßen, auf einer unsicheren Kugel stehend, von zahlreichen, düsteren Abzeichen umgeben, worunter der Strick und lauernde Raben nicht fehlten, oder in ihrer Münzstätte, Geld einsammelnd und ausfahrend, ihnen gegenüber die betende Armut; die verschiedenen Stände wurden abgeschildert, wie sie den Geldwechslern ihren sauern Verdienst aufzählen, Soldaten, Bürger, Witwen und Waisen; der Höllenrachen wies sich geöffnet und die Wechsler wurden durch einige Teufel emsig hinein-

geschleppt, alles im Zeitgeschmack mit allegorischen Figuren und lateinischen Sinnsprüchen verziert und durch zornige deutsche Verse für jedermann verständlich gemacht.

Wie im Volke erhob sich der gewaltige Sturm unter den Gelehrten. Die Pfarrgeistlichen schrien und verdammten laut, nicht nur von der Kanzel, auch durch Flugschriften. Eine Broschürenliteratur begann, welche anschwoll wie ein Meer. Einer der ersten, welche gegen das neue Geld schrieben, war M. Andreas Lampe, Pfarrer zu Halle. In einer kräftigen Abhandlung: „Von der letzten Brut und Frucht des Teufels, Leipzig 1621", bewies er mit zahlreichen Sprüchen aus dem Alten und Neuen Testament, daß alle Handwerke und Berufsarten durch göttliche Anordnung in die Welt gekommen seien, sogar die Scharfrichter, die Kipper aber durch den Teufel, worauf er mit guten Strichen das Unheil, welches sie angerichtet, charakterisierte. Er hatte noch harte Anfechtungen zu erdulden, und wie vorsichtig er auch die Obrigkeit schonte, es wurde ihm doch mit Klagen gedroht, so daß er für gut fand, ein rechtfertigendes Urteil des Schöppenstuhls zu Halle zu erwerben. Bald aber folgten ihm zahlreiche Amtsbrüder. Die Streitschriften dieser geistlichen Herren erscheinen uns unbehilflich; man tut doch gut, sie mit Achtung durchzusehen, denn die protestantische Geistlichkeit vertrat immer noch die Bildung und Redlichkeit des Volkes. Im Jahre 1621 freilich waren die Herren nicht gewöhnt, irdisches Behagen zu entbehren, und die Rücksicht auf ihr eigenes Wohlbefinden hatte einen reichlichen Anteil an dem Feuer, mit welchem sie die Kipperei verfolgten.

Die Prediger bannten den bösen Feind, die theologischen Fakultäten ließen bald das schwere Geschütz ihrer lateinischen Gründe folgen, und wie grimmig Priesterhaß sei, zeigte z. B. das Konsistorium zu Wittenberg, als es den Kippern den Genuß des Abendmahls und ehrliches Begräbnis versagen wollte. Endlich kamen auch die Rechtsgelehrten mit ihren Fragen, Informationen, ausführlichen Münzbedenken und Rekapitulationen. Die Antworten, welche sie in dicken Abhandlungen gaben, waren fast immer sehr weitschweifig und ihre Beweisgründe nicht selten spitzfindig; aber sie waren doch dringend nötig geworden, denn der Streit über Mein und Dein, zwischen Gläubiger und Schuldner schien unabsehbar, und unzählige Rechtshändel drohten die Leiden des Volkes ins Unerträgliche zu verlängern. Ob, wer schweres Geld ausgeliehen, Kapital und Zinsen in leichtem Gelde zurücknehmen müsse, und wieder, ob einer, der leichtes Geld ausgeliehen, die Rückzahlung der vollen Kapitalsumme in schwerem Gelde beanspruchen dürfe, das war am häufigsten Gegenstand der Untersuchung. Es muß hier bemerkt werden, daß in vielen Fällen, wo das Gesetz und der Scharfsinn streitender Juristen nicht ausreichten, ein gutes Billigkeitsgefühl, welches im Volke lebte, den Streit beendigte. Denn damals, wo die Regierungen im allgemeinen schlecht und auch das gewissenhafte Rechtsverfahren sehr umständlich und kostspielig war, mußte der praktische Sinn den einzelnen über vieles weghelfen. Ein kleines Flugblatt, worin erzählt wird, wie sich in einem bestimmten Falle der gesunde Menschenverstand des Dorfschulzen zu seinem Recht verholfen

Da kommet der Karren mit dem Geld: Freu dich! auf! du verarmte Welt.

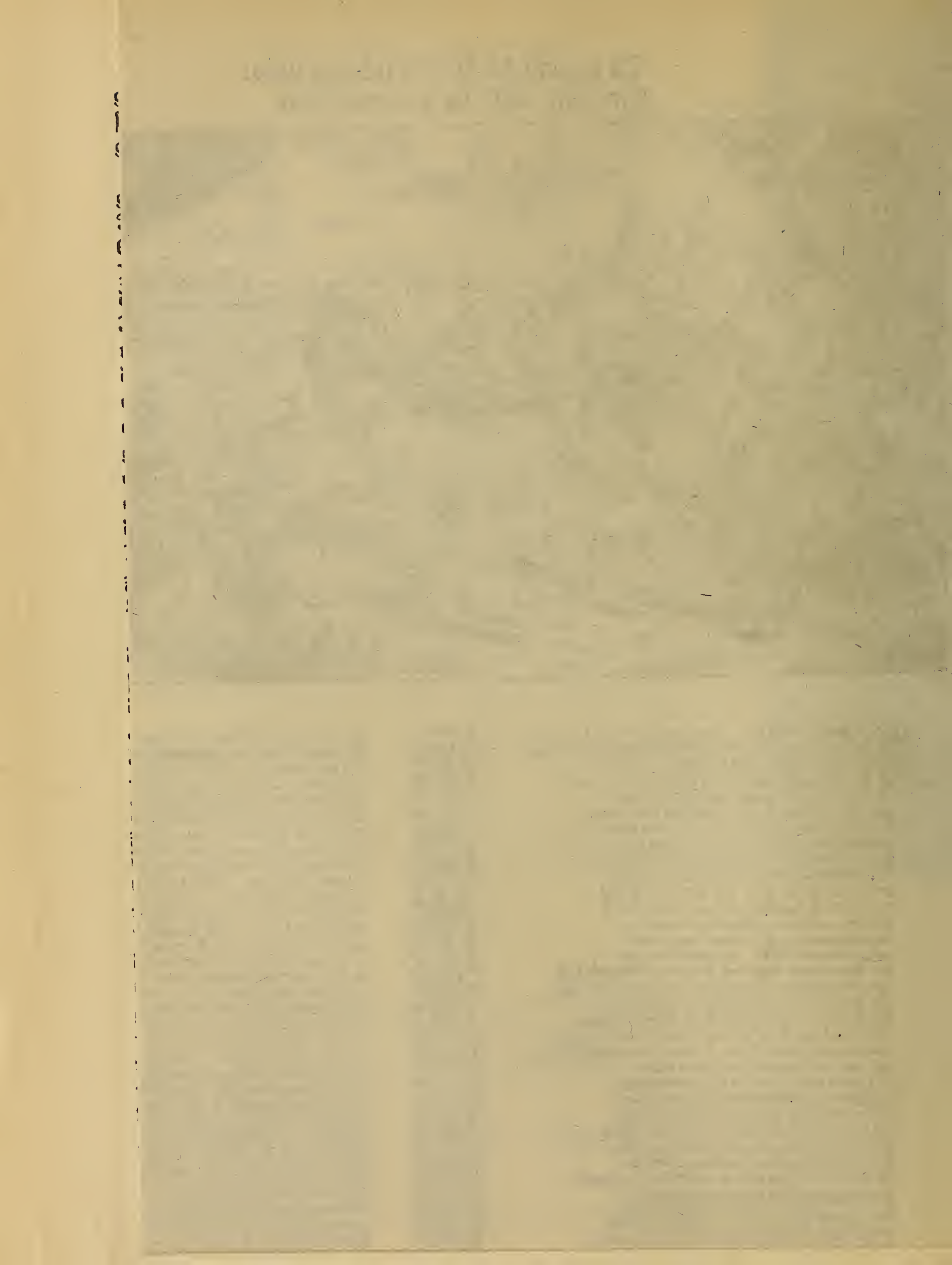


MAn hat/ seither der Fried in Teutschland wiederkommen/
nichts mehr/ als diese Sag und Klag und Frag vernommen:
Wir haben lang auf ihn gehoffet und geharrt/
und nun was nutzt er uns? der Fried hat uns genarrt.
Poeten hörte man in bösen Zeiten singen
und sagen: Güldner Fried/ du wirst uns wiederbringen
Gold/ Geld und güldne Zeit. Ja/ sehet/ wie sichs find!
Es bleibet nun wohl wahr: Poeten Lügner sind.
So klaget jederman/ im Dorff und zwischen Mauren.
Die Bauren sonderlich/ die abgefeimten Lauren/
sind schällig auf den Fried. Sie hatten nun so wohl
dem Landsknecht abgelernt/ wie man die Strassen soll
belauren/ und die Leut berauben und ermorden;
davon sie wurden reich; sie waren ärger worden
als die Merode-Pursch. Itzt haben sie verspielt
den Beutel zu dem Geld/ weil Korn und Frucht nichts gilt.
Die Bürger klagen auch/ die Kauff- und Handwercksleute.
Zur Krieges-Zeit es gab noch etwan eine Beute:
Sie führten der Armee/ Hüt/ Koller/ Stiefeln/ Schuh/
Roß/ Rüstung/ Kraut und Loht/ Taback und Vivres zu/
und was deß Plunders mehr. Da kond man von dem Kriegen
auch aus der Druckerey Avisen lassen flügen:
Die trugen wacker Geld/ ob sie nit waren wahr/
dergleichen itzt geschicht mit der Calender-Waar.
Ists wunder/ daß hierob die Unterthanen klagen?
will doch manch Obern selbst der Friede nicht behagen
Der lieber hett Krieg/ so geb es auch mehr Geld:
Ohn Steuer/ Zoll/ Accis/ man itzund nit viel zehlt.
Manch Priester klaget auch: weil sicher sind die Strassen/
mög keiner geben Geld und vor sich bitten lassen/
der reiste über Land. Vor andern/ der Soldat
schalt auf dem Fried bisher: der nichts zu leben hat
und garten muste gehn/ ja hüten gar der Schweine/
wie der verlohrne Sohn: Herr Leutenant/ nehmt meine
nehmt meine Sau auch mit! so rieffe manche Gret
im Dorffe/ wann man itzt das Vieh austreiben thät.
Ist das die gute Zeit? ist das der güldne Friede?
Komm wieder/ Krieg! wir sind des armen Friedens müde:
So sagte mancher itzt. Ihr ungedultgen Leut!
Kondt ihrs erwarten nicht? Was gestern nicht/ kommt heut.
Gut Ding/ will haben weil. Der Gold- und Silber-Wagen/
weil er beladen schwer und grosse Säck muß tragen/
geht etwas sachte fort/ und kommet langsam an.
Nun kommt er endlich doch (lauffe/ lauffe/ wer immer kan!)

Der Karren mit dem Geld/ auf den man lang geharret.
Sagt nun nit mehr/ daß euch hab ein Poet genarret
und vorgelogen viel: Hier bringen sie die Frucht
der güldnen Friedenszeit/ die ihr so lang gesucht.
Hier Geld/ wer Geld bedarff! Viel Millionen Gulden
die kommen hier/ daß man bezahl die alten Schulden/
die Zins und Capital; daß man die Pfande löß;
Das Briefe werden gut/ die vormals waren böß.
Lasst ab nun/ euer Gut den Juden zuzutragen/
zukauffen Geld davor. Kommt her zu diesem Wagen/
wer durstig ist/ wer gern/ die Gurgel wöscht/ und nosche:
seht/ daß ihr/ einen Sack drey Schäffel weit/ erhasche/
ihr zehret lang davon. Ihr Alamodo-Praler/
auf/ kommt hieher/ und greifft nach 6. paar Seckeln Thaler/
sie sind gar wolfeil hier: so habt ihr Zeug zum Kleid/
zu Hosen/ und am Hembd zu Ermeln Ellen-breit/
zu 12. paar dutzet Band; so könnet ihr braviren/
und (das nur der kan thun/ der Pfennig hat) spendiren;
so könnet ihr mit Glück gehn auf die Löffeley/
und zum Spaziren-Ritt Pferd halten auff der Streu;
und was euch mehr beliebt. Und ihr/ ihr Löffelhäute/
ihr Jungfern/ die ihr zwar seit kitzeliche Leute/
doch nit gar jung und schön: Kommt her und holet Geld/
das wird euch haben bald an einen Mann vermählt/
der gar nit höltzern ist; und wären eure Wangen
mit schwartzem Runtzel-Flor schon üm und an behangen.
Wer gerne hätt ein Amt/ der hole hier nur Geld:
so schmiret er sich durch/ so wird man ihme hold.
Kommt hieher/ nehmt euch Geld/ Ihr Herren und Magnaten:
durch Geld euch bässer wird/ als durch 12 Räht/ gerahten/
wie/ ihr solt euren Staat befästen/ und mit Sieg.
das Geld im Frieden ist/ viel besser als der Krieg.
Hier Geld/ hier kommt her/ wer vor Gericht muß kriegen:
Geld ist das beste Recht und lässet nicht erligen.
Kommt her/ wer Geld bedarff/ kommt her und holet Geld/
und freut euch/ daß bey uns das Geld nun Einzug hält.
Verzeiht mir/ daß ich teusch. Es sind gemahlte Thaler:
Diß Geld/ ist nur Papier: Papier/ ist heut Bezahler.
Begehrt ihr bessre Müntz/ und eine güldne Zeit:
so güldet euer Hertz/ und werdet bessre Leut.
So ein gemahltes Geld füll' eure leere Kisten:
Weil ihr auch ins gemein seit nur getünchte Christen/
das Hertz ist nicht im Mund. Pflanzt Gottes Reich in euch:
so werdet ihr/ allhier und dorten/ werden reich.

Zu finden bey Paulus Fürsten/ Kunsthändler in Nürnberg.

Spottblatt auf die Friedensnöte des Geldmangels und der Geldscheine. Um 1650.
(Einblattdruck. Nürnberg, Paul Fürst Verlag.)



hatte, hat sicher nicht weniger genützt als eine dickleibige, halb lateinische, halb deutsche „Informatio".

In der papiernen Flut, welche uns von der damaligen Aufregung Kunde gibt, sind es einzelne Bogen, an denen unser Anteil am meisten haftet, die Äußerungen gebildeter und welterfahrener Männer, welche in volkstümlicher Form kurz und wirksam zu sagen wissen, worauf es ankommt. Aus verschiedenen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges sind uns einzelne solcher Flugschriften erhalten, in denen wir noch heute entweder Entschiedenheit des Charakters oder Kraft der Sprache oder echt staatsmännische Einsicht zu bewundern haben. Vergebens fragen wir nach dem Namen der Verfasser. Hier sei nur an eine solche Schrift erinnert. Ihr Titel ist: „Expurgatio oder Ehrenrettung der armen Kipper und Wipper, gestellt durch Kniphardum Wipperium. 1622. Fragfurt".

Der Verfasser hat den wackern Lampe zum Gegenstand seines Angriffs gewählt; der vorsichtige Eifer des sächsischen Geistlichen, dessen vornehme Amtsgenossen selbst in dem Rufe standen, Kipper zu sein (z. B. der berüchtigte Hofprediger Hoe, der böse Geist des Kurfürsten), hatte die Entrüstung eines stärkeren Geistes hervorgerufen. Es ist ein männliches Urteil und eine sehr berechtigte demokratische Stimmung, welche aus den starken Ausdrücken dieser Schrift zu uns redet. Was ihr eigentlicher Inhalt sei, mag man nach folgenden Stellen beurteilen.

„Ich habe noch keinen einzigen Pfennig, geschweige gröbere Münze gesehen, worauf der Kipper und Wipper Namen, Wappen oder Gepräge stände, noch viel weniger wird man als Umschrift den neuen Wachtelgesang ‚Kippediwipp' darauf finden. Sondern man sieht darauf wohl ein sonst bekanntes Gepräge oder Bild, und wird der Kipper oder Wipper nicht mit dem geringsten Buchstaben gedacht.

Kann aber der Herr Magister die Sache noch nicht recht verstehn, so frage er doch, wer die alten Kessel am teuersten eingekauft hat, damit die Münzen befördert würden; wenn das geschieht, wird der Herr Magister in Wahrheit erfahren, wer das kupferne und blecherne Geld geprägt hat. Denn wahrlich, so mancher alte Kessel, worin so mancher gute Grütz- oder Hirsebrei gemacht ist, auch so manche gute alte Pfanne, worin so viel gutes Bier und so mancher schöne Trunk Breihahn gekocht wurde, ist verschmolzen und vermünzet worden, und dieses ist nicht von den gemeinen Kippern, sondern von den Erzkippern geschehen. Denn die andern haben keine Regalia zu münzen, und ob sie gleich als die Spür- und Jagdhunde solches ausgespürt und aufgetrieben, so haben sie es doch nur auf Befehl andern abgejagt und sind also nicht in so schwerer Verdammnis als diejenigen (sie mögen heißen wie sie wollen), so die Regalia vom Reich haben und dieselben zum merklichen Schaden deutschen Landes mißbrauchen. —

Keiner will in jetziger Zeit der Katze die Schelle anhängen oder, wie Johannes dem Herodes, die Wahrheit sagen. Aber auf die armen Schelme, die Kipper und Wipper, schimpft jedermann, während diese doch bei solchem Wechselgeschäft nichts

aus eigener Macht tun, sondern was sie tun, geschieht alles mit Wissen, Willen und Beifall der Obrigkeit. Und leider bekommen sie in jetziger Zeit viel Konkurrenten. Denn sobald jemand einen Pfennig oder Groschen bekommt, der ein wenig besser ist als ein anderer, so will er sogleich damit wuchern. Deshalb geht es auch so her, wie die Erfahrung zeigt: die Ärzte verlassen ihre Kranken und denken viel mehr an den Wucher als an Hippokrates und Galenus; die Juristen vergessen ihre Akten, hängen ihre Praxis an die Wand, nehmen die Wucherei zur Hand und lassen über Bartholus und Baldus lesen, wer da will. Dasselbe tun auch andere Gelehrte, studieren mehr Arithmetik als Rhetorik und Philosophie; die Kaufleute, Krämer und andere Handelsleute treiben jetziger Zeit ihr größtes Gewerbe mit der kurzen Ware, die mit dem Münzstempel bezeichnet ist. —

Aus diesem ist nun zu ersehen, daß zwar die ‚ungehangenen, diebischen, eidvergessenen, ehrlosen' Kipper und Wipper nicht ganz zu entschuldigen, aber doch auch nicht in so großer Verdammnis sind, als wenn sie eben causa principalis von dem Verderben des deutschen Landes wären. Leider habe ich allerdings große Sorge, wenn's einmal an ein Teufelholen oder Aufhenken gehn wird, so werden die Kipper und Wipper, Wechsler und Wucherer, Juden und Judengenossen, Helfer und Helfershelfer, ein Dieb mit dem andern zum Teufel hinschlendern oder mit einander zugleich aufgehenkt werden, wie jener Wirt mit seinen Gesellen. Doch mit einem Unterschied. Denn es behalten ihre Prinzipale und Patrone billig die Prärogative und Präeminenz, wie denn etliche davon allbereits dahin vorausgesandt sind. Die andern werden in kurzem auch an den vorbestimmten Ort folgen, und es hilft alsdann nichts, man mache ihnen carmina oder crimina, Verhöre oder Lobgedichte zu dieser Hinnenfahrt — facilis descensus Averni —, sie werden den Weg wohl finden und bedürfen kein Glück dazu, der Teufel wird sie kuppeln all an einen Strick, und wären die Schelme noch so dick. Fiat." —

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß den Landesherren von mehreren Seiten eine ähnliche Auffassung ihrer gesellschaftlichen Aussichten im Jenseits zu Ohren kam. Jedenfalls erkannten auch sie, daß nur die schleunigste Hilfe retten könnte. Es gab keinen anderen Ausweg als die Herabsetzung und die eiligste Einziehung der neuen Münzen und eine Rückkehr zu den alten guten Reichsmünzen. Die Fürsten und Städte verriefen also in der ersten Sorge ihr neues Geld, benutzten diese Verfügungen, um ihren — nicht eben alten — Abscheu vor schlechter Münze auszusprechen, und ließen wieder ehrlich mit dem Schrot und Korn prägen, die das Reichsgesetz vorschrieb. Und um der maßlosen Teuerung zu steuern, beeilten sie sich, Tarife der Waren und Löhne bekanntzumachen, worin die höchsten erlaubten Preise festgesetzt wurden. Es versteht sich, daß dies letztere Heilmittel auf die Dauer so wenig nutzen konnte als das berühmte Edikt Diokletians dreizehnhundert Jahre vorher. Allein für den Augenblick half der Zwang, welchen es z. B. den städtischen Wochenmärkten, den Tagearbeitern wie den Innungen antat, doch dazu, die ausgetretenen Fluten in das alte Bett zurückzuführen.

Contrafactur oder ware Abbildung

Deß in allen Landen verlohrnen/verdorbenen/gestorbenen Edlen vnd Vesten gewesenen Herrn

Credits.

Was Jammer/O was grosse Noth/ Credit ligt auff dem Sarck/ist todt.



A Hör Wunder/was in kurtzer frist
In aller Welt geschehen ist/
Credit der veste Mann ist todt/
Ligt dort im Sarck/das bringt groß Not.
Wilts in Exempeln recht verstahn/
So schaw obg'setzte Stücklein an.

Einer kompt zum Becken.

B. MEin lieber Beck/ borg mir drey Brot/
Ich leyd jetzund groß Hungersnot.
Auff guten Glaub vnd gute Trew/
Zahl ich dich bald/trag nur kein schew.
B. Wann du Gelt h[illegible]/so hab ich Brot/
Sonst acht ich wenig deiner Noth.
Schaw dort Credit ligt in dem Sarck/
Vnd gilt nichts mehr auff Becken Marck.

Zum Kandengiesser.

C. MEin Meister nehmet kein Verdruß/
Macht mir zwo Kant von gutē guß.
Das Gelt will ich euch geben schier/
Auff guten Glauben/glaubet mir/
K. Auff glauben/glaubs/geb ich nicht viel/
Der beste Glaub/der macht kein Ziel/
Nein/schaw dorthin/Credit ist todt/
Das bringt vns all in grosse Noth.

Zum Schumacher.

D. EIn new par Schuh die hätt ich gern/
Die Zahlung soll nicht bleiben fern.
Soll weiter seyn gesetzt kein Ziel/
Als daß ichs Gelt bald bringen will.
S. Mein Leder hält viel baß den Stich/
Als dein Credit/geh hindersich/
Drumb wilt du Schuh wie dirs gefällt/
Credit ist todt/gib rauß das Gelt.

Zum Schneider.

E. HAe sauber macht ihr mir das Kleid/
Wills an versuchen allbereit:
Zu frieden ich euch gar bald stell/
So war ich bin ein ehrlich G'sell.
S. Es hat jetzund nicht den Bescheidt/
Zeuh auß vnd laß mir hie das Kleidt.
Ich glaub was ich in Händen hab/
Bey mir ist bloß Credit schabab.

Zum Kauffherren.

F. HAbt ihr nicht Herr ein roth Scharlack/
Darinn ich meinen Leib einpack/
Zum vollen Mantel auch zugleich/
Den ich fein prav herumb mich streich/
Das schreibt in ewr Schuldenbuch/
Zu danck will ich bezahlen gnug.
K. Auff diß Credit von roth Scharlack/
Vertraw ich dir [illegible] zwischen Sack/
Mein Farb am Scharlack besser ist/
Als dein Credit/egst wer du bist.

Zum Kürßner.

G. Möcht wol einen Fuchsbalck han/
Die Zahlung soll nit lang anstahn/
Der Herr nur das erwarten soll/
Daß ich ihn mit danck zahlen woll.
K. Ich gab eins einem Fuchs ein Balck/
Der deckt darnach amit den Schalck/
Dadurch er sein Trew gebroch/
Vnd mich betrog/des denckt mir noch.
Credit der ist so gar verlohr/
Daß ich dir geb vom Fuchs kein Hor.

Zum Wirth.

H. HErr Wirth bringt vns den besten Wein/
Vnd sorgt nit wanns zahlt soll seyn/
Wir wollen redlich zahlen auß/
Wann wir einander gehn zu Hauß.
W. Ihr durstig Brüder/borg macht sorg/
Auff den Credit ich niemand borg.
Credit der ist in Brunn gefall/
Da mögt ihr ihn nun suchen all.
Schmorotzer gehn auff borg zu gast/
Bringst du kein Gelt/zieh fort vnd fast.

Zum Goldtarbeiter.

I. EIn sauber Ringlein wolt ich han/
Das zierlich könnt am Finger stahn/
Mein lieber Herr ein wenig borg/
Das Gelt bring ich bald ohne sorg.
G. Mein sauber Herr: für rothes Goldt/
Bin ich Credit nie worden holdt/
Wann nicht Credit wie Silber klingt/
Vmbsonst man mir diß Liedlein singt.

Zum Metzger auff der Gassen.

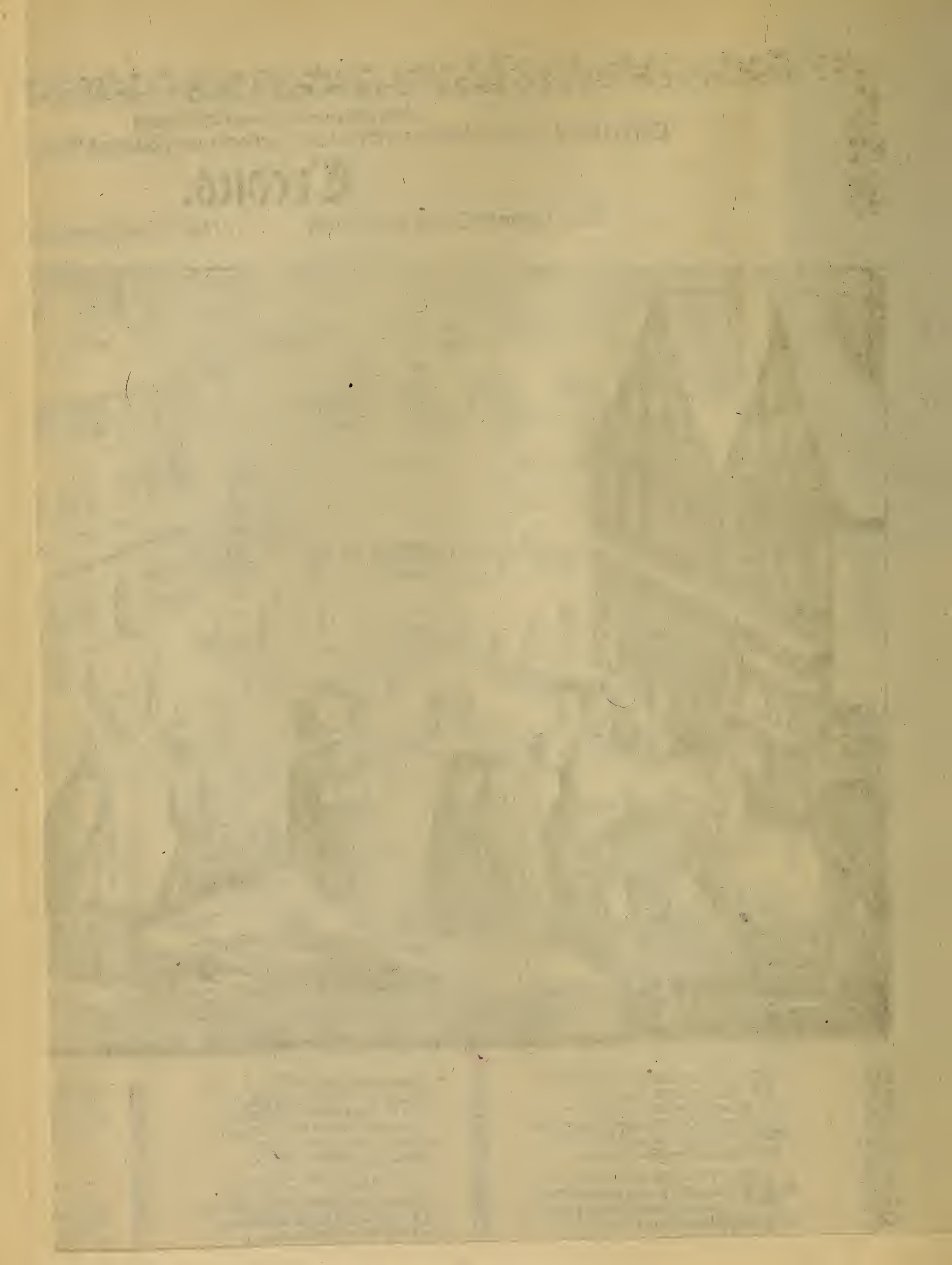
K. MEin gebt mir her den Kopff vnd Kröß/
Es gibt für mich ein gut Gefräß:
Hab jetzt im Sack kein Gelt bey mir/
In kurtzen Tagen schick ichs dir.
M. Zahlstu dann nicht/du schlechter Tropff/
Vnd wilt doch essen Kröß vnd Kopff/
Weist du das nicht/Credit ist auß?
Geh fort such dir ein ander schmauß.

Kremppen/Haffner/Obsverkauffer/rc.

L. BEy Kremppen hie/bey Haffnern dort/
Vnd die Obs bringen durch die Port/
Bey den wirst du ein schlecht Credit/
Auch in Nußschalen finden nit:
Sih dort/die Alt in ihrer Rant/
Ach Jammer kein Credit nit hr fandt.
So ist dann nun Credit gar auß/
Verloschn/verlohrn zu Land vnd Hauß.

Gedruckt im Jahr 1637.

Flugblatt 1637: Klage über die durch Krieg und Währungsverfall hervorgerufene wirtschaftliche Not, in der damals in Bild und Wort häufiger verwendeten Form einer Wehklage über das Hinscheiden des Kredits.



Und jetzt folgte dem Taumel, dem Schrecken, der Wut eine trostlose Ernüchterung. Die Menschen sahen einander an wie nach einer großen Pest. Wer sicher auf seinem Reichtum gesessen hatte, war heruntergekommen. Mancher schlechte Abenteurer ritt jetzt als vornehmer Herr in Samt und Seide. Im ganzen war das Volk viel ärmer geworden. Es war lange kein großer Krieg gewesen und viele Millionen in Silber und Gold, die Ersparnisse der kleinen Leute, hatten sich in Dorf und Stadt vom Vater auf den Sohn vererbt; dieses Sparbüchsengeld war in der bösen Zeit zum größten Teil verschwunden, es war verjubelt, für Tand ausgegeben, zuletzt für Lebensmittel zugesetzt. Aber nicht dies war das größte Unheil, ein größeres war, daß in dieser Zeit Bürger und Landmann gewaltsam aus dem Gleise ihrer redlichen Tagesarbeit herausgerissen wurden. Leichtsinn, abenteuerndes Wesen und ruchlose Selbstsucht griffen um sich. Die zerstörenden Gewalten des Krieges hatten einen ihrer bösen Geister vorausgesandt, das feste Gefüge der bürgerlichen Gesellschaft zu lockern und ein friedliches, arbeitsames und ehrliches Volk zu gewöhnen an das Heer von Leiden und Verbrechen, welches kurz darauf über Deutschland hereinbrach.

Die Jahre 1621—1623 hießen fortan die Zeit der Kipper und Wipper. Die Verwirrung, die Aufregung, die Händel und die Flugschriften dauerten bis in das Jahr 1625. — Die Lehre, welche sich die Fürsten aus den Folgen ihres frevelhaften Tuns ziehen konnten, hielt gegenüber spätern Versuchungen nicht stand. Es schien noch am Ende des 17. Jahrhunderts unmöglich, den Heckenmünzen und der immer wieder eintretenden Verschlechterung des Geldes gründlich abzuhelfen. —

Während Tilly die Niedersachsen besiegte, als Wallenstein im nördlichen Deutschland hauste, wogte die kleine Literatur in niedrigeren Wellen. Nach jedem Treffen, jeder Einnahme einer Stadt erschienen Kupferstiche mit Text, welche die Aufstellung der Truppen, das Aussehen der Stadt schilderten; unregelmäßige Zeitungen und Trauerlieder gaben Kunde von den Fortschritten der Kaiserlichen, dem Untergange des Mansfelders. Dazwischen entsetzten greuliche Verordnungen des Kaisers, der jetzt die Evangelischen aus seinem gesicherten Besitz hinauswarf oder durch Gewalt zu seiner Kirche zurückzwang, fruchtlose Schreiben des Kurfürsten von Sachsen an den Kaiser. Der Kurfürst ließ endlich gegen die wachsenden Angriffe der katholischen Theologen eine Verteidigung der Augsburgischen Konfession drucken. Dieses umfangreiche Werk, „Notwendige Verteidigung des Augapfels" genannt (1628), rief sogleich einen theologischen Krieg hervor, massenhaft eilten Gegner und Bundesgenossen ins Feld. „Brill auf den evangelischen Augapfel", „Scharfes rundes Auge auf den römischen Papst", „Wer hat das Kalb ins Aug geschlagen?", „Katholischer Oculist oder Starstecher", „Venetische Brillen auf lutherische Nasen" usw., das sind die herausfordernden Titel einiger der gelesensten Zankschriften. Aber dieser gelehrte Streit wurde übertönt zuerst durch lautes Klagegeschrei gegen Wallenstein, das von Pommern her durch alle Landschaften drang: der Kampf um Stralsund, die schändliche Behandlung des Pommerherzogs und seines Lan-

des, zuletzt noch die greuliche Mißhandlung der Männer und Frauen von Pasewalk. Und wieder schwand die Klage in einem Freudengeschrei aller Protestierenden. Wieder erhob sich Hoffnung und Zuversicht; diesmal war es ein Mann, dem die Nation in dem echt deutschen Bedürfnis zu lieben und zu verehren entgegenjauchzte. Was die Deutschen seit hundert Jahren entbehrt hatten, das stieg aus dem Norden zu ihnen ans Land, ein Liebling, ein Held. Aber er war ein Fremder.

Auch für uns liegt in der Gestalt Gustav Adolfs noch viel von dem hellen Glanze, der ihn vor den Augen der Mitlebenden so sehr von allen Feldherren und Fürsten unterschied. Es sind nicht seine Siege, nicht sein ritterlicher Tod, auch nicht der Umstand, daß er wie eine letzte Hilfe dem hoffnungsarmen Volkstum erschien, was ihn zu einer einzigen Gestalt in dem langen Kampfe machte. Es war der Zauber einer großen Persönlichkeit, die fest, sicher, wie unfehlbar über die blutigen Kampffelder dahinritt, von Kopf zu Fuß Beharrlichkeit, Entschlossenheit, markige Tatkraft. Und sieht man näher zu, so erstaunt man, welch starke Gegensätze sich in diesem Charakter zu bewundernswerter Einheit banden. Kein Feldherr war planvoller und größer im methodischen Kriege. Zucht im Heere, Ordnung in der Verpflegung, sichere Basen und Rückzugslinien für jede strategische Unternehmung, das waren die Forderungen, die er bei seiner Ankunft auch an die deutsche Kriegführung stellte. Auch ihn, den starken Kriegsfürsten, drängte eine unwiderstehliche Notwendigkeit von seinen guten Grundsätzen ab, aber unaufhörlich stemmte er die ganze Kraft seines Wesens wider den wilden Freibeuterkrieg, der um ihn raste. Und doch, denselben regelmäßigen Mann trieb still im Innersten ein tollkühner Mut zu dem Gewagtesten, auch in der Schlacht war sein Wesen wunderbar gehoben, wie bei einem edlen Kampfroß. Dann leuchtete es wie ein Wetter in seinen Augen, höher war seine Gestalt, ein Lächeln auf seinem Antlitz. Und wieder, wie wundervoll ist in ihm, dem Menschen, die innige Verbindung von offener Biederkeit und von schlauer Politik, von aufrichtiger Frömmigkeit und von sehr irdischer Klugheit, von hochsinnigem Opfermut und von rücksichtslosem Ehrgeiz, von herzlicher Menschenliebe und erbarmungsloser Strenge! Und alles dies wird verklärt durch eine innere Freiheit und Sicherheit, die ihm möglich macht, humoristisch auf die verworrenen Verhältnisse, die verkümmerten Fürsten Deutschlands zu blicken. Darin zumeist ruht die unwiderstehliche Wirkung, die er auf alle ausübt, welche vor sein Antlitz treten, in der Frische seiner Natur, der überlegenen Laune und, wo es nottat, einer ironischen Gemütlichkeit. Unübertrefflich ist die Art, wie er die stolzen aber unsichern Herren, die bedenklichen Städte der protestantischen Partei behandelt; er wird nicht müde, sie zum Kriege, zum Bündnis zu treiben, immer wieder predigt er denselben Grundgedanken gegen den Abgesandten des Brandenburgers, wenn er den Nürnbergern schmeichelt, den Frankfurtern eine Strafrede hält.

Er war durch Stamm und Glauben mit dem deutschen Norden eng verbunden, aber er war ein Fremder. Wohl empfanden die Fürsten das jeden Augenblick. Es war nicht nur Mißtrauen gegen die höhere Kraft, was die Unentschlossenen,

z. B. den Kurfürsten von Brandenburg, von ihm entfernt hielt, bis die bitterste Not zur Vereinigung zwang. Wenn sie in ihm einen neuen Herrn ahnten, so scheuten sie doch auch eine unberechenbare nichtdeutsche Gewalt, welche so plötzlich und drohend in dem Reiche aufstieg. Es war in wenigen von ihnen immer noch etwas von Luthers volkstümlicher Anschauung des Reiches. Sie hatten kein Bedenken, mit Frankreich, den Niederlanden, Dänemark, ja mit dem unzuverlässigen Bethlen Gabor zu verhandeln; alle diese waren außerhalb des Reiches. Innerhalb der Grenzen aber standen der fanatische Kaiser und sein unerträglicher Feldherr immer noch als neue Leute, sie mochten wieder vergehen, wie sie groß geworden waren, alt aber war die Herrlichkeit des deutschen Reiches, und Grundpfeiler derselben war ihre eigene Würde. Solche Empfindung hatte nicht mehr die höchste politische Berechtigung, denn der deutsche Kaiser war des deutschen Reiches tödlicher Feind geworden. Aber solcher Sinn verdient doch keine Verachtung. Und wie mehrere der Fürsten, empfand im Grunde auch die Nation, ihr Streit mit dem Kaiser war doch wie ein häuslicher Streit, der die Fremden nichts angehen sollte. Aber solche Empfindung ward dem Volke verdeckt durch die Freude an der schönen Heldenkraft des protestantischen Königs. Während zwei Jahren huldigte ihm die öffentliche Meinung, wie sie seitdem nur dem großen Friedrich von Preußen gehuldigt hat. Jedes Wort, jede kleine Anekdote wurde von Stadt zu Stadt getragen, jedem Fortschritt seiner Waffen folgte ein lauter Jubelruf. Und es waren nicht nur die eifrigen Protestanten, welche so empfanden; auch in den katholischen Heeren und in den Landschaften der Liga verstummte schnell der Spott, den die Landung des „Schneekönigs" hervorgerufen hatte, fortwährend wuchs die Zahl seiner Bewunderer. Viele bedeutsame Züge von ihm sind uns aufbewahrt, fast jede Unterredung, die er mit Deutschen hatte, gibt Gelegenheit, einiges von seiner Art zu erkennen. Hier möge ein kurzes Gespräch folgen, das nach seiner Landung in Pommern von einem klugen Unterhändler aufgezeichnet wurde.

Der Kurfürst von Brandenburg hatte einen Bevollmächtigten, von Wilmerstorff, abgeschickt, den König zu einem Waffenstillstand mit dem Kaiser zu bringen, dann wollte der Kurfürst die Friedensvermittlung übernehmen, er, dem bereits Wallenstein die Herrschaft über das eigene Land genommen und der Kaiser jede Nichtachtung gezeigt hatte. Die Unterredung des Königs mit dem Gesandten[100] gibt ein gutes Bild von der Art des Königs zu verhandeln. Er ist auch hierbei kurz, fest und geradeaus, trotz allen Hintergedanken, und von so überlegener Sicherheit, daß sein lebhaftes Temperament ohne Gefahr durchblitzen darf. Der Gesandte berichtet:

„Nachdem Seine Königliche Majestät mich gnädigst angehört, aber, da ich an den Vorschlag des Waffenstillstandes kam, etwas gelächelt hatte, so hat Sie mir selbst, da niemand dabei gewesen, weitläufig geantwortet:

‚Ich hätte mich wohl einer andern Legation von meines Herren Schwagers Liebden versehen, nämlich, daß Sie mir vielmehr entgegenkommen und sich mit mir zu Ihrer eignen Wohlfahrt konjungieren werde, nicht aber, daß Seine Liebden

so schlecht sein sollte, diese Gelegenheit, die Gott sonderlich geschickt, nicht zu gebrauchen. Seine Liebden will die helle und klare Intention Ihrer Feinde nicht verstehn, Sie unterscheidet nicht den Prätext von der Wahrheit, und bedenkt nicht, wenn dieser Vorwand aufhören sollte, das heißt, wenn man von mir nichts mehr zu besorgen hätte, daß bald ein anderer gefunden werden würde, dennoch in Seiner Liebden Lande zu bleiben.

Ich hätte nicht erwartet, daß Seine Liebden sich vor dem Kriege so sehr entsetzen würde, daß Sie sich darüber stillsitzend um all das Ihrige bringen ließe. Oder weiß denn Seine Liebden noch nicht, daß des Kaisers und der Seinigen Intent dieses ist, nicht eher aufzuhören, bis die evangelische Religion im Reiche ganz ausgerottet werde, und daß Seine Liebden nichts anderes zu erwarten habe, als entweder Ihre Religion zu verleugnen oder Ihr Land zu verlassen? Meinet Sie, daß Sie mit Bitten und Flehen und dergleichen Mitteln etwas anderes erlangen werde? Um Gottes willen, bedenke Sie sich doch ein wenig und fasse einmal mascula consilia. Sie sehe diesen frommen Herrn, den Herzog von Pommern, an, welcher auch so unschuldiger Weise, da er gar nichts verwirkt, sondern nur sein Bierchen in Ruhe getrunken hat, so jämmerlich um das Seine gebracht worden ist, und wie wunderbarlich Gott ihn fato quodam necessario — denn er mußte wohl — errettet hat, daß er sich mit mir verglich. Was derselbe aus Not getan, das mag Seine Liebden freiwillig tun.

Ich kann nicht wiederum zurück, jacta est alea, transivimus Rubiconem. Ich suche bei diesem Werke nicht meinen Vorteil, gar keinen Gewinn als die Sicherheit meines Reiches, sonst habe ich nichts davon als Unkosten, Mühe, Arbeit und Gefahr an Leib und Leben. Man hat mir Ursach genug dazu gegeben; man hat zuerst den Polen, meinen Feinden, zweimal Hilfe geschickt und versucht, mich herauszuschlagen, dann hat man sich der Ostseehäfen bemächtigen wollen; daraus konnte ich wohl ersehen, was man mit mir im Sinne hatte. Eben solche Ursachen hat Seine Liebden, der Kurfürst, auch, und es wäre nunmehr Zeit, die Augen aufzumachen und sich etwas von den guten Tagen abzubrechen, damit Seine Liebden nicht länger in Seinem Lande ein Statthalter des Kaisers, ja, eines kaiserlichen Dieners sein möge; qui se fait brebis, le loup le mange.

Jetzt gerade ist die beste Gelegenheit, da Ihr Land der kaiserlichen Soldateska ledig ist, daß Sie Ihre Festungen selbst gut besetze und verteidige. Will Sie das nicht tun, so gebe Sie mir eine, etwa nur Küstrin, so will ich sie defendieren, und bleibet dann in eurer Untätigkeit, die euer Herr so sehr liebt.

Was wollt ihr sonst machen? denn das sage ich euch klar voraus: ich will von keiner Neutralität nichts wissen noch hören. Seine Liebden muß Freund oder Feind sein. Wenn ich an Ihre Grenzen komme, muß Sie sich kalt oder warm erklären. Hier streitet Gott und der Teufel. Will Seine Liebden es mit Gott halten, wohl, so trete Sie zu mir, will Sie es aber lieber mit dem Teufel halten, so muß Sie fürwahr mit mir fechten; tertium non dabitur, des seid gewiß.

Und nehmt diese Kommission auf euch, es Seiner Liebden recht zu hinterbringen; denn ich habe nicht Leute bei mir, die ich entbehren könnte, an Sie zu schicken. Wenn mit Seiner Liebden zu traktieren wäre, so wollte ich sehen, wie ich selber an Sie kommen könnte; aber so, wie Sie sich anstellt, ist nichts zu tun.

Seine Liebden trauet weder Gott noch Ihren guten Freunden. Darüber ist es Ihr schlecht gegangen in Preußen und in diesen Landen. Ich bin Seiner Liebden Diener und liebe Sie von Herzen, mein Schwert soll zu Ihren Diensten sein, das soll Sie bei Ihrer Hoheit, bei Land und Leuten erhalten. Aber Sie muß dazu auch das Ihrige tun.

Seine Liebden hat ein großes Interesse an diesem Herzogtum Pommern, dasselbe will ich defendieren Ihr zu gut; aber unter derselben Bedingung, wie in dem Buche Ruth dem nächsten Erben das Land angeboten wird, daß er nämlich die Ruth selbst zum Weibe nehme, so muß auch Seine Liebden diese Ruth mitnehmen, das heißt, sich in dieser gerechten Sache mit mir verbinden, wenn Sie überhaupt das Land erben will. Wo nicht, so sage auch ich klar heraus, daß Sie es nimmer bekommen soll.

Dem Frieden bin ich nicht abgeneigt, habe mich genugsam dazu bequemt. Ich weiß gar wohl, daß der Würfel des Krieges zweifelhaft ist, ich habe das in so vielen Jahren, in denen ich Krieg mit verschiedenem Glück geführt habe, wohl erfahren. Aber daß ich jetzt, da ich durch Gottes Gnade so weit gekommen bin, wieder hinausziehen sollte, das kann mir niemand raten, auch der Kaiser selber nicht, wenn er Vernunft gebrauchen will. —

Einen Waffenstillstand könnte ich auf einen Monat wohl geschehen lassen. Daß Seine Liebden mit vermitteln, kann mir recht sein. Aber Sie muß sich zugleich in Positur stellen und die Waffen zur Hand nehmen; sonst wird alles Vermitteln nichts helfen. Etliche Hansestädte sind bereit, sich mit zu verbinden. Ich warte nur darauf, daß sich ein Haupt im Reiche erst hervortue. Was könnten die beiden Kurfürsten Sachsen und Brandenburg mit diesen Städten nicht durchsetzen! Wollte Gott, daß ein Moritz da wäre!'

Darauf habe ich repliziert, daß ich von Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht keinen Befehl hätte, mit Seiner Majestät über ein bewaffnetes Bündnis zu reden. Für meine geringe Person aber zweifelte ich sehr daran, daß Kurfürstliche Durchlaucht sich dazu werde verstehn können, ohne Ehre und Treue zu verletzen, salvo honore et fide sua.

Da unterbrach Seine Majestät stracks: ‚Ja, man wird euch bald honorieren, daß ihr um Land und Leute kommen werdet. Die Kaiserlichen werden euch wohl Treue halten, wie sie die Kapitulation gehalten haben.'

Ich: Man muß die Zukunft vor Augen haben und bedenken, wie alles über den Haufen fallen würde, wenn das Unternehmen übel glückte.

König: Das wird doch geschehen, wenn ihr still sitzet, und wäre schon geschehen, wenn ich nicht wäre hereingekommen. Seine Liebden sollten so tun, wie ich tue, und den Ausgang Gott befehlen. Ich habe in vierzehn Tagen nicht auf dem

Bett gelegen. Möchte der Mühe auch wohl überhoben sein und bei meiner Gemahlin sitzen, wenn ich nicht mehr bedenken wollte —

Ich habe darauf weiter geredet: Weil Eure Königliche Majestät zufrieden sind, daß Kurfürstliche Durchlaucht sich zum Vermittler mache, so müßte doch Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht wenigstens die Neutralität gelassen werden.

König: Ja, so lange bis ich an Ihr Land komme. Solch Ding ist doch nichts als lauter Spreu, die der Wind aufhebt und wegweht. Was ist doch das für ein Ding: Neutralität? — Ich verstehe es nicht!

Ich: Eure Königliche Majestät hat es in Preußen doch wohl verstanden, wo Sie es selbst Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht und der Stadt Danzig an die Hand gegeben haben.

König: Dem Kurfürsten nicht, aber der Stadt Danzig wohl, denn da war es zu meinem Vorteil. —

Hernach ist er wieder auf den Herzog von Pommern gekommen, daß der gute Herr gar wohl mit ihm zufrieden wäre. Er hätte ihm Stralsund, Rügen, Usedom, Wollin und alles schon wiedergegeben. Der Herzog habe begehrt, Seine Majestät solle sein Vater sein. ‚Aber ich', sagte Seine Majestät, ‚habe gesagt, ich wolle lieber sein Sohn sein, weil er doch keine Kinder hätte.'

Darauf habe ich geantwortet: Ja, Königliche Majestät, das möchte wohl sein, wenn nur Kurfürstliche Durchlaucht Ihr Recht der Erstgeburt in Pommern behielten.

König: Ja, das soll Seine Liebden wohl behalten. Sie müssen's aber mit defendieren und nicht wie Esau um einen Brei verkaufen." —

Soweit der Bericht.

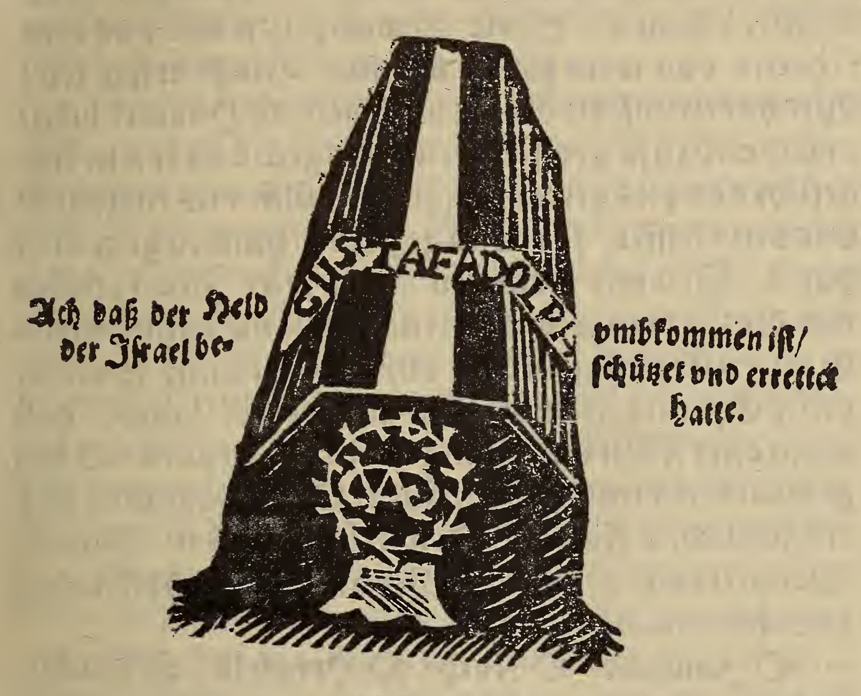
Als der große König, Herr des halben Deutschlands, im Staube der Schlacht dahinsank, ging ein Wehruf durch alle protestantischen Landschaften. In Dorf und Stadt ward ein Trauergottesdienst gehalten, endlos flossen die Klagegedichte dahin, selbst die Feinde bargen ihre Freude hinter einer männlichen Teilnahme, wie sie in jenen Zeiten dem Gegner selten gegönnt wurde.

Als ein nationales Unglück wurde sein Ende betrachtet, dem Volke war der „Befreier", der „Erretter" verloren. Auch wir, ob Protestanten, ob Katholiken, vermögen nicht nur mit innigem Anteil auf ein reines Heldenleben zu sehen, welches in den Jahren der höchsten Kraft so plötzlich erlosch, wir sollen auch mit großem Dank die Einwirkung betrachten, die der König auf den deutschen Krieg hatte. Denn er hat in verzweifelter Zeit das, was Luther für die ganze Nation errungen, die Freiheit der Geister und die Fähigkeit zu nationaler Kraftentwicklung, gegen die furchtbarsten Feinde deutschen Wesens, gegen eine gemütlose Zwingherrschaft in Staat und Kirche, verteidigt. Aber wir vermögen auch bei ihm zu ersehen, daß das Schicksal, welches ihn traf, vorzugsweise deshalb tragisch wirkt, weil es selbstverschuldet war. Die Geschichte lehrt einige Charaktere kennen, welche nach mächtigen Taten, schnellem Wechsel des Geschickes plötzlich auf der Höhe ihres Ruhmes, mitten

Wehklage/

1. Maccab. 9. v. 21.

Vnd alles Volck Israel trawret vmb Juda lange zeit/ vnd klaget jhn sehr/ vnd sprachen:



Gehalten von
Männiglichen/ Pilgrim vnd Bürgern.

ACh Gott/ Ach Gott/ Ach HErre Gott/ wie bald ist vnsere Frewd in Leyd/ vnser Lachen in Trawren / vnsere Danckſage in eine bittere Klage verwandelt! Awe/ Awe/ wie ſollen wir jhm nun thun? Nu stehen die Ochſen recht am Berge / Nun gehet das Waſſer biß an die Seele/ zu wem ſollen wir vns nun kehren? von wem ſollen wir nun Hülffe erwarten? Wir haben vnſern Gott vnd Vater im Himmel beleidiget/ vnd zu ſo groſſen zorn bewogen/ daß er sein Angesicht von vns gewendet/ seine Hülffe vns entzogen/ vnd den Helffer/ ſo er vns gezeiget/ hinweg genommen hat: Den wir meineten / Er ſolte Jſrael erlöſen vnd die Bedrengten erretten/ der iſt nu dahin/ nechſt Gott vnſer einiger Troſt/ vnſer Krone vnnd Wonne/ vnſer Ehr vnd Frewde/ Wir mögen wol ſagen / daß ein groſſer Fürſt vnd König in Jſrael gefallen: O deß groſſen vnd vnverhofften Falß/ O deß kläglichen vnd erbärmlichen Falß! O diß erſchrecklichen Vnfalß! Wer hette das gemeinet/ Wer hette das gehoffet/ daß es dahin kommen ſolte?

O Jammer! O Noth! O Hertzleid! O Trübſeligezeit! O vberauß böſe zeit/ die wir erlebet haben!

Weine

Weine/ wer weinen kan/ heule/ wer heulen kan/ Weine (vber diesen Todesfall) du hochbetrübte Christenheit/ vnd laß deine beyde Augen mit Wasser fliessen/ wünsche daß du mögest Wassers genug in deinem Häupte haben/ vnd daß deine Augen Thränenquelle wehren / damit du Tag vnd Nacht beweinen möchtest den erschlagenen König.

Weine du betrübtes Schwedenlandt/ weine deß Nachts/ daß dir die Thränen vber die Backen lauffen/ vnd beweine deinen König vñ Schutzherrn/ den du dir selbst so wol erzogen hast/ Weine das du seiner wiederkunfft/ seines weisen Rahts vnd mechtigen Schutzes beraubet bist. Weinet jhr Evangelischen Chur: Fürsten: vnd Bischoffthümer/ Länder/ Städte/ alle bedrengte Christen/ beweinet die grosse Liebe vñ Trewe/ die grosse Wolthaten/ so Er an Euch bewiesen/ Vmb ewrentwillen hat Er sein Land/ Leute/ sein Leib vñ Leben/ ja sein Königliches Blut in die schantze gegeben.

Weine du Häuptlose Armee. vnnd verlassenes Kriegesheer/ beweine deinen FeldObersten/ den tapffern Held/ der dir allzeit die Bahn gebrochen/ vnnd forne an der spitze gewesen / Beweine sein Heroisch Gemüt vnd kluge Anschläge.

Weine du hochbetrübte Königin / beweine deinen/ nechst GOtt/ hertzallerliebsten Schatz/ beweine

 seine

seine Trewe/vnd vergiß derselben nimmermehr. Beweine es/ daß du in der Frembde zur Wittwen/ vnnd dein Frewlein zur Wäisen worden ist.

Weine vnnd beweine du Königliches Frewlein deinen hertzliebsten Herrn Vater/ vnd sprich/ Meine Mutter ist eine Wittwe/ vnd ich bin ein Wäise/ vnnd habe keinen Vater.

Weinet beyde Geistliche vnnd Weltliche/ Weinet Jung vnd Alte/ Arme vnd Reiche/ grosse vnd kleine.

Es muß der Tag verlohren sein/ er müsse finster/ neblicht vnd dunckel seyn/ Gott von oben herab müsse nicht nach jhm fragen / kein glantz müsse vber jhn scheinen/ Finsternüß vnd tunckel müssen jhn vberweltigen/ vnnd dicke Wolcken müssen vber jhn bleiben/ Ja er müsse sich nicht vnter den Tagen deß Jahres frewen/ noch in die zahl der Monden kommen / Vnd verflucht sey die Stunde/ darin das Christliche tapffere vnd Heroische Hertz verwundet / Verflucht sey das Geschütz/ welches seinen Leib zequetschet/ vnnd die Erde die sein Blut in sich gesoffen: Verflucht sey der seine Hand an den gesalbten des HErren geleget: Verflucht seyn alle die/ so jhm nach Leib vnd Leben getrachtet/ vnd jhn darumb gebracht haben/ Amen/ Amen.

Das Hertz im Leibe möcht vns zerspringen / so offt wir/ O König/ an dich/ vnnd dein trewes Hertz gedencken/

dencken / Was hat dich auß dem Königreich Schweden gezogen? Anders nicht / alß die liebe gegen Gott vnnd seiner Kirchen / die Liebe gegen deine bedrengte Nechsten. Du hattest Land vnnd Leute / Ehre vnnd Ruhm gnug ohn vns / Du hettest in deiner Königlichen Burg / auff deinem Königlichen Stuel sitzen / deine Kirchen / Schulen versorgen die Gerechtigkeit handhaben / dein Brodt mit frieden essen / auff deim Lager sanfft ruhen können / vnnd vnsert willen hast du dich

auß { der Ruhe in die Vnruhe/
dem Frieden in dem Krieg/
dem Glück in das Vnglück/ }
dem Leben in den Todt gegeben.

O wie manches Vngemach hastu außgestanden! Wie viel böses Weges hastu zu Wasser vnnd Lande / mit Leibes vnnd Lebens gefahr gereiset! Wie manchen sawren Nordwind hastu dir lassen vnter Augen gehen! Wer wil erzehlen die bösen Herbergen / die vnbequeme Lager/ die vnruhige Nachte / die grosse Krieges last/ die grosse Schlachten vnnd harte Treffen / darin du allwege die spitz geführet/ vnnd deine Soldaten hinan geführet.

Wie manches Land hastu von Feinden gereiniget / Wie manche Vestung erstiegen vnnd erobert? Welches du noch alles nicht deiner Weißheit vnnd stärcke /

cke/ sondern allein deinem Gott zugeschrieben / vnd dem die Ehre gegeben hast: Wenns ohne dich/ nechst/ Gott nechst Gotte/ sagen wir gewesen were/ vnsern Feinden weren wir lengst in Spott vnnd Raub worden/ lengst hetten sie vns vmb Gut vnd Blut/ Seel vnd Leib gebracht. Nechst GOtt haben wir dirs zu dancken/ daß wir diß Jahr in Fried vnd Ruhe vnsern öffentlichen Gottesdienst verrichten / Recht vnnd Gerechtigkeit handhaben / vnnd vnser Brodt mit liebe essen können. So offt wir nun daran gedencken / wie wir jtzo durch solchen plötzlichen Todesfall/ deß obgedachten guten allen beraubet/ vnd wiederumb in so grosse gefahr gesetzet worden / Vnd wie man hierüber glorigijren, vnd sich auff ein newes wieder vns setzen werde / so möchten wir von stund an in eine Ohnmacht sincken/vnd für grossem Hertzleid vergehen; Sonderlich wenn wir in vns schlagen/ vnd vns erinnern / wie eben wir mit vnsern allzugrossen vertrawen auff Menschen Arm / mit vnser grossen Sicherheit/ da wir Gott solten für dieses löblichen Potentaten Glück/Sieg vnd Wolfarth hertzlich angreuffen/ mit vnserm grossen Vndanck/da wir Gott für so vielfältigen/ durch jhn erhaltenen Siegen / nicht gnugsam gedancket / So wol mit vnserm Gottlosen vnnd Epicurischen Leben/ dieses alles verursachet : Vbel/

vbel

vbel/ haben wir gehandelt/ Vbel/ vbel/ wird es vns ergehen/ weil wir die zeit der Heimbsuchung nicht erkennen noch vnser Leben biß anhero bessern wollen.

Geschlagen hastu vns/ O gerechter GOtt / wir aber habens nicht gefühlet / Gnad hastu erwiesen/ O barmhertziger GOtt/ wir habens aber verachtet/ auch daran nicht gedacht / wie wir vns bessern wolten/sondern deß sündigens je lenger je mehr gemacht/ darumb bistu deß erbarmens müde: Du hast vns geruffen / wir wegern vns / Du reckest deine Hand auß/ vnd niemand achtet drauff/ vnd lassen fahren allen deinen Rath/ vnd wollen deiner Straffe nicht/ Darumb so lachestu nu billich in vnsern Vnfall/ vnd spottest vnser / weil da kömpt/ das wir fürchten.

Nun wir wissen nicht was wir thun sollen/sondern vnser augen sehen allein nach dir Herr/du bist doch der Herr/der alle hülffe thut/ Wir erkennen vñ bekennen/ daß wir mit vnsern Sünden/ diß alles vnd ein mehres verursachet haben. Wir/ wir haben gesündiget/ vnd sind Gottloß gewesen / dein Wort vnnd deine Diener veracht / vnd ein Gottloß Leben geführet/ vnsere schwere Sünde reichen biß in den Himmel/ Wir haben gesündiget im Himmel vnd für dir/ sind nicht werth/ daß wir deine Kinder heissen / die be-

weinen

weinen wir mit Petro bitterlich/ Ach HERR vergib vns/ Ach Herr straff vns nicht in deinem zorn/ vnnd züchtige vns nicht in deinem Grimm/ HErr gehe nicht mit vns ins Gericht/ vnd handel nicht mit vns nach vnsern Sünden: Gib vns ein gehorsam Hertz/ daß wir dir gehorchen/ vnd auff deinen Wegen gehen/ so wirstu vnsere Feinde bald dempffen. Stehe vns noch ferner bey wieder die Boßhafftigen: Erhalte deine Kirche, vnd schicke derselben Beschützer/ die noch einen Sieg nach dem andern erlangen/ wie du bißher gethan hast/ Vnd laß vns doch wieder einmahl den lieben Frieden blicken: Erhalt vns allesampt in wahrem Glauben vnnd Bestendigkeit an vnsern letzten Seufftzer/ vnd mache damit ein ende alles Vbels / vnnd führe vns mit frewden in dein ewiges Himmelreich/ Amen/ durch JEsum Christum/ Amen.

E N D E.



unter gewaltigen, aber unfertigen Bildungen endeten. Solche Helden hat eine volkstümliche Mischung von Seeleneigenschaften einigemal zu bevorzugten Lieblingen der Nachwelt wie der Kunst gemacht. So geschah der fast märchenhaften Heldengröße des Altertums, dem mazedonischen Alexander, so in beschränkterer Tätigkeit, bei kleineren Mitteln auch dem Schwedenkönige Gustav Adolf. Aber wie zufällig uns das tödliche Fieber oder die Kugel erscheint, welche sie fortriß, auch an ihnen ist das Verderben durch die eigene Größe eingetreten. Der Besieger Asiens war zum asiatischen Gewaltherrscher geworden, bevor er starb; den „Befreier" Deutschlands erschoß ein kaiserlicher Söldner, als er durch den Staub des Schlachtfeldes stürmte, nicht wie ein Feldherr des 17. Jahrhunderts, sondern wie ein Seekönig der alten Zeit, der seine Schlachten in wilder Kampfesfreude ficht unter dem Schutz der Schlachtjungfrauen Odins. Schon oft hatte den König ein unvorsichtiger Heldenmut zu tollkühnem Wagnis und unnötiger Gefahr gebracht, und lange hatten seine Getreuen gefürchtet, daß er einmal so enden werde. Ja noch mehr. Es war eine weise Politik, daß er sich an den deutschen Küsten festzusetzen suchte, um seinen Schweden die Herrschaft über die Ostsee zu sichern, daß er die Seestädte in sein Machtbereich zog und feste Stützpunkte an der Oder, Elbe und Weser begehrte. Welche Pflicht hatte er gegen das deutsche Reich, dessen eigener Kaiser nationales Leben und volkstümliche Bildung durch romanisches Geld und die herbeigerufenen Kriegshorden von halb Europa unterdrücken wollte? Aber als Gustav Adolf daran dachte, sich zum Oberherrn der deutschen Fürsten zu machen, als er darauf ausging, sich in Süddeutschland eine eigene Hausmacht zu gründen, da war er nicht mehr der große Zeitgenosse Richelieus, sondern wieder der Nachkomme eines alten Normannenhäuptlings. Möglich, daß seine besonnene Kraft in längerem Leben nach vielen Siegen den größeren Teil Deutschlands mit oder ohne Kaiserkrone untergezwungen hätte; aber daß die Grundlage seiner Gewalt, daß Schweden nicht imstande war, auf die Dauer eine Oberherrschaft über Deutschland auszuüben, ein entferntes kleineres Land über das größere, das durfte auch damals keinem nüchternen Politiker zweifelhaft sein. Der König konnte noch einige Jahre Schwedens Bauernsöhne auf den deutschen Schlachtfeldern opfern und den schwedischen Adel durch deutsche Kriegsbeute verderben, ein festes Haus vermochte auch er nicht für beide Völker zu zimmern. Bald hätten gewöhnliche Menschenkräfte wieder in natürliches Verhältnis gebracht, was sein Genie vielleicht verrücken konnte. Daher meinen wir, er starb gerade da, wo sein gewaltiges Begehren gegen ein Grundgesetz des neuen Staatenlebens zu ringen begann, und wir dürfen außerdem annehmen, daß auch ein längeres Leben voll Erfolge für uns nicht viel geändert hätte. Als er starb, war sein natürlicher Erbe in Deutschland bereits zwölf Jahre alt. Dieser Erbe war Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst von Brandenburg. Gustav Adolf aber starb als der vorletzte Fürst des Nordens, welchem der alte Zug der Skandinavier nach den Südländern Verhängnis wurde. Karl XII., der vor Friedrichshall blieb, war der letzte.

Als die Leichenklagen in Deutschland verhallt waren, trat auch in der öffentlichen Meinung die Gegenströmung gegen die Fremden hervor. Die katholische Faktion hatte während des ganzen Krieges den zweifelhaften Vorzug, daß ihre Händel und inneren Gegensätze in der Presse nicht zutage kamen; die protestantische Opposition aber zerfiel wieder in Parteien. Zumal seit Sachsen 1635 im Prager Sonderfrieden eine ruhmlose Versöhnung mit dem Kaiser gesucht hatte, gab es im Norden wie im Süden eine kaiserliche und eine schwedische Partei, daneben liefen schwächere Gegensätze. Die Franzosen suchten am Rhein auch durch die Presse sich Anhänger zu schaffen, ohne Erfolg. Bernhard von Weimar fand warme Verehrer, welche in ihm den Nachfolger Gustav Adolfs prophezeiten. Er besaß Feldherrnbegabung und einige von den herzgewinnenden Eigenschaften des großen Königs, aber sein Erbe wurde er nur darin, daß er das übergroße politische Wagnis seines Lehrers in der gefährlichsten Weise wiederholte. Er wollte eine fremde Macht benutzen und täuschen, welche größer und stärker war als er selbst; es war ein ungleicher Kampf, er selbst, als der Schwächere, wurde von Frankreich beiseitegebracht, und die Fremden bemächtigten sich seiner politischen Hinterlassenschaft, seiner Festung und seines Heeres.

Während so Liebe und Haß in finsterer Zeit geteilt waren, bildete sich in den Besten der Nation ein eigentümlicher Patriotismus, der das deutsche Volk mit seinen Leiden und Bedürfnissen den eigennützigen Bestrebungen der Gewalthaber, von denen jeder das Ganze verderben half, gegenüberstellte. Es gab keine Partei mehr, welcher ein kluger Mann von ganzem Herzen den Sieg wünschen konnte. Der Gegensatz im Glauben hatte sich abgeschwächt, die Soldaten quälten ohne Rücksicht auf das Glaubensbekenntnis ihre Opfer. Da begannen zunächst die Politiker eine neue Politik, Ratio status genannt, der alten rücksichtslosen und doch ränkevollen Eigensucht der Regierenden gegenüberzustellen. Auch die Staatsraison, der Vorteil des Ganzen, wie sie ihn verstanden, war noch ohne Größe, ohne tiefen sittlichen Inhalt, ohne Scheu im Gebrauch der schlechtesten Mittel. Und doch war es ein Fortschritt. Aber auch der ruhige Bürger war durch achtzehn Jahre der Not gezwungen worden, sich um diese Politik zu kümmern. Die Charaktere der Mächtigen und ihre Forderungen wurden überall besprochen. Jedermann war aus seiner örtlichen Beschränktheit aufgeschreckt und hatte dringende Gründe, auch um die Schicksale entfernter Gegenden zu sorgen. Hunderttausende von Flüchtlingen, die Kräftigsten ihrer Heimat, hatten sich in entfernten Landschaften verbreitet, auch sie Landsleute, durch dasselbe Unglück geschlagen. So bildete sich unter den Schrecken des Krieges eine deutsche Gesinnung voll Mißtrauen gegen die Regierenden, voll Sehnsucht nach einer bessern Lage der Nation. Es war ein großer, aber teuer erkaufter Fortschritt der öffentlichen Meinung. Er ist in der politischen Literatur vorzugsweise seit dem Prager Frieden zu erkennen. Eine Probe von solcher Stimmung sei hier aus einer kleinen Flugschrift mitgeteilt, welche 1636 unter dem Titel: „Der Deutsche Brutus. Das ist: Ein abgeworffenes Schreiben“[101] erschien.

„Ihr Schweden beklagt euch, Deutschland sei undankbar, es stoße euch mit Gewalt aus, man habe der Guttaten vergessen, die Gott durch Josua erzeigt, man gedenke keiner Bündnisse, in Summa, ihr seiet weniger wert geworden als ein altes abgemergeltes Pferd oder ein kraftloser Jagdhund, die man beide, wenn sie nicht mehr taugen, mit der Welt Danke belohnet. So geschehe euch groß Unrecht vor Gott und der Welt. —

Wohlan. Noch sind Leute übrig, die euch euer Glück von Herzen gönnen, die für euch beten und ihre Devotion nach Möglichkeit erweisen. Solcher Leute Land kann man keiner Undankbarkeit beschuldigen. Und daß solcher Personen noch viel Tausende gewesen sind, das wissen selbst eure Feinde recht gut. Daß aber Eigennutz, daß heimlicher Neid, daß vertuschte Ratschläge, daß heimlich abgesonderte Verhandlungen sich gegen euch erhoben, muß man nicht alsbald der ganzen hochlöblichen Nation Deutschlands zuschreiben, sondern nur den Ursachen, welche solche Partikularitäten zur Folge haben. Nun habt ihr für euern Teil selbst doppelten Eigennutz gezeigt.

Zuerst dadurch, daß ihr die Zölle an der Ostsee nach eurem Gefallen erhöht habt; maßen ich von glaubwürdigen und redlichen seefahrenden Leuten berichtet bin, daß ihr nicht nur fünfzehn bis dreißig, sondern bis vierzig, ja sogar fünfzig vom Hundert den Leuten abgedrungen und durch diese Blutsaugerei die Herzen betrübt habt. Und weil keine Besserung erfolgte, sondern die Kommerzien dadurch elendiglich gehemmt und viele redliche Leute jämmerlich an den Bettelstab gebracht und dadurch die Gemüter heftig erbittert wurden, sind eure besten Freunde zuerst ins geheim schwierig, und endlich durch ihr sinkendes Glück zu euern ärgsten Feinden gemacht worden. Wollt ihr die Schuld auf die Zöllner werfen? Sie sind eure Diener. Es ist eine bekannte Regel des Rechts: Was ich durch meinen Diener tue, das ist so, als hätte ich's selbst getan. Und ihr kommt mir gerade so vor wie jener, der ein Paar Schuh heimlich entführte und nachher dem heiligen Benno opferte.

Droben im Reich haben euch Stände und Städte, solange ihr sie in Händen gehabt, voll und zur Genüge kontribuiert, Unterhalt gegeben, viel, ja überviel durch die Finger gesehen und zum Zeugnis ihrer Treue Leib und Leben, Gut und Blut, ja alle ihre Freiheiten und die Religion selbst zum guten Teil verloren. Regensburg bezeugt's, Augsburg beweint's, alle miteinander bereuen's. Ihr habt die alten Regimenter zergehen lassen, keine Kompanie komplettiert, weder neue noch alte bezahlt, und gleichwohl starke Geldposten auf vielen Tagsatzungen gefordert und in der Tat empfangen; geschweige, was ihr euren Feinden in ihren Landen abgedrungen. Wozu ist das Geld verwendet? Zu übermäßiger Pracht und männiglich verhaßter Üppigkeit. Das hat man mit Stillschweigen angesehen und aus der Not eine Tugend gemacht. Die Kinder Israel, da sie mit den Töchtern ihrer Feinde gebuhlet und zu anderer Zeit sich ihres Sieges überhoben und ihre Brüder Juda mit dem härtesten Joch der Dienstbarkeit geplaget haben, sind beidemal von Gott heftig gestraft worden. Sollt' es euch besser gehn, die ihr mehr als türkische Grausamkeit an vielen evangelischen Orten verübt habt? Man hat das

Korn in dem Stift Magdeburg, Herzogtum Braunschweig und andern Orten mehr ausgedroschen, in Haufen aus dem Lande geführt, um großes Geld verkauft, die Gelder zu eigenem Nutzen verwendet, dem armen Soldaten nichts gegeben, das Landvolk bis auf den Tod geplagt, durch Hunger getötet, aus Geldgeiz viele Festungen entweder nicht verproviantiert oder nicht genug mit Kraut und Lot versehen, in Summa, sehr übel Haus gehalten. Jetzt sieht man sich aller Orten vom Glück verlassen, so daß man nun endlich selbst bekennt, es seien keine Geldmittel vorhanden, man könne kein Volk bekommen, das vorhandene verlaufe, die Bleibenden ließen sich vom Kriegsrecht nicht mehr bändigen. Liebe, bedenkt den Spruch Boccalini, wenn er sagt: So der Fürst ein Leben führet wie der Luzifer, was ist's Wunder, daß die Untertanen Teufel werden?

Unsere Politici wissen gar wohl, daß die Kurfürsten im Reich königliche Würde haben. Wer hat sich aber in königlicher Magnifizenz mehr über sie erhoben mit großem Komitat, mit unermeßlichen Unkosten als euer Haupt (Oxenstierna)? Meinet ihr, es sei nicht an allen Höfen darüber geklagt worden? Die königliche Majestät, christseligen Andenkens, hätte dergleichen nimmermehr getan. Aus diesen und unzähligen andern Ursachen sind euch Fürsten, Stände und Städte erst heimlich, dann öffentlich gram geworden. — Zudem ist aller eingesessenen Einwohner Art, daß sie nicht wohl vertragen, wenn sich Fremde höher stellen als ihre eingebornen Fürsten.

Ihr sagt, Kursachsen hätte mit gewappneter Hand den Frieden machen sollen. Das lassen wir dahingestellt. Es ist jedermann kund, daß etliche den Karren haben in den Dreck schieben helfen und sind danach davongegangen. Hat Kursachsen unrecht, so seid ihr mit euern Prozeduren nicht weniger schuldig. In Summa, jedweder, er sei wer er wolle, hat nur sein eigenes Bestes gesucht; darüber liegt Magdeburg in der Asche, Wismar in Steinhaufen, Augsburg an der Dienstkette, Nürnberg in Todesnöten, Ulm am täglichen Fieber, Straßburg an den Franzosen, Frankfurt an der Gelbsucht, und das ganze Reich ist aufgezehrt. Die Feinde haben's mit Peitschen geschlagen, ihr habt's angefangen mit Skorpionen zu züchtigen. Der Wallensteiner hat's verwundet, und ihr Ärzte habt anstatt des Öls der Linderung Ziehpflaster aufgelegt, das Blut in Fäulnis gebracht und euch selbst gleich dem Krebs angehängt. Solchen Krebs muß man jetzt entweder mit Gewalt ausschneiden oder täglich durch unerträgliches Geld sättigen. Das letztere vermögen wir nicht, das erstere wünschen wir euch nicht, können's aber nicht wehren. Daß euch Gott also plagt, ist eure eigene Schuld. Unterdes meinet ihr, Gott habe einen flächsernen Bart und lasse sich so eine Nase drehen. O nein, er sieht wohl, daß ihr den Namen Freiheit vorschützet, daß ihr den Deckmantel des Evangelii braucht und dabei wie die Türken lebt.

Ihr schreit viel von der spanischen Monarchie. Ich fürchte mich nicht vor ihr. Gebt mir einen der besten Chemiker, der so viel Kunst hat und Erde und Erz so zu vermengen weiß, daß sie fest und unverbrüchlich an einander halten, alsdann lasset

uns zusehen, ob wir uns vor der spanischen Monarchie zu fürchten haben. Ich aber fürchte, Frankreich sei uns Deutschen der zerbrochene Rohrstab Ägypti, welcher dem, so sich darauf lehnet, die Hand durchbohrt. Alle Reiche haben ihren von Gott gesteckten Termin und ein Ziel, darüber sie nicht schreiten dürfen. Denn zuerst, so entstehn sie, dann wachsen sie wie ein Knabe, etliche nehmen zu wie ein Jüngling, stehn mit ihrem männlichen Alter eine Zeit lang still, nehmen wiederum ab, werden alt, verschmachten, sterben endlich, ja werden so zu nichte, daß man schier nicht weiß, wenn sie gewesen sind. Solches läßt sich mit keiner menschlichen Weisheit verhindern. Der Weise sieht das und verwahrt sich vorher, der Tor glaubt's nicht und geht mit zu grund, wie Alexandri Magni hinterlassene Generäle, die so lange sein Erobertes teilten, bis die Römer ihre Meister wurden. Und wahrlich, das Reich hat's hoch von nöten, daß es endlich die fremden Ärzte los werde.

Ich bin hart gewesen, aber zu solchem harten Knorren gehört eine stählerne Axt, mit dem Pelzrock kann man's nicht spalten.

Man fragt: was wird der Ausgang sein? Er steht bei Gott dem Herrn. — Habt ihr des Blutvergießens zu wenig gemacht? — Lasset Gott richten, weichet seinem Zorn. Leidet auch noch seine Kirche, so ist er doch nicht gestorben. Ihr könnt nicht klagen, daß ihr gegen aufgewandte Kosten, gegen ausgestandene Gefahr nichts bekommen habt. Kupfer habt ihr aus eurem Lande geführt, Silber und Gold aber hinein. Schweden war vor diesem Krieg hölzern und mit Stroh gedeckt, jetzt ist's steinern und prächtig zugerichtet. Und das habt ihr von den entführten Gefäßen Ägypti. Das mißgönnet euch niemand, wenn ihr nur selbst Gott dafür danken wolltet. Die Deutschen lassen sich wohl bewegen, gegen ihren Kaiser aufzustehn, aber sie nehmen keinen an, der nicht ihrer Sprache und ihrer Geburt ist. Hat das Haus Österreich mißgetan, so wird Gott es wohl finden. Den Franzosen betreffend, so weiß ich wohl, daß Gott Deutschland mit ihm strafen wird, denn wir haben dieser Nation Affengebärden, Schlaraffenkleider und leichtfertige Unart täglich in Sitten, Zeremonien, Gebärden, Gastmählern, in Sprache und Kleidung samt der Musik nachgeahmt. Wie soll es uns besser gehn, als daß wir ihnen in die Hände fallen? Aber der Franzose wird deshalb nicht zum Kaiser. Ihm gehört die Lilie, der Adler ist der Deutschen, der Orient des Türken, der Westen des Spaniers. Keiner unter ihnen kann's höher bringen.

Ich will verhoffen, man soll mir's zum besten aufnehmen, daß ich so rund heraus den Handel beschreibe. Denn Freimütigkeit steht einem Deutschen wohl an. Wollte Gott, daß jeder bei Zeiten euch so unter die Augen getreten wäre. Jetzt können wir's wohl beklagen, helfen will und kann niemand. Gott allein ist nunmehr der Mann, der helfen will und kann, den müssen wir bitten, daß er sich endlich unser erbarme und hoher Potentaten Herzen zum lieben und lang gewünschten Frieden lenke."

Soweit die Flugschrift. Der Verfasser gehört, ohne kaiserliche Gesinnung in den Vordergrund zu stellen, doch weniger der schwedischen Partei an, als noch

wir ihr angehören. Allerdings, die schwedischen Söldner und Obersten waren erbarmungslose Teufel geworden wie die kaiserlichen, sie verdarben Land und Volk gerade wie die kaiserlichen. Aber nicht ihre maßlosen Forderungen verhinderten den Frieden, sondern das Unrecht des Kaisers, der immer noch den fluchwürdigen Anspruch erhob, Leben und Freiheit der Nation seinen selbstsüchtigen Bestrebungen unterzuzwingen. Wäre den Habsburgern möglich gewesen, den Konfessionen Freiheit, Selbständigkeit den Reichsgerichten zu gewähren, fast alle deutschen Fürsten hätten sich zu ihnen geschlagen, die Fremden zu verjagen. Aber der Kampf stand so: entweder mußte die Nation gebrochen werden und alle Bildungen niedergeschlagen, welche seit hundertundvierzig Jahren aus deutschem Boden erwachsen waren, oder die Anmaßung des Kaiserhauses mußte bewältigt werden, gründlich, sicher. Und das letztere vermochten die Deutschen ohne Hilfe der Schweden nicht mehr. So soll jetzt beim Rückblick auf jene Jahre jeder gut schwedisch sein, der für keinen Zufall hält, daß später wohlbekannte Männer, wie Lessing, Goethe, Schiller, Kant, Fichte, Hegel, Humboldt, nicht aus den Landschaften erblühten, in denen die Jesuiten Ferdinands II. Hunderttausende aus Kirche und Schule verjagten. Damals aber fühlte der Deutsche allerdings vor allem das furchtbare Elend der Menschen, die Schwäche des Reiches. Und höchster Grund war zu Sorge um die Zukunft. Von diesem Standpunkt ist die Broschüre für uns eine der ersten Äußerungen derselben Gesinnung, welche noch heut Hunderttausende von Landsleuten verbindet. Im Dreißigjährigen Kriege erwuchs aus den bedrängten Seelen unserer Ahnen die Liebe zu einem Vaterlande, welches noch nicht durch einen einigen Staatsbau zu politischem Leben gekommen ist. Solche Empfindung lebte damals freilich nur in den Edelsten. Wir aber wollen die wenigen ehren, welche in hoffnungsarmen hundert Jahren die Idee eines deutschen Reiches in Lehre und Schrift auf ihre Nachkommen vererbten.

Nach Baners verheerenden Zügen wird es in Deutschland still. Fast nur die Neuigkeiten und Staatsschriften laufen aus den Pressen, die der Krieg übrig gelassen. In den letzten Jahren füllen die Friedensverhandlungen Tausende von Druckbogen. Zuletzt wird in großen Maueranschlägen dem armen Volk der Friede gemeldet.





V. Der Dreißigjährige Krieg. Die Städte.

Als der Krieg ausbrach, waren die Städte bewaffnete Hüter der deutschen Kultur, welche reich und geräuschvoll in engen Straßen zwischen hohen Häusern arbeitete. Fast jede Stadt, nur die kleinsten Märkte ausgenommen, war gegen das offene Land abgeschlossen durch Mauer, Tor und Graben, eng und leicht zu verteidigen waren die Zugänge, oft stand die Mauer doppelt, noch ragten häufig die alten Türme über Zinnen und Tor. Dieses mittelalterliche Befestigungswerk war bei vielen der größeren seit hundert Jahren verstärkt worden, Bastionen aus Feld- und Backsteinen trugen schwere Geschütze, ebenso einzelne starke Türme; oft war ein altes Schloß des Landesherrn, ein Haus des frühern Vogtes oder des Grafen, den der Kaiser gesetzt, besonders befestigt. Es waren nicht Festungen in unserm Sinne, aber sie vermochten, wenn die Mauer dick und die Bürgerschaft zuverlässig war, auch einem größeren Heere wenigstens eine Zeitlang zu widerstehen. So hielt sich Nördlingen im Jahre 1634 achtzehn Tage gegen die vereinigten kaiserlichen Heere von König Ferdinand, Gallas und Piccolomini — zusammen mehr als sechzigtausend Mann —; die Bürger schlugen mit nur fünfhundert Mann schwedischer Hilfstruppen sieben Stürme ab. Für solche Verteidigung wurden Erdschanzen als Außenwerke aufgeworfen und schnell durch Gräben und Pfahlwerk verbunden. Viele Plätze aber, bei weitem mehr als jetzt, waren wirkliche Festungen. Dann bestand ihre Hauptstärke schon in Außenwerken, die mit niederländischer Kunst angelegt waren. Längst hatte man erfahren, daß die Kugel der Kartaune an Steinwand und Brüstung mehr zerstöre als an Erdwällen.

In den größern Städten wurde schon viel auf Reinlichkeit der Straßen geachtet. Sie waren gepflastert, auch ihr Fahrweg, die Pflasterung zum Wasserabfluß gewölbt, Hauptmärkte, z. B. in Leipzig, schön mit Steinen ausgesetzt. Längst war man eifrig bemüht gewesen, der Stadt sicheres und reichliches Trinkwasser zu schaffen, unter den Straßen liefen hölzerne Wasserleitungen; steinerne Wasserbehälter und fließende Brunnen, oft mit Bildsäulen verziert, standen auf Markt

und Hauptstraßen. Noch gab es keine Straßenbeleuchtung; wer bei Nacht ging, mußte durch Fackel oder Laterne geleitet werden, später wurden auch die Fackeln verboten; aber an den Eckhäusern waren metallene Feuerpfannen befestigt, in denen bei nächtlichem Auflauf oder Feuersgefahr Pechkränze oder harziges Holz angebrannt wurden. Es war Sitte, bei ausbrechendem Feuer das Wasser aus den Behältern oder fließenden Brunnen in die gefährdeten Straßen laufen zu lassen. Dafür hingen an den Straßenecken Schutzbretter, und es war Pflicht einzelner Gewerke — in Leipzig der Gastwirte —, mit solchen Schutzbrettern das Wasser an der Brandstätte zu stauen, indem man aus ihnen und zugetragenem Dünger einen Querwall zog[102]. Die Straßen- und Sicherheitspolizei war seit etwa sechzig Jahren sehr verbessert worden. Kurfürst August von Sachsen hatte in seinem Lande die gesamte Verwaltung mit nicht gemeinem Geschick neu ausgebildet. Seine zahlreichen Ordnungen waren im ganzen Reiche Muster geworden, nach denen Fürsten und Städte ihr neues Leben einrichteten.

Der Hauptmarkt war am Sonntage Lieblingsaufenthalt der Männer. Dort standen nach der Predigt Bürger und Gesellen in ihrem Feststaate, plaudernd, Neuigkeiten austauschend, Geschäfte beredend. In allen Handelsstädten hatten die Kaufleute besondere Räume zu ihrem „Convent“, den man schon damals die Börse nannte. Auf dem Ratsturme durfte über der Uhr auch der Gang nicht fehlen, von dem der Türmer seine Rundschau über die Stadt hielt, wo die Stadtpfeifer mit Posaunen und Zinken bliesen.

Die Stadtgemeinde unterhielt für ihre Bürger Bier- und Weinkeller, worin die Preise des ausgeschenkten Trunkes sorglich bestimmt wurden, für die Vornehmen besondere Trinkstuben zu anmutiger Unterhaltung. In den alten Reichsstädten hatten die Patrizier wie die Zünfte häufig ihre besonderen Klubhäuser oder Stuben, und der Aufwand solcher Geselligkeit war damals verhältnismäßig größer als jetzt. Auch die Gasthäuser waren zahlreich, sie werden in Leipzig als schön und herrlich eingerichtet gerühmt. Selbst die Apotheken standen unter Aufsicht, hatten besondere Ordnungen und Preise; sie verkauften noch viele Spezereien, Südfrüchte und was sonst dem Gaumen behagte. Mehr Bedürfnis als jetzt waren die Badestuben. Auch auf dem Lande fehlte selten dem Bauerhof ein kleines Badehaus, eine Badestube war in jedem größeren Gebäude der Stadt. Die ärmeren Bürger gingen zu den Badern, welche auch einigen Chirurgendienst verrichteten. Außerdem aber unterhielten die Städte auch große öffentliche Bäder, in denen umsonst oder gegen geringe Bezahlung mit allen Bequemlichkeiten warm und kalt gebadet wurde. Dieser uralte deutsche Brauch ging durch den Krieg fast verloren; noch jetzt ist er nicht im alten Umfange wiedergefunden.

In den ansehnlichen Städten waren die Häuser der innern Stadt um das Jahr 1618 in großer Mehrzahl aus Stein, bis drei und mehr Stock hoch, mit Ziegeln gedeckt. Die Räume des Hauses werden oft als sauber, zierlich und ansehnlich gerühmt, die Wände häufig mit gewirkten und gestickten Teppichen, sogar

Der Stadt Leipzig Fewerordnung.



Vernewert/Anno/
1569.



WIr Bürgermeister vnnd Rath der Stadt Leipzig / thuen allen vnsern Bürgern/ Einlegern / vnd die sich bey vns / in vnd vor der Stadt enthalten/ kundt vnd zuwissen.

Nachdem jetziger zeit wie Landrüchtig sich viel verwegener vnd leichtfertiger Leut / alt vnd jung/ in das vnchristliche laster des Mordbrandts / bereden vnd bewegen lassen/durch verreterische/boswichtige Leute / die sich dazu mit Gelde vnd verheischunge/wider Gott/ die lieb des Nechsten / wider ehr vnd recht bestellen/vnd hin vnd wider in die Land schicken / dardurch Stedt vnd Dörffer in merckliche fahr gesetzt werden.

Demnach auff gnedigste erinnerung vnd befehl des Churfürsten zu Sachsen/ etc. vnsers gnedigsten Herrn vnd Landsfürsten / vnd denn aus schuldiger vnd trewer pflicht / damit wir euch alle vnsere Bürgerschafft/ Einlegere/ vnd die bey vns sein / vermittelst Göttlicher gnade/ vor schaden bewahren / vnd solchem vorstehenden vbel vorkommen möchten/Haben wir vnser alte Feuerordnunge vor die hand genommen/die vbersehen/vernewet/

 vnd

vnd in etlichen Artickeln gebessert / Vnnd wollen/ das der also gelebet vñ nachgegangen werden sol/ Vnd damit sich niemandts mit vnwissenheit derselben zuentschüldigen / vnd desteweniger in verges gestellet möge werden / Haben wir die in offnen Druck ausgehen lassen.

Vnd erstlich / Damit durch Gottes gnedige hülff dem jenigen was zu schedlicher Fewerprunst vrsach geben möchte abgeholffen / vnd besorglicher schaden vorkommen werde.

So sol der jünger Bawmeister mit dem jüngsten Rathsfreunde des sitzenden Raths / oder wo der vorhindert/ als denn der nechste nach jhme des jars zwier / Nemlich vier wochen vor dem Oster vnnd vier wochen vor dem Michaels Marckt in vnd vor der Stadt vmbgehen / vnd in allen vnd jeztlichen Heusern / da sorgliche Fewerstedt seind dieselbigen fleissig besichtigen / vnd so eine Fewerstedt gebrechenhafftig/also das sich derhalben fehrligkeit zubesorgen befunden/ dem wird eine genante zeit ansetzen binnen derselbigen bey straff eines Silbern schocks / solche Fewermeuer zubessern/ vnd sollen vber eine zeit darnach sehen lassen / wo es dermassen nicht geschehen / als denn dem Rath namhafftig machen / damit die straffe eingebracht vnd das gebot verfolget werde.

Fewerstedt zubesichtigen.

Die

Die Wirdt vnd Gastgeben sollen / wie denn auch sonsten alle Merckte der gemein verkündigt wird/auff jre Geste fleissig achtung haben / vnbekante vnnd vordechtige Leute / nicht herbergen/ vnd da einiger vordacht befunden / das sie dasselb dem regierenden Bürgermeister als baldt anzeigen / Sie sollen auch so wol ausserhalb als in den Merckten/wenn sie viel Geste haben / des Nachts in jren Heusern vnd Höfen einen Wechter halten / der die gantze Nacht vber acht gebe / auff die liechte/ Fewerstete/Stelle vnd gemache. Welcher Wird oder Gastgebe dasselbe nicht thun wird/ der sol/so offt solches geschicht/ dem Rath ein Silbern schock zur straffe erlegen / Vnd darauff sollen die Marckmeister / vnd Marckuoigt gut achtung haben / das sie solchs jederzeit erkunden / vnnd dem Rath anzeigen.

Wirt vnnd Gastgeben.

Es sol auch hinfurt in der Stadt kein newe gebewde/ es sey an Heusern/ Stellen/oder andern auffgericht oder gebawet werden / es werde denn mit Ziegeln gedackt / inhalts der alten Ordnung vnd das solchs bey des Raths straff gehalten werde.

Newe gebewde inn der Stadt.

Wir wollen auch haben / das alle Fewermewer in der Stad nun hinfürder steinern gemacht werden sollen.

Fweresſen.

Feurmeurn zu fegen.

Es sol auch ein jeder des Jars seine Fewermeuer zum wenigsten zwier lassen kehren / vnd da eine Fewermeuer brennent wirt / sol man dem Rath ein gut Schock zur straff geben.

Spene inn Heusern.

Bötticher/Tischer vnd dergleichen Handwerger/so mit Spenen vmbgehen / sollen jres Fewers wol wahr nemen/vnd mit Liechten an die örte/ da sie die Spen liegen haben / zu leuchten sich enthalten.

Reisholtz vnd Stro.

Die Brauherrn vnd die so Meltzheuser haben/ auch in gemein alle Bürger / sollen sich nicht mit vbrigen/ sonderlich mit Reisholtz noch Stro/ vberlegen.

Ledige gepichte Fass.

Die gepichten ledigen Fass sollen nicht hauffenweis auff die Böden gelegt / Sondern so viel müglich in die Scheuren für die Stadt geschafft werden.

Pech vnnd Schmehr.

Die Seiler sollen sich mit vbrigen hauffen Pech/vnd Schmehr nicht vberlegen/vnd das jenige/ so sie zu jrem Handwerge nicht entrathen können / in vorwahrung nemen / das man mit Liecht oder Fewer nicht darbey kompt.

Asche.

Niemand sol keine Asche auff die Böden schütten/sonderlich die Brawer/Becker/vnd Bader.

Wagenschmehr.

Die Seiler sollen das Wagenschmehr an keinem andern orte/denn in den Zwingern machen.

Die

Die Fleischer vnd die jenigen / so Liechte ziehē/ sollen/ bey der Nacht kein Vnschlet schmeltzen/ vnd jre Liecht bey tage ziehen.

Vnschlet vn̄ Licht ziehē.

Es sol auch keiner vnausgedroschen Getreide in der Stadt bey sich legen.

Vnausgedroschē Getreidich.

Niemand sol mit Puluer handlen dasselbe zuuerkeuffen/oder in Merckten frembden zugestatten bey jme niderzulegen/er könne es denn mit vorwissen des Raths in wol verwarten Gewelben / darein man mit Liechten nicht kömpt/ halten.

Puluer.

Wo nun vber angezeichte fleissige vorsichtigkeit (da der allmechtige Gott fur sey) Fewer auskommen würde/es were in oder vor der Stadt bey tag oder nacht / soll der Wirdt bey deme es auskompt / als bald ein geschrey machen / deme seine Nachtbarn fleissig beystehen sollen / damit man dasselbe / ehe es auskompt / dempffen vnd leschen müge / Wo es aber nicht zeitlich / vnd also ehe das beleutet/oder bestürmet/bemelt wird / als denn sol man sich gegen dem Wird mit straff/nach gelegenheit der sachen/ erzeigen.

Wie sich der halten sol/ bey welchē fewer entstehet.

So ein Fewer in der Stadt entstehet / sol der regierende Bürgermeister/Richter/vnd zwene des Raths / welche alle Jahr der regierende Bürgermeister namhafft machen soll / zum Fewer eilen/ die so[..]en die Leute anhalten vnd vermahnen/ das

Des Bürgermeisters Richters/ vnnd jhrer zugeordentē Ampt.

sie fleissig arbeiten vnd leschen helffen/vnd mit jnen sonsten allenthalben schaffen was zu thun gut sey/ vnd das jnen die jenigen / denen sie was befehlen/ gebürlichen gehorsam leisten / vnd sich jres befehlichs halten.

Bürger / so auff dẽ Bürgermeister warten.

Es sollen auch 24. besessene Bürger / die ein jeder Bürgermeister / wenn im anfang des newen Raths / die Fewrordnung vernewert / darzu für bequeme erachtet/vnd dieselben erfordert/vnd jnen solchs aufflegen wirdet / in jrem gerethe mit besten Wehren zu Ross oder fusse/wie es einem jeden am gelegenstẽ zum Bürgermeister in sein Haus/ oder zum Fewer / wo sie jnen zum ersten antreffen / eilen/ vnd auff jnen / den Richter / vnnd die Herren des Rathts/ so zum Fewer verordent / getrewlich sehen/warten/vnd jhr acht nemen.

Thürknecht Ausreuter.

Es sollen auch beneben dem Thürknecht / des Rahts Ausreuter/ so viel der jederzeit einheimisch sein werden/ mit jrem gerethe angethan / zu Ross beim Bürgermeister erscheinen / vnd auffwarten/ vnnd damit sie desto ehe fertig / So sol der Marsteller mit seinem Gesinde jederzeit bereit sein/ So bald der Sturmschlag geschicht / das er alle die Reitpferdt / so viel der im Stall sein werden / als balt satteln vnd auffzeumen lasse / damit die vbrigen Pferde / so die Ausreuter nicht bedürffen / im

fall

fall der noth / vor die andern Herrn des Raths zugebrauchen.

Desgleichen sol der Gerichtsfrohn / mit dem halben teil der Wache/in jrer besten Rüstung zum Fewer eilen. Der Marckmeister aber/sol mit dem andern halben teil der Wach/vnter dem Rathaus bleiben / vnd ein jeder des Bürgermeisters befelch gewarten.

Gerichts-frohn vnd Wehr.

Die andern zwene Bürgermeister / sollen neben den Baumeistern / Stadt vnnd Schöppenschreibern/auch den Herren/so zu des Raths rechnungen verordent/ auffm Rathaus sein/vmb dieser vrsach willen / So ein ander Fewer mehr augienge/das vnter denselben zweien/ der elter Bürgermeister mit seinen Baumeistern / sich zu demselbigen andern Fewer / eilent verfüge / vnd Leute zum leschen verordene / Vnnd sol der dritte Bürgermeister mit sampt den vbrigen verordenten Herren/auff dem Rathaus bleiben/ ob weiter not entstünde/das sie ferner radtschaffen mügen. Wer es aber sache / das der andern beider Bürgermeister einer / nicht anheimisch / oder mit Kranckheit beladen were / So sollen seine beide Baumeister neben dem eldesten Herren desselben Raths solchs ausrichten vnd bestellen/Auff welche denn viertzig Bürger mit jhrer besten Wehr auffs Radthaus

Der andern Bürgermeister Rathspersenen vñ officianten Ampt.

 zukom-

zukommen / vnd alda jres befehls zugewarten bestelt seindt.

Kompt aber das Fewer vor der Stadt aus/ so sol der Richter sampt zweyen des Raths seinen beysitzern zu Ross darzu eilen/ vnd den fleis ankeren/ der jnen gebüret / doch das solchs mit vorwissen des Bürgermeisters geschehe/ mit des befehl sie auch ausgelassen werden sollen.

Fewer vor der Stadt.

Es sollē sich auch die zwene Radtsfreundt die hierzu benent/ auff die beide Türme / jeder auff denen der jme befohlen/ als bald begeben/ vñ alda gewarten / beneben den Hausleuten vnd Wechtern/ Ob mehr Fewer auffgienge/ oder sie sonsten etwas verdechtiges vermerckten / vnd solches / oder was sonst fürfellet/ dem Bürgermeister anzeigen.

Auffseher auff den Türmen.

Vnd nach dem die Stadt in vier Viertel geteilet/ vnd jetzlichem Viertel zwene Viertelsmeister zugeordent/ sollen in fewers nöten/ vnd andern auffrurigen sachen / in jetzlichem Viertel funffzehen Man/ wie die der Rath darzu verordenen/ vnd ernennen wird/ Vnd auch der vnder Viertelmeister/ so bald man anschlecht / oder sie des Fewers/ oder aufflauffs sonst jnnen werden / in jrem Harnisch/ mit bester wehre zu jrem Oberviertelmeister kommen vnd desselbigen befehls gewarten.

Viertelsmeister / vnnd jhrer zugeordenten Ampt.

Vnd ob ein Viertelsmeister seines gewerbes halben/

halben/ ansreissen můste / das derselbige einen andern seiner Nachtbarn / mit wissen vnd widen des Bürgermeisters an seine stat in sein Haus verordene/ vñ als deñ von den funffzehen Man/ wie vor meldet zehen Man mit dem vnter Viertelsmeister an das Thor jres Viertels eilen / vnd dasselb verwaren/ Vnd das die Thore / wo es bey nacht sonder erlaubnus des Bürgermeisters nicht geöffnet werden / auch daruon nicht kommen / Sie haben denn des von jrem Viertelsmeister befehl oder erlaubnis bey des Raths straff.

So das Fewer am tage auskeme / sollen obgemelte zehen Man neben dem Vnteruiertelsmeister darauff sehen / das alle schlege vmb die Stadt durch die verordenten/ so darzu die Schlüssel/ oder des befehl haben zugeschlossen/ auch die schlege vnd Stadtthore zugehalten/ vnd niemandes frembdes darein gelassen werde / ohne des Bürgermeisters befehl/ die andern fünff Manne von jedem Viertel sollen mit dem Viertelmeister auff das Rathaus gehen / vnd auff die andern zwene Bürgermeister vnd Bawmeister warten.

Ein jetzlicher Viertelsmeister sol die Eymer/ die er funfftzig in seinem Hause von Radtswegen haben solle/ Woferne das Fewer in seinem Viertel auskompt / mit seinem Gesinde / vnd den nechsten

Nachtbarn / die er dem Rath angeben / vnd jnen solchs befohlen worden / sol eilents zum Fewer schaffen.

Es sol auch ein jeder Ober vn̄ vnder Viertelsmeister zum wenigsten alle viertel Jar einmal auff die Leitern vnd Fewerhacken / in seinem Viertel / desgleichen auff die Schutzbret / das die an allen ecken vorhanden / vnd auff die Brunnen / das dieselben in baulichem wesen erhalten werdē / die Ketten / Eymer / Schleiffen / Fass / vnd was darzu gehörig vnwandelbar gehalten werden / gute acht haben.

Bornmeister.

Es sollen neben dē Viertelsmeistern die Bornmeister achtung geben / auff die Wasserfas / das die gebunden / zugericht / vnd voller Wassers / auch die Schleiffen tüglich sein / vnd da ein mercklicher frost einfellet / das Wasser ausgegossen werde / ehe es zu grunde gefriere / damit man dieselben / so es die noth erfordere / wider voll giessen / vnd zum Fewer gebrauchen müge.

Furleute.

Die Fuhrleute vnd andere Bürger / oder Einwoner so Pferde haben / in vnnd ausserhalb der Stadt / sollen alle so bald der Glockenschlag geschicht / oder sie des Fewers sonsten jnnen werden / mit jren Pferden / an die örter eilen / an welchen die Schleiffen mit den Fassen / bey den Bornen vnd

Röhr-

Röhrkasten sein/oder zu den Wagen / darauff die Leitern/ vnd Fewrhacken liegen / vnd die Schleiffen mit den Wasserfassen/ auch Leitern/ vnd Fewerhacken auffs fürderlichste zum Fewer bringen/ Wie denn solchs des Raths Schirmeister vnnd Encken / in dem Marstall auch befohlen sein soll/ Welche denn auch die zwene Wagen mit Leitern vnnd Fewerhacken / so beim Marstall stehen / so bald zum Fewer rücken / auch Wasser / vnd was die notturfft erfordert/zuführen sollen.

Vnd welcher Fuhrman das erste Wasser zum Fewer bringet / der sol den besten / der ander den nechsten darnach / vnnd der dritte den dritten gewinst/wie gewönlich/haben.

Vnd sollen hinfürder auff einen jeden Wagen/ sechs Leitern / zwene grosse vnd vier kleine Fewerhacken befunden / vnd in jedes Viertel zwene Wagen verordent / vnd zweyen Bürgern / denen auch die Schlüssel darzu gegeben werden sollē/ befohlen werden/dieselben in furstehender noth/ abzuschliessen/vnd jederzeit acht darauff zugeben/ damit daran kein mangel gespürt werde.

Leittern vn Fewerhacken.

Vnd ob wol ein jeder Bürger vnd Einwohner/ welcher inhalts dieser Ordnung nicht sonderlichen befehl hat/ so bald der Glockenschlag geschicht/sich mit Axten/Eymern/ Schuffen/ Sprützen/

Das jederman leschen helffe / der nicht sonderlichē befehl hat.

tzen / vnnd andern das zum leschen dienet / gefast machen / vnd nicht mit ledigen henden / auch nicht mit Messern/Spiessen/viel weniger mit Büchsen zum Fewer lauffen/vnd fleissig leschen helffen sol.

So sollen doch fürnemlichen/ alle Zimmerleute/Mewrer/Bader/ Brawer/ Meltzer / vnd jhre Gesellen/sampt den Abledern/vnd Bierschrötern/ bald zum Fewer kommen / vnd sonderlich auff das leschen bescheiden sein.

Handwercker/ so zum Fewer sonderlich verordent.

Darneben sollē hernach benante Handwerck die anzal der Personen wie folget / ein jeder Obermeister in seinem Handwerck dem Rath namhafft machen / vnd allemal vber zehen oder zwelff Man / einen Rottmeister ordnen / vnd die versehung thun / das der halbe teil derselben / mit jhren besten Wehren / als bald für dem Rathaus sich samlen / auch bis das Fewer gelescht / sich da enthalten.

Der ander halbe teil aber / sol mit Fewereymern / welche ein jedes Handwerck aus seiner Laden zuzeugen / vnd in das Obermeisters Haus zuschaffen schüldig sein sol/Der halbe teil zum Fewer geschickt werden/Der ander halbe teil aber/sol mit jren Eymern für dem Rathause warten / vnd sich des Bürgermeisters befehl vorhalten.

Vnd

Vnd sollen nemlichen schicken/Wie gemelt den halben teil/mit jhren besten Wehren/Den andern halben teil aber mit Fewereymern.

Schneider. 40.
Lohgerber. 30.
Leineweber. 30.
Fleischer. 24.
Kůrschner. 24.
Schuster. 24.
Kramer. 20.
Tuchmacher. 20.
Kleinschmit. 12.
Huffschmit. 12.
Satler vnd Riemer. 10.
Tischer. 10.
Bötticher. 10.
Goltschmiede. 10.
Buchbinder. 6.
Hůter. 6.
Glaser. 6.
Kannegiesser. 4.
Barbirer 4.
Seiler. 4.
Beutler. 4.
Gurtler. 4.

Weis-

Weisgerber.	4.
Tuchscherer.	2.
Drechsler.	2.
Kampmacher.	2.
Senckler.	2.
Buchdrücker.	2.
Feilenhawer.	2.

Becken/Zimmerleut/vnd Meurer/haben jhre sondere befehlch.

Doch sollen die jenigen Bürger / welche das Fewer am nechsten betrifft/ in solcher not entschüldiget sein/dieweil sie mit rettung des jhren in jhren Heusern ohne das zuthun haben.

Es sollen auch die Gassenmeister vor jedem Thore / ausserhalb der Zimmerleute/dreissig Personen verordnen vnd bestellen / dieselben auch verzeichent vbergeben/ welche in fewersnöten bey tag vnd nacht sich gefast machen/ans Peters vnd Hellisch thor verfügen vnd daselbst auffwarten / alda sie / wenn man jhr bedarff / eingelassen werden sollen.

Sonderliche wache beim Fewr.

Damit denn auch nicht verdechtige/ oder müssige Personen/sich zum Fewer dringen/ vnd deren halber schaden zugewarten / auch andere die leschens vnd arbeitens halben alda seindt / nicht gehindert

hindert werde/so sollen zwene Bürger / vnd jedem zwölff Man zugeordent werden / derer einer die Gasse öberhalb / der ander vnterhalb dem Fewer vorwaren / vnd niemandes zum Fewer lassen sollen/denn die jenigen/ so dazu geordent/ vnd zum leschen geschickt sindt.

Ein jeglicher sol auch/wenn der Glockenschlag gehört in seinem Hause verordnen / das sein Weib vnd Gesinde/auff die Obern sölder / vnd Rinnen/ Wasser tragen / vnd des flogefewers warnemen/ desgleichen auff frembde Leute/gut acht geben/deñ es ist wol befunden/das dieselben in solchen nöten/ vnd so das Fewer an einem ort auffgangen / sich eingedrungen/vnd in andern Heusern auch Fewer eingelegt haben.

Das man in Heusern des Flugfewers warneme.

Damit deñ auch die Fewereymer/ welche auff dem Radthaus / vnd der Wage verhanden durch gewisse leut zum Fewer vnseumblich gebracht werden/ so sollen zwene aus der gemein verordent werden/die sollen sich so bald Fewer auskompt/ ist es im Grimmischen oder Peters viertel / auffs Radthaus / Wo aber im Ranischen oder Hellischen viertel auff die Wage begeben / an welchem orte jedem 300. Eymer verordent sampt 30. Wasserschuffen / auff welche sie acht sollen geben / das

Feuereymer das Raths zum Fewer zuschaffen.

C dieselbe

dieselben auffs baldest zum Fewer geschafft werden.

Vnd sollen alle vnd jede Huffschmiede / Kleinschmiede/Bütner/Lohgerber/ Schuster/ Schneider / vnd Kürschner / alle jre Gesellen / so bald der Glocken oder Sturmschlag gehöret / vnseumlich/ ist das Fewer im Grimmischen oder Peters viertel/auffs Rathaus / ist es aber im Ranischen oder Hellischen viertel/auff die Wage schicken/von dannen die Eimer eilends zum Fewer tragen / vnd so lange mit beim Fewer bleiben vnd leschen helffen/ bis es gedempfft wird / vnd das sie folgents auch die Eimer wider an gehörende orte schaffen.

Wie viel eymer ein jeder Bürger vor sich haben sol.

Es sol auch ein jeder Bürger nach anzahl der Bier/so er auff seinem Hause hat/auff jedes Bier zwene Eimer zuhalten schüldig sein.

Sprützen aus den Brewheusern.

Weil auch in der Stadt sechzehen Brawheuser seind / sol ein jeder Brawherr / mit einer Sprützen beim Fewer auffwarten. Vnd da gleich die Breuherrn eins teils von Radtswegen sonste befehl hetten / das sie doch niemandes von jhrem Gesinde zum Fewer schicken / die desselben bis zum end abwarten / vnd ohne erlaubnis des Bürgermeisters/nicht dauon gehen / denn im anfang vnd ende kan man mit Sprützen die beste rettung thun.

Item/

Item / Ein jeglich Viertel sollen etzliche kifferne Fackeln verordent / vnd die jenigen denen die in jre Heuser geschafft werden / sollen jre Gesinde solche Fackeln / wenn ein Fewer bey der nacht auskompt / brennent für den Thüren halten lassen.

Kifern Fackeln.

So sol auch sonsten jederman sein Gesinde aus seinem Hause leuchten lassen / damit man sich wol besehen / vnd mit dem Wasserfüren / Reiten / vnd lauffen / niemand beschediget werde.

Leuchten aus dē Heusern bey nacht.

In den Pfannen / so der Rath an den Eckheusern verordent / sol des nachts / wenn ein Fewer oder aufflauff vormerckt / Fewer gehalten werden / vnnd den jenigen / so solche Pfannen an den Heusern haben / Pechkrentz vnd Kyn darzu gegeben vnd befohlen werden / dasselbige fewer anzubrennen vnd fleissig zuuerwahren / Auch so der wird zu andern sachen verordent / sol er mit den seinen bestellen / das solche Fewerpfannen brennent erhalten werden / dieweil die Fewers noth weret / Vnd ist in einem jeden Viertel ein Bürger verordent / welcher auff die Fewerpfannen an dē Ecken / das die angezündet / vnd in wehrendem Fewer / brennent erhalten werden / acht gebe.

Fewerpfannen an Eckheusern.

An vier orten vor der Stadt sollen an jetzlichen ein Wagen mit Leitern vnd Fewerhacken zwo Schleiffen mit fassen/ vñ 30. Eymer/ doch auff der Vorstetter darlegen / verordent vnd gehalten werden.

Wegen mit Leitern vñ Fewerhacken vor dẽ Thoren.

Es sollen auch ein jeder/ so in der Stadt wohnet / vnd Scheunen oder Heuser vor den Thoren hat/ eine Fewerleiter halten vnd bey sich haben.

Leitern vor den Thorẽ.

Dieweil denn in den Fewers nöten nicht am wenigsten an den Wasserkasten gelegen / sollen die so zu den Wasserkasten verordent/ die Hanen auffdrehen / vnd mit vorwissen des Bürgermeisters/ Wasser an die örte lauffen lassen / da das Fewer ausgangen/ auch ohne befehl nicht wider heim gehen/ sondern des fewers gantz abwarten / vnd soll kein Wasser ausgelassen werden/ es seind denn die Schützbret fürgesetzt / Wie denn auch / den nechsten Nachtbarn / so bey den Schützbretern wohnen / vnnd sonderlich den Gastgeben hiermit sol aufferlegt sein / das sie an denen orten / da die Schützbret an den Ecken hangen / so bald Fewer auskömpt / fürnemlich aber an denen orten/ da es die fewers noth erfordert/ eine notturfft Mist auff die Gassen tragen / vnnd das Wasser mit den Schützbretern vnd Mist demmen.

Wasserkasten.

Es

Es sollen die Hausleute auff beyden Türmen/ wenn Fewer auffgehet / es sey jnnen oder vor der Stadt/dasselbige beleuten vnd bestürmen/ vnd wo es am tage / sollen sie eine rote Fewerfahne gegen dem orte/da das Fewer hinaus ist/ Vnd wo mehr Fewer auffgienge/ allewege ein andere Fahne nach anzal der Fewer ausstecken / ist es aber bey nacht/ so sollen sie solchs mit brennenden Laternen an stangen thun/damit man gewahr werde/ wo hinaus das Fewer ist/vnd wie viel der sein.

Hausleute auff den Thürmen.

Dieweil auch gespürt/das mangel an Leuten/ welche in Fewers nöten die Brunnen ziehen / sollen die Becken vnd jre Gesellen / das Wasser ziehen/ aus den Brunnen / jnen lassen befohlen sein/ Vnd sich im Handtwerge mit vorwissen der Viertels meister vorgleichen / welchen Brunnen ein jeder Beck sampt seinen Gesellen in befelch haben sol.

Auffseher auff die Brunne.

Hierneben wil ein erbar Rath menniglichen zuwissen thun / das hinfürder der vnderschiedt sol gehalten werden/Wenn ein Fewer auskömpt/das es mit den Sturmglocken auff beiden Kirchtürmen sol gemeldet vnd bestürmet werden / da sich denn ein jeder nach dieser des Raths Fewerordnung zuhalten/ vnd seines befehls abzuwarten/sol schüldig sein.

Fewersnot wird bestürmet.

Aufflauff mit dem Glöcklein auffm Rathause gemeldet.

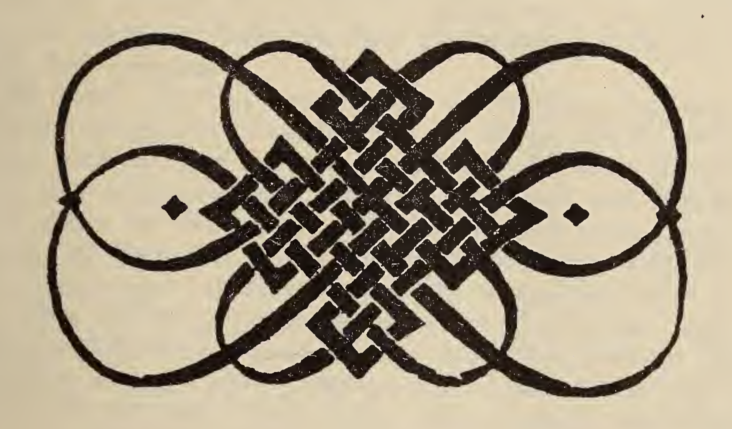
Würde sich aber/ da Gott für sey / sonsten ein aufflauff/ entpörung oder Tumult erheben / so sol dasselb mit dem Glocken auff dem Rathaus gemeldet / gestürmbt vnd angezeigt werdē/ Vnd auff den fall/ sollen die jenigen / so auff die Bürgermeister vnd Viertelmeister bescheiden in aller massen/ wie in dieser Ordnung vermeldet/ jren befehls sich vorhalten / Aber alle andere Bürger sollen mit Harnisch vnd jren besten Wehren vnseumlich für das Rathaus kommen / daselbst von dem Bürgermeister vnd Rath ferners befehls erwarten.

Vnd gebieten darauff allen vnsern Bürgern/ Kauffleuten/Einlegern/Dienern/Handwergsgesellen/vnd die sich bey vns enthalten/ Das sich ein jeglicher in vorfallender noth / vnnd ausserhalb/ nach dieser vnser Ordnunge / wie die vnderschiedlich/ einen jeglichen betreffen thut / getrewlich vnd fleissig halte/vnd das nicht vnterlasse / aus keinerley vrsache/bey vermeidunge des Rechten/ vnd vnserer ernstlicher vnd vnnachleslicher straffe.



Gedruckt zu Leip=
zig / Durch Jacobum
Berwaldt.

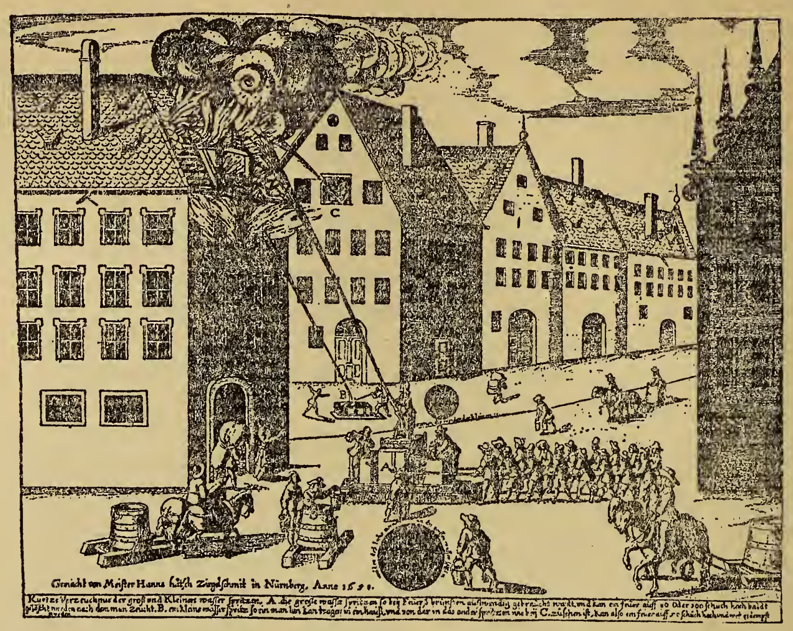




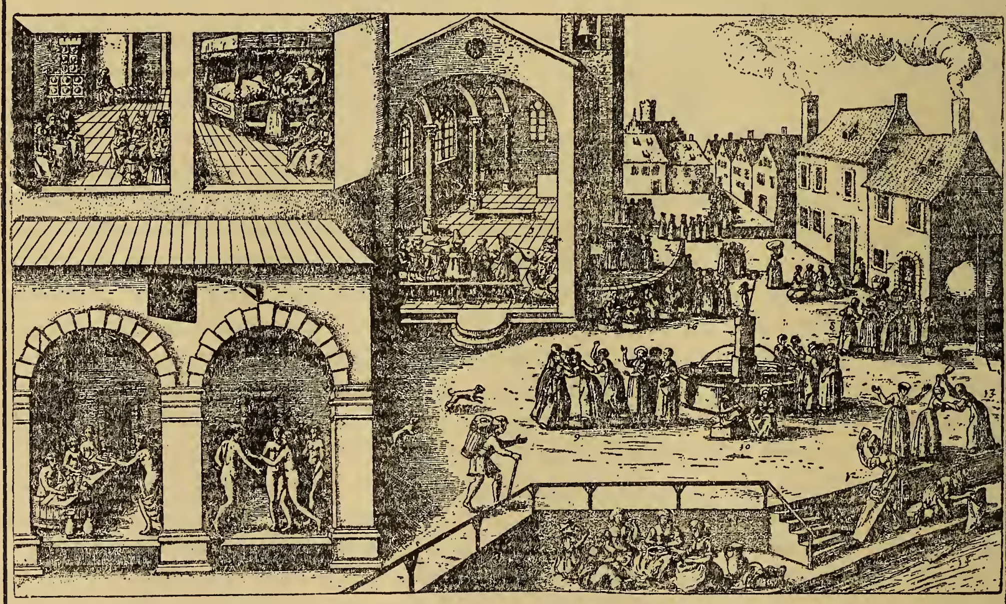


von Samt, und mit schönem kostbarem Täfelwerk, auch anderem Zierat geschmückt, nicht nur in den alten großen Handelsstädten, auch in solchen, die in jüngerer Kraft aufblühten. Zierlich und sorgfältig gesammelt war auch der Hausrat. Noch war das Porzellan nicht erfunden, reichliches Silbergeschirr fand sich nur an großen Fürstenhöfen und in wenigen der reichsten Kaufmannsfamilien. An dem einzelnen Stück von edlem Metall erfreute noch mehr die kunstvolle Arbeit des Goldschmiedes als die Masse. Die Stelle des Silbers und Porzellans aber vertrat bei dem wohlhabenden Bürger das Zinn. In großer Menge, hellglänzend aufgestellt, war es der Stolz der Hausfrauen; daneben feine Gläser und Tongefäße aus der Fremde, oft bemalt, mit frommer oder schalkhafter Umschrift versehen. Dagegen war Kleidung und Schmuck auch der Männer weit bunter und kostbarer als jetzt. Noch war darin der Sinn des Mittelalters lebendig, eine Richtung des Gemüts, der unsern gerade entgegengesetzt, auf das Äußere, das Auge Fesselnde, auf stattliches Erscheinen vor andern. Und diese Neigung wurde durch nichts so sehr erhalten als durch die entsprechenden Bemühungen der Obrigkeit, auch das äußere Aussehen des einzelnen zu regeln und jeder Bürgerklasse ihr eigenes Recht zu geben gegen Vornehme und Geringere. Die endlosen Kleiderordnungen gaben der Kleidung eine unverhältnismäßige Wichtigkeit, sie nährten mehr als etwas anderes die Eitelkeit und die Sucht, sich über seinen Stand herauszuheben. Es ist für uns ein komischer Kampf, den durch vier Jahrhunderte bis zur französischen Revolution die würdigsten Behörden gegen alle Launen und Ausschreitungen der Mode führen, stets erfolglos.

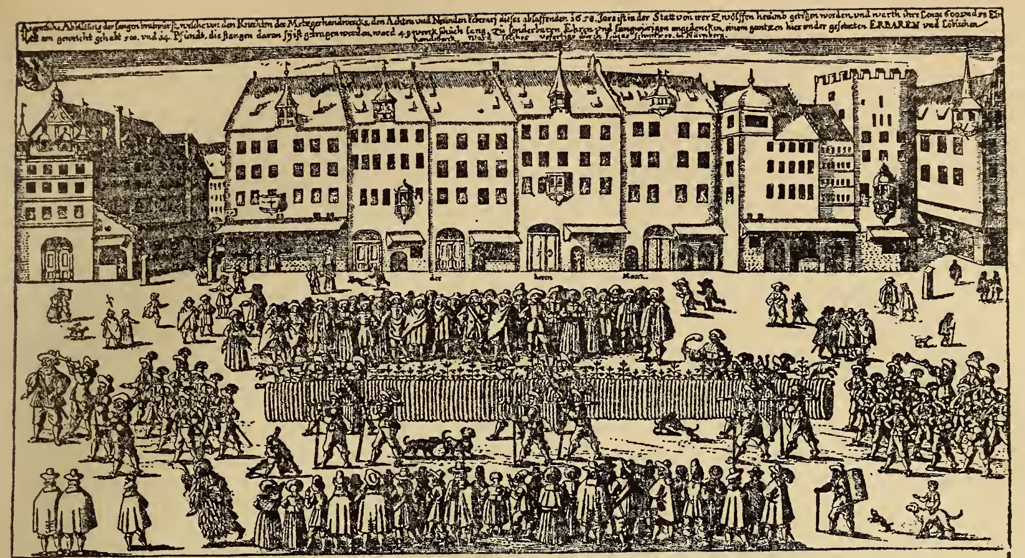
In solcher Ordnung tummelte sich ein kräftiges, arbeitsames, wohlhabendes Volk mit Selbstgefühl, eifersüchtig hielt der Bürger auf die verbrieften Rechte und auf das Ansehen seiner Stadt, gern bewies er sich unter seinen Mitbürgern reich, tüchtig und unternehmend. Noch war Handwerk und Handel in starkem Gedeihen. Zwar im Großverkehr mit dem Ausland hatte Deutschland bereits viel verloren, der Glanz der Hansa war längst verblichen, auch die großen Handelshäuser Augsburgs und Nürnbergs lebten bereits wie Erben von dem Reichtum ihrer Väter. Italiener, Franzosen, vor allem Niederländer und Engländer waren gefährliche Mitbewerber geworden, auf der Ostsee flatterten schwedische, dänische, holländische Flaggen schon fröhlicher als die von Lübeck und den Osthäfen, der Verkehr mit den beiden Indien lief in neuen Straßen und fremden Stapelplätzen. Aber noch hatte der deutsche Heringsfang große Bedeutung, noch waren die ungeheuren Slawenländer des Ostens auch dem Landverkehr ein offener Markt. Und in dem weiten Reiche selbst blühte der Gewerbefleiß, und eine weniger gewinnreiche, aber gesündere Ausfuhr der Landeserzeugnisse hatte einen mäßigen Wohlstand allgemeiner gemacht. Die Woll- und Lederarbeiten, Leinwand, Harnische und Waffen, die zierliche Industrie Nürnbergs wurden vom Ausland eifrig begehrt. Fast jede Stadt erfreute sich damals einer besonderen Güte bestimmter Handwerkswaren, welche unter Zucht und Aufsicht der Innungen verfertigt wurden. Töpfe,



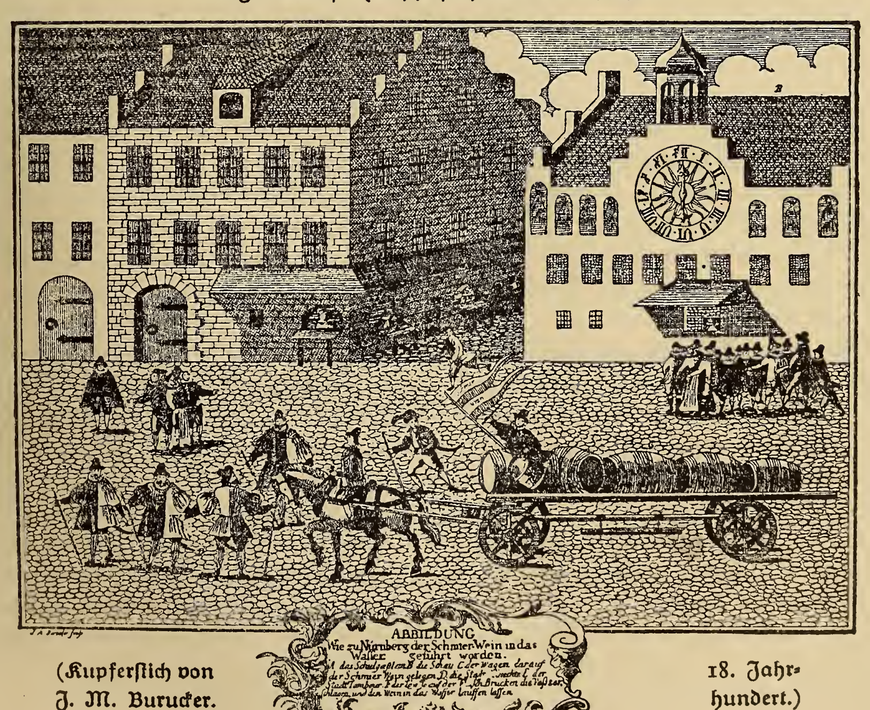
Die Feuerspritze des Nürnberger Zirkelschmiedes Hans Hätsch. 1658. (Kupferstich.)



Frauenleben am und auf dem Marktplatz einer Stadt. 17. Jahrhundert. (Radierung von W. Hollar.)



Umzug der Metzgerzunft in Nürnberg am 8. und 9. Februar 1658 mit der 658 Ellen langen Wurst. (Kupferstich von L. Schnitzer.)



(Kupferstich von J. M. Burucker. 18. Jahrhundert.)

Tuche, Lederarbeit, Bergbau, Metallarbeit gaben den einzelnen Orten einen eigenartigen Anstrich, auch kleineren einen Ruf, der weit durch das Land reichte und den Bürgern zu wohlberechtigtem Stolze half. Was am meisten störte, waren die unsicheren Verhältnisse der Geldwährung. In allen Städten aber, kaum die größten ausgenommen, hatte der Ackerbau mehr Wichtigkeit als jetzt. Nicht nur in den Vorstädten und Vorwerken des Stadtgrundes, auch in der inneren Stadt lebten viele Bürger von Ackernahrung. In kleineren Städten hatten die meisten Eigentum in der Stadtflur, die reicheren wohl auch außerhalb. Deshalb waren in den Städten viel mehr Nutz- und Spanntiere als jetzt, und die Hausfrau erfreute sich eines eigenen Kornbodens, von dem sie selbst das Korn buk und, wenn sie geschickt war, landesübliches feines Backwerk verfertigte. Auch an dem Weinbau, der im Norden bis an das Land der Niedersachsen reichte, hatten die Städter großen Anteil; die Braugerechtigkeit galt für einen wertvollen Vorzug einzelner Häuser, fast jede Gemeinde braute das Bier auf eigene Art, unzählig sind die örtlichen Namen des uralten Getränkes, auf Kraft, süßen Weingeschmack und öligen Fluß ward viel gehalten, geschätzte Biere wurden weit versendet.

Größer als jetzt war das sinnliche Behagen im Volke, lauter und unbefangener die Fröhlichkeit. Auch der Aufwand der Gastmähler, zumal bei Familienfesten, war nach dem Range der Stadtbürger gesetzlich bestimmt; auch er war durch Verordnungen nicht einzuschränken. Es wurde in Gängen aufgesetzt, wie noch jetzt in England, bei jedem Gange eine Anzahl ähnlicher Gerichte. Schon wurden die Austern so weit versandt, als sie selbst die Reise vertragen wollten, zumal seit dem Eindringen der französischen Kochkunst zu feiner Sauce verwendet; Kaviar war wohlbekannt, und in der Herbstmesse waren Leipziger Lerchen ein berühmtes Gericht. Noch hatte in der volkstümlichen Küche außer den indischen Gewürzen die Lieblingswürze des Mittelalters, der Safran, viel zu färben, noch wurden schön verzierte Schaugerichte hoch gepriesen, zuweilen wurden auch eßbare Speisen vergoldet aufgesetzt, und der Marzipan war an anspruchsvoller Tafel das vornehmste Konfekt.

Eifrig suchte der Bürger jede Gelegenheit, sich gesellig zu vergnügen. Fastnachtsmummereien waren auch im nördlichen Deutschland allgemein, dann schwärmten die Masken durch die Straßen, die Lieblingstracht war: Türken, Mohren, Indianer. Als im Kriege der Rat von Leipzig die Masken verbot, erschienen sie bewaffnet mit Spieß und Pistolen, und es gab Zusammenstöße mit den Stadtwächtern. Nicht weniger beliebt waren die Schlittenfahrten, zuweilen auch sie in Verkleidung. Weit seltener als jetzt war der öffentliche Tanz, selbst bei Hochzeiten und Handwerkerfesten wurde er mißtrauisch beaufsichtigt, schwer war dabei der Ungebühr wilder Knaben zu steuern. Sie wollten ohne Mantel tanzen, sie hoben, schwenkten und verdrehten ihre Tänzerinnen, das war streng verboten; auch daß die Dienstleute sich gaffend in den Saal drängten, war der Obrigkeit zuwider. Und mit der Abenddämmerung mußte jedes Tanzvergnügen aufhören.



Kommt her und hört mir zu / ihr die ihr auß der Wiegen
Vor siben jahren schon / ohn Mutter Hülff / gestigen/
Ich lehre Tisches-Zucht / ohn die von altem har/
Des lieben Vatters Tisch dem Kind verbotten war.

1. Von Anrüstung des Tisches.

So wäsche nun die Händ' / und dann zu rechter zeite
Das Tischtuch nach der schnur / und eben überspreite:
Setz' auch den Blatten-Ring; wo nicht: an dessen statt
In mitten auf dem Tisch das Sonnengleiche Blatt.
Nach Ordnung lege dar die Täller und die Zwählen/
Die Messer auch darzu: es sol kein Löffel fehlen:
Des Salzes nicht vergiß: des Brots biß eingedänck;
Die Siedeln rucke bey: die Glässer sauber schwanck.
Ist nun nach Landes Sitt / der Tisch gerüst zum essen/
So werde des Grbätts zum Herzen nicht vergessen:
Die Augen/ Hertz und Händ' erhebe übersich/
Und um den Sägen fein / demühtig / ihn ansprich.

2. Vom Tisch dienen oder aufwarten.

Wann dann die Eltern sich mit Speiß und Tranck erlaben/
Und das aufwarten dir fürauß befohlen haben/
So stehe barhaupt da / auf beiden Füssen dein:
Kratz / spew und huste nicht dann nur beyseits allein.
Die Hände nicht verberg: gib achtung auf den Mangel.
Doch gaffe niemand an / mit offnem Maul im Angel:
Trag auf und ab die Speiß / und niemand nit beschmitz:
Nicht überfülle gar der Gästen Trinckgeschirr:
Mit Ehrenbietung thu die vollen überreichen:
Die läeren auch empfach mit gleichen Ehrenzeichen/
Und schwäncke widerum in einem Wasser frisch:
Auf einmal trage nur zwo Blatten übee Tisch.
Die gleichen Speisen du nicht solt zusammen stellen/
Und fleissig hüten dich die Glässer umzustellen:
Auch solst du übee den / der oben sitzet an/
Nichts tragen auf und ab / such' einen andern plan.
Vor deme der noch ißt / die Blatten lasse stehen
Bis er sie rucket weg / und heisset dich mit gehen:
Und wann er Brots begärt / so bringe du noch mehe/
Doch nicht in blosser Hand / auf einem Täller her.

3. Von gebürender Zucht über Tisch rc.

Sitzst aber selb zu Tisch / bey jungen oder Alten/
So solst du deine Füß still und zusammen halten:
Die Ellenbogen dir nicht sollen stützen seyn:
Die Arme lege nicht biß zu denselben eyn.
Mit aufgerichtem leib zusitzen dich gewehne/
Und mit den Achßlen dich nicht ungebürlich lehne:
Nicht kratz' auf blossem Haupt: nicht in dem Busem dein:
Das Nasengrüblen gar laß underwegen seyn.
Beyseits abwende dich im schneutzen / husten / niessen:
Das riechen an der Speiß thut männiglich verdriessen:
Dieselbe du nicht solst beschauen immerdar/
Sey auch der letst darinn / und schnell von dannen fahr.
Die Kost verriechen laß' / um etwas auch erkalten:
Des starcken blasens dich solst übee Tisch einhalten.
In keines andern Ort auß gmeiner Blatten iß:
Vil minder auf den Geitz / und dich nicht überfriß
Den andern Bissen solst mit deinem Mund nicht fassen/
Du habest dann zuvor den ersten abgelassen:
Auch trincke nicht / wann du noch etwas in dem Mund/
Nicht rede dann innal / und gar nichts ohne grund.
Mit dreyen Fingern nur angreiffe du die Speisen/
Das Glaß mit einer Hand: im trincken thu nicht pfeifen:
Die besten Bißlein auch nicht solst außklauben dir:
Den Wein vermische wol mit Wasser im Geschirr:
Die Speisen und Getränck zutadlen nicht gedencke:
Ja gar zurühmen nicht: das Maul nicht d'rüber hencke:
Was du gekostet hast / keim andern lege für/
Und werffe nichts von dir biß zu der Stubenthür.
Gar alles (ohne Fisch) mit gutem Messer schneide:
In dem einschieben doch das Messer gänzlich meide:
Dasselbig sey ohn Schmutz / wann du mit nimmest Saltz:
Das Tischtuch nicht beschmir: mit Sossen oder Schmaltz.
Die Finger lecke nicht / doch thu sie underzwüschen/
Wann du Brot schneiden wilst / mit deiner Zwahlen wüschen:
Die Rinden von dem Brot nicht nimme weg allein:
Zerschneide nicht zu vil: das hölen lasse seyn.
Nichts wider auß dem Mund solst auf den Täller legen:
Nicht alles essen nuf: mit Brot kein Blatten fegen:
Das angebissen auch nicht duncke wider ein:
Nicht wie der Aff umgaff: nicht schmatze wie das Schwein:
Die Bein / den Hunden gleich / mit Zähnen nicht benage/
Noch / wegen ihres Marcks / auf Brot und Taller schlage:
Nicht sauge laut daran: nimm' aber von dem Bein
Das Fleisch und Marck hinweg mit einem Messerlein;
Die Bein eröffne nicht: dieweil es übel stehet
Wann damit über Tisch ein junger Mensch umgehet:
Und was noch mehr ist hart / mit keinem Messer brich/
Vil mindee beiß' es auf mit Zähnen grimmiglich.
Den Wein außdünckle nicht/ und sürfle nicht im trincken:
Ja / schencke dir nicht ein ohn deines Vatters wincken:
Blaaß' auß dem Bächer nichts / und trincke nicht zu gach/
Auch wüsche deinen Mund mit Zwählen vor und nach.
Die Zwählen und das Brot / den Täller und das Messer
Nicht wie der meiste Theil / und ein geschickter Esser:
In Zähnen grüble nicht mit Eisen oder Stahl:
Nichts zörne was es sey / bey einem Freunden-Mahl.
Am ersten von dem Tisch mit Urlaub solst aufstehen/
Und nach dem Sägen Wunsch / fein züchtig darvon gehen:
Rein wasche deine Händ' / und um die Speiß und Tranck/
Mit Ernst und lauter Stimm Gott sage lob und danck.

4. Von dem aufheben oder aufnemmen des Tisches

Wann nun die Mahlzeit jetz ihr Endschafft hat bekommen/
Wann ihren Abscheid auch die Ehrengäst genommen/
So hebe du den Tisch / nach Ordnung wider auf/
Und nicht / wie einen Berg / das Gschirr zusammen hauff:
Die Glässer erstlich nimm / und zwaren bey den Füssen:
Die Stümplein solst darauß in keine Kannen giessen:
Die noch nicht läeren Gschirr nicht auf einandeen stell/
Zur überblibnen Speiß die gröste Blatte erwehl.
Das Saltz besonder thu: die Löffel all zusammen
Auf einen Täller leg: die Messer auch mit nammen:
Die kleinen stücklein Brot im Tischtuch trage weg:
Das Tuch im Korb erschütt' / und dann zusammen leg / rc.

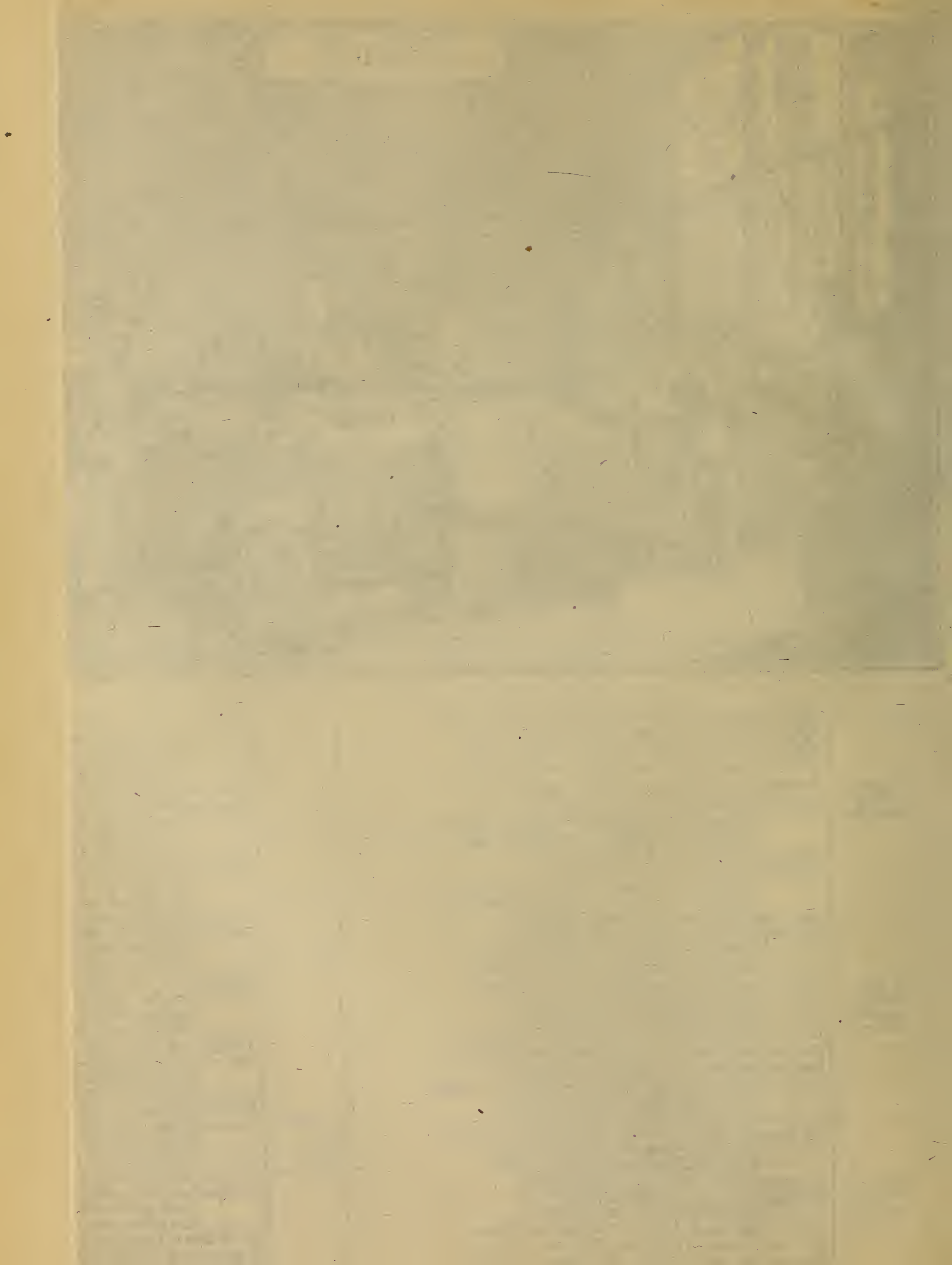
Vermahnung an die Kinder.

So vil von Tisches Zucht. Sol aber sie dich zieren/
So solst hieneben auch ein frommes leben führen:
Den Eltern und zugleich den Fürgesetzten dein
Im Hertzen / williglich und stets gehorsam seyn.

Zufinden bey Johannes Meyer / in Zürich.

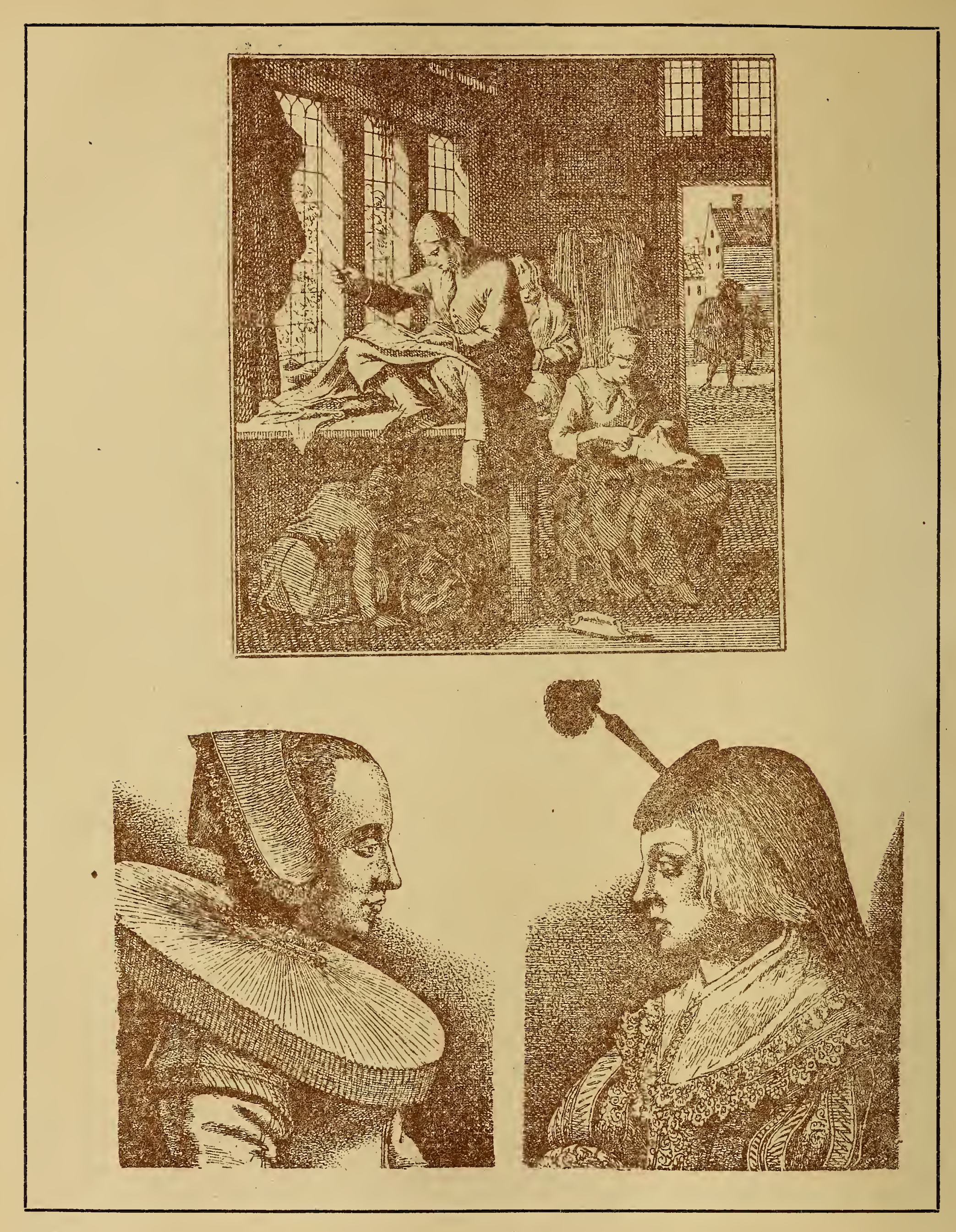
IV S. 168

Tischzucht.
(Einblattdruck. Zürich, Johannes Meyer Verlag, 1645. Kupferstich von Conrad Meyer.)



Die größeren Städte hatten Rennbahnen, in denen die Patriziersöhne ritterliche Übungen hielten und nach dem Ringe stachen, Schießhäuser und Schießgräben für Armbrust und Büchse. Große Volksfreude waren durch das ganze Land die Schützenfeste, dazu wurden Buden, Zelte und Garküchen aufgeschlagen. Auch an den Festen einzelner Zünfte nahm das Volk lebendigen Anteil, und fast jede Stadt hatte ihre eigenen Volksfeste, z. B. Erfurt ein jährliches Wettlaufen für die Ärmeren, dann liefen die Männer um Strümpfe, die Frauen um einen Pelz. Ein beliebtes Spiel der jungen Bürger, das leider in der Verkümmerung des nächsten Jahrhunderts fast verschwand, war das Ballspiel. Es gab eigene Ballhäuser und einen städtischen Ballmeister. Kamen vornehme Herren in die Stadt, so wurde wohl gar eine Lage Sand auf den Markt gestreut und durch Pflöcke und Schnuren dort ein Spielraum abgesteckt. Dann spielten die vornehmen Herren, und aus den Fenstern sah die Bürgerschaft fröhlich zu, wie ein junger Prinz von Hessen den Ball warf und einer von Anhalt das Beste tat. Bei großen Jahrmärkten aber war seit mehr als hundert Jahren der Glückstopf ein beliebtes Spiel. Zuweilen stellte ihn die Stadt selbst auf, meist wurde einem Unternehmer die Erlaubnis gegeben. Welch lebhaften Anteil das Volk dafür zeigte, erkennen wir daraus, daß die Stadtchroniken nicht selten Einzelheiten darüber berichten. So war 1624 in der Michaelismesse zu Leipzig ein Glückstopf von 17000 Gulden eingerichtet; der „Zettel" kostete 18 Pfennige. Siebzehn ledige Zettel gingen auf einen Gewinn, der höchste Gewinn betrug 350 Gulden, es waren an 300000 Nieten. Die vielen Nieten machten zuletzt die Studenten zornig, sie stürmten und zerschlugen die Glücksbude. — Auch die Schaulust des Volkes war größer als jetzt, jedenfalls genügsamer. Häufig waren Aufzüge und städtische Feierlichkeiten, die Komödie allerdings ein seltenes Vergnügen, dafür wurde den Bürgerkindern fast immer die Freude, selbst die Rollen darzustellen, denn die Banden fahrender Komödianten waren etwas Neues und Seltsames. Schon war die Geistlichkeit den weltlichen Stücken nicht günstig, dafür wurden geistliche Stoffe und Allegorien mit sittlichem Grundzug immer durch burleske Szenen verziert, und groß war die Anzahl der Spieler. Auf den Jahrmärkten standen die Schaubuden häufiger als jetzt. So war auf der Leipziger Ostermesse von 1630 unter anderem zu sehen: ein Vater mit sechs Kindern, die sehr schön auf der Laute und Geige musizierten; ein Weib, das mit den Füßen nähen, schreiben, Speise und Trank zum Munde führen konnte; ein einjähriges Kind ganz voll Haare mit einem Bart; von fremden Tieren zwei Mammonet-Affen, ein Meerschwein, eine Löffelgans, und wie jetzt wurden die fremden Ungeheuer durch Bilderbogen dem Volke empfohlen. Dazu Seiltänzer, Feuerfresser, Taschenspieler, starke Männer, zahlreiche Bänkelsänger und Liederverkäufer.

Was aber um 1618 dem Bürger das größte Selbstgefühl gab, war seine Wehrhaftigkeit. Wohl jeder hatte einige Übung im Gebrauch der Waffen. Jede größere Stadt besaß ein Zeughaus; auch die schweren Geschütze der Wälle wurden von Bürgern bedient, und eine Bürgerschaft, welche ihre Stadt verteidigte, war





Schneiderſtube. 17. Jahrhundert. (Kupferſtich aus: Chr. Weigel, Abbildung der gemein=nützlichen Hauptſtände. Regensburg, 1698.)

Kopftrachten vom Niederrhein. 17. Jahrhundert.
(Radierungen von W. Hollar aus: Reisbüchlein. Cöln, 1636.)

Deutſche Tracht. Um 1650.
(Kupferſtich von P. de Jode nach der Zeichnung von S. Francken.)



Modenblatt. Erste Hälfte des 17. Jahrhunderts. (Kupferstich.)



Städtische (Nürnberger) Trachten. Zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts. (Kupferstiche. 1. 2. Frauentracht. 3. Jungfrauen-Sommertracht. 4. Bräute. 5. Adelige Braut, geführt von zwei jungen Ratsherren und deren Tischjungfrauen. 6. Junggesell und Jungfrau nach der französischen Mode gekleidet. 7. Trauertrachten.)

unter gewöhnlichen Verhältnissen den jungen Kompanien der belagernden Soldaten fast vorzuziehen. Auch Magdeburg hätte widerstanden, wäre nicht Zucht und Pflichtgefühl der Bürger bereits schwächer gewesen als bei früheren Belagerungen, in denen die Jungfrau des Stadtwappens ihr Kränzlein so tapfer verteidigt hatte.

Außer den Stadtbürgern gab es aber in den meisten Kreisen des Reiches eine Landmiliz, das Defensionswerk. Etwa den zehnten Mann in Stadt und Land hatte man ausgehoben, regelmäßig bewaffnet, während des Dienstes besoldet und zur Verteidigung innerhalb der Landesgrenzen bestimmt. Die Anfänge solcher Landwehr stammten aus dem 16. Jahrhundert. Von militärischen Theoretikern war die Einrichtung als vortrefflich empfohlen, von Zeit zu Zeit war sie erneuert worden. So wurde sie in Sachsen 1612 durch die Landstände eingeführt, 1618 verbessert. Es sollten im Kurfürstentum neuntausend Defensioner sein, der gemeine Mann täglich vier, der Feldwebel zehn und einen halben Groschen Sold erhalten, die Kosten wurden auf die Häuser verteilt. Aber diese Miliz erwies sich im Kriege als unbrauchbar. Viel zu gering war die Mannszucht und militärische Ausbildung; wenn nicht die Gefahr der eigenen Stadt drängte, suchte der fleißige Bürger sich zu entziehen; die Folge war, daß viel loses Volk in Waffen lief und ritt. Wenn sie von den Ortschaften nachgesucht wurden, die Pflüge auf dem Felde gegen streifende Plünderer zu beschützen, so forderten sie besondere Vergütigung oder sie liefen davon; bald wurden sie dem eigenen Lande mehr zur Plage als zum Nutzen.

Wie der Krieg in den Städten zerstörte, lehrt jede Stadtchronik. Zuerst schlug die Unordnung der Kipperzeit tiefe Wunden in Wohlstand und Sittlichkeit. Dann kamen die Leiden, welche auch entfernter Krieg auf den Bürger legt, Nahrungslosigkeit und Teuerung. Alles war unsicher geworden, zuletzt wollte jeder den Tag genießen. Roher und wilder wurde die Vergnügungssucht; fremde Moden, welche man den Soldaten und viel umherreisenden Hofleuten absah, nahmen überhand. Von 1626 ab beginnt in den deutschen Städten das Stutzertum nach französischem Zuschnitt. Die alamode Messieurs stolzierten und belästigten auf dem steinernen Fußpfad der Straßen. Kurze Spitzbärte, das Haar lang, in gekräuselten Locken oder gar auf der einen Seite kurz geschnitten, auf der andern in Zopf oder Locke auf die Schulter hängend, große Schlapphüte, Sporen an den Füßen, den Degen vor dem Herzen, gerissene und zerschnittene Kleider, geckenhafte Gebärden, dazu eine verderbte Sprache voll französischer Wörter. Die Frauen blieben nicht zurück; sie fingen an die welsche Larve vor dem Gesicht zu tragen, in der Hand einen Federfächer, Fischbein in den Kleidern, verpönten Zobel, Gold- und Silberstoffe und zu allem — was sehr bedenklich erschien — silberne, endlich gar weiße Spitzen. Solches Wesen empörte als phantastisch und unsittlich Obrigkeiten und Seelsorger. Uns erscheint es als kennzeichnendes Leiden einer Zeit, in welcher das sichere Selbstgefühl des deutschen Bürgertums dahinschwand.

Näherten sich aber die Heere einer Stadt, dann hörte der Verkehr mit der Landschaft fast ganz auf, dann wurden die Tore sorgfältig bewacht, die Bürger er-



Spottstreit.
Der alten und neuen Manns- und Weiber-Tracht.

Der Alte.
Vnser Teutscher/ Kleider Geck/ sag was gelten die Frantzosen?
Du weist/ dann wie mich beduncket/ trägst du schon weiß in den Hosen.

Der Junge.
Alter Teutscher/ alter Lapp/ wie viel Zwickel oder Sparren
Zieren dein zerfatztes Kleid/ gleich den bunten Faßnachts Narren.

Der Alte.
Also sind vor vielen Jahren alte tapffre Bieder Leut
Ohne schen daher gegangen/ zu der alten guten Zeit.

Der Junge.
Also pflegen sich zu tragen Courtisanen heut zu tag:
Diese Mode tragt zu Hof/ die Manier hat jetzt die Frag.

Der Alt.
Ja zu Hof ich glaub es fast/ dann mein Kind wann es hoffieret/
Brauchet einen solchen Topff/ wie der/ so dein Haubt bezieret.

Der Junge.
Wol du kommst mir eben recht/ deine breite runde Kappen/
Auff dem kurtzbeschornen Haar/ gleicht den Küh- vnd Ochsenschlappen.

Der Alte.
Du trägst eben lange Zoten und ein drittel von eim Bart/
Brauchst ein viertel zu dem Kragen/ wandlend nach deß Monden art.

Der Junge.
Warzu dienen Kälberkröse? nichts bestehet lange zeit/
Warumb solten dann die Kragen bleiben in Beständigkeit?

Der Alte.
Das gehöret nicht hieher. Kleyder sollen uns bedecken:
Aber du kanst solcher weiß auch dein Hemmet nicht verstecken.

Der Junge.
Weil wir leben in dem Krieg/ muß ich alle meine Sachen
Wammes achsel/ Kleid und Schoß nach der Rüstung lassen machen.

Der Alte.
Ey wie drucken dich die Waffen/ sind die Stieffel Klaffter weit/
Vnd der Schuh nicht nach den Füssen/ sondern nach dem Kopff bereit?

Der Junge.
Wann du bist ein Kleyder richter/ lehre mich doch welche Tracht/
Ist zugleich von Jung und Alten jemals wehrt und hochgeacht?

Die Jungfrau.
Sag mir: Was bedeutet doch deine Feder auff dem Hut?
Sonders zweiffel leichten Sinn/ ligend- und auch fahrende Gut.

Die Dame.
Was bedeutet auff dem Haar/ dem baldwelcker Blumenkrantz?
Du bringst jhn ja zweiffels ohn deinen Buhlen zu dem Dantz.

Die Jungfrau.
Vrtheil nicht nach deinem Sinn. Diese weisse krausse Locken/
Weisen leichtlich daß du bist/ zu Hof eine Reuter Docken.

Die Dame.
Schaut doch die geflochten Zöpff und die gantz entblößten Ohren!
Ja/ man sol dir/ Bauren Gret/ Löcher in die Läpplein boren.

Die Jungfrau.
Ist dein Kragen nicht verspitzt: die entblößte rosen Brust/
Trägt den Zeiger außgesteckt/ der Gast hat zu kehren lust.

Die Dame.
Dieses Muster deines Krößes ist auß der vergangnen Welt:
Meine Mode geht im schwang/ und behelt/ der Zeit/ das Feld.

Die Jungfrau.
Ey der wunderschönen Tracht! Du läst Hertz und Hände leiten/
Gleich der Goldbeschwerten Waag/ nach der baß bezahlten Seiten.

Die Dame.
Du verstehest das Spindelwerck/ und bist nicht wie ich geboren/
Du hast dir den Arbeitstande/ ich das müssig seyn erkoren.

Die Jungfrau.
Der gezierte Jungfrauhund ist den Damen trefflich nutz/
Wann er wacht ob jhrer Ehr/ sein Trutz kommt von deinem Schutz.

Die Dame.
Du hast Flöh auch ohne Hund/ einen Beutel ohne Gelt/
und verkauffst um höchster Ehr/ Jedermänsch in jener Welt.

Die Jungfrau.
Ich hör deines Ührleins klang hat es nicht ein Vgeschlagen? [illegible]
Was du an der Gürtel trägst kan dir deinen Namen sagen.

Die Dame.
Närrin/ rühm dich deiner Ehr: Ach/ du kanst dirs leicht gedencken/
Daß sie keiner von dir nimbt/ wann du sie auch wollst verschencken.

Zu finden bey Paulus Fürsten Kunsthändlern.

Spottblatt auf die „alte" und die „neue" Mode. 17. Jahrhundert.
(Kupferstich. Nürnberg, Paul Fürst (1605—1666) Verlag.)



hielten sich von den aufgesammelten Vorräten. Die Bedrückungen und Erpressungen begannen, Durchmärsche, Einquartierung befreundeter Heere mit allen ihren Schrecken. Noch ärger hausten die durchziehenden Feinde. Jede Art von unsicherer Schonung mußte erkauft werden. Es war Gnade des Feindes, wenn er nicht anzündete, nicht den Stadtwald niederschlug, das Holz zu verkaufen, nicht die Stadtbibliothek auf seine Troßwagen warf; alles, was zum Raube einlud, die Orgel, die Kirchenbilder, mußte ausgelöst werden, sogar die Kirchglocken, welche nach Kriegsbrauch der Artillerie gehörten. Waren die Städte nicht imstande, den Forderungen der Kriegsobersten zu genügen, dann wurden die angesehensten Bürger als Geiseln mitgeschleppt, bis die auferlegte Summe bezahlt wurde.

Galt eine Stadt aber für fest genug, um dem feindlichen Heere Widerstand zu leisten, dann wurde sie beim Herannahen des Feindes mit Flüchtlingen gefüllt, deren Zahl so hoch stieg, daß an ein Unterbringen bei Bürgern gar nicht zu denken war. In Dresden z. B. kamen 1637, nach der Einnahme von Torgau, in drei Tagen, vom 7. bis 9. Mai, zwölftausend Wagen mit flüchtigem Landvolk an. Umschloß der Feind den überfüllten Ort, dann raste um die Mauern der Kampf und innerhalb nicht weniger gefräßig Elend, Hunger und Krankheit. Der wehrhafte Flüchtling wurde zu strengem Besatzungsdienst gebraucht; auch der Adel der Nachbarschaft half zuweilen. Dehnte sich die Belagerung in die Länge, dann hatte die Teuerung einen schändlichen Wucher zur Folge, die Müller mahlten nur den Reichen, die Bäcker forderten Unerschwingliches. Die Bilder der Hungersnot, einer Not, wie sie damals viele Städte erlebt haben, sind zu greulich, um dabei zu verweilen. Als in Nördlingen ein Mauerturm von den Belagerern eingenommen war und die Bürger selbst ihn ausbrannten, stürzten sich hungernde Weiber über die halbgebratenen Leichname der Feinde und trugen Stücke derselben für ihre Kinder nach Hause.

Wurde aber die Stadt im Sturm erobert, so wiederholte sich an ihr das Schicksal Magdeburgs, massenhaftes Niedermetzeln, Entehrung der Frauen, scheußliches Quälen und Verstümmeln. Dazu kam die Pest. Wie die Seuchen damals in den Städten wüteten, ist für uns kaum glaublich. Sie rafften oft mehr als die Hälfte der Bewohner hinweg. Schon 1626 und in den nächsten Jahren hatten sie weite Landstriche geleert, von 1631 bis 1634 und am ärgsten um 1636 kehrten sie wieder. —

Allerdings gab es für jede Stadt jahrelange Zwischenräume verhältnismäßiger Ruhe, und die — nicht zahlreichen — Ortschaften, welche nur einmal im Kriege zerschlagen wurden, vermochten sich wohl wieder zu erholen. Aber das Fürchterlichste von allem war die zweite, dritte, vierte Wiederholung des alten Leidens. Leipzig wurde fünfmal belagert, Magdeburg sechsmal, die meisten kleineren Städte noch öfter mit fremden Soldaten gefüllt. So verdarben die großen Städte wie die kleinen.

Aber noch nicht genug. Weite Länderstrecken traf eine Plage ganz anderer Art, die religiöse Verfolgung. Sie wurde von der kaiserlichen Partei fast überall geübt, wo sie sich festgesetzt hatte. Den Heeren folgte ein Haufen Bekehrer, Jesuiten und Bettelmönche, auf dem Fuße. Diese verrichteten ihr Amt mit Hilfe der Soldaten.

Wo der Katholizismus noch einen Boden hatte, wurden die Führer der protestantischen Partei weggefegt, vor allen die Seelsorger. Am gründlichsten in den Provinzen, in denen der Kaiser selbst Landesherr war. Viel war dort schon vor dem langen Kriege geschehen, aber noch war beim Ausbruch der Feindseligkeiten in Oberösterreich, Mähren, Böhmen und Schlesien die Mehrzahl der Gemeinden, der begabteste und rührigste Teil der Einwohnerschaft evangelisch. Da wurde von Grund aus gebessert. Bürger und Landvolk wurden scharenweise durch die Soldaten in die Beichte getrieben; wer — oft nach Gefängnis und Körperqualen — seinen Glauben nicht aufgeben wollte, mußte das Land verlassen, und viele, viele Tausende taten das; es wurde als Gnade betrachtet, wenn den Flüchtlingen eine unzureichende kurze Frist zum Verkauf ihrer beweglichen Habe gelassen wurde.

Aus einer solchen Provinz, der einzigen, welche dem geistigen Leben der Deutschen in späterer Zeit wiedererobert wurde, sei hier das Geschick einer kleinen Stadt mitgeteilt, gerade deshalb, weil nicht das Eintönige des Elends, sondern andere auffällige Seiten des alten Bürgerlebens zu erkennen sind.

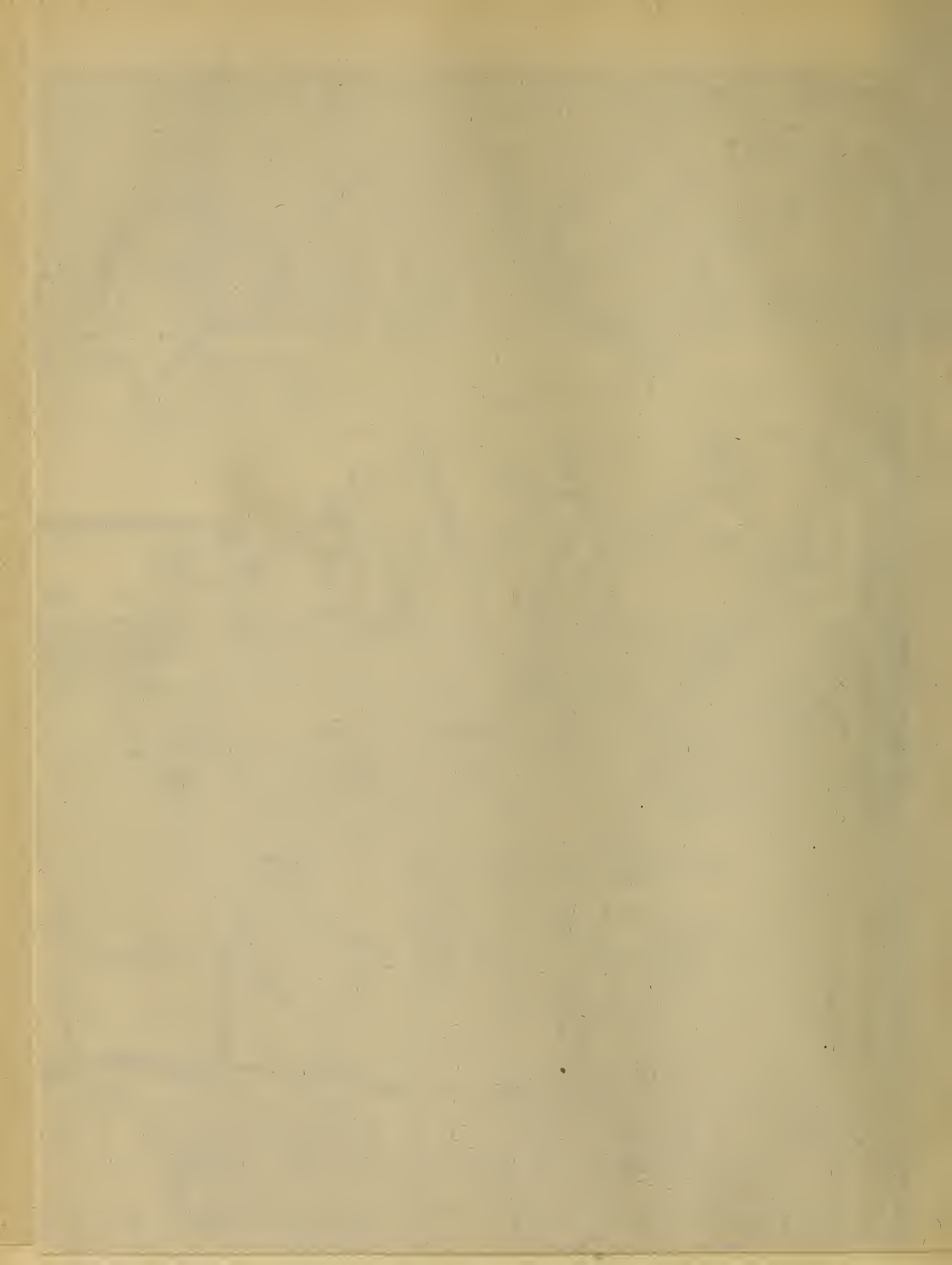
Da, wo das Riesengebirge in die schlesische Ebene hinabfällt, liegt in fruchtbarem Tale, am Ufer des Bobers, die alte Stadt Löwenberg, einer der ersten Orte, welche in Schlesien nach deutschem Recht eingerichtet wurden. Schon im Mittelalter eine kräftige Gemeinde, zählte sie ihm Jahre 1617 in Stadt und Vorstädten 738 Häuser und wenigstens 6500 Einwohner[103]. Stattlich erhob sie sich zwischen Wiesenstreifen und Wald mit starken Mauern, Gräben und Tortürmen. Sie war angelegt wie fast alle deutschen Städte Schlesiens, in der Mitte ein großer Markt, der „Ring", welcher das Rathaus und vierzehn „Bauden", bevorrechtete Häuser mit Schank- und Handelsgerechtigkeit, umschloß; die Häuser der inneren Stadt von Stein, den hohen Giebel der Straße zugewendet, bis zu seiner Spitze vier oder fünf Stockwerke. Einst war der Unterstock zu „Lauben" gemauert gewesen; diese bedeckten Gänge waren seit etwa sechzig Jahren abgeschafft. Die Häuser enthielten im Unterstock einen großen Hausflur und ein starkes Gewölbe, dahinter eine große Stube, in ihr den Backofen und über diesem eine hölzerne Bühne, die den hinteren Teil des Zimmers einnahm, zu ihr führte eine Treppe, die Bühne war Speiseraum, der vordere Teil Schlafraum der Familie. Im Stock darüber war eine gute Stube, mit Holzwerk getäfelt, alles übrige war Kammer und Bodenraum, zu Waren, reichlichem Hausrat, dem Getreide, der Wolle. Denn Löwenberg war eine berühmte Tuchmacherstadt; im Jahre 1617 verfertigten dreihundert Tuchmacher 13702 Tuche[104], und bis tief nach Böhmen und in das Reich, vorzüglich aber nach Polen trug der Händler ihre dauerhafte Arbeit. Das Stadtsiegel, ein Löwe im Mauertor, war von lauterem Gold.

Im Jahre 1629 hatte die Stadt bereits viel vom Kriege gelitten. Die Bürger, verwildert, zerquält, hatten den größten Teil ihres alten Mutes verloren. In den Nachbarstädten hauste das kaiserliche Dragonerregiment Liechtenstein, welches mit Säbel und Pistolenschrauben die bekehrenden Jesuiten unterstützte. Die Bürgerschaft



Bilderbogen der „Verkehrten Welt". 17. Jahrhundert.

(Bilderbogen-Kupferstich. Bildliche Darstellungen der „Verkehrten Welt" sind schon im 16. Jahrhundert verbreitet gewesen, sie vermehrten sich noch im 18. Jahrhundert, bis diese beliebten Scherzbilder in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts schließlich von den Kinderschriften übernommen wurden. Da derartige Bilderbogen die Gelegenheit zu manchen lustigen Unterhaltungen vermittelten, als einfacher Wandschmuck, etwa der Spinnstuben, Wirtshäuser usw., dienten, zeigten sie sich als Vertreter des volkstümlichen Witzes ihrer Zeit, aber auch als Ausdruck herrschender Stimmungen.)



der Stadt Löwenberg, mit ihrer Ankunft bedroht, wurde gezwungen, ihre alten Geistlichen zu entlassen. Mit Tränen schieden sie, laut weinend begleitete sie die Volksmenge in ihre Wohnungen und trug ihnen wie zur Sühne die letzten Abschiedsgeschenke zu. Die Jesuiten folgten; in der Nacht, bevor sie kamen, richtete sich ein Uhu zum Schrecken der Bürgerschaft auf dem Kirchturme häuslich ein und ängstigte die Stadt allnächtlich durch sein Geheul. Die Jesuiten predigten, wie ihre Art war, täglich, versprachen Freiheit von aller Kriegssteuer und Einquartierung, besondere Gnade und Gunstbriefe des Kaisers, den Widerspenstigen aber auch das zeitliche Verderben. Sie brachten es so weit, daß die geängstete Bürgerschaft selbst den Rat drängte, die „Confirmation" anzunehmen; die meisten Männer der Gemeinde genossen das Abendmahl nach katholischem Brauch, den Kelch ungesegnet. Die standhaften Bürger aber mußten in das Elend ziehen. Doch kaum hatten die Jesuiten die Stadt verlassen, so fiel das Volk wieder ab, die Bürger liefen auf die benachbarten Dörfer, wo sich noch evangelische Geistliche erhalten hatten, ließen dort trauen und taufen; ihre Kirche stand unter einem katholischen Pfarrer leer. Neue Drohungen, neue Gewalttaten. Der redliche Bürgermeister Schubert ward in hartes Gefängnis abgeführt, aber der Rat erklärte jetzt männlich, bei der Augsburgischen Konfession sterben zu wollen; die Bürgerschaft bedrängte sogar den Landeshauptmann in wildem Getümmel. Da ritten die Exekutoren des Kaisers, die „Seligmacher", durch die Tore. Der größte Teil der Bürger floh mit Weib und Kind aus der Stadt, alle Dörfer waren voll Auswanderer, sie wurden durch Soldaten und abtrünnige Bürger mit Gewalt zurückgeholt und ins Gefängnis gesetzt, bis sie Beichtzettel vorwiesen; die weiter Geflohenen wurden nach Sachsen getrieben. Jetzt wurde ein neuer Rat eingesetzt, wie es in solcher Zeit zu gehen pflegt, aus übelberüchtigten und untüchtigen Männern, die verlassenen Bürgerhäuser wurden geplündert, viele schwerbeladene Wagen mit Hausrat von katholischen Nachbarn den Soldaten abgekauft und fortgeführt. Der neue Rat wirtschaftete gewissenlos, der Königsrichter — ein bekehrter Löwenberger Advokat — und die Ratsherren mißhandelten die heimlichen Protestanten und suchten sich aus dem Stadtvermögen zu bereichern. Zweihundertundfünfzig Bürger lebten mit ihren Familien als Flüchtlinge, die eine Seite des Marktes war ganz unbewohnt; dort wuchs langes Gras und das Vieh weidete darauf. Im Winter trieb Hunger und Kälte wenigstens Frauen und Kinder in die zerstörten Häuser zurück. Einige Zeit war der leitende Geist des neuen Rates ein zugezogener Franziskaner, Julius, gewesen, ein verwegener Gesell, gar nicht wie ein Mönch, der unter seiner Kutte goldene Armbänder trug. Dann wurde ein katholischer Pfarrer Exelmann, Sohn eines evangelischen Predigers, eingesetzt. Aber wie zerschlagen auch die Bürgerschaft war, das Amt des Pfarrers und der neuen Stadtregenten war doch nicht ohne Widerspruch. Noch waren nicht alle Mächte der Stadt bezwungen. Wie die Gegenpartei widerstand, sei hier nach dem Bericht eines Zeitgenossen[105], welchen der fleißige Sutorius in seiner Geschichte von Löwenberg (1782, Teil II) abgedruckt hat, mitgeteilt.

„Am Morgen (9. April 1631) früh kamen die nachfolgenden Herren, als erstlich der Pfaffe, zweitens der Königsrichter, welcher ein Advokat, Elias Seiler, war, drittens Georg Mümer Se. Wollenweisheit, ein Tuchmacher, viertens Schwob Franze, ein Tuchmacher, fünftens Doktor Melchior Hübner, ein gewesener Mühlknecht und verdorbener Bäcker, sechstens Meister Daniel Seiler, ein Tischler, siebentens Peter Baier, der Stadtschreiber, auf dem Rathause zusammen und besetzten den Ratsstuhl. Der Herr Bürgermeister lag an Podagra krank. Da proponierte der Pfaffe, der die Oberhand im Rate hatte, mit diesen Worten: ‚Ihr meine geliebten Kirchkinder, nachdem ich von euch vernommen, daß ihr an Königlicher[106] Majestät Hof nach Wien eine Absendung tun wollt, so habe ich und der Herr Königsrichter reiflich befunden, daß vor eurem Aufbruch alle Weiber zu unserer Religion gezwungen würden. Dadurch werdet ihr euch bei Hofe eine große Gnade zuwege bringen. Ich will auch nicht unterlassen, euch durch Handbriefe bei meinem hochgeehrten Herrn Vetter, dem Herrn Pater Lemmermann, jetzo Königlicher Majestät Beichtvater, der gewiß in allen geheimen Ratschlägen viel gilt, zu rekommandieren, wie fleißig und eifrig ihr gewesen und die Weiber zurecht gebracht habt, so daß euch allen, die ihr jetzo beisammen seid, ein sonderlich Gratial gegeben werden soll. Derowegen fahret eifrig fort. Wollen sie nicht gutwillig, so habt ihr Türme und Gefängnisse genug, sie damit zu zwingen.‘

Auf diese Proposition wurde herumvotiert, und sagte zuerst der Königsrichter: ‚Ja, ihr Herren, weil ich solche Reise zum Besten gemeiner Stadt gutwillig auf mich nehmen will, so befinde auch ich für sehr gut, man nehme diese Geschöpfe mit Eifer und Ernst vor. Wollen sie nicht gutwillig, so sperre man die Vornehmsten ein. Was gilt's, die andern werden bald nachgeben. Sie werden kommen und bitten, daß man sie herauslasse. Es würde auch mancher froh sein, daß die seine wegliefe und er sie los würde. Haben wir die Männer zurecht gebracht, so wollen wir's mit diesen Bestien auch machen.‘

Herr Mümerus, Se. Wollenweisheit, sagte: ‚Ihr Herren, ich bin nun ein Witwer bald ein halbes Vierteljahr; ich weiß davon zu sagen, was einer für Kreuz hat, wenn ihm von seinem Weibe Tag und Nacht das Gewissen gerührt wird. Es wäre wohl gut, wenn Mann und Weib einen Glauben und ein Vaterunser hätten, mit den Zehn Geboten möchte es nicht so dringend sein. Es wäre auch gut, daß die Weiber täten wie wir, weil sie unser Einkommen mit genießen und Ratsfrauen werden. Allein ich besorge, es wird schwer angehn. Ich wollte lieber fast raten, man konsultierte hierüber zuvor den Herrn Landeshauptmann, wie er es mit seinem eigenen Weibe anstellen wollte. Man könnte dann einen bessern Nachdruck geben, wenn man einen bestimmten Befehl dazu hätte. Mein Weib hätte ich wohl nimmermehr dazu gebracht!‘

Schwob Franze sagte: ‚Ihr Herren, mein Weib ist mir, wie ihr wißt, dieser Tage gestorben, so daß ich nunmehr wieder frei und ein Witwer bin; ich weiß auch davon zu sagen, wie ich von meinem bösen Weibe wegen des Papsttums geplagt

worden bin. Gleichwohl weiß ich nicht, wie man die Sache recht angreifen soll. Es hat gleichwohl noch hübsche Weiber und Witwen unter den lutherischen Ketzern. Wäre es auch gut und übers Herz zu bringen, daß man sie alle auf einmal wegjagte und einsperrte? Ihr Herren, ihr werdet's wohl machen. Ich bin der Meinung wie mein Herr Kollege Mümer. Wenn ich heut oder morgen freie, muß mein Weib meinen Glauben haben oder den Mund über den Glauben halten.'

Hierauf fing nun Doktor Melcher an: ‚Ihr Herren, Gotts Sakrament, ma—ma—man sperre sie nur zusammen ein, und la—la—lasse keine heraus, wenn sie gleich im Gefängnis verfaulen sollten, bis sie es zusagen. Ich habe gestern mein Hauskreuz darüber geschlagen. Der Teu—Teufel ho—ho—hole mich, sie muß es tun, oder ich jage sie ganz davon.'

Meister Daniel Seiler sagte: ‚Ihr meine hohen und wohlgroßgünstigen Herren, fahret in solchem guten Werke nur mit Gewalt fort. Der Landeshauptmann hat uns hierin nichts zu befehlen, er sehe selbst zu, wie er seine ketzerische Frau zurecht bringt, welche kein geringes Ärgernis und ein Spiegel für unsere Weiber ist. Derowegen bitte ich, man fahre gegen die Weiber mit der Exekution fort.'

Des Herrn Stadtschreibers Peter Baiers Votum war: ‚Ihr Herren, ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Ich habe eine böse Sieben, die beißt um sich wie der Teufel. Ich traue mir nicht sie zu bändigen. Könnt ihr's tun, so versucht's. Ich rate aber, daß man anfangs freundlich mit den Frauen rede, ihnen Bänke setzen lasse in der Ratsstube und sie niedersitzen heiße, ob es möglich wäre, daß man sie mit guten Worten und hernach erst mit Drohung bekehren könnte. Vielleicht nehmen sie sich's zu Herzen.'

Hierauf wurde das Konklusum gemacht von dem Pfaffen und Königsrichter. Sie sagten: ‚Die Zeit ist kurz, man kann nicht viel Frist geben, es heißt hier: Friß, Vogel, oder stirb.'

Es läutete deswegen der Königsrichter dem Stadtknecht und fragte: ‚Sind die Weiber draußen?' Er sagte: ‚Nein, es ist noch keine da.' Darauf befiehlt ihm der Richter: ‚Geht hin, ihr werdet sie entweder bei mir oder bei der Frau Geneußin finden.' Der Stadtknecht fand aber bei dem Königsrichter niemand, bei der Frau Geneußin etwa eine Mandel Weiber beisammen. Zu diesen sagte er: ‚Ihr Frauen, es läßt der Herr Pfarrer nebst dem Herrn Königsrichter und einem ehrbaren Rat den Frauen einen guten Morgen sagen, und daß sie aufs Rathaus kommen sollten, die Herren wären beisammen.'

Darauf gab die Königsrichterin zur Antwort: ‚Ja, ja, sagt ihnen einen guten Morgen wieder; wir werden bald kommen.' Also gingen die Frauen Paar und Paar, die Königsrichterin und Bürgermeisterin voran, und stiegen die Ratstreppe hinauf. Die andern Frauen aber, so sich in den Brotbänken und sonst hin und wieder in Häusern gesammelt hatten, kamen in großer Anzahl truppweise hinterdrein. Als nun der Diener im Rat angesagt, daß die Frauen da wären, fing der Königsrichter an: ‚Laßt sie herein.' Der Diener sprach: ‚Herr, sie alle haben hier

drin nicht Raum. Ich halte dafür, daß ihrer ein halbes Tausend beisammen ist. Das Rathaus ist bald ganz voll. Sie sitzen auch schon zum Teil auf den Pfeiferstühlen.'

Da fing der Pfaffe an: ‚Ei, ei, halt still, das ist nicht gut. Ich habe nicht anders gemeint, als daß zuerst nur die vornehmsten Frauen von Rat, Schöppen und Geschwornen heraufgefordert würden. Ei, ei, was habt ihr getan!' Da sprach der Diener: ‚Ew. Ehrwürden lassen sich berichten: als mir gestern der Herr Königsrichter befahl, ich sollte alle Weiber, die nicht bekehrt wären oder es nicht werden wollten, herauffordern und bei seiner Frau anfangen, habe ich solches bestellt, und weil es ziemlich spät war, sagte ich den meisten, die mir begegneten, eine sollte es der andern anzeigen, daß sie morgen bei Strafe kämen und nicht ausblieben. Ich vermeine, daß ich nicht unrecht getan habe.'

Da sprach der Pfaffe abermals: ‚Ei, ei, ihr Herren, ihr Herren, das ist nicht gut. Ich weiß nicht, wie man's macht, daß man einen Teil der Weiber los werde.'

Da sagte der Königsrichter zum Pfaffen: ‚Geben sich Ew. Ehrwürden nur zufrieden; wir wollen die Sache schon machen und anfangs nur die vornehmsten Weiber hereinfordern. Wenn sie sehen, daß man ihnen durch den Sinn fährt oder sie gar einsperren lassen will, werden sich die andern bald verlieren und davonlaufen.' Es wurde deshalb beschlossen und dem Diener angedeutet, er solle den erwähnten Frauen ansagen, daß sie allein hereinkommen sollten.

Als nun der Diener solches ausgerichtet, fing die Königsrichterin an: ‚Mit nichten, wir lassen uns nicht trennen; wo ich bleibe, da bleibt auch mein Schwanz. Sprecht, wir lassen bitten, man solle uns nur vorlassen.' Solches berichtete der Diener wieder dem Rate hinein. Da entrüstete sich der Königsrichter und sagte mit großem Ernste: ‚Geht wieder hinaus und saget den elementischen Weibern, sie sollen sich nicht widerspenstig und ungehorsam zeigen, oder sie sollen erfahren, wie man mit ihnen umgehn werde.' Dann ging der Diener wieder hinaus und überbrachte den Befehl ernstlich; aber die guten Weiber bestanden auf ihrer vorigen Meinung und sagten, sie begehrten zu wissen, warum man sie gefordert hätte; keine lasse sich von der andern trennen, wie es einer ergehe, solle es allen ergehn. Es war darüber unter den Weibern ein großes Getümmel und Gemurmel, daß es die Herren in der Stube wohl hören konnten.

Als der Diener solche Antwort wieder hereinbrachte, erschraken sie, daß sie lieber gesehen hätten, die Weiber wären ich weiß nicht wo. Es wurde daher einhellig beschlossen, den Herrn Stadtschreiber hinauszusenden, damit er ihnen beweglich, doch freundlich mit guten Worten zuspräche, daß doch die vornehmsten Frauen hineinkommen wollten, die andern möchten nach Hause gehn; keiner solle ein Leid widerfahren. Aber alles war vergeblich. Die Weiber blieben fest, nicht von einander zu weichen. Und die Königsrichterin fing an und sagte zum Stadtschreiber: ‚Ja, ja, Lieber, ja, meint ihr auch, daß wir so einfältig sind und den Possen nicht merken, wie man uns arme Weiber wider unser Gewissen zwingen und

dringen will, den Glauben zu wechseln? Mein Mann und der Pfaffe sind in diesen Tagen nicht vergebens zusammengelaufen, haben fast Tag und Nacht bei einander gesteckt, gewiß haben sie einen Teufel gekocht oder gebraten, den mögen sie auch selber aufessen; ich gehe nicht mit hinein. Wo ich bleibe, da bleibt auch mein Schwanz und Anhang.' Sie wandte sich herum zu dem andern Haufen und sprach: ,Ihr Frauen, ist das euer Wille?' Da ward abermal von allen Weibern großes Geschrei: ,Ja, ja, nun wohlan, wir stehn alle für einen Mann.'

Hierüber erschraken nun der Herr Stadtschreiber heftig, er lief eilend wieder in den Rat und brachte mit Wehmut den Handel vor, daß der Rat in nicht geringer Gefahr wäre, denn er habe gesehen, daß fast jede Frau ein großes Gebund Schlüssel an der Seite hangen hätte[107]. Darüber entfiel ihnen der Mut ganz und gar, sie hingen die Köpfe und wußten weder aus noch ein; einer wünschte sich hier, der andere dort hinaus. Doktor Melcher faßte noch einen Mut und sprach zum Pfaffen: ,Potz Sakrament, wohlehrwürdiger Herr, hätte ich nur jetzt ein paar hundert Musketiere, ich wollte das Pa—Pa—Pack wohl niedermachen lassen, außer denen, die auf die Knie niederfielen.'

Zuletzt kolligierte sich der Herr Stadtschreiber etwas. ,Ihr Herren, ich wüßte wohl Rat, wie wir hinab und von den Weibern fortkämen. Wenn die Herren beide Türen am Rathause zuschließen lassen, wollen wir stillschweigend aus der untersten Ratsstube durch die Turmtüren hinaus und uns davonmachen; so werden sie nicht gewahr, wo wir hinkommen. Doch ich weiß nicht, wo die Schlüssel zu den Turmtüren sind.' Dieser gute Rat gefiel allen wohl, die Schlüssel wurden fleißig gesucht, unterdes aber die Stadtknechte hereingerufen und befehligt, den Weibern anzudeuten, sie möchten sich ein wenig gedulden. Die Stadtknechte aber sollten sehen, wie sich einer zur vordern, der andere zur hintern Tür spielen könnte, darauf sollten sie jählings hinauslaufen und die Tür hinter sich zuschlagen.

Dieser Anschlag glückte, die guten Weiber, deren zweihundertdreiundsechzig waren, wurden so eingesperrt. Der Stadtschreiber aber machte die Turmtüren, die seit etlichen Jahren nicht geöffnet worden, geschwinde auf, kam gelaufen und rief: ,Ihr Herren, fort, fort, das Loch ist offen; aber still, still, um Gottes willen stille, daß es die Weiber nicht inne werden, sonst betrügt uns der Teufel.'

Darauf liefen sie, was jeder laufen konnte, zum Teil ohne Hut und Handschuh, einer lief heim, der andere zum Nachbar, und wo jeder in der Eile sicher zu sein vermeinte. Alle wußten von erschrecklicher Angst zu sagen. Der Pfaffe lief in vollem Trabe die Kirchgasse hinauf, sah mehr rückwärts als vor sich, ob die Weiber etwa nachfolgen und ihm mit den Schlüsseln zur Messe läuten wollten. Er schloß das Pfarrhaus hinter sich zu, wie die Stadtknechte das Rathaus. Er war so matt, daß er weder essen noch trinken mochte, seine beiden Damen hatten genug an ihm zu kühlen.

Als nun die versperrten Weiber, welche zum Teil an den Fenstern saßen, das Geschrei hörten, so unten in der Stadt umherging, daß die ehrenfesten Herren

so fein ausgerissen wären, lief die Königsrichterin zur Ratstubentür, klinkte auf, rief überlaut mit großer Verwunderung: ‚Der Teufel hat die Schelme alle hinabgeführt; seht, da liegt ein Hut, ein Handschuh, ein Schnupftüchel, alle Türen sind offen. Kommt, laßt uns selbst zu Rate sitzen und nach unsern Männern schicken, sie sollen bei Strafe kommen und unsern Bescheid anhören.‘ Darauf ward von allen Weibern ein großes Geschrei und Gelächter, daß man's über den ganzen Ring hören konnte.

Zuletzt aber traten die Frauen doch zu Häuflein, zu zehnen und zwölfen, sie beklagten ihre Männer, Kinder und Säuglinge, die würden nichts zu essen haben. So wurden sie einig, durch etliche Weiber, die draußen vor der Tür warteten und auch gern drinnen bei den Versperrten gewesen wären, den Königsrichter zu bitten, sie loszulassen und ihnen anzuzeigen, weshalb man sie heut auf das Rathaus gefordert.

Unterdes aber empfand der Königsrichter, daß er jetzt beim Heimgange vom Rathause klüger geworden, als er heut früh beim Hinaufgehn gewesen, ihm deuchte, nicht alle Männer möchten so gegen ihre Frauen gesinnt sein als er. Auch sah er ein ziemliches Laufen um das Rathaus von Kindern und Gesinde, die den Frauen gern etwas von Speise und Trank zutragen wollten, ja, es war von einem guten Freunde schon angestellt, den lieben Weibern ein ganzes Viertel Bier zum Labsal zuzustoßen. Überdies fand sich auch schon eine Anzahl Männer zusammen, welche zu wissen begehrten, was ihre Frauen getan, daß man sie eingesperrt hätte. Da faßte der Königsrichter wieder einen Mut und ließ die Herren cito citissime in sein Haus zu einer notwendigen Unterredung zusammenbitten. Die vier Herren des Rats und der Stadtschreiber wurden mit großer Mühe gefunden, der Pfaffe aber hatte sich tief versteckt und ließ sich wegen Mattigkeit und weil er Ruhe nötig hätte, entschuldigen. Es ward aber eine wiederholte Absendung an ihn beschlossen, die dem Pfaffen zu Gemüt führte, er müsse sich unfehlbar einstellen, weil er diese Händel mit verursacht habe.

Unterdes kam der Ratsdiener ans Rathaus gelaufen, auf wessen Geheiß, weiß man nicht, rief durch die verschlossene Tür seine Frau, die mit im Konklave war, und sagte ihr: ‚Deutet den andern Frauen an, daß die Herren jetzt wieder beim Königsrichter zusammengekommen sind; man wird bald heraufschicken und das Rathaus öffnen lassen, damit eine jede wieder heimgehe.‘ Darauf gab die Königsrichterin Antwort: ‚Ja, gar gern wollen wir uns gedulden, sitzen wir doch im Trocknen. Aber sagt ihnen auch, sie sollen uns berichten, warum man uns heraufgefordert und ohne Verhör eingesperrt hat.‘

Der Pfaffe ließ sich endlich bewegen und kam zum Königsrichter in den Rat. Sie klagten einander anfangs heftig ihre Mattigkeit wegen großer ausgestandener Angst und Gefahr, weshalb ihnen auch geschwinde ein Labetrunk Wein herumgegeben ward; was sie aber sonst damals für Anschläge gemacht, habe ich so genau nicht erfahren können, weil alles in Eile und stehend geschah und kein Protokoll

darüber gehalten ward. Gewiß aber ist es, daß sie sich, wie bei Lumpenleuten Gebrauch ist, ziemlich gebissen und einer dem andern bald dies, bald das an den Bart geworfen haben. Doch zuletzt wurden sie einhellig, eine Absendung an die versperrten Frauen zu tun, dieselben cito loszulassen und auf das allerfreundlichste zu bereden, damit sie das Rathaus wieder quittieren möchten. Zur Absendung wurden vermocht Herr Mümer, Meister Daniel und Herr Notarius. —

Als diese ankamen, wurde die Tür sogleich geöffnet, und die Abgesandten traten mitten unter die Weiber in einen Kreis.

Da fing der Stadtschreiber so an: ‚Ehrbare, viel ehr- und tugendsame, insonders großgünstige, liebe Frauen! Der Herr Pfarrer nebst dem Herrn Königsrichter und ein wohlweiser Rat lassen den Frauen samt und sonders einen guten Tag vermelden, verwundern sich höchlich, daß die Frauen die Sache so übel aufgenommen und anders verstanden haben, als sie gemeint war. Und weil die Frauen so inständig begehrt haben zu wissen, warum dies geschehen, so haben gemeldete Herren uns abgefertigt, mit Wahrheit dies zu vermelden. Erstens, weil nunmehr die Marterwoche herbeikäme, an welcher in der Kirche vornehmlich von dem heiligen Sakrament gepredigt wird, so hätte man die Frauen christlich und treulich vermahnen wollen, daß sie sich dazu fleißig einstellen möchten. Zweitens wird gebeten, daß am bevorstehenden Osterfest sich die Frauen ebenfalls sämtlich einstellen und mildreich erzeigen wollen, weil des Herrn Pfarrers Akzidenzien bei so geringer Anzahl der Bürger gegenwärtig schlecht wären.‘

Nach solchem Anbringen des Stadtschreibers wollte es Meister Daniel, der Tischler, noch besser machen und sprach: ‚Meine großgünstigen Frauen! Die Frauen sollen es nicht anders verstehn, als daß dies eine freundliche Unterredung ist, und daß gar keine Gewalt angewendet werden soll. Denn meine Herren und ein hochweiser Rat haben nicht den Gebrauch, einen henken zu lassen, bevor sie ihn haben.‘

Auf diese leichtfertige, unbesonnene Rede, die doch ganz und gar nicht dem Rat diente, stießen ihn Herr Mümer und Herr Notarius selbst auf der Stelle an, unter den gesamten Weibern aber wurde ein großes Gelächter und Getümmel. ‚Ja, ja, jetzt verstehen wir wohl, sie vergleichen uns Leuten, die gehenkt werden sollen. Ihr selber seid solche Gesellen unter einander. O ihr ungetreuen Schelme, ihr Kornwucherer, ihr Wolldiebe!‘ Darauf schrie die Königsrichterin: ‚Still, still, ihr Weiber!‘ und sprach zu Meister Daniel: ‚Hört, lieber Schwager, ihr versteht's nicht, seid auch viel zu geringe, uns wider unser Gewissen zu zwingen. O, wie wird euch Gott strafen und meinen Mann dazu, der so öffentlich wider sein Gewissen handelt. Euer beider lieber seliger Vater ist ein stattlicher lutherischer Geistlicher gewesen, der hat euch etwas anderes gelehrt. Jetzt sprecht ihr, ihr seid gut katholisch. Zu euren Schelmstücken braucht ihr euren neuen Glauben; wenn ihr betrunken seid, redet ihr selber schandlos genug von der Mutter Gottes, und wenn ihr zu euren schlechten Dirnen geht, nennt ihr euch nicht anders als Marienbrüder. O, wenn

man euch euren Gewinn abschaffen wollte, den ihr aus euren Ämtern und aus den Gütern gemeiner Stadt macht und den ihr doch alle wieder verfreßt und vertrinkt, wenn ihr wieder Hobelspäne machen und tapfer arbeiten müßtet, daß euch warm würde, wie bald solltet ihr euer Papsttum wieder los werden. Daß euch Gott strafe! Nimmermehr sollt ihr uns unsern Glauben nehmen, ihr selbst werdet noch darüber gehenkt werden.'

Die Frau Bürgermeisterin sagte: ‚Habt ihr sonst nichts mit uns zu reden gehabt, so hätte das auch der Pfarrer von der Kanzel tun können, und man hätte uns deshalb nicht einsperren dürfen. Ich lasse mich nicht so zur Kirche zwingen. Bei unsern vorigen Pfarrern und Predigern bin ich mit großer Freude zur Kirche gegangen, habe dort Trost aus Gottes Wort genommen; jetzt werde ich nur noch mehr darin betrübt und geärgert, daß es Gott im Himmel zu klagen ist. Was den Opferpfennig anbelangt, so steht es einem jeden frei, wer ihn zu geben hat, der mag ihn geben.' Hierauf schrien die andern Weiber überlaut: ‚Ja, einen Teufel wollen wir dem Pfaffen auf den Kopf geben.' Die Herren Abgesandten erschraken über solche Reden, baten um ihren Abtritt, sagten kein Wort weiter und gingen davon.

Als nun die Herren Abgesandten beim Königsrichter wieder ankamen, war der Pfaffe und die andern Herren schon wieder davongegangen; sie machten ihre Relation und gingen auch nach Hause. Die Frauen waren nun gleichfalls ihres Arrestes entledigt. Dem Königsrichter aber stieg die Sache ernstlich zu Kopfe, er nahm es sich zu Herzen, daß ihn seine Gedanken so schändlich betrogen und die Sache zu einem ewigen Spott für ihn ausgelaufen war. Er ging in der Stube auf und ab, murmelte mit sich selbst, zuletzt sagte er: ‚Gebt mir was zu essen.' Als der Tisch gedeckt und von seiner Magd und Kindern aufgetragen wird, eine Schüssel Krebse und ein Stück Weißbrot und Käse, auch Butter, erzürnt sich der gute Herr heftig, nimmt zuerst das liebe Brot, dann die Butter mit der zinnernen Buttermulde, und wirft sie zum Fenster hinaus auf den Markt. Auch die Krebse alle wirft er in der Stube herum, greift auch nach der Wurst, die auch auf dem Tische stand, welche die Kinder aus Hunger wohl gemocht hätten, weil sie damals den ganzen Tag noch nichts gegessen hatten. Ja, er war so ergrimmt, daß er aus der Stube hinauslief, Schüsseln und Tiegel zerschlug und alles, was ihm unter die Hände kam, daß darüber ein Zulauf von den Nachbarn geschah. Danach lief er ins Stübel hinauf und hielt ein großes Geschrei und Wesen nur mit sich selbst, als wenn alles voller Leute wäre. Den andern Tag stand er früh auf, verreiste und übertrug sein Amt dem Doktor Melcher. —

An diesem Tage ruhten die Herren aus bis gegen Abend. Da rief der Pfarrer den Stadtknecht zu sich und befahl ihm, daß er in seinem und des Doktor Melchers als des Vize-Königsrichters Namen die Frau Bürgermeisterin und die Frau Geneußin auf morgen früh nach der Messe zu ihm auf den Pfarrhof fordern solle. Das bestellte der Stadtdiener. Die Bürgermeisterin gab zur Antwort: ‚Ja, ja, ich will kommen, will es aber zuvor meinem Herrn sagen.' Als sie aber zur

Frau Geneußin kam und es ihr auch anmeldete, war bei dieser der Eidam, Herr Krekler, der nachher Bürgermeister wurde, der gab den Bescheid: ‚Ist der Pfaff und Doktor Melcher euer Herr? oder sind sie die Herren meiner Frau Schwiegermutter? Antwortet, daß sie nicht kommen, es befehle ihnen denn der Herr Bürgermeister.‘ Das sagte der Stadtknecht dem Bürgermeister; der besann sich etwas, endlich sagte er: ‚Meinetwegen, sie sollen gehn, ich bin es zufrieden, damit man mir nicht die Schuld gebe.‘

Am Morgen Freitag um die angeordnete Stunde ging die Frau Bürgermeisterin zum Pfaffen; die Frau Königsrichterin, welche doch gar nicht gefordert war, ebenfalls mit der Frau Geneußin. Da fing der Pfaffe an aufs freundlichste mit ihnen zu reden und bat sehr höflich, sie sollten sich doch bequemen und die heilige, alleinseligmachende Religion annehmen, wie ihre Herren auch getan hätten. Sie würden sehen, wie wohl man sich dabei befände, und wie wohl es ihnen ergehen würde. Darauf gaben die Frauen sogleich zur Antwort: ‚Nein, wir sind von unsern Eltern und vorigen Predigern anders unterrichtet worden; dabei befinden wir uns gar wohl. In eure Religion können wir uns nicht schicken.‘ Darauf sagte der Pfarrer: ‚So kommen die Frauen doch nur zur Kirche, oder wenn sie Kummer oder Bedenken haben, zu mir, so oft sie wollen; ich will sie gewiß fleißig unterrichten.‘ Die Frauen gaben zur Antwort: ‚Nein, der Herr darf sich unsertwegen keine Mühe geben, wir tun's nicht.‘ ‚Ei,‘ sprach der Pfaffe, ‚so geben die Frauen doch gute Exempel, und gehen sie wenigstens zur Kirche und zur Messe, und ärgern nicht etwa andere, die schon erklärt haben, wenn die Frauen gingen, so wollten sie auch gehn.‘ Die Frauen antworteten: ‚Aber wir tun's nicht. Wir wollen auch niemandem wehren. Das sind Gewissenssachen, darüber hat niemand als Gott zu richten.‘ Als nun der Pfaffe sah, daß alles vergebens war, bat er: ‚Ei, ei, sagen sie doch wenigstens zu den andern Frauen und Weibern, sie hätten sich vierzehn Tage Bedenkzeit ausgebeten und auch erlangt.‘ Darauf antworteten die Weiber fast im Zorn: ‚Nein, lieber Herr, wir haben von unsern Eltern nicht lügen gelernt, wir wollen's von euch auch nicht lernen; wir bitten, ihr wollt uns verschonen.‘ So gingen sie davon.

Während aber die drei Frauen beim Pfaffen waren, fanden sich unterdes zum Verwundern schnell eine große Menge Weiber zusammen, viel mehr als das erstemal bei einander gewesen. Dies nahm Herr Schwoob Franze wahr, kam eilend und keuchend zum Bürgermeister gelaufen und sagte: ‚Herr, ich bitte euch um Gottes willen, habt ein Einsehen und wehrt dem Pfaffen die Händel mit den Weibern, es sind ihrer wieder eine große Menge beisammen, die ganzen Brotbänke und alle Häuser in der Kirchgasse sind voll. Hilf mir Gott, sie erschlagen uns mitsamt dem Pfaffen; ich laufe davon.‘

Der gute Bürgermeister lag so krank zu Bette, daß er weder Hand noch Fuß regen konnte. Er schickte eilend nach dem Pfaffen und sagte ihm ziemlich deutsch, was er für abenteuerliche Händel anfinge, dergleichen sonst in keiner Stadt ge-

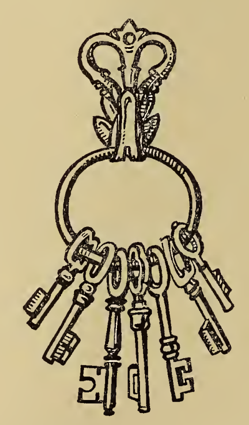
hört worden. Würde ihm von den Weibern Ungelegenheit begegnen, so wolle er nicht schuldig sein.

Darauf fing der Pfaffe an: ‚Ei, nein, Herr Bürgermeister, der Herr erzürne sich nicht so. Ich sehe, daß ich von dem leichtfertigen Mann, dem Doktor Melcher, betrogen bin, der die Sache ganz anders berichtet hat. Ich bitte, der Herr lasse den Weibern andeuten, daß sie wieder nach Hause gehn; es soll gewiß nicht mehr geschehen, was geschehen ist, das versichere ich dem Herrn hiermit.'

Als dies die Weiber hörten, und daß den Frauen nichts weiter begegnet war, als was oben erzählt ist, waren sie auch zufrieden, gingen heim und legten ihre Schauben und Schlüsselbunde weg, jedoch nicht weit von sich, damit sie solche im Fall der Not bei Tag und Nacht sogleich zur Hand hätten."

Soweit der alte Bericht. Der Geistliche mußte das Jahr darauf Löwenberg schimpflich verlassen, weil seine ärgerlichen Händel nicht aufhörten. Er hatte unter anderm einen öffentlichen Bierschank mit Schöps, dem alten schlesischen Biere, errichtet. Der böse Doktor Melchior wurde später aus Verzweiflung Soldat und bei Prag gehenkt. Und die tapfern Frauen? — Wir hoffen, sie sind mit ihren Männern nach Breslau oder nach Polen geflüchtet.

Von 1632 verfiel die Stadt mit jedem Jahre mehr; bald Schweden, bald Kaiserliche, bald evangelische, bald katholische Seelsorger; im Jahre 1639 hatte die Stadt noch vierzig Bürger und eine Schuldenlast von anderthalb Tonnen Goldes; 1641 deckten die Bürger selbst ihre Häuser ab, um keine Steuern mehr zu zahlen, und hausten in Strohhütten. Als der Friede kam, war die Stadt fast ganz „über den Haufen gefallen". Im Jahre 1656, acht Jahre später, waren wieder 121 Bürger, ungefähr 850 Einwohner in Löwenberg; etwa 87 Prozent der Bevölkerung waren untergegangen.





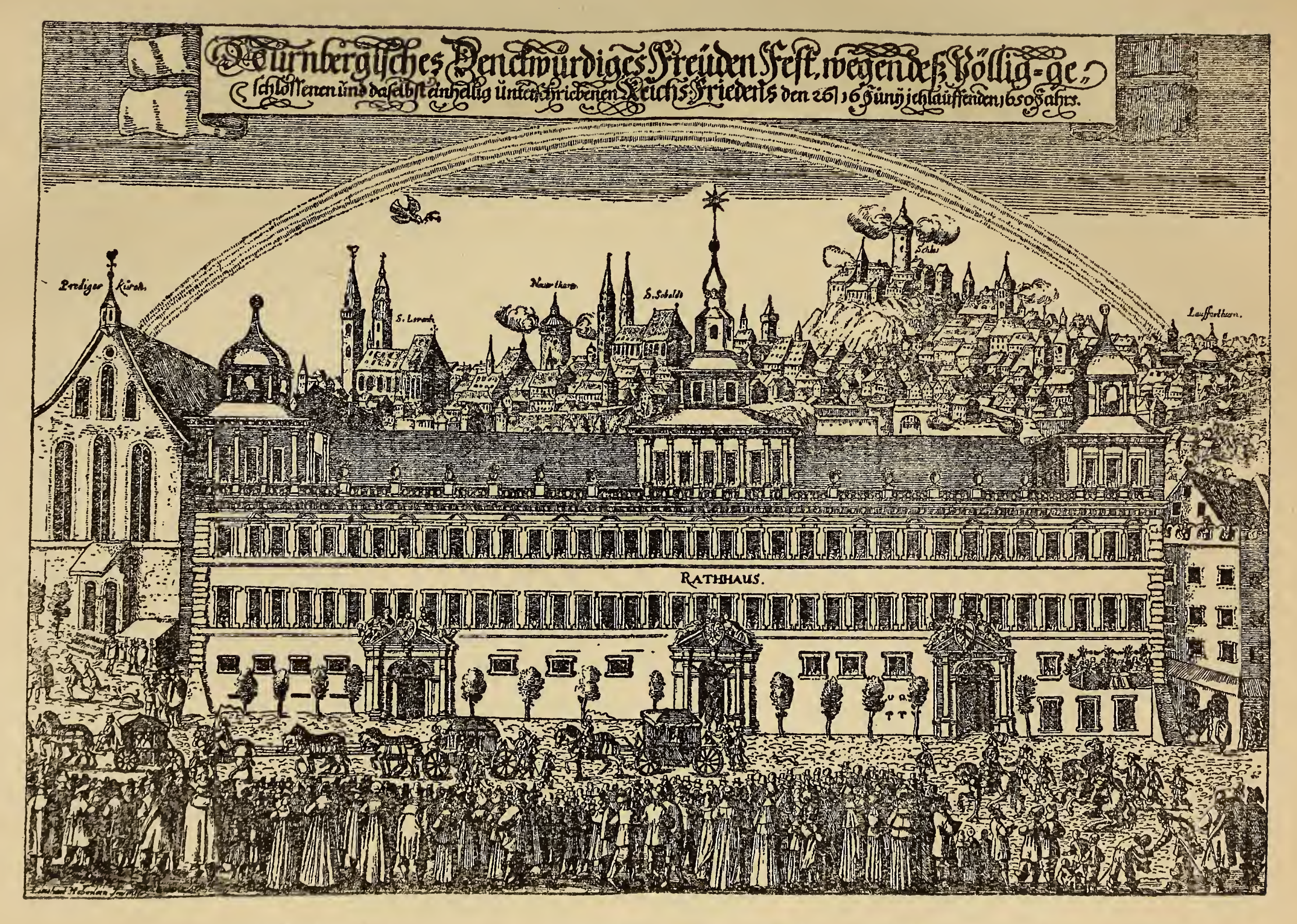
VI. Der Dreißigjährige Krieg. Der Friede.

Der Friede war unterzeichnet, die Gesandten hatten einander zur Bestätigung feierlich die Hand gereicht, auf allen Straßen ritten die Trompeter, das glückliche Ereignis zu verkündigen.

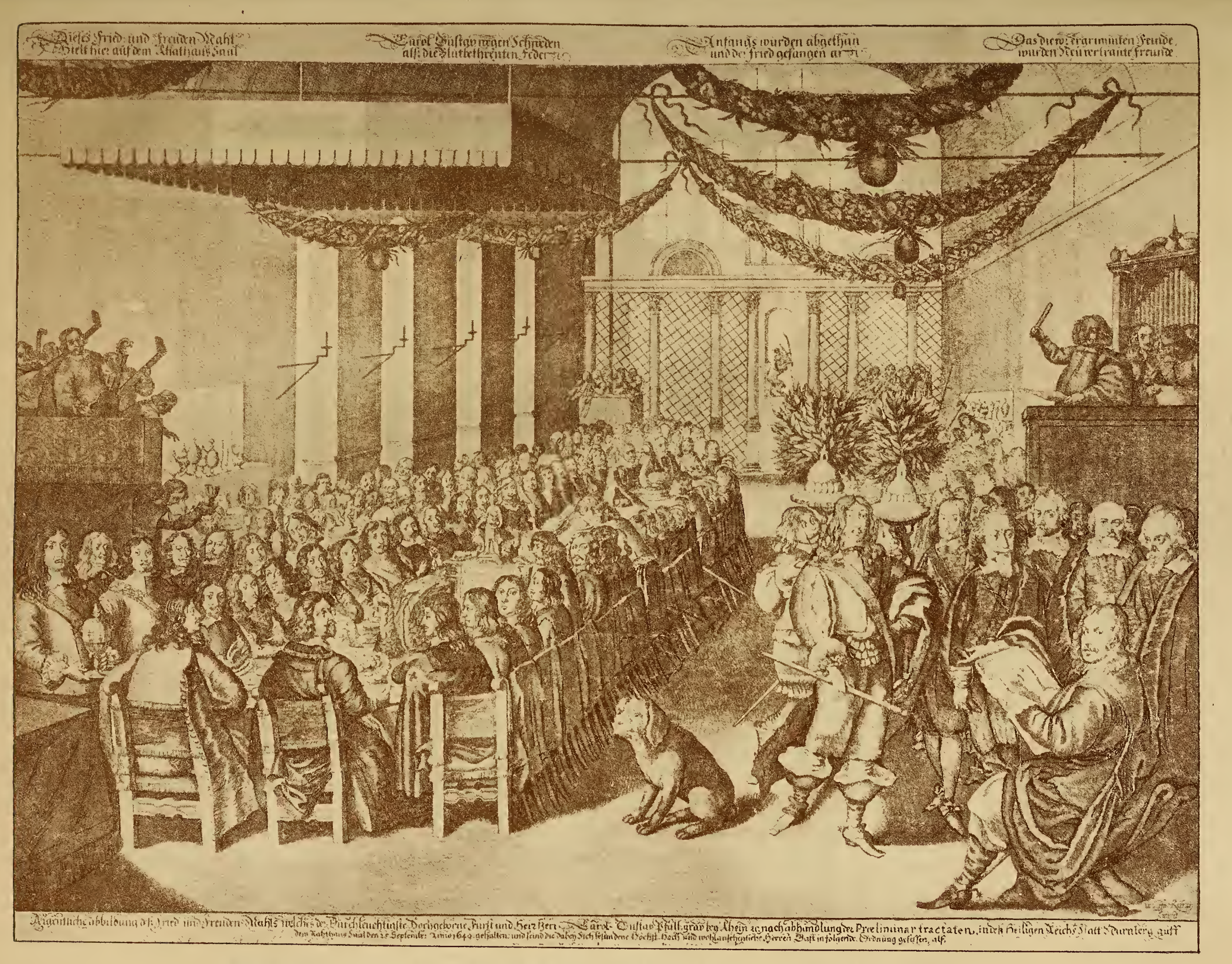
Zu Nürnberg hielten die Kaiserlichen und die Schweden im großen Saale des Rathauses das Friedensbankett[108]. Die hochgewölbte Halle war glänzend erleuchtet, zwischen den Kronleuchtern hingen dreißig Arten Blumen und lebendige Früchte in Goldlahn eingebunden herab; vier Musikchöre waren zu lustigem Spiel aufgestellt, in sechs verschiedenen Zimmern versammelten sich die sechs Klassen der eingeladenen Gäste. Auf den Tafeln standen die beiden ungeheuren Schaugerichte, ein Siegesbogen und ein sechseckiger Berg, bedeckt mit mythologischen und allegorischen Figuren, lateinischen und deutschen Sinnbildern. Aufgetragen wurde in vier Gängen, jeder Gang hundertundfünfzig Speisen, dann kamen die Früchte in silbernen Schüsseln und an „lebendigen" Zwergbäumen, mit denen die ganze Tafel besetzt war; dazwischen brannte feines Rauchwerk, das einen sehr guten Geruch von sich gab. Danach wurde das oberste Blatt der Tafel stückweis abgenommen, der Tisch von neuem mit Tellern und Servietten besetzt und mit überzuckerten Blumen bestreut, und jetzt folgte das Konfekt, dazu riesige Marzipane auf zwei Silberschalen, von denen jede 10 Pfund schwer war. Und wenn die Gesundheit Seiner Kaiserlichen Majestät zu Wien und Ihrer Königlichen Majestät von Schweden ausgebracht und auf das Gedeihen des geschlossenen Friedens getrunken wurde, mußte auf der Burg aus fünfzehn großen und kleinen Stücken geschossen werden. Zuletzt, als dies Friedensfest bis tief in die Nacht gedauert hatte, wollten die anwesenden Kriegsherren und Generäle zum Abschied noch einmal Soldaten

Namensunterschriften von Johann Tserclaes, Graf von Tilly, Albrecht Wenzel Eusebius von Wald(en)stein (Wallenstein), Herzog zu Friedland und König Gustav Adolf von Schweden.

(Die älteste Form der Urkundenvollziehung im Mittelalter, insbesondere durch Monarchen, war das Siegeln — daher das hohe Amt des Siegelbewahrers —, bei den alten deutschen Kaisern wurde bei der Unterzeichnung der Urkunde neben dem Siegel ein Monogramm verwendet, das vorgezeichnet war und das dann der Monarch eigenhändig durch ein Häkchen oder einen Strich ergänzte. Der Brauch, durch ein Monogramm Urkunden zu vollziehen, war etwa von Karl dem Großen bis zu Maximilian I. in Anwendung. Von nun an wurde die eigenhändige Namensunterzeichnung üblich, im 15. und 16. Jahrhundert häufig noch nicht durch Namensunterschrift, sondern durch Formeln wie „per regem" [durch den König] oder durch Zusätze wie „Meine Handschrift", woraus die Gewohnheit entstand, später die Namensunterschrift durch ein m. p. [manu propria, mit eigener Hand] oder ein sst. [subscripsit, hat unterschrieben] zu ergänzen, die die Namensschnörkel ausbildete. Diese Gewohnheit verband sich mit der vornehmen Sitte, ähnlich wie bei den alten Monogrammen, lediglich mit den Anfangsbuchstaben in kunstvoller Verschnörkelung zu unterschreiben, die allmählich bei Fürstlichkeiten und Staatsmännern beliebt wurde. So läßt der Schnörkel Wallensteins öfters eine doppelte Ausdeutung zu: A. H. z. F. [Albrecht Herzog zu Friedland] oder A. H. z. M. [Albrecht Herzog zu Mecklenburg.])



Nürnberger Friedensfest. 1650. (Kupferstich von L. Heberlein aus einem Flugblatte.)



Festmahl zur Feier des Friedensschlusses in Nürnberg am 25. September 1649.
(Kupferstich von W. Kilian nach dem Gemälde von Joachim von Sandrart.)



Der Marktplatz zu München mit der Mariensäule, die zur Erinnerung an den Abzug der Schweden errichtet wurde.
(Kupferstich von M. Merian d. ä. aus: M. Zeiller, Topographia Bavariae. Frankfurt a. M., 1644.)

spielen. Sie ließen sich Ober- und Untergewehr in den Saal bringen, erwählten zu Hauptleuten die beiden Gesandten, Seine hochfürstliche Durchlaucht, den schwedischen Generalissimus Herrn Karl Gustav, Pfalzgrafen bei Rhein, der nachher König von Schweden wurde, und Seine Exzellenz, den General Piccolomini, zum Korporal aber den Feldmarschall Wrangel; alle Generäle, Obersten und Oberstleutnants wurden zu Musketieren gemacht. So marschierten die Herren um die Tafel, schossen ein „Salve", zogen in guter Ordnung auf die Burg und brannten dort vielmals die Stücke los. Bei ihrem Rückmarsch aber wurden sie von dem Herrn Oberst Kraft scherzweis abgedankt und des Dienstes entlassen, weil nunmehr Friede sei. Für die Armen aber wurden zwei Ochsen geschlachtet und vieles Brot ausgeteilt, und aus einem Löwenrachen lief sechs Stunden lang weißer und roter Wein herab. Aus einem größeren Löwenrachen waren dreißig Jahre lang Tränen und Blut geflossen.

Und wie die Herren Gesandten, rüstete das Volk in jeder Stadt, in jedem halbzerstörten Dorfe eine Festfeier. Welche Wirkung die Friedensbotschaft auf die Überreste der deutschen Nation machte, ist noch aus rührenden Einzelheiten zu erkennen. Den alten Landleuten erschien der Friede als eine Rückkehr ihrer Jugend, sie sahen die reichen Ernten ihrer Kinderzeit wiederkehren, dichtbevölkerte Dörfer, die lustigen Sonntage unter der umgehauenen Dorflinde, die guten Stunden, die sie mit ihren getöteten und verdorbenen Verwandten und Jugendgenossen verlebt hatten; sie sahen sich selbst glücklicher, männlicher und besser, als sie in fast dreißig Jahren voll Elend und Entwürdigung geworden waren. Die Jugend aber, das harte, kriegerzeugte, verwilderte Geschlecht, empfand das Nahen einer wunderbaren Zeit, die ihm vorkam wie ein Märchen aus fernem Lande. Die Zeit, wo auf jedem Ackerstück des Winter- und Sommerfeldes dichte gelbe Ähren im Winde wogen, wo in jedem Stalle die Kühe brüllen, in jedem Koben ein rundes Schweinchen liegen sollte, wo sie selbst mit zwei Pferden und lustigem Peitschenknall auf das Feld fahren würden und wo kein feindlicher Soldat die Schwestern oder ihr Mädchen mit rohen Liebkosungen an sich reißen durfte; wo sie nicht mehr mit Heugabeln und verrosteten Musketen dem Nachzügler im Busch auflauern, nicht mehr als Flüchtlinge in unheimlicher Waldesnacht auf den Gräbern der Erschlagenen sitzen würden; wo die Dächer des Dorfes ohne Löcher, die Höfe ohne zerfallene Scheuern sein sollten; wo man den Schrei des Wolfes nicht in jeder Winternacht vor dem Hoftor hören müßte, wo ihre Dorfkirche wieder Glasfenster und schöne Glocken haben würde, wo in dem beschmutzten Chor der Kirche ein neuer Altar mit einer seidenen Decke, einem silbernen Kruzifix und einem vergoldeten Kelch stehen sollte, und wo einst die jungen Burschen wieder Bräute zum Altar führen müßten, die den jungfräulichen Kranz im Haare trügen. Eine leidenschaftliche, schmerzliche Freude zuckte damals durch alle Seelen, auch die wildeste Brut des Krieges, das Soldatenvolk, wurde davon ergriffen. Fühlten doch selbst die harten Regierenden, die Fürsten und ihre Gesandten, daß der große Friedensakt die Rettung Deutschlands vor dem letzten

Neuer

Auß Münster vom 25. deß Weinmonats im Jahr 1648. abgefertigter Freud- vnd Friedenbringender Postreuter.



ICh komm von Münster her gleich Sporenstreich geritten/
und habe nun das meist deß Weges überschritten/
Ich bringe gute Past und neue Friedenszeit/
der Frieden ist gemacht/ gewendet alles Leid.
Man bläst ihn freudig auß mit hellen Feldtrommeten/
mit Kesselpaucken Hall/ mit klaren Feld-Clareten.
Mercur fleugt in der Lufft/ und auch der Friede: Ja/
Gantz Münster/Oßnabrugg vnd alle Welt ist froh/
die Glocken thönen starck/ die Orgeln lieblich klingen/
HErr Gott wir loben dich/ die frohen Leute singen.
die Stücke donnern und sausen in der Lufft/
die Fahnen fliegen schön/ und alles jauchtzend rufft:
der Höchste sey gelobt/ der Friede ist getroffen/
fortan hat männiglich ein besser Jahr zu hoffen/
der Priester und das Buch/ der Rahtherr und das Schwerdt/
der Baure und der Pflug/ der Ochse und das Pferd.

Die Kirchen werden fort in voller Blüte stehen/
Man wird zum Hauß deß HErrn in vollen Sprüngen gehen/
und hören Gottes Wort: Kunst wird seyn hochgeacht/
die Jugend wird studiern bey Tag und auch bey Nacht/
Man wird deß HErren Ruhm auff Psalter und auff Seiten/
In Osten und in West/ in Süd und Nord außbreiten:
die Seine und Paris/ die Donau und ihr Wien/
der Belht und sein Stockholm sind friedlich/ frisch und grün.

Der Friede kömt Gott lob mit schnellem Flug geflogen/
mit ihm komt alles Glück und Segen eingezogen/
Er bringet Friedenspost und güldene Friedens Zeit/
der Krieg ist nun gestillt/ geendet alles Leid.
Spieß/ Degen/ Schild und Schwerdte/ und Lantzen sind zerschmissen/
Gerechtigkeit und Fried sich miteinander küssen/
Wo Mars der Landsknechtes Gott/ die Oberherrschafft hat
da herrschet Lasterschwarm/ und Tugend hat nicht stadt.
Drum freuet/ freuet Euch ihr hohen Potentaten/
und alle die ihr müst den grossen Städten rahten/

Fortan wird Land und Sand und Dörffer nehmen zu/
und Herr und Knecht wird seinin angenehmer Ruh.
Es werden Fürsten nicht in Cantzeleyen schwitzen/
der Raht nicht in die Nacht mit schweren Sorgen sitzen/
und dencken/ wo doch Raht wol herzunehmen sey/
damit beraubet werd deß Krieges Tyranney.
Man wird stäts seyn bedacht/ wie rechte Sach mög bleiben/
Wie man/ was unrecht ist/ recht möge hintertreiben/
Man wird nicht so versehn was böses wird verricht/
wie sonst zu Kriegeszeit/ doch ohne Lust geschicht.
Es werden Obrigkeit und Vnterthanen wohnen
in Einigkeit und Fried: das gute wird man lohnen/
das böse straffen ab: Kurtz/ es wird friede seyn/
im Rahthauß/ in der Stadt/ wo man geht auß und ein.
Ihr Obern dancket Gott/ der Frieden ist gerichtet/
Ihr Vntern lobet Ihn/ das widrig ist geschlichtet/
Es lebt in Fried und Freud der Rahtsherr und die Stadt/
Biß das was in der Welt und Sie ein Ende hat.

Auch/ Ich der Kauffleute Gott Mercur kom hergedrungen/
und hab mich mit dem Brieff durch Lufft und Tuffe geschwungen/
Ihr Kauffleut seyt wolauff und habt ein guten Muth/
Ihr Handwercksleute auch/ es wird alls werden gut.
Fort wird man sicherlich zu Wasser können handeln/
und ohne noht zu Land auff Messen ruhig wandeln/
die Wahren werden wol zu reissen abegehn/
die Läden und Gewölb voll lauter Kauffer stehn/
Man wird ja Tag für Tag den Seidenzeug außmessen/
und zu Mittag für Müh nicht einen bissen essen/
Gewürtz und Spezerey verkauffen wol mit Macht/
bey lauter Centnern wegwägen Tag und Nacht.
Der Schuster wird sein Geldt vor Schuh nicht können zehlen/
Den Schneider wird das Volck umb neue Kleider quelen/
Der Breuer nimbt nicht ab/ der Becker der wird reich/
Der Kirschner füttert stäts/ und feyret keinen Streich.
Es hitzen bey dem Feur die Schmid/ die Amboßschläger/
Es tauren mich allein die armen Degenfeger/

Die haben nichts zu thun: Last Degen/ Degen seyn/
machet einen Pflug darfür/ und eine Pflugschar drein.

Ihr Bauren spannet an die starcken Acker Pferde/
klatschet mit der Peitschen scharff/ die Pflugschar in die Erde/
Säet/ Hirsche/ Heidel/ Korn/ Hanf/ Weitzen/ Gersten auß/
Kraut/ Ruben/ Zwiebeln/ Köhl/ füllt Keller/ Boden/ Hauß.

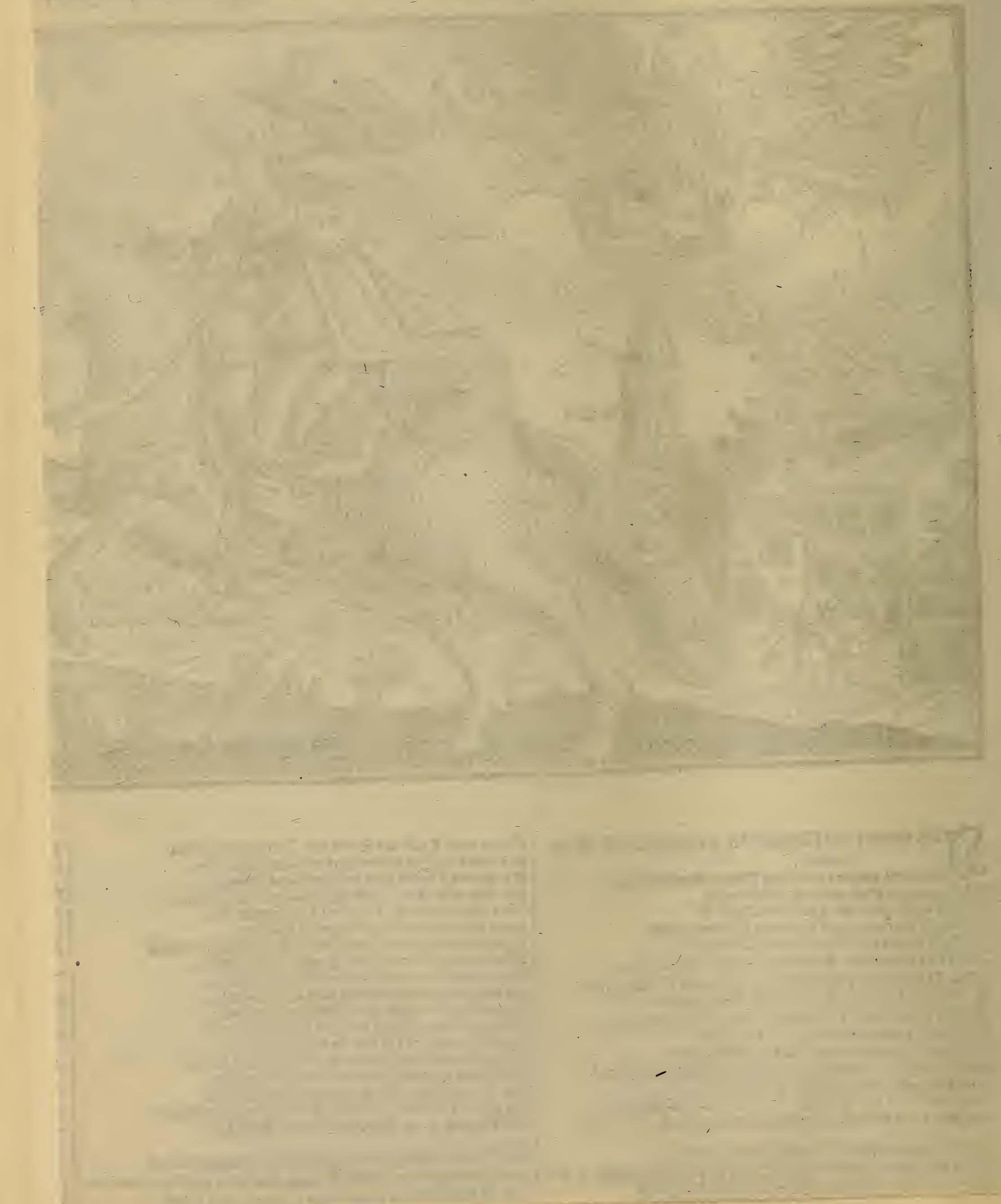
Ihr Gärtner werdet dann zu Marckt können fahren/
und lösen manchen Batz auß euren grünen Wahren/
dann kehret ihr mit Lust fein in ein Küchlein ein/
und esset ein stücklein Wurst und lescht den Durst mit Wein:
Juch/ Juch/ ihr seyt befreyt von tausend tausend Nöthen/
und schlaffet biß es tagt mit euren Bauren Greten.

Ihr Wirthe freut euch auch/ der Friede trägt euch ein/
Es wird dir Stub und Stall voll Gäst und Pferde seyn/
Daran die ihr wol ligt/ beym weiß und roten Hanen/
Beim Baum/ Bärn/ Engel/ Stern/ Wolf/ Lamm/ Thürnen/ Schwanen
Beim Bitterhold/ beim Creutz/ Gantz/ Rindfuß/ Rädlein/ Tisch/
beim wilden Mann/ Kron/ Mond/ beim güldnen Ochsen/ Fisch/
Beim Ochsenfelder auch: Ihr krieget gute sachen/
Ihr wolt denn selbsten nicht/ die Zech Wirthlich machen/
doch glaub ichs gäntzlich nicht: Nun es hat keine Noth/
Ein jeder gebe mir rin gutes Botenbrodt.

Doch dieses alles recht mit beten vnd mit dancken/
daß keiner überschreit der Erbarkeiten Schrancken/
Es dancke alles Gott/ es danck Ihm frü vnd spat/
was kreucht/ fleugt/ lebt und schwebt/ und was nur Odem hat.

Gedruckt im Jahr nach der Geburt vnsers HErrn Jesu Christi 1648.

Flugblatt auf den Friedensschluß von Münster. 1648. IV S. 194,1



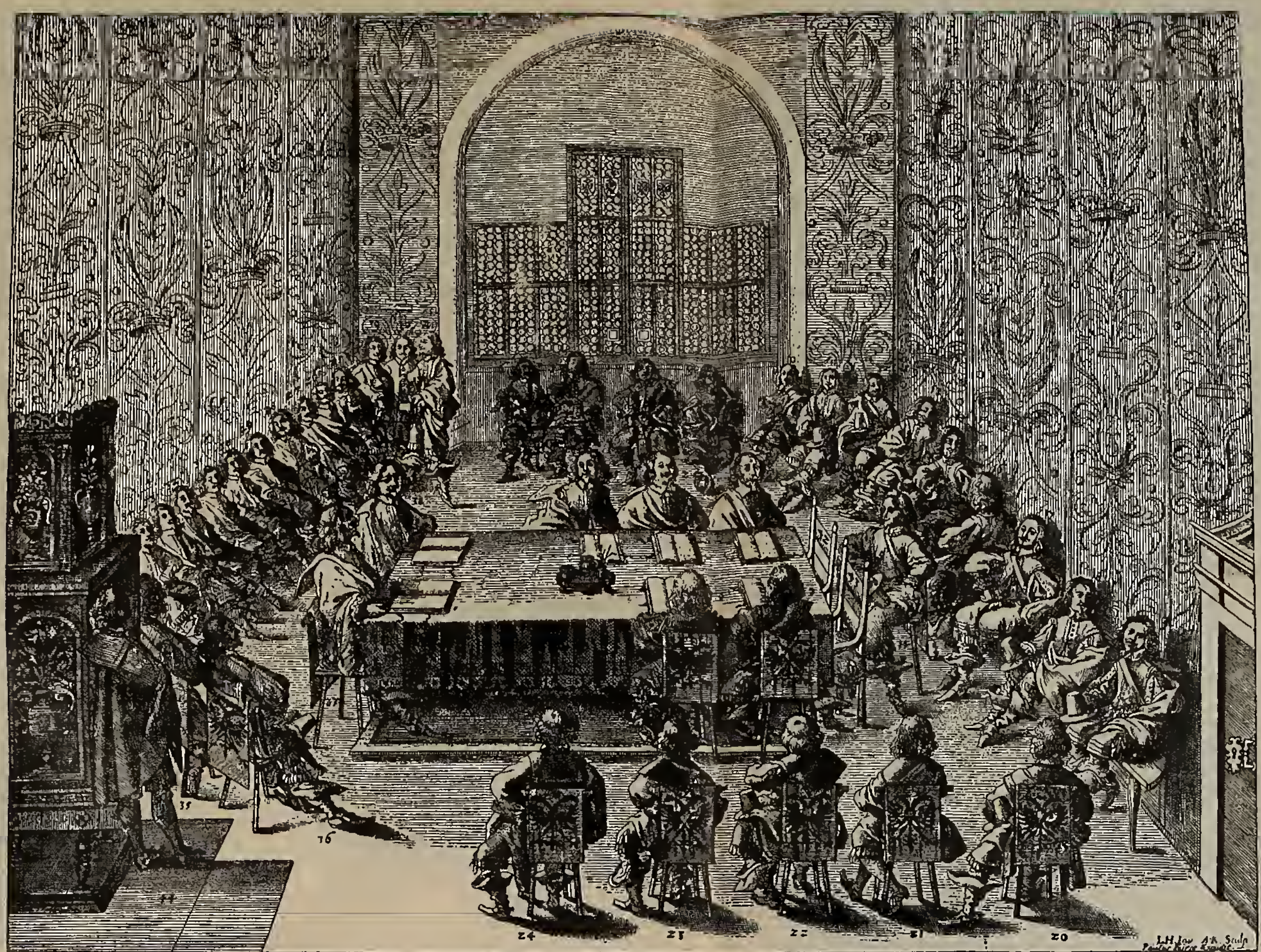


Abbildung / der / bey der völlig-geschlossenen Friedens-Unterschreibung

gehaltenen Session, in Nürnberg den 26. 16. Junii 1650.

Ein andrer mag im Blut die rohte Feder netzen
und diesen langen Krieg / der nichts erlegt / aufsetzen
ein unbeliebtes Werck / ein nicht belobter Fleiß /
an den der Tichter selbst verschweltzet Fleiß und Schweiß
Komm Fried ich singe dich und deine schöne Gaben /
die die / der dich gemacht / gantz Himmelhoch erhaben
und deinen Freuden-Tag. Die Sonne stunde * fast
und wolte nicht eh fort biß sich die Kriegeslast
zur Ruhe hingelegt. Ihr Götter teutscher Erden
folgt ihr / so werdet ihr der Sonnen ähnlich werden
die keine Kriege führt, hebt auf den alten Streit
fahrt auf / und unterschreibe die frohe Friedens-Zeit.

* Solstitium aestivum

Hier wo zu Nürenberg der müde Tag sich lencket
hin in sein Schlaf-Gemach mit stiller röhte sencket
da liegt ein hoher Ort von Klippen üm und an
von dem man Stadt und Land weit übersehen kan
Auf dieses Felsens-Höh hat sich mit Vestung bauen
das alte Volck versehn, Weil keinem Feind zu trauen
wie klein er immer ist, hier liegt ein Fürsten Haus
von aussen etwas alt / von innen aus und aus
erneut / gemahlt / vergüldt, Es zieren die Gemähle
der Zimmer Treflichkeit, die wolgebauten Säle
die schmücket Tapezerey, So wann ein Käiser kömmt
anher / er hier mit Lust die schöne Burg einnimmt /
dann unten an den Berg in ausgeführten Dächern
zeigt sich die Hofstadt ein, die dann in den Gemächern
deß Käisers Anbefehl kan in der Eil verstehn
bald auf / bald wieder ab in seinen Diensten gehn.

Diß ist die schöne Burg zur Friedens-Burg erkohren
das Himmelschöne Kind der Fried wird hier gebohren
zu guter Stunde und Zeit, die Stände allesammt
verrichten ihre Pflicht und Muttertreues Ammt.

Der Adler und der Löw die wollen friedlich bleiben /
Mentz / Cöllen / Bayren sich mit Sachsen unterschreiben
Chur Brandenburg sagt ja; der hoch Teutsch Meister setzt
auch seine Feder an / sich mit den Kriege letzt,
Auch Bamberg / Basel auch / Pfaltz Neuburg machen Friede
die Rautenfürsten sind mit Braunschweig Krieges müde /
Auch Wartenberg das schreibt, die Grafen abgesandt
von Nassau / von der Lipp von Schwartzenberger Land
die gehn den Frieden ein, die Städte teutsches Reiches
die sind von Hertzen froh deß Teutschen Fried-Vergleiches /
in Nürnberg Nürnberg selbst, Stadt Cöllen / Franckfurt a Stadt /
Stadt Colmar / Rotenburg / und die den Namen hat
von Brunnen der da heilt; Stadt Schweinfurt was geschrieben
und Weissenburg die Stadt / die lesen mit belieben
der Obern Unterschrifft / sie stimmen fröhlich ein /
und geben zu den Fried ihr letztes Amen drein

Der Friede kömmt herab von Nerons vesten Bogen
durch milden Himmel-Schluß in Teutschland eingezogen
mit fester Unterschrifft / errettet von dem Stern
zwar Nürnberg / doch zugleich gantz Teutschland weit und breit.

Mich deucht der Engel-Volck / läst sich in Lüfften hören
singt Fried / Fried / Fried auf Erd / in tausend süssen Chören
deß Friedens Lobgesang. Man fängt auf Erden an
mit hellen Glockenklang zu läuten was man kan.
Auf Thürnen üm und üm die grossen Glocken klingen /
auf Thoren hin und her die grossen Stücken singen,
Der Stücken-knall dem Krieg zu letzten Ehren knallt /
der Glocken-hall dem Fried zum neuen Eintritt hallt.
Man dancket dem höchsten GOtt der bey verblichnem Tage
sein Salem nunmehr erlöst von der verdienten Plage /
man läuffet bey später Nacht hinnauf in GOttes-haus
und lässet sich mit Danck deß Psalmens freudig aus

Psalm / 147.

Der Tag als Nürenberg Fried / Fried, O Zier der Erden
Fried / Fried, geruffen hat soll stets erhoben werden
soll hoch und heilig seyn Dein Preiß du Frieden-Zeit
soll grünen fort für fort. Mit und auch nach der Welt
wird man von euren Lob ihr Abgesandte sagen
wie daß ihr habt den Krieg aus Teutschland weggeschlagen
in eine fremde Weld. Wo man nur Friede sieht
da grünet euer Lob / und eurer Name blüht.
Das Teutschland lustig ist / das schönste Theil der Erden
daß die begilber Saat und Trauben reiffer werden /
wird durch den Frieden mehr als durch das Jahr gemacht
Fried ist ein steter Lentz und warme Sommer-Nacht

Es knien schon vor euch ihr Herren Abgesandten
die Göttinnen der Kunst deß Himmels Anverwandten /
Apollo selbsten greiffet seine güldne Lyr
spielt euer hohes Werck / singt eures Namens Zier

Euch die ihr habt unterschrieben
will der Friedefürst selbst lieben /
nichts ist euren Lobe gleich /
das euch ewig lässet grünen
an der blauen Sternenbühnen
und im heiligen Christen-Reich

Durch / durch euch ihr Reiches-Stände
hat der tolle Krieg ein Ende /
überhin ist alles Leid /
seyd ihr / Ach ihr / Ach ihr Frommen,
her nach Nürenberg seyd kommen
blühet güldne Friedens-Zeit.

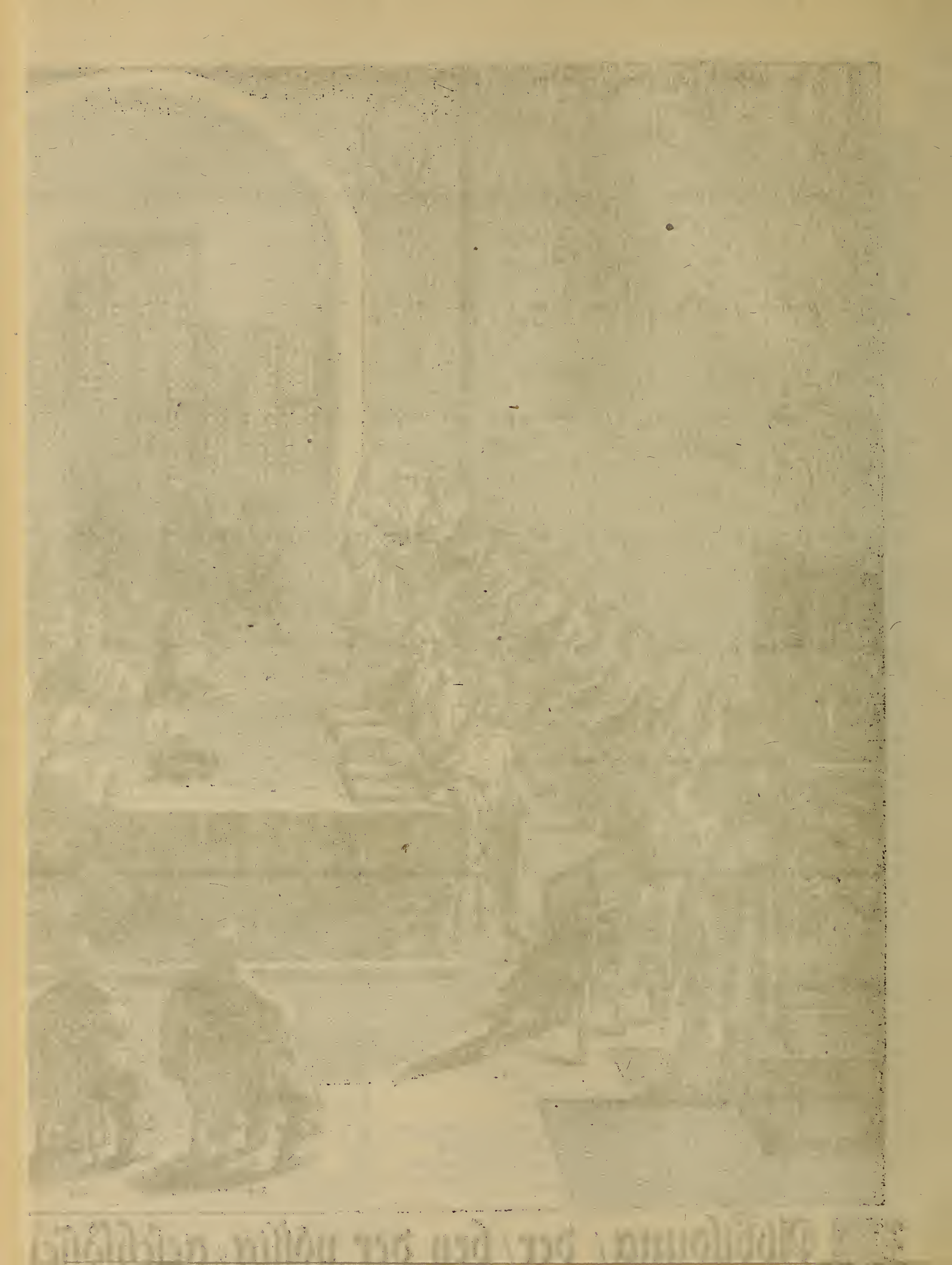
Deß Verhängnüs Schreiberinnen
die bemühten Spinnerinnen
spinnen eures Lebens Gold /
sie dir ziehen lange Faden
daß ihr lange sonder Schaden
lebet GOtt und Fürsten Hold.

Johann Klaj /
gekr: Poet.

Der gesamten höchst- und hoch-anwesenden Herren / Herren Gesandten Ordnung.

1. Herr Isaac Volmar / } Käis: Plenipotentiarii.
2. Herr Johann Crane /
3. Herr Alexander Ersten } Schwedische Plenipotentiarii.
4. Herr Benedict Orenstirn Baron
5. Herr Sebastian Wilhelm Meel / Chur-Maintzischer Gesander
6. Herr Graf Frantz Egon von Fürstenberg / Chur Cölln Gesander.
7. Herr Johann Georg Oxlin / Chur Bayrischer Abgesander
8. Herr August Adolph von Trandorff / Freyherr / Chur Sächsischer Abgesandter.
9. Herr Mathaeus Wesenbeck / Chur Brandenburg: Abgesander.
10. Herr Johann von Giffen / Hochteutschmeist: Abgesander.
11. Herr Cornelius Gobelius / Fürstl: Bamberg: Abgesander
12. Herr Johann Frantz Hettinger / Baselischer Abgesander /
13. Herr Simon del' Abrique } Pfaltz Neuburg. Abgesande
14. Herr Wolff Michael Silbermann
15. Herr Wolff Conrad von Thumbshirn / F. Saxen Altenburgischer Abgesander.
16. Herr Augustus Carpzov / F. Saxen Altenburg Coburg: Abgesander
17. Herr Georg Achatz Heher / F. Saxen Weimar: und Gothaischer Abgesander
18. Herr Laurentius Eiselein / F. Brandenburg Culmbach: und Onspach Abgesander
19. Herr Polycarpus Heyland / F. Braunschw: Wolffenbüttl. Abgesander.
20. Herr Otto von Mouttheroda / F. Braunschw: Zell. Grubenhag und Colenbergischer Abgesander.
21. Herr Valentin Heyder / F. Wartenbergischer Abgesander.
22. Herr Carl Röder von Thiersberg / Gräf: Nassau Saarbrückischer Abgesander.
23. Herr Bernhard Becker / Gräfl. Lippischer Abgesandter.
24. Herr Johann Adam Sengel / Gräfl. Schwartzenbergischer Abgesandter
25. Herr Burckhard Löffelholtz / von Colberg } Nürnberg: Abgesandte
26. Herr Tobias Oehlhafen von Schölnbach.
27. Herr Franciscus Grasart / } Stadt Cölln: Abgesandte.
28. Herr Hermon Halverer,
29. Herr Zacharias Stenglin / Stadt Franckfurt: Abgesandter.
30. Herr Johann Balthasar Schneider / } Stadt Colmar. Abgesandte
31. Herr Daniel Birr /
32. Herr David Frisch / Stadt Rotenburg: Abgesandter.
33. Herr Johann Jacob Frisch / } Stadt Heylbrunn: Abgesandte.
34. Herr Augustus Friedrich Heuchelein /
35. Herr Johann Höfel / Stadt Schweinfurt. Abgesandter.
36. Herr Johann Georg Roth / Stadt Weissenburg: Abgesandter.
37. Erasmus Constantin Sattler / Käy. Legations Secretarius
38. Bartholomeus von Wolffsberg Königl. Schwed: Legation Secretarius
39. Veit Henninger / Chur-Maintz: Secretarius
40. Hans Jacob Oexlin / Herr Volmars Secretarius.
41. Johann Huemer / Königl. Schwed: Cantzlist
42. } Zween ledige Sessel / so für die Herrn Käy. und Königl. Schwed. Haupt Plenipotentiarien zubereitet gewest.
43.
44. Salomon Bürger / deß H. Reichs Stadt Nürnberg Secretarius.

Flugblatt auf die Friedensschlußsitzung. Nürnberg, 1650.



Verderben sei. Feierlich und mit aller Inbrunst, deren das Volk fähig war, wurde das Fest begangen. Aus demselben Kreise von Dorferinnerungen, welchem frühere Beispiele entnommen sind, sei auch die nachfolgende Festbeschreibung dem Bankett der Fürsten und Feldherren entgegengestellt.

Döllstedt, ein stattliches Kirchdorf des Herzogtums Gotha, hatte schwer gelitten. Im Jahre 1636 hatte das Hatzfeldische Korps den Ort überfallen, großen Schaden getan, die Kirche geplündert, das Holzwerk ausgebrochen und verbrannt, wie solches der Herr Pfarrer Deckner kurz vorher prophezeit hatte. „Dieser liebe Mann", so schrieb sein Nachfolger, Herr Pfarrer Trümper, „hatte seine Zuhörer mit gerechtem Eifer ihrer Sünden wegen gestraft. Aber seine Strafen und Warnungen hatte man verlacht, ihm allen Verdruß und Undank erwiesen, den Hopfen von den Stangen geschnitten, das Korn von den Feldern entführt, wie er Anno 1634 mit weinenden Augen klagte. So hatte er auch nichts anderes als Gottes gerechte Strafe solchen verstockten Herzen ankündigen können. Nicht nur öffentlich von der Kanzel, sondern auch noch wenige Stunden vor seinem seligen Abschied hatte er solche Klage geführt: „Ach, du armes Döllstedt! wie wird dir's nach meinem Abschied übel gehn!" Und darauf hat er sich gegen die Kirche gewendet und sein mattes und mit dem Tode ringendes Haupt über Vermögen mit Hilfe des Wärters aufgerichtet, als wollte er aus der Kammerecke, wo er sein Leben beschlossen, die Kirche noch einmal ansehen, und hat gesagt: „Ach, du liebe, liebe Kirche! wie wird dir's nach meinem Tode gehn! Mit Besen wird man dich zusammenkehren."

Seine Prophezeiung traf ein: das Dorf hatte im Jahre 1636 an 5500 Gulden Kriegsschaden in Rechnung zu stellen, von 1627 bis 1637 zusammen 29595 Gulden, so daß die Einwohner sich nach und nach verloren und die Stätte fast ganz wüst stand; im Jahre 1636 waren noch zwei Paar Eheleute im Dorfe; im Jahre 1641, nachdem Baner und im Winter wieder die Franzosen gewirtschaftet hatten, war ein halber Acker Korn bestellt und vier Einwohner vorhanden. Die eifrige Sorge Herzog Ernst des Frommen von Gotha bewirkte, daß sich in seinem Lande die verlassenen Dörfer verhältnismäßig schnell wieder mit Menschen besetzten. Im Jahre 1650 konnte auch in Döllstedt das „Jubel- und Friedensfest" gefeiert werden. Die Beschreibung desselben folgt hier, wie sie der damalige Pfarrer Trümper im Kirchenbuch aufgezeichnet hat.

„Den 19ten August, morgens vier Uhr, sind wir mit unsern Adjuvanten und den Hausleuten von Gotha auf unsern Turm gestiegen und haben den Morgensegen musiziert. Gegen sechs Uhr ist, wie den vorigen Tag um ein Uhr auch geschehen, mit allen Glocken angefangen worden zu läuten, eine ganze Viertelstunde, halb acht wieder so lange. Unterdes hat sich das Volk, Mann und Weib, Jung und Alt, außer was beim Geläute bleiben müssen, vor dem Tor versammelt, und ist 1.) das Weibervolk auf einer Seite gestanden, und vor demselben der Friede, welchen die adeligen Jungfrauen mit einem schönen grünseidenen Kleide und anderem Zierat

ganz schön ausstaffieret hatten, auf dem Haupt einen schönen grünen Kranz mit eingemengten gelben Flittern und einen grünen Zweig in der Hand haltend. 2.) Auf der andern Seite gegen das Dorf standen die Mannspersonen, und vor denselben die Gerechtigkeit in einem schönen weißen Hemde, einen grünen Kranz auf dem Kopfe, ein bloßes Schwert und gelbe Wage in den Händen tragend. 3.) Gegen das Feld auf dieser Seite standen die Junggesellen mit Röhren, etliche mit bloßen Schwertern, und vor denselben der Mars, als ein Soldate gekleidet und eine Armbrust in den Händen tragend. 4.) In der Mitte standen die Schüler, Hausleute und Adjuvanten neben mir. Da habe ich eine Erinnerung getan, daß wir oft mit tränenfließenden Augen zu unsern Toren hätten ausfliehen und räumen müssen und, wenn der Sturm vorüber, mit Freuden wieder heimgegangen wären, ungeachtet wir alles verwüstet, zerschlagen und umgekehrt gefunden. Also wären wir billig itzund, dem lieben Gott zu Ehren, vor unser Tor herausgegangen, und weil er uns durch gnädige Verleihung des edlen, lang erwünschten Friedens von dergleichen Verwüstung, Fliehen und Flüchten errettet habe, wollten wir auch jetzt zu demselben Tore hineingehn mit Danken und zu seinen Vorhöfen mit Loben, und wollten dazu unsere Stimmen einmütig erheben und singen: ‚Allein Gott in der Höh' sei Ehr' rc.' 5.) Unter Musizierung dieses Gesätzleins näherten sich der Friede und die Gerechtigkeit einander mehr und mehr. Auf die Worte: ‚All' Fehd' hat nun ein Ende' steckten die mit bloßen Schwertern dieselben ein, die mit den Büchsen taten einige Salven und kehrten sie darauf auch um. Der Friede winkte denen hierzu Bestellten; die nahmen dem Marti, welcher tat, als wollte er sich wehren, seine Armbrust und zerbrachen sie ihm; Friede und Gerechtigkeit traten zusammen und küßten sich. 6.) Darauf wurde der angefangene Gesang fortgesungen, und schickte man sich an, zu gehn. Vor den Schülern ging Andreas Ehrhardt nach Vermögen ausgeputzt, einen Stab über der Hand, mit einem grünen Kranz umwunden. Darauf folgten die Schüler alle mit grünen Kränzen auf den Häuptern, grüne Zweige in den Händen, und hatten die Kleinen weiße Hemden an, darauf die Adjuvanten und Spielleute, nach diesen ich, der Pfarrer, neben dem Herrn Pfarrer von Vargula, welcher zu mir gekommen war. Nach uns gingen die Mägdlein, die kleinen vorher, die großen danach, alle nach ihrem Vermögen geschmückt und grüne Kränze auf ihren Häuptern. Nach diesen ging der Friede und hinter ihnen Knaben, die trugen einen Korb mit Wecken, eine Schüssel mit Äpfeln, welche hernach unter die Kinder ausgeteilt wurden, item allerlei Früchte des Feldes.

Auf diese folgten die adeligen Jungfrauen neben ihren Muhmen, welche sie zu sich gebeten, nach ihnen die Edelleute von Seebach, Sachsen und andere, die zu ihnen gekommen waren. Nach diesen ging die Gerechtigkeit und hinter ihr her die Heimbürger und Gerichtsschöppen, alle weiße Stäbe in den Händen tragend, mit grünen Kränzen umwunden. Hierauf folgte der Fähndrich Christian Heum in seinem besten Schmuck, mit einem Stab, daran er ging, in der Hand, aber mit einem grünen

Kranz umwunden. Nach diesen gingen die Mannspersonen zu Paaren mit grünen Sträußen in den Händen. Auf die Mannspersonen folgte der Mars gebunden, und hinter ihm die jungen Burschen mit den umgekehrten Röhren. Darauf folgte der Wachtmeister Herr Dietrich Grün in seinem Schmuck, einen Stab in der Hand wie der Fähndrich; auf ihn folgten die Weibspersonen, alle auch zu Paaren in ihrer Ordnung, alle singend durch das Dorf nach der Kirche. Als der obgedachte Gesang ausgesungen war, sangen wir: ‚Nun lob, mein Seel, den Herren.'

In der Kirche wurde es mit Singen und Predigen der fürstlichen Ordnung gemäß gehalten. Nach vollendetem Gottesdienst gingen wir in voriger Ordnung aus der Kirche auf den Platz vor der Schenke, da die Mannspersonen auf einer Seite, die Weibspersonen auf der andern Seite einen halben Zirkul und alsdann einen feinen weiten Kreis schlossen, und wurde unter dem Hingehn gesungen: ‚Nun freut euch, liebe Christen gmein.' Nach geschlossenem Kreise bedankte ich mich gegen sämtliche, daß sie nicht allein dem Ausschreiben unserer hohen landesfürstlichen Obrigkeit zu diesem Mal gehorsamlich nachgelebt, sondern auch auf mein Begehren allesamt, Adlige und Unadlige, vor das Tor gegangen und in so schöner Ordnung mir zur Kirche gefolget usw., mit Vermahnung, nachmittags dem Gottesdienste wieder fleißig beizuwohnen. Und ob ich zwar sagte, es möchte ein jeder nachmittags aus seinem Hause zur Kirche gehn, so hatten sie sich doch allesamt wie vormittags vor der Schenke versammelt, waren auch der Friede und die Gerechtigkeit wieder in ihrem Schmuck da, Mars aber hatte sich verloren. Als ich dessen berichtet wurde, ging ich unter dem letzten Puls mit den Schülern, Adjuvanten und Hausleuten zur Hintertür hinaus, durch die Kirchgasse nach der Kirche, da mir jedermänniglich wiederum, wie früh geschehen, in die Kirche folgete. Darinnen wurde damals gesungen: ‚Nun laßt uns Gott dem Herren rc.' Aus der Kirche gingen wir in solcher Ordnung wieder singend: ‚Lobet den Herrn, lobet den Herrn rc.' auf gedachten Platz, wo ich abermals gegen Fremde und Einheimische mit einem herzlichen Friedenswunsch mich bedankte. Und wurden hier vor sechs Groschen Wecken und etliche reife Äpfel unter die Kinder ausgeteilt." —

Bekannt ist, daß der große Friede sehr langsam kam, wie Genesung aus einer tödlichen Krankheit. Die Jahre 1648—1650 vom Friedensschluß bis zur Feier des Friedensfestes gehörten noch zu den schwersten der eisernen Zeit; unerschwingliche Kriegssteuern waren ausgeschrieben, die Heere der verschiedenen Parteien lagen bis zur Abzahlung auf den Landschaften, und der Druck, welchen sie auf die elenden Bewohner ausübten, war so furchtbar, daß mehr als ein Verzweiflungsschrei der Völker sich in den Hader der immer noch verhandelnden Parteien mischte. Dazu kamen Plagen anderer Art, alle Länder wimmelten von „herrenlosem Gesindlein". Banden entlassener Kriegsknechte mit Dirnen und Troßbuben, Scharen von Bettlern, große Räuberhaufen streiften aus einem Gebiet in das andere, sie quartierten sich gewaltsam in den Dörfern ein, welche noch Einwohner hatten, und setzten sich wohl gar in den verlassenen Hütten fest. Auch die Dorfbewohner, mit schlechten

Waffen versehen, der Arbeit entwöhnt, fanden es zuweilen bequemer, zu rauben, als das Feld zu bestellen, und machten heimliche Streifzüge in benachbarte Gegenden, die Evangelischen in katholisches Land und umgekehrt. Sogar die fremden Söhne eines gesetzlosen Lebens, die Zigeuner, waren an Zahl und Dreistigkeit gewachsen und lagerten, phantastisch aufgeputzt, mit ihren hochbeladenen Karren, mit gestohlenen Pferden und nackten Kindern um den Steintrog des Dorfplatzes. Wo gerade ein kräftiger Landesfürst und eifrige Beamte tätig waren, wurde dem wilden Wandern nach Kräften entgegengearbeitet. Die Dorfleute des Herzogtums Gotha mußten noch im Jahre 1649 von den Kirchtürmen Wache halten, Brücken und Fährten über die Bäche des Landes besetzen und Lärm machen, so oft sie einen marschierenden Haufen erblickten. Eine Reihe von Polizeiverordnungen, zumeist notwendig und heilsam, war das erste Zeichen des neuen Selbstgefühls, welches die Regierungen erhalten hatten. Wer sich niederlassen wollte, dem wurde die Ansiedelung leicht gemacht. Wer fest saß, mußte angeben, wieviel Land er bebaut hatte, in welchem Zustande ihm Haus und Hof war, ob er Vieh hatte. Neue Flurbücher und Verzeichnisse der Einwohner wurden angefertigt, neue Steuern in Geld und Naturalien wurden ausgeschrieben und auch durch solchen harten Druck die Dorfbewohner zur Arbeit gezwungen. Allmählich besetzten sich die Dörfer wieder mit Menschen. Viele Familien, die sich zur Kriegszeit in die Städte geflüchtet hatten, besserten ihre verwüsteten Höfe aus, andere zogen aus dem Gebirge oder der Fremde zurück; auch verabschiedete Soldaten und Troßknechte kauften von dem Rest ihrer Beute zuweilen Acker und ein leeres Haus, oder liefen zu dem heimischen Dorfe. — Es wurde viel geheiratet und eifrig getauft.

Aber die Erschöpfung des Volkes war doch jämmerlich groß; die Ackerstücke, deren viele geruht hatten, wurden ohne Dünger notdürftig bestellt, nicht wenige blieben mit wildem Buschholz und Unkraut bewachsen noch lange als Weideland liegen. Den Grund verwüsteter Ortschaften kauften zuweilen die Nachbardörfer, an einigen Stellen zogen sich zwei oder drei kleine Gemeinden zu einer zusammen.

Noch viele Jahre nach dem Kriege muß das Aussehen der Dörfer trostlos gewesen sein. In Thüringen ist das zuweilen aus Verhandlungen mit der Obrigkeit erkennbar. Die Hausbesitzer von Siebleben und einigen andern Gemeinden um Gotha haben seit dem Mittelalter das Recht auf freies Bauholz aus dem Waldgebirge. Im Jahre 1650 forderte die Regierung auf, dieses Recht gegen Entrichtung einer herkömmlichen kleinen Abgabe von Hafer auszuüben. Da entschuldigten sich einige der Gemeinden, sie seien noch zu sehr herunter, um ans Aufbauen der schadhaften Häuser denken zu können. Zehn Jahre darauf hatte die Gemeinde Siebleben doch schon zweiundvierzig Schulknaben, welche ein geringes Schulgeld bezahlten, und das jährliche Opfergeld in der Kirche betrug über vierzehn Gulden. Ein Teil dieses Opfergeldes wurde auf kleine Almosen an Fremde verwendet, und man kann aus der sorgfältig geführten Berechnung ersehen, welcher Strom von Bettlern jeder Art durch das Land zog. Abgedankte Kriegsleute, Krüppel, Heimatlose, Greise und

Kranke, darunter auch Aussätzige mit Bescheinigungen ihres Siechhauses, dann Flüchtlinge aus Böhmen und Ungarn, die der Religion wegen ihre Heimat aufgegeben haben wollen, vertriebene Edelleute aus England, Irland, Polen; Sammler, welche gefangene Verwandte aus der türkischen Gefangenschaft loskaufen wollen, Reisende, welche von Wegelagerern ausgeplündert sind, ein blinder Pfarrer aus Dänemark mit fünf Kindern. Bereits sucht sich jeder Fremde durch Zeugnisse zu empfehlen. Die Regierung aber wird nicht müde, gegen das Beherbergen solcher bittenden Leute zu eifern.

Wie der Kampf, waren auch die Zustände, welche nach dem Kriege eintraten, außer allem Vergleich mit andern Niederlagen gesitteter Völker. Gewiß sind in einzelnen Zeiträumen der Völkerwanderung große Landschaften Europas noch mehr verödet worden, zuweilen hat im Mittelalter eine Pest die Bewohner großer Städte ebensosehr vermindert; aber solches Unglück war entweder örtlich begrenzt und wurde leicht durch den Überschuß von Menschenkraft geheilt, der aus der Umgegend auf den geleerten Grund zusammenströmte, oder es fiel in eine Zeit, wo die Völker nicht fester auf dem Boden standen als lockere Sanddünen am Strande, welche leicht von einer Stelle zur andern geweht werden. Hier aber wird eine große Nation mit alter Kultur, mit vielen hundert festgemauerten Städten, vielen tausend Dorffluren, mit Acker- und Weideland, das durch mehr als dreißig Geschlechterfolgen desselben Stammes bebaut war, so verwüstet, daß überall leere Räume entstehen, in denen die wilde Natur, die so lange im Dienste des Menschen gebändigt war, wieder die alten Feinde der Völker aus dem Boden erzeugt, wucherndes Gestrüpp und wilde Tiere. Wenn ein solches Unglück plötzlich über eine Nation hereinbräche, es würde ohne Zweifel auch eine kleine Zahl der Überlebenden unfähig machen, ein Volk zu bilden, ja, schon das Entsetzen würde sie vernichten; hier hatte das allmähliche Eintreten der Verringerung den Überlebenden das Schreckliche zur Gewohnheit gemacht. Eine ganze Generation war aufgewachsen innerhalb der Zeit der Zerstörung. Die gesamte Jugend kannte keinen anderen Zustand als den der Gewalttat, der Flucht, der allmählichen Verkleinerung von Stadt und Dorf, des Wechsels der Konfession; man mußte schon auf der Höhe des Lebens stehen, sich daran zu erinnern, wie es im Dorfe vor dem Kriege ausgesehen hatte, wie viel Paare unter einer Dorflinde getanzt hatten, wie stark die Viehherde im Riedgras und auf den Weidehöhen gewesen war, und wie viel einst durch den Klingelbeutel oder Opferpfennig in der Kirche eingesammelt werden konnte. Nicht viel anders war es in den Städten; innerhalb der meisten halbzerstörten Ringmauern gab es wüste Plätze, welche vor dem Kriege mit Häusern besetzt gewesen waren, in den schadhaften Häusern aber hatte vor dem Kriege die doppelte Zahl arbeitsamer Menschen gewohnt. Es gab Landschaften, wo ein Reiter viele Stunden umhertraben mußte, um an eine bewohnte Feuerstätte zu kommen; ein Bote, der von Kursachsen nach Berlin eilte, ging von Morgen bis Abend über unbebautes Land, durch aufschießendes Nadelholz, ohne ein Dorf zu finden, in dem er rasten konnte. Und

doch bezeichnet das Ende des Krieges im ganzen nicht den niedrigsten Stand der Bevölkerung und Schaffenskraft. Die Zeit der größten Entkräftung liegt etwa sechs Jahre vorher, Jahre, aus welchen Sammlungen statistischer Aufzeichnungen gar nicht vorhanden sind. Denn wie es nach der Pest und Baners Zügen aussah, davon geben nur einzelne Ortschroniken spärliche Kunde. Seit dieser Zeit half die Politik der Neutralerklärungen, durch welche die größeren Landesherren den Krieg von ihren Grenzen abzuhalten suchten, doch etwas dazu, die Schäden nicht zu heilen, aber die Bevölkerung und sogar den Viehstand wieder festzusetzen. Selbstverständlich aber ist der Zuwachs unter den Überlebenden nach so großer Verwüstung ein verhältnismäßig starker. Die Ehen sind massenhaft durch den Tod eines Ehegatten gelöst, neue Ehe wird leicht, leere Hütten, unbebaute Äcker, fast wertlos, vermag auch der Arme leicht zu besetzen. Der Friede fand in vielen Landschaften schon wieder neue kleine Brut. Und dennoch sind zwei Dritteile bis drei Vierteile der Menschen verloren. Noch größer sind die Verluste an Zug- und Nutzvieh, an Hausrat.

Viel ist über die Verwüstungen des Krieges geschrieben worden, aber noch fehlt die große Arbeit, welche aus allen Landschaften die erhaltenen statistischen Angaben zu einem Bilde zusammenstellte[108a]. Wie ungeheuer die Arbeit sei, sie muß doch unternommen werden, denn erst aus unwiderleglichen Zahlen wird die volle Größe des Unheils verständlich. Was bisher von Einzelheiten bekannt wurde, berechtigt kaum zu einer ungefähren Schätzung der Einbuße, welche Deutschland an Menschen, Nutztieren und Erwerbsvermögen erlitten hat. Auch die folgenden Schlüsse machen nur den Anspruch, eine persönliche Ansicht auszudrücken; wenige Beispiele sollen dieselbe unterstützen.

Die Verhältnisse von Thüringen und Franken sind nicht übel geeignet, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu vergleichen. Beide Landschaften sind durch den Krieg nicht ausnahmsweise mehr heimgesucht worden als andere Länder, die Kulturverhältnisse beider entsprechen bis zur Gegenwart ziemlich genau dem mittlern Durchschnitt deutscher Gewerbtätigkeit und Landwirtschaft. Beide sind im ganzen nicht reich. Hügellandschaften ohne großen Fluß, ohne beträchtliche Steinkohlenlager, mit einem Ackerboden, der nur in einzelnen Strichen durch besondere Fruchtbarkeit ausgezeichnet ist, waren sie bis zur Neuzeit vorzugsweise auf Landbau, Gartennahrung und kleine Gebirgsindustrie angewiesen. So hat dieser Teil von Deutschland kein massenhaftes Einströmen von Menschenkraft und Kapital erfahren, er ist dagegen auch nicht Schauplatz der zerstörenden Kriege Ludwigs XIV. gewesen, und die Landesherren, zumal die Enkel Friedrichs des Weisen, sind auch in argen Zeiten ziemlich schonend mit der Volkskraft umgegangen.

Hier im Herzen Deutschlands lag die alte gefürstete Grafschaft Henneberg, ein stattliches Gebiet von ungefähr 30 Quadratmeilen und — im Jahre 1634 — von 177 Ortschaften, welche jetzt zwischen Preußen, Meiningen und Weimar geteilt sind. Mit seinem nördlichen Teil streckte es sich in die Talschluchten des Thüringer Waldes, ja ein kleiner Teil — Ilmenau — lag auf der Nordseite des Gebirges.

Nur am Westrand führte die Heerstraße, das große Gebirge deckte von Norden, und die Einwohner hatten gute Gelegenheit, sich und ihre Habe durch die Flucht in den Bergwald zu schützen. So war die Grafschaft Henneberg in verhältnismäßig günstiger Lage. Auch war ihr gerade in den ärgsten Jahren des Krieges das Glück einer besonders sorgfältigen Verwaltung zuteil geworden, welche in der schlechtesten Zeit mit bewunderungswürdiger Ausdauer bemüht war, die Menschen zusammenzuhalten und zum Aufbau der eingeäscherten Dörfer zu ermuntern. Endlich kam ihr noch zustatten, daß die Greuel des Krieges verhältnismäßig spät, erst um 1633, eine massenhafte Zerstörung begannen; denn während Pommern und die Mark, Schlesien und Böhmen, die Länder der Nordsee und der Westen Deutschlands schon unter den Geißelhieben der Kriegsfurie todwund lagen, waren dort noch friedliche Jahre. Noch 1634 erstaunten die räuberischen Kroaten über den Wohlstand der Bauern und Bürger, die Schätze und reichen Vorräte, die in den festgebauten Häusern aufgesammelt waren. Das glückliche Land hatte durch fast hundert Jahre Frieden gehabt und mehrere hausväterliche und wohlwollende Fürsten. Nicht weniger wichtig war, daß der ärgste Druck des Krieges dort auch eher endete als in anderen Gegenden; denn seit dem Jahre 1643 genoß das Land durch die Neutralitätspolitik seines Verwalters, Ernst des Frommen, verhältnismäßige Ruhe. Wir sind demnach zu der Annahme berechtigt, daß diese Grafschaft besser daran war als die Mehrzahl der deutschen Gebiete.

Von diesem Lande sind uns amtliche statistische Aufzeichnungen erhalten, welche die Zahl der Familien und Häuser sowohl im Anfang der schwersten Kriegszeit — aus dem Jahre 1631, bei einigen 1634 —, als nach dem Ende des Krieges — aus dem Jahre 1649, bei einigen 1652 — angeben[109]. Danach verlor das Land in dem Kriege 70 Prozent der Familien, 66 Prozent der Wohnungen. Dies furchtbare Ergebnis wird noch grauenhafter, wenn man in Betracht zieht, was aus Hunderten kläglicher Eingaben seit dem Frieden ersichtlich wird, in welchem Zustande die überlebenden Menschen und die Häuser waren: ein Teil der Wohnungen waren Nothütten, aus Trümmern zusammengeschlagen. Da nun die Bevölkerung des Landes schon in den Jahren 1631 und 1634 zuverlässig geringer geworden war, als sie im ersten Jahre des Krieges gewesen, und da ein Teil der erhaltenen Verzeichnisse bereits den Zuwachs dreier Friedensjahre enthält, so wird die Annahme mäßig sein, daß 75 Prozent der Familien durch den Krieg vernichtet worden sind. Nun aber ist außer Zweifel, daß auch die Kopfzahl einer Familie im Durchschnitt beim Beginn des Krieges größer war als am Ende desselben[110], daß also der Menschenverlust noch größer als 75 Prozent gewesen sein muß.

Ferner aber sind uns aus 20 Ortschaften derselben Landschaft sorgfältige Verzeichnisse der Ortsbehörden auch über das Verhältnis des Viehstandes und der Scheuern aufbewahrt; danach waren in diesen Orten von Pferden 85 Prozent, von Ziegen über 83, von Kühen über 82 Prozent eingegangen, die vorhandenen Pferde werden als lahm und blind, die Felder und Wiesen als verwüstet und zum

Teil mit Holz bewachsen angeführt; die Schafe aber waren an allen Orten sämtlich vernichtet[111].

Es ist eine blutige Geschichte, welche durch diese Zahlen verkündet wird. Mehr als drei Vierteile der Menschen, bei weitem mehr als vier Fünfteile ihrer Habe sind vernichtet. Und in welchem Zustand das Erhaltene!

Genau ebenso war das Schicksal der kleineren Landstädte, soweit dasselbe aus erhaltenen Angaben zu sehen ist. Nur ein Beispiel aus derselben Gegend. Das alte Kirchenbuch zu Ummerstadt, einer ackerbauenden Landstadt in der Nähe von Koburg, seit alter Zeit im Lande wohlbekannt wegen ihrer guten Töpferwaren, berichtet folgendes: „Ob nun wohl noch im Jahre 1632 das ganze Land, wie auch hiesiges Städtlein, sehr volkreich war, also daß über 150 Bürger und auf 800 Seelen allein hier gewohnt haben, so sind doch wegen immer anhaltender Kriegsunruhen und stetigen Einquartierungen die Leute dermaßen enervieret worden, daß von ausgestandenem großen Schrecken eine Seuche, so von dem lieben, allmächtigen und gerechten Gott über uns verhängt worden, auf fünfhundert Menschen in den Jahren 1635 und 1636 weggerafft hat, und wegen des elenden und betrübten Zustandes in zwei Jahren und darüber kein Kind zur Welt geboren worden. Diejenigen Leute, denen Gott der Allerhöchste noch das Leben gefristet, haben sich wegen Hunger und teurer Zeit, aus Mangel des lieben Brots, Kleien, Ölkuchen und Leinknoten gemahlen und gegessen, aber viele das Leben darüber geendet. Sind also die Leute in allen Ländern sehr zerstreut worden, daß der meiste Teil das liebe Vaterland nicht wiedergesehen. Anno 1640 bei dem saalfeldischen Stilllager ist Ummerstadt zur Nimmer- oder Umbrastadt worden, weil in achtzehn Wochen sich kein Mensch darin hat dürfen sehen lassen, und die Leute um alles, was sie noch gehabt, gekommen sind. Daher die Leute fast dünne worden, und über hundert Seelen nicht mehr vorhanden gewesen." — Im Jahre 1850 hatte der Ort 893 Einwohner.

Aber noch auffallender ist eine andere Beobachtung, welche aus den Verzeichnissen der obenerwähnten hennebergischen Dörfer zu machen ist. Erst in unserem Jahrhundert hat Menschenzahl und Bestand der Nutztiere wieder die Höhe erreicht, welche im Jahre 1634 bereits vorhanden war. Ja, die Zahl der Häuser war in vielen Dörfern noch 1849 geringer als 1634, obgleich dort noch heut die Dorfhäuser klein und auch die Armen ängstlich bemüht sind, ein eigenes Haus zu bewahren. Zwar die Menschenzahl ist 1855 bereits nicht unbedeutend größer als 1634 nach 15 Kriegsjahren, aber der Zuwachs fällt zum größten Teil auf den jetzigen preußischen Kreis Henneberg (Schleusingen und Suhl), in welchem die eigentümliche Ausbildung der Eisenindustrie ein stärkeres Zuströmen von Kapital und Menschenkraft hervorgebracht hat[112].

So sind wir allerdings zu dem Schlusse berechtigt, daß wenigstens für diesen Strich Deutschlands zweihundert Jahre notwendig waren, Menschenzahl und Erwerbskraft des Landes wieder bis zu einem früheren Standpunkt zu heben. Diese Annahme wird durch andere Beobachtungen unterstützt. Die Bebauung des Landes

vor dem Dreißigjährigen Kriege, ja selbst das Verhältnis des Getreidewertes zu dem Silberwert in einer Zeit, wo Getreideausfuhr nur ausnahmsweise stattfand, führen zu demselben Schluß.

Freilich ist in den letzten zweihundert Jahren der Landbau auch durch die mächtige Einwirkung des Auslandes in ganz neuen Richtungen entwickelt. Auch der Landmann erntet jetzt Hackfrüchte, Klee und andere Futterkräuter, welche vor dem Dreißigjährigen Kriege noch unbekannt waren, und die landwirtschaftliche Tätigkeit selbst einer gleichen Menschenzahl mag doch gewinnbringender geworden sein als vor jenem Kriege. Vielleicht haben die Vorfahren vor dem Kriege viel ärmer gelebt und weniger erwirtschaftet? Man vergleiche den Viehstand. Die Schafzucht der erwähnten Dörfer hat gegenwärtig genau den Umfang, den sie vor dem Kriege hatte. Es ist jetzt die kurze, dichtgekräuselte Wolle spanischer Herden, welche auch in den Hürden der Bauern gezogen wird; die alte Wolle fiel in langen Flocken, sie muß nach dem Wert der Tuche und Zeuge, welche daraus gewebt wurden, und nach dem damaligen Preis der Schafe (5=1 Kuh, während bei uns das Verhältnis wie 10 zu 1 ist) nicht verächtlich gewesen sein.

Ferner aber hat sich der Bestand an Pferden gegen 1634 um drei Viertel verringert. Diese auffallende Tatsache ist nur daraus zu erklären, daß die Reiterüberlieferungen des Mittelalters auch noch auf den Landwirt Einfluß ausübten, daß die Pferdezucht bei den schlechten Wegen, welche eine weite Versendung des Getreides unmöglich machten, lohnender wurde als jetzt, während das Gebrüll der Rinder auch in den engen Hofräumen der Städte so häufig war, daß Verkauf von Milch und Butter wenig lohnte, endlich aber, daß ein größerer Teil der Landleute imstande war, Gespannkraft zu ernähren als jetzt. Die Zersplitterung des Grundes war damals, wie sich aus den alten Flurbüchern beweisen läßt, in Thüringen etwas — nicht beträchtlich — geringer als jetzt. Vermehrt hat sich in der Gegenwart die Zahl der Ziegen, des Nutztiers der kleinen Leute, und die Zahl der Rinder, welche wahrscheinlich im mittleren und südlichen Deutschland jetzt auch größer und edler gezogen werden als damals. Und dies ist ein entschiedener Fortschritt der Gegenwart. Im ganzen aber ist, nach Futterbedürfnis gerechnet, die Zahl der Tiere, welche auf dem Ackergrund mit Vorteil erhalten werden, gegenwärtig nur unbedeutend größer als im Jahre 1634[113].

Neben solchen Ergebnissen ist unwichtig, aufzuzählen, was von beweglicher Habe in den Dörfern durch den Krieg vernichtet worden ist. Es ist in Thüringen möglich, auch darüber einige Sicherheit zu gewinnen, denn schon wurden damals genaue Berechnungen des erlittenen Schadens von den Regierungen eingefordert, und in mehr als einem Gemeindearchiv sind diese Aufstellungen erhalten, leider meist unvollständig; es gab Jahre, in denen die Kostenberechnung aufhörte. Soviel sich aus dem Erhaltenen ersehen läßt, betragen die Verluste einer Dorfgemeinde für die dreißig Kriegsjahre von 30 bis 100000 Gulden[114]. Berechnet man danach die Verluste eines ganzen Landes, so wird der Gesamtbetrag ungeheuer.

Durch diesen Krieg wurde Deutschland gegenüber den glücklicheren Nachbarn, den Niederländern, den Engländern, um zweihundert Jahre zurückgeworfen.

Noch größer sind die Veränderungen, welche der Krieg in dem geistigen Leben der Nation gemacht hat. Vor andern den Landleuten. Viele alte Bräuche gingen zugrunde, das Leben wurde leerer, leidvoller. An die Stelle des alten Hausrates sind die rohesten Formen unserer Möbel getreten; die kunstreichen Kelche und alten Taufbecken, fast aller Schmuck der Kirchen war verschwunden, eine geschmacklose Dürftigkeit ist den Dorfkirchen bis jetzt geblieben. Mehr als hundert Jahre nach dem Kriege fristete der Bauer sein Dasein fast ebenso eingepfercht wie die Stücke seiner Herde, während ihn der Pastor als Hirt bewachte und durch das Schreckbild des Höllenhundes in Ordnung hielt, und der Gutsbesitzer oder sein Landesherr alljährlich abschor. Eine lange Zeit dumpfen Leidens. Die Getreidepreise waren in dem menschenarmen Lande fünfzig Jahre nach dem Kriege sogar niedriger als vorher, die Lasten aber, welche auf die Grundstücke gelegt wurden, so hoch gesteigert, daß noch lange der Acker mit Haus und Hof geringen Wert hatte, zuweilen umsonst gegen die Verpflichtung gegeben wurde, Dienste und Lasten zu tragen. Härter als je wurde der Druck der Hörigkeit, am ärgsten in den früheren Slawenländern, in denen ein zahlreicher Adel über den Bauern saß.

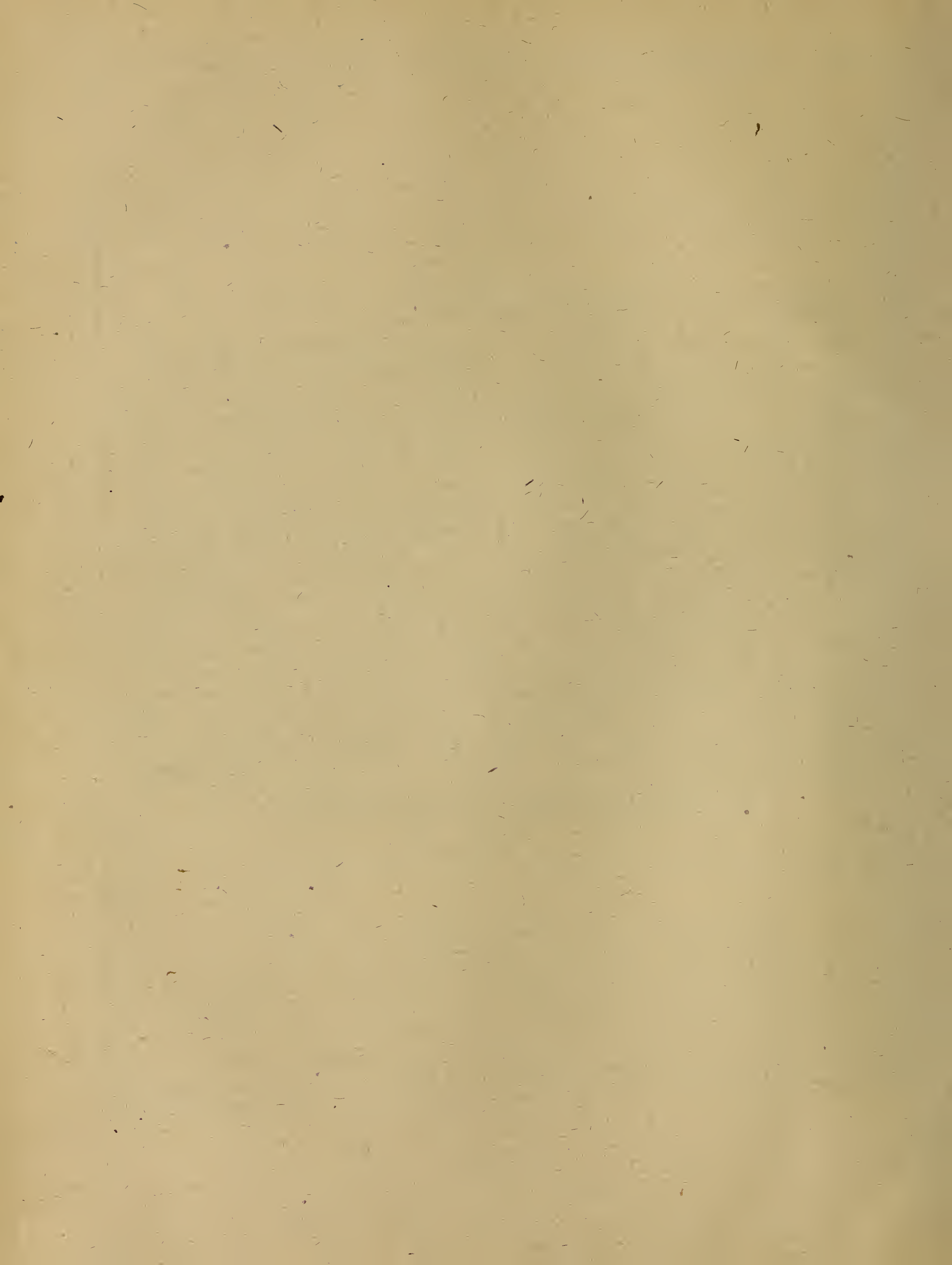
Häufig beklagt sind die Schäden der Bildung, welche in den ausgeplünderten Städten und Rittersitzen zutage kamen, zunächst wieder übermäßiger Aufwand, Genußsucht und rohe Liederlichkeit, Mangel an Gemeinsinn und Selbstgefühl, Kriecherei gegen Vornehme, Herzlosigkeit gegen Niedere. Es sind die uralten Leiden eines heruntergekommenen Geschlechts. So finster, freudenlos, arm an belebendem Geiste war das Dasein, daß die Selbstmorde zum Erschrecken häufig wurden; die Obrigkeit suchte das Sonnenlicht dadurch schätzbarer zu machen, daß sie dem Henker befahl, Selbstmörder unter dem Galgen zu begraben[115]. Daß das Selbstregiment der Städte immer mehr durch die Landesherren beeinträchtigt wurde, war häufig noch ein Glück, denn die Verwaltung war nur zu oft arm an Urteil und Pflichtgefühl. —

Es war ein tödliches Unheil, aus welchem Deutschland heraustrat, und teuer erkauft war der Friede. Aber das Höchste war doch gerettet, der Zusammenhang der deutschen Entwicklung, die Fortdauer des großen inneren Prozesses, durch welchen das deutsche Volk sich von der Unfreiheit des Mittelalters zu höheren Bildungen erheben konnte.

Der lange Kampf war, politisch betrachtet, ein Verteidigungskrieg der protestantischen Partei gegen die Unduldsamkeit des alten Glaubens und die Übergriffe der kaiserlichen Macht. Diese Verteidigung hatte begonnen durch eine ungeschickte Angriffsbewegung in Böhmen, und das Haupt des Hauses Habsburg war nach Form und Sachlage in seinem Rechte, solange es nur diese Bewegung niederwarf. Seine Gegner standen auf dem Boden der Empörung, die sich durch Erfolg zu rechtfertigen hatte. Von dem Tage aber, wo der Kaiser seinen Sieg benutzte, um

Kapitulationsurkunde der Stadt Straßburg vom 30. September 1681.

(Die französische Politik unter Ludwig XIV. vertrat die Anschauung, daß alle Gebiete, die ehedem den in den Friedensschlüssen von Münster und Osnabrück [1648], Aachen [1668]), Nymwegen [1679] an Frankreich abgetretenen Ländern zugehört hätten, mit abgetreten worden seien. Um diese Annexionspolitik durchzuführen, wurden die Reunionskammern gebildet, deren Entscheidungen den rechtlichen Vorwand für die militärische Besitzergreifung dieser Gebiete liefern sollten. Der Bischof von Straßburg, Fürst Fürstenberg und der Rat der Stadt zeigten sich der ihnen erklärten Absicht der französischen Regierung, Straßburg zu besetzen, geneigt. Am 28. September 1681 berief der General Montclar, der Befehlshaber der französischen Truppen im Elsaß, eine Abordnung der Stadt Straßburg zu sich und erklärte, Straßburg, das durch den Westfälischen Frieden an Frankreich abgetreten sei, werde besetzt werden, jeder Widerstand als Rebellion angesehen und durch Bestrafung der Einwohner sowie Brandlegung der Stadt gebrochen werden. Am 29. September erschien der französische Kriegsminister Marquis de Louvois selbst an der Spitze französischer Truppen vor den Toren Straßburgs und stellte eine Frist für die Übergabe bis zum Abend. Doch bat der Rat um Aufschub, da die Einwohnerschaft nicht in die Übergabe willigen wollte. Daraufhin forderte Louvois in einem Schreiben vom 30. September die sofortige Übergabe auf Gnade und Ungnade, wofern das Einrücken der französischen Truppen gehindert würde. Nun erfolgte der Abschluß der Kapitulation, deren Bestimmungen indessen der Stadt später nicht gehalten wurden. Der Ryswijker Friede [1697] bestätigte das Verbleiben Straßburgs bei der Krone Frankreich.)



Nous François Michel Le Tellier marquis de Louvois Secrétaire d'Estat et des commandements de Sa Ma.té, Et Joseph de Ponts Baron de Montclar Lieutenant g.nal des armées du Roy commandant pour Sa Ma.té en Alzace, Avons en vertu du pouvoir a nous accordé par Sa Ma.té pour recevoir la ville de Strasbourg a son obéissance, mis les apostilles cy dessous dont nous promettons fournir la ratiffication de Sa Ma.té et la remettre au Magistrat de Strasbourg entre cy et dix jours,

La Ville de Strasbourg à l'exemple de Monsieur l'Evêque de Strasbourg, le Comte de Hanau, Seigneur de Fleckenstein et de la Noblesse de la basse Alsace reconnoit Sa Majesté Tres Chrétienne pour son Souverain ~~Protecteur~~ Seigneur et Protecteur.

le Roy reçoit la ville et toutes ses dependances en sa royalle protection

2.

Sa Majesté confirmera tous les anciens Privileges, Droits, Statuts et Coutumes de la Ville de Strasbourg, tant Ecclesiastiques que Politiques, conformement au Traitté de Paix de Westphalie, confirmé par celuy de Nimegue.

accordé

3.

Sa Majesté laissera le libre exercice de la Religion comme il a été depuis l'Année 1624, jusques à present, avec toutes les Eglises et Ecoles, et ne permettra à qui que ce soit, d'y faire des pretensions, ny aux biens Ecclesiastiques, Fondations et Couvents, à sçavoir l'Abbaye de St. Etienne le Baptise de St. Thomas, St. Marc, St. Guillaume, aux Touts Saints, et tous les autres compris et non compris, mais les conservera à perpetuité à la Ville et ses Habitans,

accordé pour jouir de tout ce qui regarde les biens ecclesiastiques ainsi qu'il est prescrit par le traitté de munster a la reserve du corps de l'eglise de nostre dame autrement nommée le dome qui sera rendue aux catoliques S.M.té trouvant bon neantmoins qu'ils puissent se servir des cloches de la d. eglise pour touts les usages cy devant pratiqués hors pour sonner leurs prieres.

4.

Sa Majesté veut laisser le Magistrat dans le present état, avec tous ~~leurs~~ les droits et libre election de leurs Colleges, nommement celuy de Treize, Quinze, Vingt et un, grand et Petit Senat, des Echevins, des officiers de la Ville et Chancellerie, des Convents Ecclesiastiques, l'Université, avec tous leurs docteurs, Professeurs et Etudiants, en quelque qualité qu'ils soient, le College, les Tribus et Maitrises, tout comme ils se trouvent à present avec la jurisdiction civile et criminelle.

> accordé à la reserve que pour les causes qui excederont mille livres de france en capital on pourra appeller au conseil de brisac sans neantmoins que l'appel suspende l'execution du jugement qui aura esté rendu par le magistrat s'il n'est pas question de plus de deux mil livres de france

5.

Sa Majesté accorde aussy à la Ville que tous les revenus, droits, peages, postenages et commerces, avec la douane soient conservés en toute liberté et jouissance comme ~~elle les a eu jusques~~ à present, avec la libre disposition + des Magazins de Canons, munition, Armes, tant de ceux qui se trouvent dans l'Arsenal qu'aux remparts et maisons de la bourgeoisie, des Magazins des bleds, vins, bois, charbons, sel, et tous les autres, les glottes, comme aussy les archives, documents et papiers de quelque nature qu'ils soient.

> + de la Pfennigthurm et la monnoye,

> accordé à la reserve des canons munitions de guerre et armes des magasins publics qui seront au pouvoir des officiers de S.M.^{te} et a l'egard des armes appartenantes aux particuliers elles seront remises dans l'hostel de ville en une salle dont le magistrat aura la clef

6.

Toute la bourgeoisie, demeurera exempte de toutes contributions et autres payements, Sa Majesté laissant à la Ville tous les impôts ordinaires et extraordinaires pour sa conservation ~~en son état~~.

> accordé

7.

Sa Majesté laissera à la Ville et aux citoyens de Strasbourg la libre jouissance de toutes leurs villes, bourgs villages, maisons champêtres et terres, qui leur appartiennent, et fera la grace à la ville de luy octroyer des lettres de respit, contre ces creanciers, tant dans l'Empire que dehors.

+ du pont du Rhin

accordé

8.

Sa Majesté accorde aussy une amnistie de tout le passé tant au public qu'à tous les privés sans aucune exception. Et y fera comprendre le Prince Palatin de Veldence, le Comte de Nassau, le resident de S. M. Imperiale, le Bruderhoff, avec ses officiers, maisons et appartenances.

accordé
7 tous les [illegible]

9

il sera permis à la ville de faire batir des cassernes pour y loger les trouppes qui y seront en garrison.

accordé

10.

Les trouppes du roy entreront aujourd'huy dans la ville a quatre heures après midy.

20me 7bre 1681

fait a illkirch ce 30 septembre 1681

Louvois. Le Baron de Montclar

Jean George de Zedlitz
Escuyer et Preteur
Dominique Diebrich
Johann Leonhard Frœreisen
Johann Philipp Schmidt
Daniel Richshoffer
Josias Stœrr
J. Joachim Frantz
Christophle Güntzer

Sa Majesté apres avoir veu et examiné tous les susd.
articles et leurs apostilles a approuvé ratifié et
confirmé, approuve, ratiffie et confirme tout ce qui a
esté respondu et promis et donné par lesd. S.rs
Marquis de Louvois et Baron de Montclar suivant
la teneur desd. apostilles. Promettant en foy et
parole de Roy de les executer, garder et observer
inviolablement de point en point et d'empescher qu'il y soit
contrevenu directement ou indirectement. En foy dequoy Sa
Majesté a signé la presente de sa main et a icelle fait
apposer son seel secret. fait a Vitry le 3e jour d'Octobre
1681.

Louis

Colbert

durch Jesuiten und Soldaten die Landeshoheit der deutschen Fürsten, die alten Rechte der Städte zu unterdrücken, wurde wieder er der politische Frevler, dessen Wagnis mit der letzten Kraft der Nation zurückzuweisen war. Hier aber gilt ein höherer Gesichtspunkt, und von diesem aus war das Beginnen Ferdinands II. noch unerträglicher. Gerade hundert Jahre vor seinem Regierungsantritt hätten alle guten Geister des deutschen Volkes auf Seite des Kaisers gekämpft, wenn er gegenüber bestehendem Recht und altem Herkommen eine deutsche Kirche, einen deutschen Staat geschaffen hätte. Seitdem hatte das Geschlecht Karls V. durch hundert Jahre, eine kurze Zeit ausgenommen, in planvoller Arbeit oder träger Gleichgültigkeit vieles getan, den letzten Quell des neuen Lebens, die Selbständigkeit der Geister im Denken und Glauben zu zerstören; es war durch hundert Jahre, eine kurze Zeit ausgenommen, Gegner des volkstümlichen deutschen Lebens gewesen, es hatte seine spanischen und italienischen Verbindungen, es hatte die römischen Jesuiten zum Kampfe gegen die einheimische Bildung des Volkes gestellt; leider halfen dazu auch einige deutsche Fürsten. Auf solchem Wege hatte es in Deutschland groß zu werden gesucht, in demselben Sinn hatte jetzt ein übereifriger Kaiser die blutige Entscheidung heraufbeschworen. Auf seinem Haupte liegt die Schuld des unerhörten Krieges, nicht auf den deutschen Fürsten, nicht auf dem Volke. Denn kleinere Landesherren abgerechnet, haben die protestantischen Häupter nur zu ergeben den Frieden mit ihrem Kaiser gesucht. Nur auf wenige Jahre ließen sie sich durch Wallensteins Übermut, den Hohn des Wiener Hofes und das kriegerische Drängen Gustav Adolfs zu offenem Kampfe bringen, nicht vier Jahr dauerte das Bündnis der großen Kurhäuser Sachsen und Brandenburg mit den Schweden, bei erster Gelegenheit fielen sie wieder zurück, und in der letzten Zeit des Krieges war ihre kräftigste Politik die Neutralität.

Durch den Frieden erreichten die Fürsten den Zweck ihres abwehrenden Widerstandes, die hochfliegenden Entwürfe des kaiserlichen Hofes waren zerbrochen. Deutschland war frei. Ja, frei. Verdorben und kraftlos, durch hundert Jahre an seiner westlichen Grenze Tummelplatz und Beutestück für Frankreich. Noch sollte es ein gehäuftes Maß von Demütigungen und Schmach über sich ausgeschüttet sehen. Aber wem sich noch heut die Hand darüber zusammenballt, der hüte sich, sie gegen den Westfälischen Frieden zu erheben. Denn nicht durch ihn ist verschuldet, was noch auf ihn folgte, die Einäscherung der Pfalz, die Wegnahme Straßburgs, der Verlust von Elsaß und Lothringen. Alles das war lange vor dem Dreißigjährigen Kriege verschuldet, lange vorher von patriotischen Männern geahnt worden. Seit dem Schmalkaldischen Kriege war die Landeshoheit der deutschen Fürsten und die Selbständigkeit der Teile die einzige Bürgschaft für eine nationale Fortbildung. Man mag das tief beklagen, aber man soll es verstehen. Jetzt endlich war durch Ströme von Blut diese Selbständigkeit der Teile gesetzlich befestigt. Wer das Jahr 1813, das erste Aufglühen des Volkes seit 1648, für etwas Glorreiches hält, wer sich je Pflichtgefühl und freie Sittlichkeit durch die strenge Lehre Kants und seiner Nachfolger

geadelt hat, wen die Freude über das Höchste, was der Mensch verstehen kann, über Natur und Seele des eigenen und fremder Völker jemals gehoben hat, wer je die Schönheit der neueren deutschen Poesie, den Nathan, den Faust, den Wilhelm Tell mit Entzücken empfunden hat, jeder, der an dem freien Leben unserer Wissenschaft und Kunst, an den großen Entdeckungen der Naturforscher, an der kräftigen Entwicklung des deutschen Gewerbfleißes und des Landbaues herzlichen Teil hat, soll daran denken, daß mit dem Frieden von Münster und Osnabrück die Zeit beginnt, in welcher diese Entwicklungen ihre — verhältnismäßig gesicherte — politische Grundlage gefunden haben.

Und doch hat der Krieg eine Folge gehabt, die wir noch heut mit tiefem Schmerze beklagen: er hat den dritten Teil Deutschlands für lange von dem geistigen Zusammenleben mit den Bruderstämmen abgelöst. Seit ihm wurden die deutschen Hausländer der kaiserlichen Familie in einen besonderen Staat gebunden. Gewaltsam, unablässig arbeitete das fremde Prinzip, welches dort herrschte. Lange empfand die gedrückte Nation kaum den Verlust. In Deutschland hatte sich der Gegensatz zwischen katholischem und protestantischem Wesen abgeschwächt, er wurde im nächsten Jahrhundert zum großen Teil aufgehoben. Auch die Gebiete, welche durch den Zwang ihrer Landesherren beim alten Glauben festgehalten wurden, hatten ihren Anteil an den langsamen und schwerfälligen Fortschritten, welche seit dem Frieden gemacht wurden. Es ist nicht zu leugnen, die protestantischen Landschaften blieben lange die Führer, aber trotz manchem Gegensatz folgten auch die Altgläubigen der neuen Strömung, und brüderlich flogen gewonnene Erfolge der Bildung aus einer Seele in die andere; Freude und Leid waren im Ganzen gemeinsam, und wie die politischen Bedürfnisse und Wünsche der Protestanten und Katholiken dieselben waren, so wurde auch das Gefühl der geistigen Einheit allmählich lebendiger. Nicht so war es in den weiten Ländern, welche Ferdinand II. seinen Nachfolgern als wiedererobertes Gut hinterließ. Die Verluste, welche die deutschen Volksstämme erfahren hatten, waren groß, die Einbuße der österreichischen Völkerschaften war ungleich größer. Dort war etwas geschehen, was einem, der genau zusieht, wohl heute noch grauenhaft erscheinen kann. Fast die gesamte nationale Bildung, welche sich dort seit hundert Jahren trotz aller Hindernisse entwickelt hatte, war mit eiserner Rute weggetrieben worden. Die Masse des Volkes war geblieben, ihre Führer, wohlhabende Gutsherren, die alten eingeborenen Geschlechter, mannhafte Vaterlandsfreunde, charaktervolle Gelehrte, einsichtige Seelsorger waren in die Verbannung geworfen. Niemand hat die Heimatlosen gezählt, die in Hunger und Kriegsnot umkamen; auch die, welche sich in der Fremde niederließen, sind kaum annähernd zu berechnen. Sicher ging ihre Gesamtzahl in die Hunderttausende. Kursachsen verdankt den böhmischen Flüchtlingen, daß sein Verlust an Menschen und Vermögen sich schneller ergänzte als in anderen Ländern. Doch nicht die Zahl, wie hoch sie sei, gibt eine Vorstellung von dem Verlust. Denn die, welche um Glauben und politische Überzeugung in das Elend gingen, waren die Kräftig-

sten, die Führer des Volkes, die Vertreter der höchsten Zeitbildung. Aber nicht ihr Verlust allein machte die Länder des Kaisers so schwach und still, auch die Millionen der Zurückgebliebenen waren zerbrochen. Durch jeden niedrigen Beweggrund, durch rohe Gewalt oder Aussicht auf irdische Vorteile von einem Glauben in den anderen getrieben, hatten sie das Selbstgefühl verloren und den letzten Idealismus, den auch der mittelmäßige Mann sich bewahrt, die Empfindung, eine Stelle in der Brust zu haben, welche nicht käuflich ist. Überall in Deutschland gab es in der schlechtesten Zeit nach dem Kriege Tausende, welche durch das Gefühl gefestigt wurden, daß auch sie den bewaffneten Bekehrern bis zum Tod widerstanden hätten, wie ihre Väter und Nachbarn. In den bekehrten österreichischen Ländern des Kaisers war dieses Gefühl selten. Fast anderthalb Jahrhunderte lebten die Stämme, Böhmen und Deutsche, wie in einem unheimlichen Traumleben dahin. Der böhmische Landmann hing neben seine Bilder von Huß und Ziska die bunten Heiligen der wiederhergestellten Kirche, aber er zündete auch den alten Ketzern eine heilige Lampe an; der Bürger zu Wien und Olmütz gewöhnte sich, von dem Reich und Deutschland als vom Ausland zu sprechen, er gewöhnte sich, dem Ungar, Italiener, Kroaten bequem zu werden, aber er stand auch fremd in dem neuen Staat, der ihn jetzt umschloß. Wenig kümmerte ihn der kategorische Imperativ einer neuen Weltweisheit, spät erfuhr er, daß Schiller ein deutscher Dichter sei. Und doch, als den Deutschen ein neuer Frühling gekommen war, in welchem Freiheit des Geistes und Schönheit der Seele als höchstes Ziel des Erdenlebens gesucht wurde, als die neue Altertumswissenschaft begeisterte und der Genius Goethes über dem Hofe von Weimar leuchtete, da, zu derselben Zeit, klang aus dem stillen Österreich die innigste und geheimnisvollste der Künste in einer Fülle von Melodien. Auch dort hatte das Gemüt des Volkes in Haydn, Mozart, Beethoven rührenden Ausdruck gefunden.





VII. Die Staatsraison und der Einzelne.

Hundertundfünfzig Jahre von Oxenstierna bis Napoleon währte das Ende des langen Auflösungsprozesses, welchen das Heilige Römische Reich des Mittelalters durchmachte. Aber dieser Zeitraum war auch der Beginn neuer organischer Bildungen. Genau fällt mit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges der Aufgang des preußischen Staates zusammen.

Ob bei Betrachtung solcher Zeit die Trauer, ob die Freude überwiegen dürfe, das hängt nicht nur von dem politischen Standpunkt, auch von Bildung und Charakter des Urteilenden ab. Wer sich mit dichterischer Wärme die Herrlichkeit eines deutschen Kaiserreiches, wie es damals vielleicht hätte sein können, auszumalen liebt, dem wird Erscheinung und Wesen eines Zeitalters, das arm an Menschengröße und sehr arm an nationalem Stolze war, nur widerwärtig sein; wer gar in der Lage ist, den Hausvorteil der Habsburger oder des Ordens Jesu für wesentlich deutsch zu halten, der wird sich ein Bild dieser Vergangenheit erträumen, welches von der Wirklichkeit der Tatsachen gerade so weit entfernt ist, wie die Reliquienverehrung der alten Kirche von dem Gottesdienst eines freien Mannes. Aber auch wer nüchtern und verständig dem Zusammenhang der Ereignisse nachgeht, hat in diesem Zeitabschnitt große Ursache, seine Geschichtschreibung zu wahren, daß sie nicht über dem Häßlichen der Erscheinung die Berechtigung des Wesens vergesse; freilich wird er ebensowenig das Abscheuliche verhüllen dürfen, weil es mit Tüchtigem, das er ehrt, verbunden ist. Es ist kein Zufall, daß nur einem, der zugleich Protestant und Preuße ist, leicht wird, mit Selbstgefühl und fröhlichem Herzen die geschichtliche Entwicklung der letzten zwei Jahrhunderte zu betrachten.

Sogleich nach dem Frieden von Münster und Osnabrück stehen zwei Auffassungen der deutschen Politiker einander feindlich gegenüber, die kaiserliche, welche trotz der Verringerung des habsburgischen Einflusses und den Bestimmungen des Westfälischen Friedens doch die alten Überlieferungen der kaiserlichen Oberherrlichkeit geltend zu machen suchte, und die fürstliche, welche den größeren Landesherren, die in der Tat jetzt Souveräne geworden waren, völlige Freiheit der Bewegung und Unabhängigkeit sichern wollte. Die Geschichte dieser Gegensätze umfaßt in der

Hauptsache die Geschichte der politischen Entwicklung unseres Vaterlandes bis zur Gegenwart. Noch heut dauern die beiden Parteien, aber die Zielpunkte und die Agitationsmittel beider haben sich umgekehrt, denn über ihnen ist als neuere Bildung eine dritte heraufgewachsen. Nach 1648 war es die kaiserliche Partei, welche die Einheit Deutschlands stark betonte, für das Haus Habsburg die politische Herrschaft in Anspruch nahm und fast genau das wollte, was wir jetzt mit neuem Ausdruck diplomatische und militärische Führung nennen. Damals stand die schwache öffentliche Meinung, in welcher noch die Erinnerung an den alten Reichszusammenhang lebendig war, zum großen Teil auf ihrer Seite, selbst bei den Protestanten, die kaiserlichen Politiker waren bereits bemüht, durch die Presse für sich zu werben; und wenn die wenigen Gelehrten, welche das deutsche Wesen gegen den Einfluß des Auslandes vertraten, von der Schwäche des Vaterlandes murmelten, so lag der Schluß wenigstens nahe, daß der Kaiser vor allem berechtigt sei, die alte Herrlichkeit des Reiches wieder lebendig zu machen. Damals war die Stärke dieser Partei, daß die Hausmacht des Kaisers in der Tat die einzige deutsche Staatsgewalt von größerem Umfange war, ihre Schwäche aber, daß die Politik des Kaisers in der Hauptsache gar nicht deutsch sein wollte, und daß Scheinheiligkeit und Ränkespiel des Wiener Hofes weder den Fürsten Furcht noch den Ständen Vertrauen einflößten. Ihr gegenüber suchte die Oppositionspartei der fürstlichen Politiker den eigenen Nutzen mit sehr geringer Rücksicht auf das Reich, die Absonderung der einzelnen Staaten, Schwächung des Reichszusammenhanges, eine Politik der freien Hand, vorübergehende Bündnisse der Höfe statt der Reichstagsbeschlüsse; und ihr Zusammenhalten auf Reichstagen und bei diplomatischen Verhandlungen hatte vorzugsweise das Bestreben, dem Einfluß und der Politik des Kaisers entgegenzutreten. In diesem Kampfe zweier feindlicher Richtungen wuchs in Deutschland aus fürstlichem Landesgebiet ein neuer Staat; seine Fürsten, bald der einen, bald der andern Partei verbündet, suchten beide zu benutzen, und sammelten um sich ein Volk, das am Ende des 18. Jahrhunderts einer stärkeren deutschen Kraftentwicklung fähig schien als das Erbe der Habsburger.

Es war eine verzweifelte politische Lage, welche den Schwerpunkt deutscher Macht in die Hand der einzelnen deutschen Fürsten gelegt und diesen eine fast unbeschränkte Verfügung über Gut und Leben ihrer Untertanen eingeräumt hatte. Die traurigen Zustände, welche zunächst folgten, sind oft genug dargestellt: die politische Ohnmacht Deutschlands, das gewaltsame Regiment, Verdorbenheit der Herrscher, Knechtsinn der Gehorchenden, Unsittlichkeit der Höfe, Unredlichkeit der Beamten. Aber mit dieser Zeit beginnt auch das moderne Staatsleben der Deutschen. Nicht immer sind die Fortschritte, welche eine Nation macht, auch den Zeitgenossen als ein guter Erwerb verständlich und wert, nicht immer wird das notwendige Neue durch große Menschen zu bewußtem Zwecke durchgesetzt, zuweilen braucht der gute Geist einer Nation die Schlechten, Kleinen, Kurzsichtigen als Werkzeuge gewaltiger Neubildungen. Nicht in der französischen Revolution allein ist



Bankett bei Kaiser Ferdinand I. im Jahre 1560. (Radierung von F. Terzi.)



Krönungszug des Kaisers Matthias zu Frankfurt a. M. 1612. (Kupferstich.)



Feierliches Festmahl der Abgesandten zum Regensburger Reichstage 1717.
(„Das herrliche Tractament des gesamten Reichs-Tages, hohen Dom- und anderer Fürstlichen Reichs-Stiffter und Stände, in Sr. Durchl. Eminenz des Herrn Cardinals Residenz zu Regensburg, in dem sogenannten Ritter-Saal, den 26. Septembris Anno 1717." Kupferstich von J. M. Steidlin und A. Geyer.)



Erbhuldigung der niederösterreichischen Stände vor Kaiser Joseph I. als Herzog von Österreich am 22. September 1705. (Die Kaiserliche Tafel in der Ritterstube.)
(Kupferstich von Engelbrecht und Pfeffel aus: L. v. Gülich, Edler zu Lilienburg, Erbhuldigung. Wien, [1706].)



Erbhuldigung vor Kaiser Joseph I. am 22. September 1705. (Festmahl der Abgeordneten der Stadt Wien.)
(Kupferstich von Engelbrecht und Pfeffel aus L. v. Gülich, Erbhuldigung. [1706.])



Von wegen der Evangelischen Religion bin ich gefangen gesetzt worden / da hat man mich auf dem Rath-Hauß zu Red gesetzt / wegen meines Glaubens / so gabe ich zur Antwort: Wann euer Glaub gerecht ist / so führt mich nach Maria-Plan / kan ich alsdann vor dem wunderthätigen Marien-Bild aufrecht und gerad stehen / so glaub ich / daß euer Glaube gerecht / auf diese Red wurde ich mit Ketten und Banden geschlossen / und in ein Loch gesteckt welches 7. Klafftern tieff war / und das 7. Tag und Nacht / auch kümmerlich mit Wasser und Brod gespeißt wurde / und das bey grosser Kält / in dieser Trangsal ruffte ich zu GOtt: HERR! vergib ihnen / dann sie wissen nicht was sie thun.

Geschehen / den 24. Januarij
Anno 1732.

Frantz Antoni Baumgarten / Bergknapp / aus dem Rastatter Gericht gebürtig / seines Alters 32. Jahr.

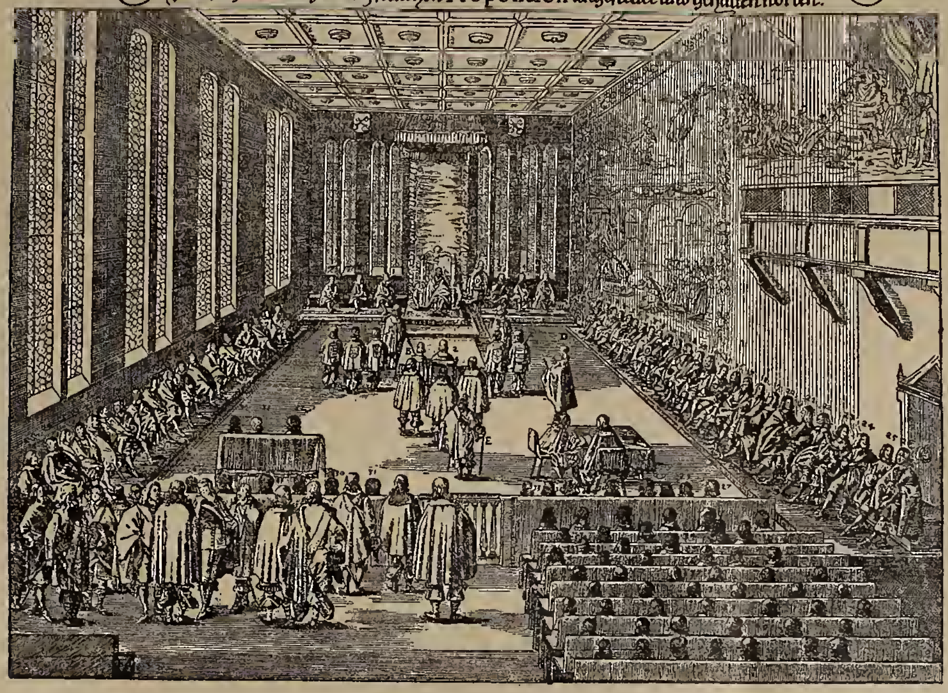
Beklagung der Drangsale eines evangelischen Salzburgers. 1732. (Flugblatt. Kupferstich.)

aus Missetaten ein neues Leben erwachsen, auch in Deutschland hat eiserne Not, Willkür und Mißachtung alter Rechte vieles geschaffen, was wir jetzt als notwendige Grundlage für ein geordnetes Staatsleben betrachten.

Schon während des Krieges wurden in Deutschland die Diplomaten und Staatsmänner erzogen, deren Schule die Angelegenheiten der deutschen Landesherren bis zur französischen Revolution vertreten hat. Die vieljährigen Friedensverhandlungen vereinigten auf deutschem Boden die bedeutendsten Politiker Europas, Zöglinge Richelieus, kluge Niederländer, Landsleute Macchiavells, die hochfahrenden Nachfolger Gustav Adolfs. Das Wogen der Gegensätze gab einer großen Anzahl begabter Köpfe aus Deutschland überreiche Gelegenheit, sich zu bilden, denn um die Vertreter der großen Mächte schrieben und redeten mehrere hundert politische Unterhändler. Aus dem leidenschaftlichen Kampfe, welcher zuletzt zu Münster und Osnabrück unter dem Zwange strengen Zeremoniells und mit dem Scheine kalter Ruhe geführt wurde, aus dem chaotischen Gewirre von zahllosen widerstreitenden Ansprüchen und aus den Bergen von Akten, Streitschriften, Entgegnungen und Vertragsentwürfen zog nach dem Frieden ein Geschlecht von Politikern über das Land, wie sie vorher in anderen Formen nur Italien und Holland großgezogen hatte, harte Männer mit zäher Geduld und unerschütterlicher Ausdauer, von riesiger Arbeitskraft und scharfem Urteil, gelehrte Juristen und gewandte Weltleute, große Menschenkenner, aber auch skeptische Verächter aller idealen Empfindungen, wenig bedenklich in Wahl der Mittel, behend, jede Blöße des Gegners zu benutzen, wohlerfahren, Ehren zu fordern und zu geben, sehr geneigt, den eigenen Vorteil nicht zu vergessen. Sie wurden an den Höfen und in den Reichsstädten die Leiter der Politik, stille Führer oder gewandte Werkzeuge ihrer Herren, die eigentlichen Beherrscher Deutschlands. Durch sie ist die Diplomatie und der höhere Beamtenstand Deutschlands geschaffen worden. Noch jetzt erscheint uns ihr geschäftliches Verfahren zwar sehr weitschweifig und ränkevoll, aber gerade unsere Zeit, welche in der Diplomatie und in der Staatsregierung nicht selten oberflächliche Mittelmäßigkeit zu beklagen hat, soll mit Anerkennung auf die juristische Bildung und die scharfsinnige Gewandtheit der alten Schule zurücksehen. Es war nicht Schuld dieser Männer, daß sie ihr arbeitsvolles Leben in hundert kleinlichen Zwistigkeiten verbringen mußten, daß nur wenige von ihnen in der glücklichen Lage lebten, einer großen und weisen Politik zu dienen. Aber die Ehre wird ihnen bleiben, daß sie in ungünstigen Verhältnissen mehr als einmal dem stärkeren außerdeutschen Feinde Sorge vor der deutschen Diplomatie erhalten haben, wenn er sie vor der deutschen Heereskraft nicht mehr hatte.

Sie richteten auch im Innern der verwüsteten Landschaften den neuen „Staat" ein. Nach ihrem Bilde formte sich das Beamtentum, die Kollegien der Richter und Verwaltungsleute, freilich oft schwerfälliger und pedantischer, aber ebenso rangsüchtig und nicht selten ebenso bestechlich wie die Kanzler und Geheimräte, von denen sie abhingen. Die neuen Politiker führten ferner die wichtigen Verhandlungen mit

Eigentlicher Abriß der Reichstages Solennitet, so den 13=23. Junii Anno 1653. in Regenspurg auf dem gewöhnlichen grossen Rathauß-Saal, bey eröfnung der Kayserlichen Proposition angestellet und gehalten worden.



Ihr Röm: Käyserl. Mayest.

7.	5.	1.	3.	4.	6.
Chur Brandenburgischer Abgesandter Herr Johañ Friederich Freyherr von Blumenthal.	Chur Bäyerischer Abgesandter Herr Maximilian Wilibald Graff zu WolffsEck.	Ihr ChurFürstl. Gn. Herr Johann Philipps/ ErtzBischoffs zu Mäintz.	Ihr Churfürstl. Durchl. Herr Carl Ludwig Pfaltzgraf bey Rhein.	Chur Cöllnischer Abgesandter Herr Frantz Egon Graf zu Fürstenberg.	ChurSächsischer Abgesandter Herr Heinrich von Friesen der Jünger.

2\.
Ihr Churfürstl. Gn. Herr Carl Caspar ErtzBischoff zu Trier.

Geistliche Banck/
Zu der rechten Hand

8\. WEgen Oesterreich/ Herr Georg Achatius/ Graf und Herr zu Losenstein/ ꝛc.
9\. Wegen Burgund. H. AURELIUS AUGUSTINUS de MALINEZ, &c.
10\. Wegen Saltzburg/ H. Johann Baptista Graf zu Ladron.
11\. Wegen Speyer/ Ihr Fürstl. Gn. Herr Lotharius Friederich/ Bischoff zu Speyer.
12\. Ihr Fürstl. Gn. Herr Dieterich Adolph/ Bischoff zu Paderborn.
13\. Ihr Fürstl. Gn. H. Frantz Wilhelm Bischoff zu Regenspurg und Oßnabruck.
14\. Ihr Fürstl. Gn. H. Christoff Bernhard/ Bischoff zu Münster.
15\. Ihr Fürstl. Gn. H. Joachim Abbt zu Fulda.
16\. Ihr Fürstl. Gn. H. Wilhelm Administrator zu Stabel.
17\. Wegen Bisantz/ H. Franciscus del Jhola. H. zu Thil.
18\. Wegen Teutschmeister. H. Georg Wilhelm von Elckerhausen/ genannt Klüpl.
19\. Wegen Bamberg/ H. CORNELIUS GOBELIUS. L.
20\. Wegen Würtzburg/ H. Wilhelm Sebastian Mehl.
21\. Wegen deß Stiffts Straßburg/ H. Johañ von Giffen.
22\. Wegen Costantz H. Leonhard Pappus.
23\. Wegen Hildesheimb/ H. Johann Godtfried von Hörde.
24\. Wegen Freysing/ H. Johann Georg Freyh. von Puch.
25\. Wegen Passaw/ H. Johann Georg/ Graff von Herberstein.
26\. Wegen Basel/ H. Nicolaus Wilhelm von Reinach.
27\. Wegen Lütich/ H. Peter Buschmann.
28\. Wegen Berchtoldsgaden/ H. Joh. Christoff Aldenhoven.
29\. Wegen Brunn/ H. Damian Hertardt von der Leyen.
30\. Wegen Corvey/ H. Dieterich Kloid auff Breitenbach.
31\. Wegen der H. Prælaten, H. DOMINICUS. Abbt zu Weingarten.

A. H. Graff Kurtz Reichs ViceCantzler.
B. H. Reichs-Marschall Graff von Pappenheim.
C. H. Marggraff zu Baaden.
D. H. Secretarius Schröder/ ꝛc. beneben den Käyserlichen- Königlichen- und Reichs-Herolden.
E. H. Schenck von Limburg.

Auff der Zwerchbanck haben gesessen
Der Secularischen Stiffter Abgesandte/ als:

32\. Wegen Magdeburg/ H. Friedrich Ulrich von Hagen/ sonst Geist genannt. und
33\. H. Johann Grull/ D.
34\. Wegen des Stiffts Lübeck/ H. Christianus CASSIUS, J.C.

Weltliche Banck/
Zu der lincken Hand

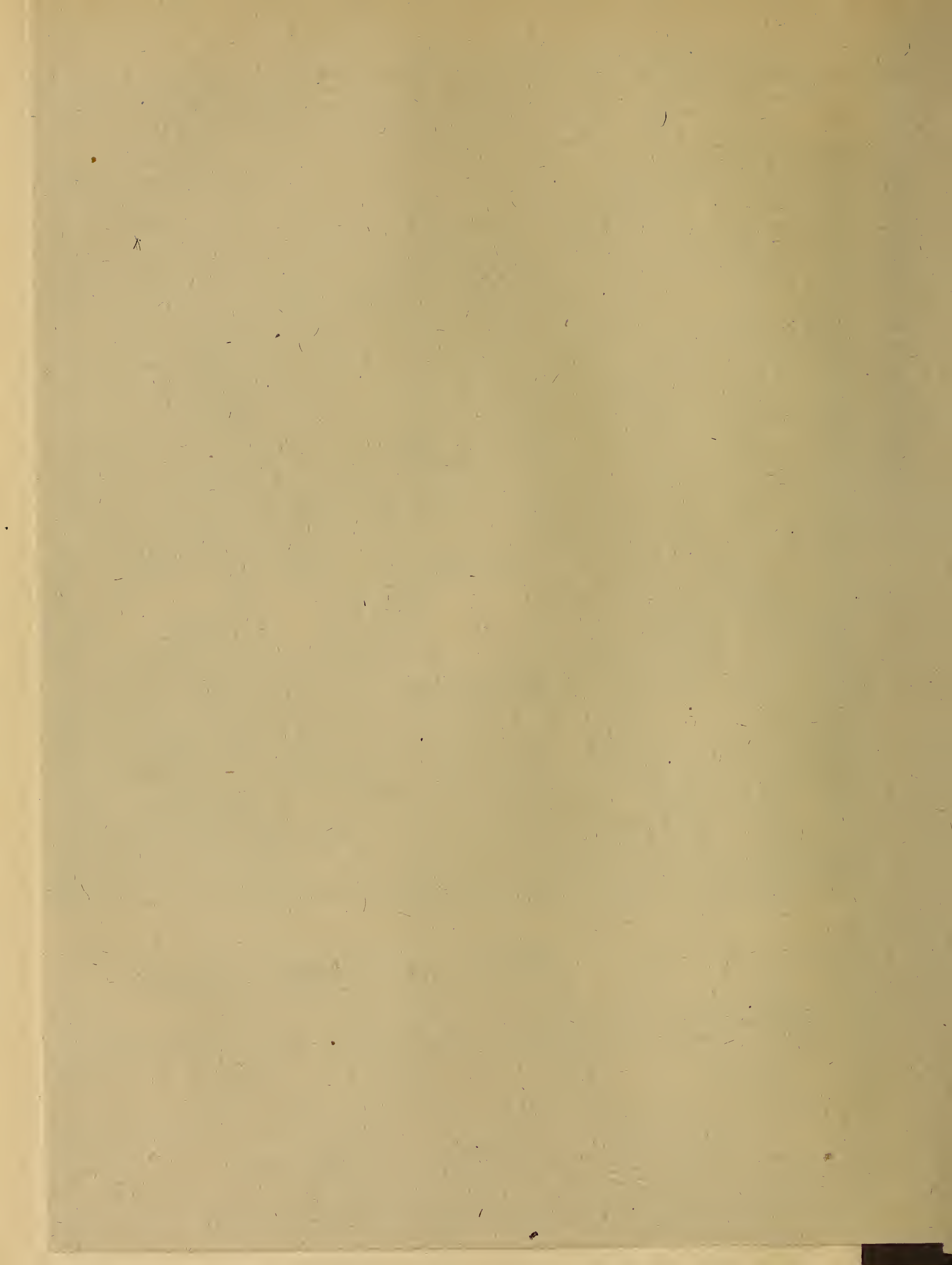
1\. IHr Fürstl. Durchl. H. Ludwig Philipps/ Pfaltzgraf bey Rhein.
2\. Ihr Fürstl. Durchl. H. Philipps Wilhelm/ Pfaltzgraff bey Rhein.
3\. Ihr Fürstl. Durchl. H. Eberhard/ Hertzog zu Würtenberg.
4\. Ihr Fürstl. Gn. H. Landgraf Georg zu Hessen Darmstadt.
5\. Ihr Fürstl. Gn. H. Wilhelm Marggraff zu Baaden/ so im Nahmen Ihr Mayest. den Vortrag thut.
6\. Wegen Bäyern/ H. Herman Eco. Graff zu Fürstenberg.
7\. Wegen Pfaltz Lautern/ H. Johann Paul von Gemingen.
8\. Wegen Pfaltz Simmern/ H. Arnold Prill/ D.
9\. Wegen Bremen und Verden/ H. Friederich Bohl.
10\. Wegen Pfaltz Zweybrück/ Jonas Meisterlin/ D.
11\. Wegen Pfaltz Lautereck/ H. Johann Conrad Varnbühler von und zu Hemmingen/ ꝛc.
12\. Wegen Sachsen Altenburg/ H. AUGUSTUS CARPZOVIUS, D.
13\. Wegen Sachsen Coburg/ H Johann Thomas/ D.
14\. Wegen Sachsen Weimar/ H. Zacharias Prüschenck von Lindenhoffen.
15\. Wegẽ Sachsen Gotha/ H. Georg Achatius Heher/ D.
16\. Wegen Sachsen Eisenach/ H Wilhelm Schröder/ D.
17\. Wegen Brandenburg Culmbach/ H. Johann Georg Hofer/ von Lobenstein.
18\. Wegẽ Brandenburg Onoltzbach/ H. Tobias Oppold/ D.
19\. Wegen Braunschweig Wolffenbüttel/ H Johann Schwartzkopf/ D.
20\. Wegen Braunschweig Zell und Grubenhagen/ H. Heinrich Dieterich/ D.
21\. Wegen Braunschweig Callnberg/ H Heinrich Speyermann/ D.
22\. Wegen Pommern/ H. Matthias Beerenklau.
23\. Chur Brandenburg/ wegen Hinter Pommern/ H Johann Portman/ D.
24\. Wegẽ Mecklenburg Schwerin/ H. Balthasar vō Rieben.
25\. Wegen Mecklenburg Gustrau/ H. Daniel Nicolai/ D.
26\. Wegen Hessen Cassel/ H. Adolph Wilhelm vō Krosieg
27\. Wegen Leuchtenberg/ H Johann Ernst/ D.
28\. Wegen Anhalt/ H Martinus Milagius, Cantzler.
29\. Wegen Henneberg/ H. Johann Ernst PISTORIUS zu Seuselitz
30\. Wegen Arenberg/ H Jacob Christoff Raßler/ D.

31. Wetterauisch	Directoria.	H. Friederich Casimir Graff zu Hanaw
32. Schwäbisch		Herr Rudolph Friederich Graff von Fürstenberg.
33. Fränckisch.		Herr Friederich Ludwig Graf von Löwenstein.

Auf den übrigen Bäncken als 34. biß 41. seind die Herrn Abgesandten der Reichs-Städt gesessen/ als: Wegen der Stadt Regenspurg/ Nürnberg/ Augspurg/ Ulm/ Straßburg/ Franckfurt/ Cöln/ Aachen/ und dergleichen mehr/ welche aber mit ihren Namen hier nicht eingebracht werden können

Zufinden in Nürnberg bey Paulus Fürsten/ Kunsthändlern/ 1653.

Eröffnung der Regensburger Reichstagssitzung 1653.
(Einblattdruck. Nürnberg, Paul Fürst Verlag. — Von 1663 an war die Stadt Regensburg bis zur Auflösung des deutschen Reichsverbandes 1806, mit einer nur zweimaligen Unterbrechung, 1713—14 und 1740—44, der fortwährende Sitz des Reichstags.)



den Landständen und hatten eine nicht leichte Aufgabe, dieselben gefügig oder unschädlich zu machen. Denn seit dem Ende des 15. Jahrhunderts bestanden in fast allen größeren Gebieten Deutschlands Stände als Vertreter des Landes, welche Abgaben bewilligten, an solche Bewilligung Bedingungen knüpften, wohl auch die Verwendung der Steuern begutachteten; im 16. Jahrhundert hatten sie erhöhte Wichtigkeit erhalten, seit sie eine Landschaftskasse verwalteten, welche der Regierung die Erhebung der Gelder erleichterte. Am Ende des großen Krieges waren diese Landschaftskassen die letzte und wichtigste Hilfe gegen den Untergang geworden, sie hatten ihren Kredit bis auf das äußerste angespannt, die Kriegszahlung herbeizuschaffen, welche die fremden Heere aus dem Lande entfernte. So waren sie nach dem Frieden höchst einflußreiche Körperschaften, und der wirtschaftliche Unterhalt der großenteils kreditlosen Fürsten hing tatsächlich von ihnen ab. Leider waren die Landstände wenig angetan, getreue Hüter der Landeswohlfahrt zu sein, denn sie bestanden zum größten Teil aus Prälaten, Herren und Rittern, sämtlich Vertreter des Adels, welche für ihre Personen und Güter fast steuerfrei waren; unter ihnen saßen die Abgeordneten der verödeten und überschuldeten Städte. Deshalb waren sie nicht nur geneigt, unvermeidliche Geldbewilligungen der Masse des Volkes, dem Bauer, aufzuwälzen, bei dem Vorwiegen der aristokratischen Mitglieder wurde es der Regierung auch möglich, jede Art von persönlichem Einfluß auszuüben. Während der Landesherr den Adel seiner Landschaft an seinen Hof zog, um sich in schicklicher Gesellschaft zu ergötzen, wußten seine vornehmsten Beamten von der Rang- und Titelsucht der frischen Hofleute besseren Nutzen zu ziehen und durch Ämter, Würden, Geschenke, zuletzt durch Androhung fürstlicher Ungnade den Widerstand der einzelnen zu brechen. So sanken die Stände im 18. Jahrhundert in mehreren Staaten zur Unbedeutendheit, in einzelnen wurden sie ganz aufgehoben. Doch bestanden sie, und nicht überall verloren sie Einfluß und Bedeutung.

Aber die Geldbeträge, welche sie etwa bewilligen konnten, reichten bei weitem nicht aus, den neuen Staat: einen kostbaren Hof, die zahlreichen Beamten und das Soldatenvolk zu erhalten. Es mußten neue regelmäßige Abgaben erdacht werden, welche von ihrer Bewilligung unabhängig waren. Schnell erhielten die indirekten Steuern eine bedrohliche Ausdehnung. Die Lebensmittel: Brot, Fleisch, Salz, Wein, Bier und vieles andere, wurden besteuert, die Maut- und Akzisebeamten stehen seit dem Ende des 17. Jahrhunderts an den Stadttoren, an den Landesgrenzen erhoben sich neue Schlagbäume für die Kaufmannsgüter, welche aus- und eingingen. Der geschäftliche Verkehr wurde durch das „gesiegelte" Papier, die Stempelsteuer, ausgenutzt; selbst das Vergnügen der Untertanen wurde für den Staat verwertet, z. B. in den kaiserlichen Erblanden der Tanz, und nicht nur der in öffentlichen Räumen (1708), der Tabak (1714), zuletzt mußten auch die armen Komödianten von jeder Vorstellung einen Gulden, sogar Quacksalber und Starstecher an jedem Jahrmarkt einige Kreuzer zahlen; besonders kräftig wurden die Juden in Anspruch genommen. Es dauerte lange, ehe Volk und Beamte sich an den Zwang

der neuen Auflagen gewöhnten, immer wieder wurde Tarif und Art der Erhebung geändert, und häufig sah die Regierung mißvergnügt ihre Erwartungen getäuscht. Von dem verarmten Volke aber wurde der Druck der neuen Steuern schwer empfunden, laut und ohne Aufhören tönt die Klage in der volkstümlichen Literatur.

Unterdes pflügte der Untertan, er hämmerte, er saß in der Schreibstube; um sich herum, über sich sah er überall die Räder der großen Staatsmaschine, er hörte ihr Sausen und Knarren, und wurde bei jeder Regung durch sie gehindert, geängstigt, gefährdet. Er stand unter ihr, fremd, scheu, mißtrauisch. In etwa sechshundert großen und kleinen Residenzen sah er täglich den prächtigen Hofhalt seines Landesherrn; und ihm wurden die goldgestickten Kleider der Hofleute, die Tressen der Lakaien, die Federbüsche der Läufer ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit, sein gewöhnlicher Stoff der Unterhaltung. Wenn der regierende Herr große Tafel hielt, wurde dem Bürger zuweilen der Vorzug, den Hof speisen zu sehen; wenn der Hof verkleidet bei einer Schlittenfahrt oder bei einer sogenannten „Wirtschaft" durch die Straßen fuhr, durfte der Untertan zuschauen, im Winter wohl selbst an einer großen Maskerade teilnehmen; dann war eine Schranke errichtet, welche das Volk von der Belustigung des Hofes absperrte. Einst hatte der Fürst mit den Bürgern um die Wette nach derselben Scheibe geschossen und war höchstens bei den Späßen des Pritschmeisters mit etwas größerer Rücksicht behandelt worden; jetzt stand der Hof in fast unnahbarer Entfernung über dem Volke, und wenn sich ein Hofmann herabließ, einen Bürger zu beachten, dann war es meist kein Glück für den Beutel oder den Hausfrieden des Bevorzugten. So kam das Gefühl der Niedrigkeit in den Bürger. Ein Amt, einen Titel zu suchen, der ihm erlaubte, selbst ein wenig Hammer und Schraube zu sein, wurde das Ziel seines Ehrgeizes. Sogar dem Handwerker. Von den Hofhaltungen, aus dem Adel und Beamtentum verbreitete sich die Begierde nach Titulaturen bis in die kleinsten Kreise des Volkes. Kurz vor 1700 kam der abenteuerliche Brauch auf, auch den Handwerkern Hoftitel zu geben, und mit den Titeln eine Rangordnung; der Hofschuhmacher suchte durch Bitten und Bestechung das Recht, ein Wappenschild seines Landesherrn über seine Tür zu nageln, und der Hofschneider und Hofgärtner haderten in erbittertem Streit, wer dem andern vorzugehen habe, denn der Hofschneider ging allerdings nach dem Buchstaben der Rangordnung vor, aber der Hofgärtner hatte das Recht erhalten, einen Degen zu tragen[116]. Außer dem Range gab nur Reichtum eine bevorzugte Stellung. Wer unsere Zeit eine geldsüchtige nennt, denkt schwerlich daran, wie groß der Einfluß des Geldes in früherer Zeit war und wie gierig das arme Volk darum sorgte. Der Reiche konnte, so war die Meinung, alles durchsetzen. Er wurde zum Edelmann gemacht, er wurde mit Titeln versehen, er vermochte seinen Landesherrn durch Geschenke zu verpflichten, — die gewöhnlich gern angenommen wurden —; habsüchtig nahm der Kanzler, der Richter, der Ratsherr, auch die Zartfühlenden widerstanden selten einer fein gebotenen Verehrung. Der Schutz aber, welchen der Bürger

in dem neuen Staat für sein Privatleben fand, war immer noch mangelhaft, gegen Vornehme und Einflußreiche Recht zu finden, galt für sehr schwer. Endlos liefen in den meisten Landschaften Deutschlands die Rechtshändel. Bis in die zweite und dritte Nachkommenschaft mochte eine schwierige Erbschaftsteilung, eine Bankrottsache dauern. Selbst rohe Beschädigung des Eigentums durch Einbruch und Raub vermochte die Landesregierung oft beim besten Willen nicht zu bestrafen. Es ist belehrend, die alten Untersuchungen gegen die frechen Räuberbanden durchzusehen, das gestohlene Gut kommt, selbst wenn es glückt, die Missetäter zu fangen, nicht in die Hände des Beraubten zurück. Denn von den Nachbarregierungen werden auf Ansuchen und Bittschriften zwar zuweilen die Verbrecher ausgeliefert, welche in ihrem Lande eine Freistatt gefunden haben, und auch solcher Auslieferung scheinen besondere Einflüsse, häufig Geldgeschenke, vorangegangen zu sein; die Habe der Verbrecher aber, welche mit Beschlag belegt ist, wird in jedem Falle zurückbehalten und verschwindet in den Händen der Beamten. Als 1733 eine Gold- und Silberfabrik zu Koburg ausgeraubt war und sich starker Verdacht gegen einen wohlhabenden jüdischen Händler erhob, wurde die Untersuchung öfter dadurch aufgehalten, daß Verbindungen, welche der Jude bei Hofe hatte, eingriffen; und auch nachdem er als Mitglied und Hehler einer großen Bande von Räubern und Mördern erkannt worden war, konnte die Untersuchung gegen seine Helfer nicht weiter verfolgt werden, weil Ortsbehörden im Hessischen den Räubern, welche daselbst wohnten, zur Flucht halfen und weil den weiteren Verzweigungen der Bande, die sich bis nach Bayern und Schlesien erstreckte, wegen Ungefälligkeit der Gerichte nicht nachzuspüren war. Und doch wurde gerade dieser Prozeß mit vieler Energie geführt, und der Bestohlene hatte deshalb selbst weite Reisen unternommen und große Geldopfer gebracht.

Denn überall lähmte die Vielteiligkeit der Herrschaft und die Zerrissenheit der Einzelgebiete. Außer den Ländern des Kaisers bildeten fast nur die Marken Brandenburgs und Teile von Kursachsen eine größere zusammenhängende Einheit, im übrigen Deutschland lagen mehrere tausend größere und kleinere Gebietsteile, freie Städte und reichsritterschaftlicher Besitz durcheinander. So vermochte sich im einzelnen nicht einmal der bescheidene Stolz auf die eigene landschaftliche Art auszubilden. Denn jede der zahllosen Grenzen wirkte jetzt weit mehr als in der uralten Zeit absperrend. Sogar in den größeren Städten, etwa die Handelsstädte der Nordsee ausgenommen, war das alte Selbstgefühl der Gemeinde geschwunden. Außer seinen persönlichen Vorteilen hatte der Deutsche wenig, was ihn beschäftigte, als das Geklätsch des Tages über Familienereignisse oder auffallende Neuigkeiten. Aus vielen Beispielen ist zu sehen, wie kleinlich, pedantisch, bösartig dies Stadtgeschwätz durch drei Geschlechterfolgen fortlief, und wie krankhaft empfindlich die Menschen dagegen geworden waren. Die namenlosen Pasquille in Reimen und Prosa, eine alte Erfindung, wurden immer zahlreicher, gemeiner und boshafter, sie regten nicht nur die Familien, auch ganze Bürgerschaften auf; sie wurden für die

Verbreiter allerdings gefährlich, wenn sie sich einmal an eine einflußreiche Persönlichkeit oder gar gegen fürstliche Neigungen wagten. Und doch wucherten sie überall, keine Regierung war imstande, sie zu verhindern, denn leicht fand ein tückischer Verfasser Gelegenheit, sie jenseit der Landesgrenze auszustreuen, wohl gar drucken zu lassen.

Unter solchen Verhältnissen wurden im Wesen des Deutschen einige Eigenschaften herausgebildet, welche noch heut nicht ganz geschwunden sind. Sucht nach Rang und Titel, innere Unfreiheit gegen solche, welche als Beamte oder Betitelte in höherer Stellung leben, Scheu vor der Öffentlichkeit und vor allem eine auffällige Neigung, das Wesen und Leben anderer grämlich, kleinlich und skeptisch zu beurteilen.

Dieselbe trübe, hoffnungsarme, mißvergnügte und ironische Stimmung zeigt sich seit dem Dreißigjährigen Kriege überall, wo der einzelne sich über den Staat ausläßt, in dessen Bannkreise er lebt. Es ist wahr, der Deutsche fuhr nach dem großen Kriege fort, sich um Politik zu kümmern, Zeitungen und Tageblätter mehrten sich allmählich und trugen die Neuigkeiten in die Häuser, die geheimen, geschriebenen Berichte aus Residenzen und großen Handelsstädten dauerten fort, die halbjährlichen Meßrelationen faßten die Begebenheiten mehrerer Monate übersichtlich zusammen, über jedes wichtige Ereignis im In- und Ausland erschienen zahlreiche Flugschriften, welche den Parteivorteil vertraten. Die Hinrichtung des Königs in England wurde von den deutschen Lesern allgemein als schreckliche Missetat verurteilt, die Neigungen des ganzen Volkes waren lange auf seiten der Stuarts, erst kurz bevor Wilhelm von Oranien gegen Jakob II. in die See stach, wurde gläubig gelesen, daß Jakob gewagt habe, ein falsches Kind als Thronerben unterzuschieben. Niemand aber regte so stark die öffentliche Meinung gegen sich auf wie Ludwig XIV. Wenn ein Mann durch ganz Deutschland gehaßt wurde, so war er es. Merkwürdig, während die Sitten seines Hofes, die Moden seiner Hauptstadt überall von den Vornehmen nachgeahmt wurden und das Volk sich ihrem Einfluß nicht zu entziehen vermochte, wurde seine Politik doch schon früh auch von dem Volke richtig gewürdigt. Ungezählt sind die Flugschriften, welche von allen Seiten gegen ihn aufschwirrten. Er war der Friedensstörer, der große Feind, in den Pasquillen auch der hochmütige Narr. Nach der Einäscherung der Pfalz nannte das Volk die Hunde Melac und Teras, nach der Eroberung Straßburgs ging ein tiefer Weheruf durch das ganze Land. Zuletzt, als im großen Erbfolgekrieg die deutschen Heere jahrelang gegen ihn die Oberhand behielten, da regte sich etwas, das fast wie Selbstgefühl aussieht, auch in der kleinen Literatur des Tages. Wäre einem deutschen Fürsten möglich gewesen, in dem schwachen Volke tatkräftige Vaterlandsliebe zu erwecken, der Haß gegen ihn hätte dazu geholfen. Aber auch hier wurde ein kräftiges Aufbrennen patriotischer Empfindungen durch die politische Lage verhindert, in Köln und Bayern arbeiteten französische Druckerpressen, schrieben deutsche Federn gegen ihre Landsleute.



Belagerung Wiens durch die Türken und die Entsatzschlacht 1683. (Radierung von Romeijn de Hooghe.)



So darf man durchaus nicht sagen, daß dem Deutschen in den hundert Jahren von 1640 bis 1740 der Sinn für Politik fehlte. Denn er kam überall zutage, sogar in den Werken der freien Erfindung, in Romanen und Schauspielen breitete sich die politische Unterhaltung, ähnlich wie zur Zeit Goethes und der Romantiker das ästhetische Gespräch. Aber traurig war es, daß diese Teilnahme am liebsten bei den politischen Händeln des Auslandes geäußert wurde, und daß die Vorgänge in Deutschland selbst fast weniger Gegenstand eines warmen Anteils wurden, als Tagesereignisse des Pariser Hofes oder die Thronentsagung der Königin von Schweden. Immer noch beschäftigten Kometen, Mißgeburten, Hexen, Erscheinungen des Teufels, ein Gezänk der Geistlichen, reichsstädtische Händel zwischen Rat und Bürgerschaft, Bekehrung eines kleinen Fürsten durch Jesuiten die unbeteiligten Volkskreise ebenso angelegentlich wie etwa die Schlacht bei Fehrbellin. Allerdings wurden die Rüstungen der Türken und das Kriegstheater in Ungarn mit Kopfschütteln berichtet, aber daß dafür Geld zu zahlen, Hilfe zu leisten sei, wurde selten erinnert; selbst nach der Belagerung Wiens durch die Türken (1683) war Graf Starhemberg dem großen deutschen Publikum kaum so anziehend als der Kundschafter Kolschitzky, welcher die Nachrichten aus der Stadt zur kaiserlichen Haupt-Armada gebracht hatte, sein Bild wurde in türkischer Tracht in Kupfer gestochen und auf den Märkten verkauft; freilich teilte er diesen Ruhm mit jedem ausgezeichneten Diebe und Mörder, der irgendwo zum Ergötzen der Menge hingerichtet worden. Zuweilen hafteten schon damals die Blicke der Deutschen mit erhöhter Teilnahme an einem Manne, dem Kurfürsten von Brandenburg, auch in Süddeutschland wird achtungsvoll von ihm gesprochen: er ist ein politischer, kräftiger Herr, leider sind seine Mittel zu klein. Das war die allgemeine Ansicht. Aber wie sein Wesen, wurden auch andere Lebensfragen des deutschen Volkes mit so vieler Ruhe begutachtet, als ob sie den moskowitischen Zar oder das entfernte Japan angingen, von welchem die Jesuitenberichte seit hundert Jahren erzählt hatten. Und das war nicht zumeist Folge der Einschüchterung und einer Überwachung der Presse, welche allerdings der freien Rede sehr hinderlich wurde. Denn trotz aller Rücksichtslosigkeit, womit die Landesgewalt sich an ihren Widerbellern zu rächen suchte, machte die Zerrissenheit der Gebiete, der gegenseitige Haß der Nachbarregierungen doch die Unterdrückung auch einer zügellosen Druckschrift nicht leicht. Es war etwas anderes, was dem Volke seine eigenen nächsten Vorteile und Bedürfnisse so fremd gegenüberstellte.

Es war auch nicht Mangel an Urteil. Wenn die zahlreichen politischen Erörterungen jener Zeit unbehilflich, weitschweifig, ohne zureichende Kenntnis der Tatsachen und Personen abgefaßt sind, so ist doch in ihnen auch viel gesunder Menschenverstand und ein oft überraschendes Verständnis der Lage Deutschlands zu achten. Es fehlte den Deutschen vor 1700 gar nicht an politischer Einsicht, ja, gegen die Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege ist ein sehr großer Fortschritt sichtbar. Aber gerade das ist bezeichnend, daß dies Verständnis ihrer eigenen gefährlichen

Lage, der Hilflosigkeit des Reiches und der elenden Vielgeteiltheit ein ruhiges stilles Erkennen und Kopfschütteln bleibt und sich im Volke, ja selbst bei seinen gelehrten Führern, fast nie zu männlichem Zorn, noch weniger zu einem Wollen, selten zu einem, wenn auch eitlen, Plan aufregt. So gleicht das Volk schon im 17. Jahrhundert einem hoffnungslosen Kranken, welcher frei von Fieberhitze, nüchtern, gefaßt, verständig seine eigene Lage betrachtet. Wir freilich wissen, daß gerade das 19. Jahrhundert dieser Krankheit des deutschen Volkes Heilung gebracht hat, aber wir erkennen auch, was die Ursache der wunderlichen, unheimlichen, kühlen Ergebenheit und Gefügigkeit zwischen ungenügenden Verhältnissen ist, die unserer Nation so eigen wurde, daß noch jetzt in vielen Menschen Spuren davon zu erkennen sind. Es ist das Leiden einer reichbegabten gemütvollen Natur, der durch Kriegsgreuel und haarsträubende Schicksale die Willenskraft gebrochen, das warme Herz erstarrt ist. Der klare, abwägende, billige Sinn ist dem Deutschen geblieben, der Adel politischer Leidenschaft ist ihm verloren. Es ist ihm gar nicht Freude und Ehre, Bürger eines großen Ganzen zu sein, er hat kein Volk, das er liebt, er hat keinen Staat, den er ehrt, er ist ein einzelner unter einzelnen, er hat noch Gönner und Mißgönner, gute Freunde und arge Feinde, kaum noch Mitbürger, kaum noch Landsleute.

Als Beispiel solcher Stimmung wird hier eine Flugschrift mitgeteilt, welche in der allegorisierenden Weise des 17. Jahrhunderts über die neue Staatsraison bittere Betrachtungen anstellt. Schon während des großen Krieges hatte Bogislav Philipp Chemnitz, einer der eifrigsten und begabtesten Anhänger der schwedischen Partei, ungeheures Aufsehen durch ein Büchlein gemacht, in welchem er das Kaiserhaus als letzte Ursache des deutschen Elends anklagte und in der Unabhängigkeit und Machtfülle der deutschen Fürsten die einzige Rettung des Landes fand. Nach dem Titel des Buches[117] wurde der Ausdruck Staatsraison eine gewöhnliche Bezeichnung des neuen Regierungssystems, welches nach dem Frieden in den deutschen Reichsgebieten zu herrschen begann. Seitdem wurde diese Staatsraison durch ein halbes Jahrhundert in zahlreichen moralischen Abhandlungen der volkstümlichen Presse beurteilt, sie wurde als zweiköpfig, als dreiköpfig dargestellt, in Büchern, Bildern, Spottversen immer wieder der Willkür, Härte, Heuchelei bezichtigt. Dasselbe ist der Inhalt der folgenden Schrift, welche hier mit einigen für das leichtere Verständnis unvermeidlichen Änderungen und Kürzungen mitgeteilt wird[118].

„Wie die ratio status anjetzt in der Welt nicht allein geehrt, sondern für ein unwiderrufliches Gesetz gehalten wird, so gilt hingegen die Wahrheit und Redlichkeit durchaus nichts mehr. Wenn eine Stelle im Staatsdienst leer ist, so wird es zwar an Bewerbern niemals fehlen, allein von neun befindet der Fürst kaum drei, welche ihm tauglich sind, diesen Dienst zu erlangen. Deswegen werden sie auch examiniert. Und wenn bei dem Examen einer auf die Frage, was eines fürstlichen Rats erste und vornehmste Tugend sei, etwa so zur Antwort gibt: Es lehren die Alten, daß ein Fürst nichts anderes sei als ein Diener der gemeinen Wohlfahrt,

darum ist er auch schuldig, nach Recht und Gerechtigkeit zu herrschen, denn es hat Gott und die Natur einem jeden eine ungefälschte Goldwage an das Herz gehängt: tue andern das, was dir recht wäre, — so würde der Fürst ihm seinen höflichen Abschied geben.

Ein solcher Bewerber hatte vor kurzem an einem Hofe das Examen durch kluge und vorsichtige Antwort überstanden, er war zum Rate ernannt, und da der Fürst ein gutes Herz zu ihm trug, verheiratete er ihn mit der Tochter seines Vizekanzlers. Nachdem der neue Rat den Eid der Treue und Verschwiegenheit geleistet hatte, forderte der Vizekanzler die Schlüssel zu den Staatskammern und führte den Eidam dorthin, ihn in den Staatsgeheimnissen fleißig zu unterweisen.

In der ersten Staatskammer hingen viele Staatsmäntel von allerlei Farben, von außen schön verbrämt, inwendig ganz schlecht gefüttert, zum Teil außer dem liederlichen Futter mit Wolfs- und Fuchspelzen unternäht. Darüber wunderte sich der Eidam. Der Kanzler aber versetzte: ‚Es sind Staatsmäntel, dann zu gebrauchen, wenn man den Untertanen eine verdächtige Sache vorzutragen hat, um sie zu überreden, Schwarz sei Weiß; dann muß man notwendig mit Staatsraison dem Dinge ein Mäntelchen umgeben, um die Untertanen zur Kontribution, Schatzung und andern Auflagen willig zu machen. Darum heißt der erste mit Gold gestickte die Wohlfahrt der Untertanen, der zweite verposamentierte Beförderung des gemeinen Wesens, der dritte rote Erhaltung des Gottesdienstes, er wird gebraucht, wenn man Lust hat, jemanden, dem man sonst nicht beikommen kann, unter dem Vorwand falscher Lehre von Haus und Hof zu verjagen oder ihm gar einen blutigen Nacken zu machen. Der vierte heißt Eifer des Glaubens, der fünfte die Freiheit des Vaterlandes, der sechste die Handhabung der Privilegien u. s. f. Zuletzt hing noch einer, gar alt und sehr abgetragen, gleich einer alten Fahne oder Roßdecke, über den sich der lachende Eidam sehr verwunderte. Aber der Schwiegervater sagte: ‚Der tägliche, gar zu große Mißbrauch macht, daß er das Häar verloren hat. Er heißt aber die Wohlmeinung, und wird bei großer Herren Höfen öfter hervorgesucht als das tägliche Brot. Denn legt man den Landsassen neue unerträgliche Lasten auf, plagt und mergelt man sie mit Frondiensten bis auf Haut und Bein aus, schneidet man ihnen das Brot vor dem Munde weg, so heißt es, es ist in guter Meinung geschehen; fängt man unnötigen Krieg an, setzt Land und Leute in grausames Blutbad, Mord und Brand, so ist es in guter Meinung geschehen. Wer kann davor, daß es so übel ausgeschlagen! Wirft man unschuldige Leute ins Gefängnis, auf die Folterbank, jagt sie ins finstere Elend, und kommt hernach ihre Unschuld an den Tag, so muß es aus guter Meinung geschehen sein. Spricht man ungerechtes Urteil aus Haß, Neid, Gunst, Gabe und Bestechung, Freundschaft, so ist es in guter Meinung geschehen. Es kommt zuletzt so weit, daß man auch des Teufels Hilfe in guter Meinung gebrauchen will. Wenn dieser oder ein anderer Mantel zu kurz ist, die Schalkheit zu bedecken, hängt man zwei, drei oder mehr darüber hin.‘

Dies Zimmer kam dem neuen Rat gar fremd vor; er folgte aber seinem Herrn Schwiegervater in die andere Kammer. Dort trafen sie allerhand Staatslarven, in Farben und Lineamenten so künstlich ausgearbeitet, als wären es natürliche Menschenangesichter. ‚Wenn die Mäntel', fing der Kanzler an, ‚zur Erlangung des vorigen Zweckes nicht genügen, so muß man abwechseln, denn wenn man mit einem und dem andern Mantel zu oft hintereinander vor die Landstände und Untertanen oder auch vor die benachbarten Potentaten aufgezogen kommt, so lernen sie dieselben endlich kennen; es ist das alte Lied, wir wissen schon, was er sucht, Geld will er haben, wo sollen wir es doch immer hernehmen? Wir möchten doch auch vernehmen, wozu die häufigen Auflagen verwendet werden. Solchem Unwillen zuvorzukommen, dienen die Larven. Eine heißt der Eid, die andere Lästerung, die dritte Betrug, die täuschen die Leute, seien sie gut oder böse, und richten mehr aus als alle Beweistümer der Redekunst. Vor allem aber ist der Eid ein Hauptstück der Hofredekunst, denn ein ehrlicher Mann meint allezeit, daß ein anderer auch so gesinnt sei wie er, er gibt auch mehr auf Eid und Glauben als auf alle zeitlichen Güter; ist aber einer tückisch, so muß er doch dem Eide Glauben schenken, sonst macht er sich selbst verdächtig, daß er weder auf Eid noch Pflicht etwas halte. Nützen beide nicht, so muß die Lästerung dazu kommen, den Untertan um tausend Gulden oder mehr, je nachdem sein Vermögen ist, zu erleichtern.'

In der dritten Kammer hingen überall Schermesser, gelbmessingene Becken, die Simse waren belegt mit Schröpfköpfen und Schwämmen. Es standen viele Gefäße mit scharfer Lauge darin, Beinschrauben, Brechzangen, Scheren lagen auf Tisch und Fenster. Der junge Rat kreuzigte sich, was man mit diesem Baderzeug am fürstlichen Hofe mache, da selbst manche Handwerker ein Bedenken haben, die Bader, Schäfer, Müller und Trompeter als Zunftgenossen gelten zu lassen. Der Alte sprach: ‚Es ist nicht so böse gemeint. Dies ist das alleruntrüglichste Handwerk der Staatsraison und bringt mehr ein als Tinte und Schreibfedern; es ist so nötig, daß kein Fürst ohne dies Handwerk seinen Staat und seine Reputation nach Würden auf die Länge behaupten könnte, und sein Gebrauch ist so gewöhnlich, daß ihn auch die Edelleute auf den Dörfern an ihren Bauern gar meisterlich praktizieren, woher die Regel kommt: wenn einem Edelmann die Bauernader verblutet, so ist auch er verdorben. Was nützt dem Fürsten sein Land und Leute, wenn er ihnen nicht die Wolle der fälligen Renten abscheren, durch Schröpfköpfe die Kontribution abzapfen und die ungehorsamen Häupter durch die scharfe Lauge harter Strafen abwaschen sollte? Ja, die Potentaten barbieren, zwacken und schröpfen auch einander, wo sie immer können. So hat die Generalität in den letzten Kriegen bald den Reichsstädten, bald den Stiftern viele tausend Maß ihres besten Blutes abgezapft, und das römische Reich ist von fremden Kronen so arg gezwackt worden, als wenn solches von geborenen Baderknechten geschehen wäre, nur hat man die Lauge gar zu heiß gemacht. Viele haben den Fremden dazu das Becken untergehalten und sind so weit gekommen, daß sich bald darauf geringe Kavaliere unterstanden haben,

auch andere Fürsten zu scheren. Was aber die Fürsten nicht selbst in Person tun, das verrichten ihre Räte, Rentmeister und andere Amtsbediente, die sich statt der Schwämme gebrauchen lassen. Und wenn diese einem Amt, einer Stadt oder einem Dorfe aufgebunden sind und sich so voll Feuchtigkeit gesogen haben, daß sie zerbersten möchten, dann kommt der Fürst und gibt einem jeden von ihnen einen solchen Faustdruck, daß sie alles Eingesogene wieder herausgeben müssen und leerer werden als abgezogene Schlangenbälge.'

Schweigend hörte der junge Rat und trat in die vierte Kammer. Da lagen viele Kästlein mit Staatsbrillen verschiedener Art. ‚Einige machen, wenn man sie aufsetzt, ein Ding zehnmal größer als es ist, daß eine Mücke als Elefant, ein Faden als Strick, ein Heller als Rosenobel erscheint. Sie dienen, den Untertanen die Augen zu blenden. Wenn der Fürst ihnen etwa ein paar Stämme Holz verehrt, an der Kontribution etwas nachläßt, ihnen die Freiheit gibt, daß sie vor ihm in Samt und Seide erscheinen dürfen, so schätzen sie dies so hoch, als wenn er ihnen viele tausend Dukaten geschenkt hätte. Den unglücklichen Hofdienern aber verderben sie die Augen so, daß diese die geringste Gnade, wenn der Fürst sich mit der Hand auf ihre Achsel gestützt oder sie einmal angesehen hat, höher achten, als wenn sie eine Rente von 500 Gulden von ihm empfangen hätten. Ja, der Fürst hat in seinem durchlauchtigen Verstande noch einen besondern nützlichen Gebrauch dieser Brillen erfunden. Wenn er die Stände unwillig findet, ihm zu kontribuieren, so läßt er ein Geschrei ausbringen, der Feind sei uns schon auf dem Nacken, so und so viel bedürfen die Unsern an Proviant, Geld, Mannschaft, damit dem grausamen Feinde begegnet werde, sonst gehe alles in seinen Rachen. Durch solche Übertreibungen werden die Leute willig und geben, was sie können. Sobald aber die Fische gefangen sind, dann hat Gott hohe Häupter erweckt, die sich des Friedens halber in das Mittel geschlagen haben, und die Kontributionen werden zu andern Bedürfnissen gebraucht. Eine andere Art Brillen haben im Gegenteil die Eigenschaft, daß durch sie ein Berg nicht größer erscheint als eine Haselnuß oder Bohne; sie werden den Städten und angrenzenden Ländern aufgesetzt, denen der Fürst Kastelle und Festungen vor die Nase aufgebaut hat, um sie zu bereden, es seien nur Lust- und Gartenhäuser, Zollhütten und Jägerwohnungen. Die dritte Art Brillen, durch welche das Weiße schwarz und das Schwarze schneeweiß glänzt, werden immer gebraucht, wenn man einem bösen Dinge einen gleißenden Schein machen muß; sie dienen auch für diejenigen, welche solche Frauenzimmer als Jungfrauen heiraten müssen, welche den fürstlichen Damen aufgewartet, der Herrschaft die Betten gemacht und ihnen die Haare gekräuselt haben.'

Nach diesem langte der Kanzler eine Schachtel mit braunem Pulver herab und gab dem Eidam zu raten, was es wäre. ‚Es ist ein Augenpulver oder Staub,' sagte der Alte, ‚welchen die Regenten den Untertanen in die Augen sprengen; es ist eins der vornehmsten Kunststücklein, den Pöbel in Ruhe zu halten; denn wenn unter ihm unruhige Köpfe entstehn, welche durch etliche politische Lehren den

Untertanen die Augen öffnen, daß sie die Regierungsheimlichkeiten erforschen, dem Fürsten ins Herz sehen, Beschwerden zusammentragen und luchsäugigen Aufwieglern anhängen, so ist Aufruhr und Krieg ganz nahe vor der Tür.' Darauf wurde ein Fäßlein mit Hoferbsen hervorgebracht. Der Alte erzählte, daß dies eins von den vergifteten Mitteln bei Hofe wäre, dessen sich zwar nicht die Regenten, aber ihre untreuen Hofschranzen bedienen. ,Wie so?' fragte der Sohn. ,Mir ist leid, daß ich's euch erklären soll,' antwortete der Vater, ,denn ich fürchte, wenn ich euch zu lange vor den Augen herumgehe, so könntet ihr die Kunst einmal an mir selbst probieren; denn wo Gewinn ist, dreht man auch dem Vater eine Nase. Die Erbsen aber streut man in der Ratsstube und Kanzlei, auf die Treppe hin und wieder gegen diejenigen, denen man nicht gut anders beikommen kann, daß sie darauf gleiten, niederfallen und den Hals brechen. Besonders solchen, welche meinen, man könne mit dem Fuß guter Absichten und eines reinen Gewissens überall hintreten.'

,Da die meisten Potentaten von diesen erwähnten politischen Stücklein selbst wenig wüßten, wenn nicht die machiavellistischen Räte sie damit bekannt gemacht hätten, wer wollte es den Räten verdenken, wenn sie auch für sich selbst ihre Geheimnisse gebrauchen, sich zu bereichern und in die Höhe zu steigen? Es folgt jetzt also die Staatsraison der Privatpersonen; denn wo Gott eine Kirche baut, will auch der Teufel eine Kapelle haben. So hab' ich auch neben meines Herrn Fürstentum mir selbst ein kleines in die Nähe gezimmert, und weil ich nunmehr alt bin, will ich euch, meinem Eidam, solche Stücklein offenbaren, damit ihr mir darin nachfolgen könnt. Aber zur Sache. Ich habe mich niemals gern mit Bauern und ihren Mistwägen besudelt, sondern war am liebsten bei großen Versammlungen, Reichs-, Kreis- und Fürstentagen; denn je größer der Teich, desto besser ist darin fischen. Doch habe ich darin soweit Maß gehalten, daß ich mich nicht zu weit eingelassen oder an eine Partei allein geknüpft habe, sondern ich bin mein freier Mann geblieben. Ich machte es wie der reinliche Fuchs und schickte mich in eines jeden Humor und Sachen und verkaufte meine Schwänke, so gut ich konnte, führte aber immer die Parteien bei der Nase herum, daß sie sich nach mir richten, mir folgen, vertrauen und noch dazu vexieren lassen mußten. So tat ich es von Anfang an. Als mein Fürst diese Qualität an mir verspürte, machte er mich zu seinem Rate, endlich zum Kanzler. Jetzt mußten die Edelleute ganze Fuder Wein, ganze Wagen voll Getreide und dergleichen Verehrung mitbringen, wenn sie in der Kanzlei guten Bescheid erlangen, einen Zettel, Lehnbrief, ein Dekret auswirken wollten. Alle die Bürger und Bauern mußten auch verehren, oder ihre Sachen sind ohne Entscheid im Haufen liegen geblieben. Insonderheit hat mir dieser Griff Glück gebracht, wenn ein Reicher eine Untat begangen, vom Fürsten übel geredet hatte usw. Dann gab ich ihm zu verstehn, welch großen Zorn der Fürst gegen ihn gefaßt, es würde ihm an Leib und Leben gehn, wenn er nicht mich in der Sache gebrauche. Tat er mir den Willen, so verdeckte ich die Schuld, oder half ihm wenigstens leidlich davon; tat

er das aber nicht, so machte ich ihm den Prozeß, so daß er in Not und Tod stecken blieb. Wollte er gar mit Prokuratoren durchdringen, um meiner zu spotten, da suchte ich alle List zusammen, bis ich ihn stürzte, daß er den Hals brach. Wo der Fuchsbalg nicht reichte, zog ich die Löwenhaut an, was ich mit Ränken und Spitzfindigkeit nicht erlangte, das riß ich de facto an mich, und sah, wie ich durch Gewalt oder heimlich in die Besitzung kommen könne. Klagte einer über den alten Kanzler und wollte es bei Hofe anhängig machen, so erbot ich mich zu richterlichem Prozeß, denn die Räte hatte ich als die Mitkollegen auf meiner Seite. So setzte ich zu Dorf und Feld die Marksteine, machte andere Graben und Grenzen, preßte den Nachbarn etliche hundert Morgen an Acker, Wiesen und Waldungen ab. Ebenso habe ich meine Hände in die Güter reicher Witwen, Waisen und Pupillen eingeschlagen, habe Renten und ewige Zinsen an mich gekauft, habe Geld ausgeliehen, daß es in drei Jahren sich verdoppelt. Wie große Summen ich durch Zessionen, Wechselbriefe, durch Wein-, Getreide- und Salzhandel gewonnen, wäre weitläufig zu erzählen.'

Dies alles hörte der Eidam mit großer Andacht an und sagte: ,Herr Vater, ihr habt euerm Hause wohl vorgestanden und es in Aufnahme gebracht, aber die Frage ist, ob es den eurigen auch so gedeihen wird, daß sie es ins dritte oder vierte Glied vererben. Denn übel gewonnen, übel zerronnen.'

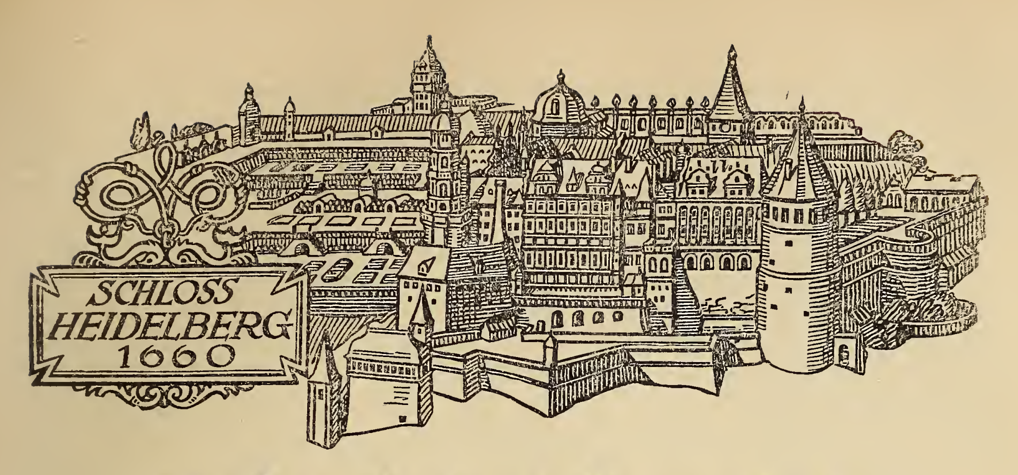
,Das gilt bei mir so viel als eine Mücke an der Wand. Es sage einer, was er will, ich habe dagegen, was ich will. Wer etwas will haben, der muß es wagen, und nicht achten der Leute Sagen. Ich habe euch schon mehr offenbart und vertraut als meinem eignen Weibe und Kindern. Jetzt geht mit mir heim zum Abendessen.'" —

So lautet die unbehagliche Ironie der Flugschrift, die gerade deshalb hierher gehört, weil sie überall das Bewußtsein verrät, eine gewöhnliche Ansicht der Zeit auszudrücken. Am Schluß derselben wird eine einzelne Intrige eines kleinen deutschen Hofes mehr angedeutet als berichtet.

Auch nach 1700 dauert im ganzen dieselbe kühle und herbe Weise von den politischen Verhältnissen Deutschlands zu sprechen. Die Aufklärungsliteratur, deren Zeit jetzt beginnt, einzelne Abhandlungen von namhaften Gelehrten und die gemeinnützigen Wochenschriften ändern den Stil mehr als die Auffassung. Ja, von dem Ende des Erbfolgekrieges bis 1740, in der längsten Friedenszeit, welche Deutschland seit hundert Jahren erlebt, ist in der kleinen Literatur sogar eine Abnahme des politischen Interesses bemerkbar. Es sind immer vorzugsweise ungewöhnliche Schicksale einzelner Menschen, welche den Lesern anziehend erscheinen, Prophezeiungen einer Pietistin, Strafe einer Kindesmörderin, Hinrichtung eines Goldmachers und ähnliches. Als in der Christnacht 1715 in einem Weinbergshäuschen bei Jena zwei arme Bäuerlein durch Kohlendampf erstickt wurden, während sie mit einem Studenten und einem zerrissenen Exemplar von Fausts Höllenzwang einen großen Schatz zu heben versuchten, da regte dies Unglück wohl ein Dutzend Flugschriften

auf, geistliche, medizinische, philosophische, in denen heftig gefochten wurde, ob die Kralle des Teufels oder die Kohle an den Toten augenscheinlich geworden. Die Schlachten von Hochstädt bis Malplaquet hatten nicht grösseres Aufsehen gemacht. Selbst in den „Gesprächen aus dem Reiche der Toten", welche jetzt in unbehilflicher Nachahmung Lucians öffentliche Charaktere der Gegenwart begutachten, ist sichtbar, wie es vorzugsweise die Anekdote und der Privatskandal ist, der das Volk anzieht. Noch einmal regt die Vertreibung der protestantischen Salzburger das Gemüt mächtig auf, bis das Jahr 1740 eine große politische Gestalt den Deutschen in die Seele drückt und durch Kanonendonner den Anfang einer neuen Zeit verkündet.





VIII. Brautstand und Ehe am Hofe.

(1661.)

Im Verkehr mit anderen Zucht zu bewähren, sich selbst gut darzustellen, Höheren Ehrfurcht zu erweisen, von Niedrigen Achtung auch in Gebärden und Anrede zu fordern, war von je deutsche Art gewesen. Genau bestimmt war die Form des Verkehrs, nicht gering die Zahl der bedeutsamen Redewendungen, welche jede gesellschaftliche Beziehung einleiteten und wie Marksteine in gebahntem Weg erhielten. Aber die Grundlage aller alten Genauigkeit war ein gesundes Selbstgefühl gewesen, welches dem einzelnen sicher machte, was zu gewähren und zu empfangen sei, und darum wurde auch die Höflichkeit meistens ehrlich erwiesen. Kam ein Mißklang in die Seele, dann pflegte der Deutsche auch ihn nicht zu verbergen, und dann wurde er so von Herzen grob, daß er darum bei allen westlichen Nationen berüchtigt war. Zwar ist in der Anrede an die Fürsten schon viel Unterwürfigkeit, das Wort „untertänig" wird gebraucht wie jetzt, immer aber stehen Fürst und Bürger, Junker und Handwerker einander als Männer gegenüber, und leicht bricht ein kräftiges Wort, eine warme menschliche Empfindung durch die höfliche Form. Das änderte sich seit dem Kriege. Die alte Zucht war dahin, hart und verletzend stach die Selbstsucht der Zügellosen; der tüchtige, oft beschränkte Stolz des Bürgers, des Edelmanns war gebrochen, das einfache patriarchalische Verhältnis zwischen Fürst und Untertan in dreißig Jahren der Not, des Mißtrauens und vielleicht gegenseitiger Verachtung verloren. Die Menschen waren klüger geworden, aber schwächer, und eine große Zahl schlechter.

Aber die Anfänge eines neuen Weltbürgertums wurden sichtbar. Gnadenvoll hatte das Geschick mit dem Verderben auch das Heilmittel gesandt. Auf einem weiten Umwege durch französische und italienische Moden, nach langem Umherirren in jedem fremden Volkstum sollte der deutsche Geist sich selbst wiederfinden.

Es war eine seltsame Probe deutscher Dauerbarkeit. Aber sie war nötig. Wie im Zauberspiele Prinz Tamino zog die arme deutsche Seele durch fränkisches Wasser und römische Hitze, und nur zuweilen klingt aus jener Zeit ein schwacher Flötenton in unser Ohr, der verkündet, daß unter den fremden Gaukelbildern die deutsche Art doch nicht untergegangen ist.

Man hat sich gewöhnt, die geistige Herrschaft Italiens und Frankreichs von Opitz bis Lessing als ein großes Unheil zu betrachten. Es ist wahr, sie hat den Deutschen weder Schönheit noch Kraft gebracht. Aber wir sind nicht mehr in der Lage des großen Mannes, welcher vor hundertundfünfzig Jahren den französischen Geschmack bekämpfte. Ihm war Pflicht, zu hassen, was der erwachenden Volkskraft hinderlich gegenüberstand. Wir jedoch sollen daneben bedenken, daß dasselbe fremde Wesen die Deutschen vor der äußersten Verwilderung geschützt hat. Sehr plump war unser Nachäffen, auch die fremden Originale wenig liebenswert, aber die zahllosen Bande des internationalen Verkehrs waren es doch, an welche die Deutschen sich damals klammerten, um nicht in Roheit zu verkommen.

Die sittlichen Schranken, welche die Willkür des einzelnen bändigen, waren zerbrochen, da halfen zuerst dürftige äußerliche, von außen geholte: die Mode, der Respekt, die Galanterie, der Geschmack an fremden Feinheiten. Es war eine neue Art der Zucht. Wer die große Perücke trug, später gar den Puder im Haar, mußte das Haupt fein stillhalten, wildes Auffahren, gewaltsames Anrennen war unmöglich; wo eigenes Zartgefühl dem Manne nicht mehr wehrte, der Frau dreist nahezutreten, konnte Reifrock und Korsett sie umschanzen; wo die Höflichkeit des Herzens verringert war, wurde die Pflicht galanter Konversation eine Wohltat. In dem Kreise, welcher am liebsten unflätige Soldatenlieder sang, hatte ein geziertes Lied Damons an Daphne hohe Berechtigung, und selbst der fade Kavalier, der in Gesellschaft mit vergoldetem Messer seine Fingernägel zuschnitt und mit französischen Floskeln um sich warf, wurde um vieles achtungswerter in Gesellschaft der zügellosen Trunkenbolde, welche im Rausch das Unanständigste taten und den Mund nicht öffnen konnten ohne gemeine Flüche.

Schnell formte sich in Deutschland das Leben der Anspruchsvollen nach fremdem Schnitt. Schon im Kriege hatte sich viel Fremdes eingebürgert, nicht nur das Zeremoniell an den Höfen und im Verkehr der Gesandten, auch in Tracht und Umgang der Städter. Aber wie groß der Einfluß Frankreichs war, Italien half kaum weniger aus. Der Dienst des Cicisbeates, die feierlichen Gebräuche des „Staates" waren aus Italien nach Frankreich gedrungen, der römische Hof blieb der Diplomatie Europas in allen Etikettenfragen noch lange höchstes Vorbild. Ja, beide Länder teilten sich in die Herrschaft über Deutschland. Im Süden herrschte Italien bis in das 18. Jahrhundert, in Wien hat es die Physiognomie der höhern Gesellschaft noch länger geformt, im Norden, zumal bei den protestantischen Höfen, galt französisches Muster: diese wie jene Nachahmung war ungeschickt. Aber während an den größeren Höfen, z. B. in Wien, der Kavalier wenigstens etwas

von der beweglichen Leichtigkeit der Italiener annahm, lief der gesellschaftliche Verkehr in den Städten sehr gemessen, weitschweifig, in endlosen Redensarten, die um so grotesker werden, je plumper die Menschen waren, welche sich damit schmücken.

So war auch der sonnige Pfad, auf welchem sich ein Mann der Erwählten seines Herzens näherte, anmutig mit den Blumen fremder Sitte umpflanzt. Das Einheimische, was sich hier erhielt, wurde wenigstens durch eine mühevolle Galanterie und neue Weitläufigkeiten verbrämt. Bevor hier versucht wird, auch ein wenig von der ehrlichen deutschen Liebe zu zeigen, wird es ziemen, einem teilnehmenden Leser nicht zu verhehlen, was zu galanter Liebeswerbung und Ehe gehörte. Es soll zunächst berichtet werden, wie ein vornehmer Adel freite und heiratete[119]. So aber verlief die Freiwerbung eines Kavaliers nach dem Jahre 1650.

„Wenn eine Standesperson zu Wien eine heiraten will, so bittet er ihre Eltern, ihm zu vergönnen, daß er ihr aufwarten dürfe; er muß aber schon vorher mit ihr bekannt sein und wissen, daß sie ihm geneigt ist. Wenn dies ihre Eltern gestatten, so ist es schon halb zugesagt; dann gibt er seinem Diener eine neue Liberei und kleidet sich aufs beste. Alle Tage muß er früh an sie schreiben und fragen lassen, was sie tue, was ihr geträumet, wann sie ausfahren, wo sie essen werde. Dazu schickt er einen Strauß von Blumen, den bezahlt man wohl bisweilen mit einem Dukaten. Da läßt sie ihn nun die Antwort wissen, und er findet sich zu rechter Zeit ein, hebt sie in die Kutsche und reitet mit unbedecktem Haupt neben der Kutsche auf der Seite, wo seine Mätresse sitzt. Und wenn man ankommt, steigt er ab, macht den Schlag auf und hebt sie wieder heraus. In Österreich ladet man sich meistenteils selbst bei andern zu Gaste. Wenn er nun erfahren, wo seine Mätresse speisen will, ladet er sich daselbst auch zu Gaste, indem er eine halbe Stunde vorher hinschickt. Dort reicht er nun bei Tische seiner Geliebten das Handwasser ganz allein, wenn auch andere Damen vornehmer sind, erbietet sich wohl, auch den andern das Wasser zu reichen, aber keine nimmt es an, seine Mätresse aber weigert sich nicht. Dann rückt er ihr den Stuhl, legt ihr vor, redet mit ihr; so oft sie zu trinken begehrt, reicht er ihr den Trank auf dem Teller und hält ihr selbigen während des Trinkens unter, legt ihr frische Teller vor, nimmt die alten hinweg und bringet allezeit seinen Nachbarn zur linken Hand ihre Gesundheit zu. Nach dem Tisch reicht er ihr wieder das Handwasser, weshalb er auch neben ihr sitzet, rückt wieder den Stuhl, langet ihr die Handschuh, Flor und Fächer, so sie auf dem Stuhl liegen gelassen, nebst einer tiefen Reverenz. Nach Tische nimmt die Frau des Hauses seine Dame mit sich in ihr Zimmer. Da bittet er, man wolle ihn auch hineinlassen. Das wird ihm nicht abgeschlagen, und dort bedient er sie ebenso. Von da fährt man zur Vesper und dann im Sommer in den Prater, oder im Winter mit Windlichtern im Schlitten. Dies währet zum wenigsten drei Monat.

Wenn nun drei Monat vorüber sind, so wird das ‚Versprechen' gehalten und man schreibet die Hochzeitsbriefe. Dann macht der Bräutigam drei Präsente. Erstens ein silbernes Kästchen, darin etliche Paar seidene Strümpfe, etliche Stücke seidenes

Zeug, etliche Paar Handschuh, Tüchlein, zwölf Fächer, Bänder und Spitzen. Das zweite Präsent besteht in silbernen Galanterien, das dritte in dem Geschmeide: Armbändern, Ohrgehängen und etwa einem Gehänge von Edelsteinen oder Perlen um den Hals. Auch kleidet er die Kammerjungfer seiner Mätresse. Etliche schicken alle Tage ein neues Präsent. Dann läßt er seinem Diener wieder eine neue Liberei machen, nimmt auch mehr Diener für sich an, und dann für seine zukünftige Gemahlin zum wenigsten einen Pagen und zwei Lakaien. Die Hofdamen, so die vornehmsten sind und mit sechs Pferden fahren, verehren ihrem Bäutigam nichts, es sei denn aus überflüssiger Liberalität, die andern schenken ihrem Liebsten ein Nachtzeug, ihr Konterfei in einem schönen Kästchen, dann an dem Hochzeitstage das Weißzeug: sechs Hemden, sechs Überschläge, sechs Schnupftücher, sechs Paar Handblätter, und jedem Diener ein Hemde. Die Braut bezahlt, was auf der Hochzeit an Essen und Trinken aufgeht, der Bräutigam, was die Musikanten kosten.

Am Hochzeitstage fährt der Bräutigam gegen Abend in seinem oder dem Wagen eines guten Freundes ganz weiß in Silberstück, ganz wie die Braut bekleidet, er hat einen Kranz von Diamanten auf, welcher aus den Kleinodien der Freunde zusammengeheftet und diesen hernach wieder zugestellt wird. Hinter ihm fahren alle Hochzeitsgäste, so Mannspersonen sind. In der Kirche wartet er, bis die Braut kommt. Ihren Brautschweif, so drei Ellen lang ist, trägt entweder der Edelknabe oder ein junges Fräulein. Der Bräutigam geht ihr entgegen, hebt sie aus dem Wagen und führt sie hinein, und so werden sie zusammengegeben. Der Trauring ist meist von Gold und Silber gemischt in Gestalt eines Lorbeerkranzes geflochten, ein Edelstein daran, um anzuzeigen, daß die Treu und Liebe unendlich sein soll. Darauf begeben sie sich ins Hochzeitshaus, wo die Mahlzeit gefeiert wird. Nach Tische nehmen die Mannspersonen sogleich Degen und Mantel und wird zum Tanze Platz gemacht, dann kommen die zwei Brautführer. Jeder hat eine brennende Fackel in der Hand, sie machen vor Bräutigam und Braut jedem eine Reverenz und fordern sie zum Tanz. Da tanzen beide allein. Dann fordert man die nächsten Verwandten, und so der Reihenfolge nach die übrigen. Und diese Ehrentänze werden unter Trompeten- und Paukenschall verrichtet. Darauf legen die Kavaliere Mantel und Degen ab, und alles tanzt miteinander. Nach dem Tanz begleiten die Verwandten Bräutigam und Braut in die Schlafkammer, dort empfiehlt die Mutter dem Manne die Braut mit eindringlichen Worten. Dann gehn alle hinaus."

So freite der begüterte Adel in Wien, das sich nach dem Kriege schnell mit lebenslustigen Gutsherren gefüllt hatte. Neue Familien waren in Besitz der eingezogenen Güter gekommen, reichlich hatten die kaiserlichen Generäle und getreuen Räte sich selbst bedacht. Der Aufenthalt auf dem öden Lande war langweilig; hatten doch viele große Grundbesitzer ohnedies kein altes Familieninteresse an ihrem Eigentum. Und mit dem kaiserlichen Adel drängten sich Söhne deutscher Fürsten und viele von dem alten Reichsadel nach der Kaiserstadt, dort Zerstreuungen, Bekanntschaften, Fortuna am Hof und im Heer zu suchen.



Ball um 1680/1700.
(Nach einem Gemälde im Germanischen National-Museum, Nürnberg.)



Aber wie groß auch die Unterwürfigkeit des adligen Serviteurs gegen seine Mätresse war, ebenso unsicher war dem ausschweifenden Geschlechte die Hoffnung auf ein glückliches Zusammenleben in der Ehe. Und nicht günstiger war diese Aussicht in den Familien der großen Reichsfürsten.

Die Herren Deutschlands kamen nach dem Frieden eher als alle anderen in einen Zustand, wie er ihnen behaglich war. Was das Volk leisten konnte, kam vorzugsweise ihnen zugute. Zu den alten Neigungen, dem Trinken, Jagen und einem — nicht immer anständigen — Verkehr mit Frauen war jetzt die Freude an Haustruppen gekommen, welche in Uniform vor dem Herrenschlosse aufzogen und auf der Landstraße um die Karosse ritten. Jeder größere Fürst unterhielt seit dem Kriege ein stehendes Heer, aus den alten Lehnsherren der Landschaft waren Generäle geworden. In diesem Jahrhundert gewinnen die großen Fürstengeschlechter Deutschlands ihre einflußreiche Stellung in der europäischen Politik, die Wettiner, die Hohenzollern, die Braunschweiger, die Wittelsbacher. Drei von ihnen erwerben Königskronen, die von Polen, von Preußen, von England, ein Haupt der Wittelsbacher trägt mehrere Jahre das Diadem der römischen Kaiser. Jedes dieser Häuser erhält das Ansehen einer großen europäischen Dynastie. Aber wie verschieden ist ihr Glück, wie trifft auch sie ein vergeltendes Schicksal! Dem Haus der Wettiner wurde zur Zeit der Reformation mit der Kaiserkrone auch die höchste Herrschaft über Deutschland angeboten; die Familie, auch innerlich in zwei Linien gespalten, hörte nicht auf den hohen Ruf. Im Waffenkampf der Linien verlor sie 1547 die Führerschaft. Hundert Jahre später bot sich den Wittelsbachern die Möglichkeit, durch die Vereinigung der Pfalz, der altbayrischen Landschaften und Böhmens eine Hausmacht zu gründen, der auch die Habsburger nicht gewachsen sein konnten. Aber ein Sohn des Hauses schlug den andern am Weißen Berge. Nur die Habsburger und die Hohenzollern verstanden es, zusammenzuhalten.

Das allgemeine Unglück der deutschen Fürsten war, daß sie in ihren gedrückten Untertanen nur wenig fanden, was sich Scheu und Achtung erzwang. Denn gegen das ausschreitende Gelüst des Mannes festigen sich die innern Schranken in stiller Seele am leichtesten, wenn seine Erdenstellung einen starken Widerstand seiner Umgebung möglich macht. Ein sicheres Pflichtgefühl bildet sich nur unter dem Zwang eines starken Gesetzes. Wer darüber steht, dem wird leichter, Großes zu empfinden, aber ungleich schwerer, dauerhaft das Rechte zu tun.

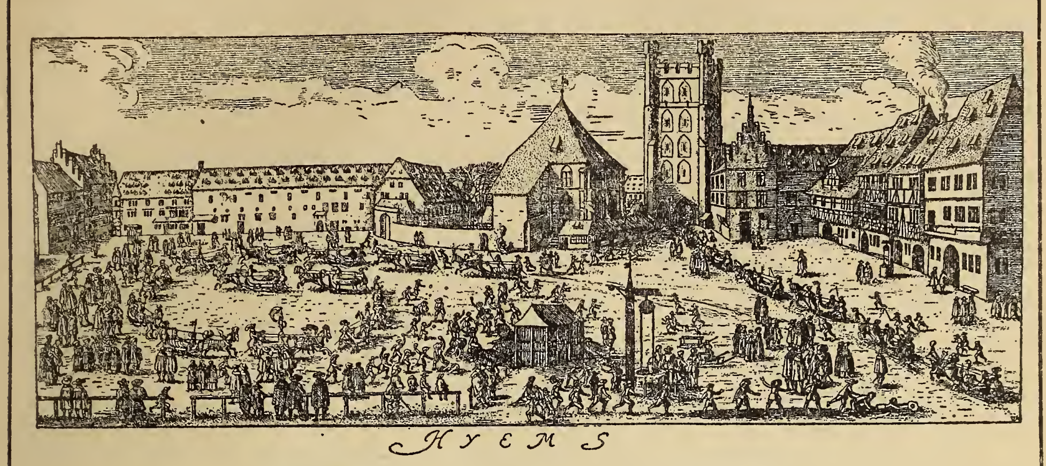
Früher war das Leben an den Höfen rauh, oft wild gewesen, jetzt wurde es leichtfertig und liederlich. Die Verbindung von gekünstelter Üppigkeit und rohen Sitten, von strenger Etikette und übermütiger Willkür gibt vielen Gestalten der Zeit eine besondere Häßlichkeit.

Die Fürstensöhne lernten mehr als früher. Latein war noch die Sprache der Diplomatie, dazu kam das Italienische und Französische, ferner die ritterlichen Künste, soweit sie noch bestanden, Soldatendrillen und vor allem Politesse, die neue Kunst, in der Gesellschaft von Männern und Frauen unterhaltend und ver-



Flußhafenanlage (Der Weinmarkt in Straßburg). 17. Jahrhundert. (Radierung von W. Hollar.)

Das Heidelberger Schloß vor der Zerstörung.
(Radierung von W. Hollar. 1620. — Das Bild zeigt die Anlage eines höfischen Ziergartens dieser Zeit.)



Schlittenfahrt (in Straßburg). 17. Jahrhundert.
(Radierung von W. Hollar.)

Maskenaufzug. 17. Jahrhundert.
(Kupferstich aus: Churfürstlich Bairisches Freuden Fest. München, 1662.)



Bühnenbilder einer Prunkoperaufführung des 17. Jahrhunderts.

(Kupferstiche von M. Küsel nach Burnacini. — Marc Antonio Cestis Oper „Il Pomo d'Oro", aus deren Aufführung in Wien am 12. Dezember 1666, die „zur Befrolockung der Glorwürdigsten Hochzeit Beeder Kayserlichen Mayestäten Leopoldi I. und



Margareten, Infantin aus Hispanien" stattfand, hier zwei Bühnenbilder wiedergegeben sind, wurde von Ludovico Burnacini in Szene gesetzt, der die Dekorationen, Kostüme, Maschinerien entworfen und zu der Aufführung ein Theatergebäude errichtet hatte, das 5000 Personen gefaßt haben soll. Die Kosten dieser höfischen Veranstaltung wurden auf 100000 Reichstaler geschätzt.)

bindlich zu sein. Einige Kenntnis der Staatsgeschäfte war nicht selten, denn immer noch waren die Händel mit den Nachbarn, beim Kammergericht und Reichshofrat, die Sollizitationen bei kaiserlicher Majestät und die Klagen an den Reichstagen ohne Maß und Ende. Aber die stille Herrschaft über das Land hatte doch ein Jurist, welcher an der Spitze der Verwaltung stand, nur selten noch ein herrschlustiger Hofprediger.

Auch die Frauen der fürstlichen Häuser hatten einigen Unterricht genossen. Mehrere von ihnen verstanden Lateinisch oder kannten den Virgil wenigstens aus einer schlechten Übertragung in deutsche Alexandriner, den Boccaz aber in der Ursprache. Ihre Tagesbeschäftigungen waren Rangstreitigkeiten, das Zeremoniell, der Putz, die Liebschaften ihres Mannes und vielleicht die eigenen, dazwischen nichtige Umtriebe und Klätschereien, wie sie jeder Hof großzieht. Die Strengeren unterhielten sich mit dem Geistlichen über Gewissensfälle und suchten Trost in ihrem Gesangbuch, ausnahmsweise auch noch im Kochbuch. Aber die deutsche Literatur war wenig gemacht, die Empfindungen einer Frau zu adeln, und was etwa die Zeit hervorbrachte, reichte nur selten in ihre Höhe hinauf: ein geschmackloses Hofgedicht, ein italienischer Vers, zuweilen ein dicker Quartant historischen oder theologischen Inhalts, den ein „submisser Autor" übersandte, um ein Geldgeschenk dafür zu empfangen[120]. Die Ehe der Fürstin wurde durch die neue Staatsräson geschlossen. Es begegnete ihr wohl, daß sie einem ausschweifenden Gatten vom ersten Tage zur Last war. Sicher wurden nicht wenige von ihnen mit ausgesuchtem Trauerpomp in die Fürstengruft gesenkt, denen niemals das Sonnenlicht einer großen Herzensneigung ihr Leben erhellt hatte. Selbst die Sorge um den Haushalt, selbst die schönste aller Sorgen, die Erziehung der Kinder, war ihnen durch die neue Einrichtung der Höfe genommen. Allerdings überwand die Gutherzigkeit der Vermählten in vielen Ehen die Mängel der Zeitbildung; aber es ist kein Zufall, daß äußerst anstößige Vorfälle in den höchsten Familien jener Zeit so häufig sind.

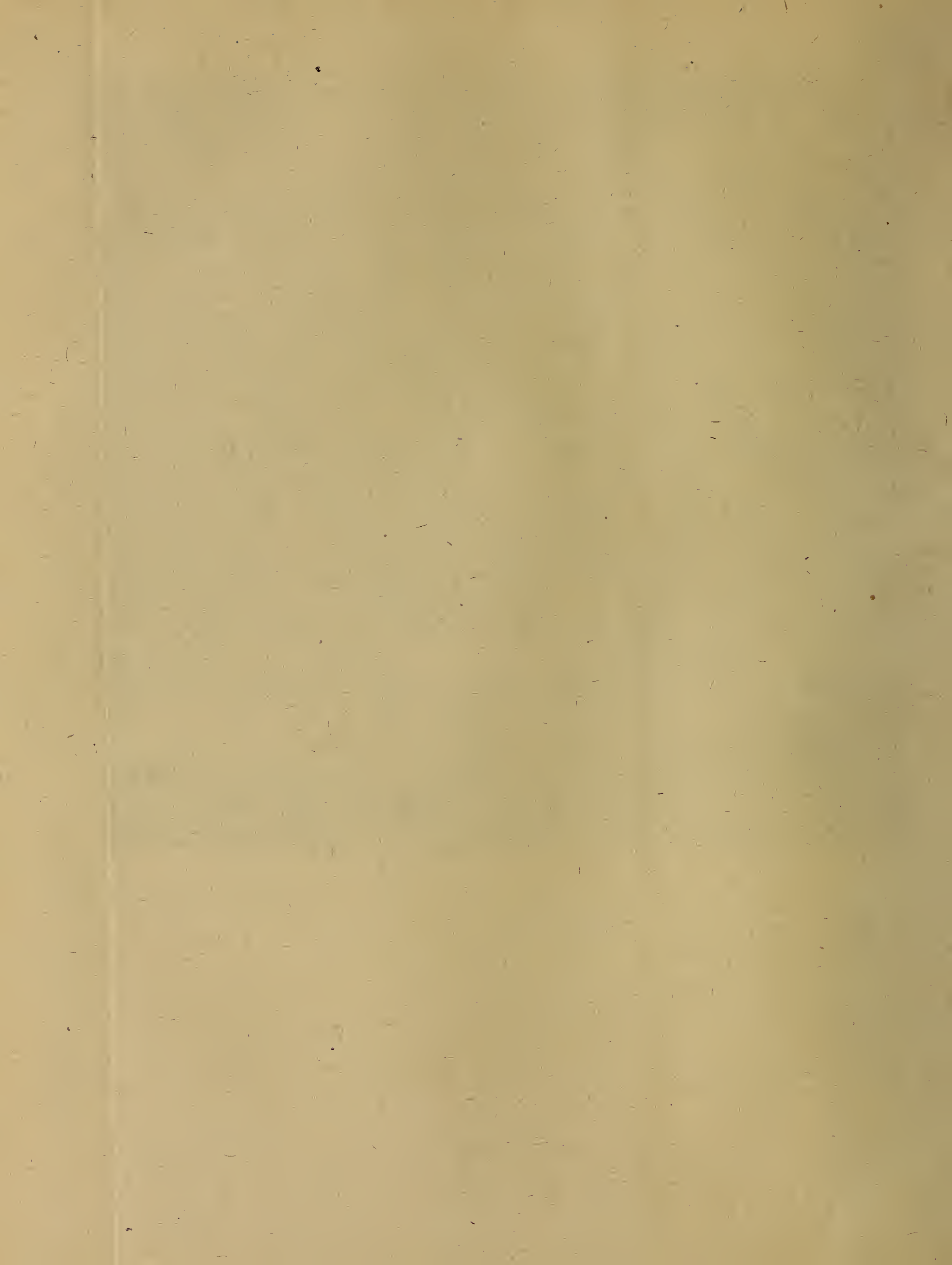
Auch die häuslichen Verhältnisse dieser erlauchten Familien gehören der Geschichte an, und vieles davon ist allgemein bekannt. In jeder finden sich groteske und unholde Züge. Hier wird ein solches Bild benutzt, an das zu denken unsere Zeit keine naheliegende Veranlassung hat.

Wenn die kaiserliche Partei nach dem Jahre 1620 in Spottbildern die Königstochter aus England, Elisabeth, Gemahlin Friedrichs von der Pfalz, verfolgte, malte sie die stolze Fürstin ab, wie ihr auf der Landstraße drei Kinder an der Schürze hingen oder aus irdener Schüssel auf bloßer Erde den Milchbrei aßen. Das zweite dieser Kinder erhielt durch den Westfälischen Frieden die achte Kurwürde des deutschen Reiches. Nach vielem Schicksalswechsel, nachdem auch er das bittere Brot der Verbannung gegessen, als Prätendent vergebens die Wiedereroberung seines Landes versucht hatte, sah der neue Kurfürst Karl Ludwig von dem Fürstenschloß zu Heidelberg auf das schöne Land herab, das nur zum Teil in den Besitz seiner Linie zurückgelangt war. Er hatte mehrere von den Tugenden eines sorglichen Landesherrn und stand als Regent unter den Besten seiner Zeit,



Heidelberg, 1620. (Kupferstich von M. Merian d. ä.)

IV S. 238



aber er war keine Natur, welche die Bürgschaften von Glück und Frieden in sich trägt. Zwar in seiner Familie galt er für lebenslustig und gutmütig, aber er war auch reizbar, von jäher Hitze, begehrlich und anspruchsvoll, leicht beeinflußt und ohne stetige Entschlossenheit, geneigt, Gewalttätiges vorschnell zu wagen, und doch nicht fest genug, Großes auszurichten. Es scheint, daß ihm von dem Blute der Stuarts außer einem hohen Gefühl seines Ranges auch viel von dem Eigensinn seines unglücklichen Oheims Karl zuteil geworden war. Er hatte sich im Jahre 1650 mit Charlotte, Prinzessin von Hessen, vermählt, der Tochter jener starken Frau, welche als Regentin ihres Landes im Kriege mehr Tatkraft bewiesen hatte als die meisten Männer, und deren energisches Matronenantlitz wir noch jetzt in dem Porträt Engelhard Schäfflers mit Vergnügen betrachten. Dem Kurfürsten soll von der Mutter die eigene Tochter als schwer zu lenken geschildert worden sein. Auch die Kurfürstin war heftig und maßlos, sie mag durch mürrisches Wesen und Eifersucht oft den häuslichen Frieden gestört haben. Ein Fräulein ihres Hofstaates, Marie Susanne Loysa von Degenfeld, Tochter eines Parteigängers aus dem Dreißigjährigen Kriege, nach allen Berichten von großer Liebenswürdigkeit und, wie es scheint, bei vieler Sanftmut von festem Beharren, erweckte in dem Kurfürsten ein leidenschaftliches Gefühl, welches ihn jede Rücksicht vergessen ließ. Er sandte seiner Gemahlin nach ärgerlichen Händeln den Scheidebrief und vermählte sich auf der Stelle mit seiner Geliebten, welche vom kaiserlichen Hofe den Titel einer Raugräfin erhielt. Die verstoßene Kurfürstin wandte sich vergebens an den Kaiser Leopold, durch diesen eine Aussöhnung mit ihrem Gemahl zu bewirken. Diese Bittschrift wird hier nach Lünig: Die Teutsche Reichs-Cantzley, 1714, Teil 2, S. 156, mitgeteilt[121].

„Wir von Gottes Gnaden Charlotta, Kurfürstin, Pfalzgräfin bei Rhein, geborene Landgräfin von Hessen, entbieten dem allerdurchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herren Leopoldo, von Gottes Gnaden, Vater des Vaterlandes, unserm allerseits gnädigsten Herren und Gebieter, unsern verpflichteten gehorsamsten und untertänigsten Gruß und Dienst zuvor.

Obwohl die vielfältigen und schweren Reichsnegotien, mit welchen Eure Kaiserliche Majestät in dieser Zeit bemüht sein möchten, uns leicht abschrecken könnten, Dieselbe mit unsern Privatsachen zu beunruhigen, haben wir uns doch erkühnt, Eurer Kaiserlichen Majestät unsere hochdrängende Not und gewaltsame Beleidigung, welche uns zeither ohne alles Verschulden zugestoßen, in höchster Demut vorzutragen, weil uns sehr wohl bewußt, daß Eure Kaiserliche Majestät jederzeit beflissen waren, den Beleidigten zu ihrem Rechte allergnädigst zu verhelfen.

Es wird hoffentlich Eurer Kaiserlichen Majestät nicht unbekannt sein, daß wir uns vor ungefähr elf Jahren mit dem durchlauchtigsten Fürsten Karl Ludwig, Pfalzgrafen bei Rhein, Kurfürsten des heiligen Reiches, in ein eheliches Verlöbnis eingelassen haben. Zu dieser Zeit hat Seine Liebden sowohl in vielfältigen Diskursen, die vor der christlichen Kopulation mit uns geführt wurden, als in dem Akt der

Kopulation selbst uns eine immerwährende Treue und eheliche Liebe mit höchstem Beteuern zugesagt, wie von unserer Seite auch geschehen. Was uns denn zu einer solchen Gegenliebe animiert hat, daß wir Seiner Liebden nach unserm besten Vermögen, soviel weibliche Schwachheit zugelassen, in ehelichem Gehorsam aufgewartet haben. So haben wir auch durch die Gnade Gottes zwei junge Prinzen und ein Fräulein in Liebe gezeugt, so daß Seine Liebden sich billig enthalten haben sollten, uns ohne unser Verschulden die Denegation des Zusammenlebens aufzudrängen.

Wir geben aber Eurer Kaiserlichen Majestät untertänigst zu vernehmen, daß wir nach drei höchst beschwerlichen Kindbetten an unserm Herrn Gemahl eine nicht geringe Entfremdung des Gemütes aus mehreren Zeichen zur Genüge verspürt haben. Das hätte uns billig einen Argwohn einflößen sollen, wenn unser getreues Gemüt nicht Gutes und Löbliches von Seiner Liebden präsumiert hätte. Denn als wir einst nach fürstlichem Brauch Seiner Liebden einen schönen apfelgrauen, neapolitanischen Hengst mit aller Zubehör zum Neuen Jahre verehrten, hat er uns gesagt: ‚Schatz, wir begehren hinfüro solche Präsente nicht mehr, welche unsere Schatzkammer verringern', und hat noch an demselben Tag das Pferd einem Geringen vom Adel verehrt. Diese Beschimpfung hat uns so wehe getan, daß wir sie unserer Kammerjungfer, Marie Susanne von Degenfeld, von deren heimlichem Beginnen wir zu der Zeit nicht das geringste gewußt, mit weinenden Augen geklagt haben. Diese hat uns darauf geantwortet: wenn ihr solches einmal von ihrem künftigen Ehekonsorten begegnen sollte, so würde sie ihm alle Beiwohnung versagen. Mit diesen Worten hat sie nichts anderes gewollt, als uns gegen unsern Herrn Gemahl verhetzen. Nicht lange danach ist uns durch besagte von Degenfeld aus unserer Schublade ein Ring entwendet worden. Dies muß ohne Zweifel ein angelegter Handel gewesen sein, denn unser Herr Gemahl hat diesen Ring begehrt; als wir ihn aber nicht finden konnten, ist Seine Liebden sehr über uns entrüstet worden und so gegen uns heraus gefahren: ‚Ihr macht mir wunderliche Gedanken mit diesem Ringe; ich hatte gemeint, Ihr nähmt ihn besser in acht.' Worauf wir geantwortet: ‚Ach, mein Schatz, habe mich doch in keinem bösen Verdacht; er ist mir durch ungetreue Leute entwendet worden.' Seine Liebden aber fuhren fort: ‚Wer mögen doch diese ungetreuen Leute sein? Vielleicht ist es ein junger Kavalier, welchem Ihr ihn wohl selbst an den Finger gesteckt haben möget.' Dies hat uns so wehe getan, daß wir etwas Hartes gegen Seine Liebden geredet haben und gesagt: ‚So etwas würde mir kein redlicher Fürst nachreden können', worauf er gesagt: ‚Wer hat Euch Macht gegeben, mich einen unredlichen Fürsten zu schelten? Werde ich so etwas noch weiter von Euch hören, so soll Euch mit Maulschellen gelohnt werden.' Darauf haben wir kein Wort geantwortet, sondern heftig geweint. Die von Degenfeld aber hat uns mit falschem Gemüte getröstet und gesprochen: ‚Seien Ihro Kurfürstliche Durchlaucht doch zufrieden und bekümmern Sie sich nicht so sehr, er wird sich schon wiederfinden.' Mit diesen Worten hat sie uns damals beruhigt. Es ist uns aber nicht lange nachher von einem sehr vertrauten Diener ein

sehr nachdenkliches lateinisches Brieflein eingehändigt worden, welches er von ungefähr im Gemach unseres Herrn Gemahls gefunden, dessen Inhalt wir hier beizufügen nicht umgehen können. Es lautet also:

,Dem Durchlauchtigsten Kurfürsten von der Pfalz, Karl Ludwig, Herzog zu Bayern, dilecto meo.

Ich kann Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht nicht mehr entgegen sein, und nicht mehr über meine Zuneigung täuschen. Vicisti, jamque tua sum, ich Unglückliche!

Maria Susanna, baronissa a Degenfeld.'

Als wir diesen Brief vielleicht durch Schickung Gottes bekommen, haben wir denselben alsbald mit großer Bestürzung angesehen. Weil wir aber in der lateinischen Sprache nicht zum besten erfahren sind, haben wir gemeldeten unsern getreuen Diener alsbald zu dem wohlgebornen Herrn Johann Jakob Grafen von Eberstein, unserm geliebten Herrn Vetter, welcher sich zufällig zu Heidelberg aufgehalten, abgefertigt, ihn zu uns berufen lassen und freundlich und vetterlich ersucht, ob er uns in Dolmetschung besagten Briefleins zu Hilfe kommen wolle. Dies hat er uns redlich geleistet. Aber es ist nicht zu sagen, welche große Bekümmernis damals unser Herz eingenommen hat, als wir augenscheinlich haben sehen müssen, wie unverantwortlich und unfürstlich man mit uns umgehe. Deshalb haben wir uns in verwirrtem Gemüte so weit erkühnet und das Tresor der gemeldeten Degenfeldin aufbrechen lassen, welche damals nicht zugegen war, und haben nach fleißiger Durchsuchung drei Unglücksbriefe Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht gefunden, welche ebenfalls lateinisch geschrieben waren, in denen er die Degenfeldin ebenfalls seiner Liebe versichert[122].

Da haben wir zur Genüge vernehmen können, daß unser Herr Gemahl bedacht sei, uns alle Treue und Liebe aufzusagen. Diesem wollten wir bei Gelegenheit zuvorkommen und solches Seiner Liebden in verblümter Weise zu verstehen geben.

So ist es denn auch geschehen, daß ungefähr nach einer Woche der durchlauchtige Herr Fridericus, Markgraf zu Baden, unser freundlich geliebter Herr Schwager und Bruder, samt Dero geliebten Frau Gemahlin, unserer besonders herzlieben Frau Base und Schwester, von Durlach aus nach Heidelberg kam, uns zu besuchen. Als nun Seine Liebden, der Herr Markgraf, einst da wir eben bei der Tafel saßen, zu uns sprach: ,Wie? Meine Frau Schwester, wie so traurig?' so antworteten wir: ,Geliebter Herr Bruder, vielleicht findet sich wohl noch eine Ursache der Traurigkeit.' Worauf unser Herr Gemahl ganz errötet sagte: ,Es ist nichts Neues, daß meine Frau Gemahlin ohne gegebene Ursache zürnt.' Wir aber konnten ehrenhalber solche Rede nicht unbeantwortet lassen, sondern sprachen: ,Diejenigen, welche die Dienerinnen lieber sehen als die Frauen, machen mich zornig, usw.' Darauf hat unser Herr Gemahl sich getroffen gefunden, ist vor Zorn ganz verblichen und hat uns in Gegenwart besagter fürstlicher Personen eine solche harte Maulschelle versetzt, daß wir uns wegen des verdrüßlichen Nasenwischens von der Tafel

hinwegbegeben mußten. Seine Liebden aber, der Herr Markgraf, hat mächtig darüber geeifert und auf Italienisch zu unserm Herrn gesagt: ‚Signore electore, troppo è questo.‘ Unser Herr Gemahl antwortete darauf: ‚Mio fratello, signore marchese, ma cosi ha voluto.‘ Aber Seine Liebden, der Herr Markgraf, redete unserm Herrn Gemahl stark zu und sprach, wenn er gewußt hätte, daß seine unbedachtsamen Reden eine solche Uneinigkeit verursachen würden, so würde er tausendmal lieber still geschwiegen haben; und wenn sich unser Herr Gemahl nicht noch vor Sonnenuntergang mit uns versöhnen werde, so seien Seine Liebden fest entschlossen, sich morgen noch vor früher Tageszeit ohne Abschied von Heidelberg hinwegzubegeben. Dies hat bei unserm Herrn Gemahl so viel bewirkt, daß er Seiner Liebden versprochen hat, uns in seiner und Dero Gemahlin Gesellschaft zu besuchen. Dies ist nach Verlauf von zwei Stunden geschehen, wo uns unser Gemahl in unserm Gemach so angeredet hat: ‚Zürnt mein Schatz noch mit mir?‘ Wir antworteten: ‚Versichert Euch, mein Schatz, was bei der Tafel geschehen ist, gäbe mir keine geringe Ursache zu zürnen; aber wegen der Gegenwart meines geliebten Herrn Bruders und meiner Frau Schwester, welchen unsere Uneinigkeit nicht angenehm ist, will ich dasselbe von Herzen vergeben.‘ Hierauf gab uns unser Herr Gemahl die Hand, und Seine Liebden sagten mit einem freundlichen Kuß: ‚Dieses soll das vorige Verbrechen völlig auslöschen‘, worauf Sie wieder aus unserm Gemach schieden. Wir aber sind diese Nacht nicht bei dem Abendessen erschienen, sondern haben uns durch unser Frauenzimmer und den Hofmeister bei unserm Herrn Gemahl und den anwesenden fürstlichen Personen entschuldigen lassen, daß wir wegen nötiger Verfertigung etlicher Schreiben nicht erscheinen könnten. Weil aber unser Gemahl gefürchtet, wir möchten unserm Herrn Bruder eröffnen, was sich zwischen uns vorgetragen, ist er deshalb abends zehn Uhr in Begleitung zweier Leibpagen an unser Gemach gekommen und hat daselbst angeklopft. Als wir nun vor die Tür gingen und Seine Liebden antrafen, haben wir uns wegen so unverhofften Besuchs nicht wenig gewundert und gesagt: ‚Wie besucht mich mein Schatz so spät?‘ Seine Liebden antworteten hierauf freundlich, und schickten die beiden Leibpagen wieder zurück. Weil uns aber damals eben die ungebührlichen Briefe einfielen, und weil die Betrachtung, daß wir von hohen fürstlichen Eltern geboren, uns gar beschwerlich machte, zu solcher Ungebühr ganz still zu schweigen, haben wir gesagt: ‚Mein Herr Gemahl, ich bin gänzlich entschlossen, allein zu bleiben, bis sich Eure Liebden resolvieren, eine gewisse Person in meine Gewalt zu geben, mit der Vollmacht, dieselbe wegen begangenem Frevel abzustrafen.‘ Unser Herr Gemahl gab uns Antwort: ‚Ich möchte doch ewig wissen, wer diese Person wäre, bilde mir aber ein, das Verbrechen wird nicht so groß sein, als Eure Liebden es auslegen.‘ Wir aber antworteten weiter: ‚Das Verbrechen ist so groß, daß die Person es nur mit ihrem Blute bezahlen könnte.‘ ‚Ei, mein Schatz,‘ sagte unser Gemahl, ‚das Urteil ist allzuscharf.‘ Wir aber waren bedacht, Seiner Liebden die Ursache unseres langen Bekümmernisses völlig zu entdecken, zogen deshalb den

Brief, welchen unser Diener gebracht, aus dem Sacke und fingen an mit heller Stimme darin zu lesen. Unser Herr Gemahl lachte hierüber und sprach: ‚Alles lauter Scherz, mein Schatz weiß ja wohl, daß das Degenfeldische Fräulein sich von Jugend auf der lateinischen Sprache beflissen; deshalb habe ich sie prüfen wollen, ob sie genugsam befähigt sei, mir auf ein zugeschicktes Brieflein in der gemeldeten Sprache zu antworten. Das hat sie denn scherzweise geleistet. Und wir sind entschlossen, ihr wegen ihrer Unschuld zu sekundieren.‘ Wir wollten uns mit Seiner Liebden nicht zanken, sondern sprachen: ‚Wir haben längst gewußt Ernst und Scherz zu unterscheiden. Beliebt es meinem Schatz, völligen Beweis zu liefern, daß es Scherz sei, so will ich mich leicht zufrieden geben.‘ Unser Herr Gemahl antwortete hierauf: ‚Was bedarf es vieles Beweises? Euer Liebden ist ein Weibsbild, und hat bessere Mittel, die Unschuld der Degenfeld zu untersuchen, als ich, für den sich das gar nicht schickt. Aber ich sehe wohl, das fromme Fräulein hat alle Gnade und Huld bei Euch verloren. Weil es aber schon sehr spät ist, wolle mein Schatz mich berichten, ob es ihr beliebig sei, sich allhier mit mir zu versöhnen.‘ Wir antworteten darauf: ‚Ich fühle mich kraft einmal gegebener Treue verbunden, demselben nicht zu widersprechen.‘ Aber unser Herr Gemahl beteuerte mit einer herzlichen Umfangung hoch und teuer, daß er mit Ausnahme der Brieflein nicht wider uns gehandelt, versprach auch noch einmal, fortan nicht wider uns zu handeln, wenn wir anders wieder Seiner Liebden mit gebührendem Gehorsam begegnen würden. Dies haben wir auch versprochen, weil wir hofften, hinfort in friedlicher Ehe zu leben, was vielleicht auch geschehen wäre, wenn der leidige Teufel nicht sein Unkraut ausgesäet hätte.

Denn nach drei Tagen, als der durchlauchtige Herr Markgraf von Baden wieder abgereist war, kam ein Patent von Eurer Kaiserlichen Majestät glorwürdigstem Herrn Vater Ferdinando höchst seligen Andenkens nach Heidelberg, wodurch unser Herr Gemahl auf den Reichstag nach Regensburg zitiert wurde, wohin wir uns mit unserm Herrn Gemahl zum gesetzten Termin erhoben.

Was wir dort aber für einen großen Schimpf von unserm Herrn Gemahl haben erdulden müssen, das zu erzählen halten wir für unnötig, weil Eure Kaiserliche Majestät das meiste mit eigenen Augen gesehen haben. Dies hat uns verursachet, nach Seiner Liebden Abreise noch eine Zeit lang in Regensburg zu verharren. Als wir aber nach Verlauf weniger Wochen wieder zu Heidelberg ankamen, haben wir durch einen Edelmann unserm Herrn Gemahl freundlich andeuten lassen, daß wir gesonnen seien, Seine Liebden zu begrüßen. Aber unser Herr Gemahl sagte mit großem Unwillen zu besagtem Edelmann: ‚Sagt nur der kahlen Landgräfin — also nannten uns Seine Liebden — ich will mit keiner Landverderberin zu schaffen haben.‘

Als uns nun solches angedeutet worden, haben wir uns nicht erkühnen dürfen, Seine Liebden anzureden, sondern sind schnurstracks durch unsern Nebensaal in unser Gemach gegangen. Wir aber kamen kaum dahin, da hatten sich schon vierzig

von der Schweizergarde in unser Vorgemach eingestellt, welche befehligt waren, uns zu verwahren und nicht herauszulassen, bis Seine Liebden Weiteres gebieten würden.

Da mußten wir mit großer Betrübnis erfahren, daß wir, eine geborne freie Fürstin, eine Gefangene sein mußten. Wir wußten nicht, was zu tun, denn unserm Herrn Bruder, dem Landgrafen zu Hessen-Kassel, konnten wir nicht schreiben, weil keine vertraute Person zu uns eingelassen wurde, welche wir hätten abfertigen können. So hatten wir auch keine Gelegenheit, etwas durchzubringen, weil unsere Bedienten, so oft sie zu uns oder von uns gingen, jedesmal von der Wache durchsucht wurden. Derowegen resolvierten wir uns, an unsern Herrn Gemahl selbst zu schreiben und Seine Liebden zu bitten, ob Sie uns der höchst beschwerlichen Haft entbinden wollten. Wir setzten darum das Folgende an Seine Liebden auf, und schickten dasselbe durch einen jungen Edelknaben Seiner Liebden während der Tafel.

‚Durchlauchtigster Fürst, lieber Herr. Was für große Beschwerden ich von der allzu großen Garnison, welche Euer Liebden vor mein Gemach zu legen Ihnen haben gefallen lassen, die Zeit über ausgestanden habe, ist nicht zu beschreiben. Dies bewegt mich, Euer Liebden zu erinnern, Sie möchten mit mir armen Fürstin so verfahren, daß Sie es vor Gott und der ganzen Welt verantworten können. Dabei wäre auch zu bedenken, ob es rühmlich sei, ein einziges schwaches Weibsbild mit vierzig wohlbewehrten Hellebardierern zu bewahren, da doch zwei oder drei dasselbe genügend verrichten können. Auch will mir nicht einfallen, was ich Sträfliches begangen haben möchte, um einen so harten Prozeß zu verschulden. Bitte derohalb Euer Liebden um Gottes willen, mich auf freien Fuß zu stellen. Denn ich habe diese Zeit her wegen des ungestümen Polterns und Rasselns der indiskreten Schweizer nicht drei Stunden schlafen können. Euer Liebden getreue bis in den Tod Charlotta, Pfalzgräfin bei Rhein.‘

Nachdem unser Gemahl dieses Schreiben gelesen, befahl er, man solle alle Schweizer bis auf vier wieder abtreten lassen, was auch alsbald zu unserm guten Vergnügen geschah. Seine Liebden aber schickten uns einen Brief folgenden Inhalts:

‚An Charlotta, geborne Landgräfin in Hessen. Es nimmt mich sehr wunder, wie Ihr so kühn sein dürft, mich erst zu fragen, warum ich Euch verwahren lasse. Da Ihr doch nicht leugnen könnt, daß ich Euch bei meiner Rückreise von Regensburg nach Heidelberg ernstlich befohlen, mir den Tag darauf unfehlbar zu folgen. Dies aber ist erst etliche Wochen später geschehen, und in dieser Zeit ist so viel Geld aufgegangen, daß unsere ohnedies ruinierten Untertanen eine gute Zeit daran zu verdauen haben. Auch werdet Ihr wohl wissen, wie Ihr auf dem zu Regensburg gehaltenen Lustjagen mich beschimpft habt. Und als ich Euch in meinem gerechten Zorn wegen begangener Leichtfertigkeit und mutwilliger Entblößung Eures Leibes in Gegenwart der versammelten Reichsstände nur ein wenig gewehrt habe, wie Ihr mir sogleich alle eheliche Beiwohnung auf ein halbes Jahr versagt habt. Dies Verbrechen entledigt mich ganz des ehelichen Bandes. Ich bin auch gänzlich

resolviert, mich von Euch durch einen öffentlichen Aktum vollständig scheiden zu lassen. Dieser mein Vorsatz hat mich bewogen, Eurer Person mich gut zu versichern, damit Ihr nicht als eine Flüchtige durch Verhetzen Eures Bruders und anderer Freunde meinem Lande Unheil erregt. Endlich, wenn Ihr Euch still und eingezogen haltet und in die Ehescheidung willigen wollt, verspreche ich bei meiner Kurfürstlichen Treue, daß ich Euch nicht allein der Verhaftung ganz entledigen, sondern auch ein Einkommen verordnen will, mit welchem Ihr Euch recht fürstlich und wohl halten könnt. Hiermit Eure schließliche Erklärung erwartend, verbleibe Ew. Liebden Kurfürst.'

Als uns solches Schreiben eingehändigt wurde, wußten wir vor großer Bekümmernis nicht, wohin wir uns entscheiden sollten. Endlich schickten wir doch eine adlige Kammerjungfer zu unserm Herrn Gemahl mit dem Befehl, Seiner Liebden anzudeuten, daß wir gesonnen seien, in alles Begehren Seiner Liebden gutwillig zu konsentieren, ausgenommen, was die Ehescheidung betreffe. Denn diese sei eine Gewissenssache und müsse wohl bedacht werden. Ich bäte deshalb, mir ein wenig Bedenkzeit zu geben. Zwar wenn es Seiner Liebden belieben sollte, aus eigener Macht eine Ehescheidung vorzunehmen, so wären wir viel zu schwach, dies zu verhindern. Doch meinten wir Seiner Liebden nie so große Ursache gegeben zu haben, uns gänzlich zu verstoßen.

Die Kammerjungfer richtete dies aufs allerbeste aus. Unser Herr Gemahl aber gab zur Antwort: ,Schöne Jungfrau, sagt Eurer Frau, wir sind nunmehr gesonnen, ihr fortan mehr Freiheit zu geben und die vier Schweizer vollends von ihrem Gemach wegzuführen. Es soll ihr auch erlaubt sein, hinunter in den Garten zu spazieren, wenn ihr das gefällig. Und sie soll vertrauen, daß ich schon Mittel finden werde, sie zu befriedigen. Aber sie soll sich nicht gelüsten lassen, ihrem Herrn Bruder oder andern von unserm Vorhaben etwas zu schreiben. Und die Ehescheidung soll sie auch eingehen, denn ich bin bedacht, mich anderwärts zu verheiraten.'

Die Edeljungfrau brachte uns kaum die Antwort, da wurden die vier Schweizer schleunig von unserm Gemach abgeführt, und wir gingen denselben Abend, frische Luft zu schöpfen, in den Tiergarten. Den Tag darauf fuhr unser Herr Gemahl nach Ladenburg auf das Schloß. Abends um fünf Uhr kam zu uns der wohlgeborne Graf von Eberstein, unser freundlicher Herr Vetter. Dieser sagte uns, daß die von Degenfeld sich schon ein Vierteljahr auf dem Schlosse Ladenburg aufhalte, und daß unser Herr Gemahl sich während meiner Abwesenheit alle Wochen dahin begeben; ja, er habe einen besonderen Weg machen lassen, damit er desto schneller hinkommen könnte. Da sahen wir erst, wohin unser Herr Gemahl bis dahin gezielt hatte, wir beklagten unser Unglück mit vielem Weinen.

Acht Tage darauf schickte uns unser Herr Gemahl ein Brieflein wörtlich dieses Inhalts:

,Durchlauchtigste. Euer Liebden tue ich mit wenigem zu wissen, daß ich mich unserer abgeredeten Ehescheidung zufolge wiederum mit dem wohlgebornen Fräu-

lein Maria Susanna von Degenfeld ehelich eingelassen habe. Verhoff also, Euer Liebden werden sich solches gefallen lassen, in Betracht, daß es nicht mehr geändert werden kann. Denn wir haben bereits den würdigen, unsern lieben Getreuen Samuel Heyland, Prediger der lutherischen Gemeinde unserer Stadt Heidelberg, zu uns abholen lassen, uns beide christlich zu kopulieren. Weil ich aber wohl weiß, daß Euer Liebden drei fürstliche Kinder mit mir gezeugt haben, so geziemt mir, Euer Liebden durch die Tage Ihres Lebens fürstliche Traktation zu verschaffen. Daher haben Euer Liebden von jetzt Macht, die Hälfte des Schlosses Heidelberg nach Belieben zu gebrauchen, und Sie können von dem Hofschaffner soviel Geld erhalten, als Ihnen zu Ihrem Unterhalt nötig sein wird; nur daß Sie Sich mit meiner jetzigen Gemahlin vertragen und ihr kein Leid zufügen, damit ich nicht veranlaßt werde, Euer Liebden ungünstig zu werden.

Ich verbleibe Euer Liebden im übrigen bis in den Tod geneigt.

Ladenburg, den 14. April 1657.

Euer Liebden Kurfürst.'

Meine Antwort hierauf war folgende:

‚Durchlauchtigster Fürst, hochgeborner Herr. Aus Euer Liebden Schreiben habe ich mit höchster Bestürzung vernehmen müssen, daß Euer Liebden mich nunmehr ganz und gar verstoßen und nicht gesinnt sind, mich als Gemahlin anzuerkennen. Dieses will ich, wie wehe es mir auch tut, Gott dem gerechten Richter befehlen, ich werde mich auch fortan als eine Witwe zu betrachten wissen, deren Mann noch am Leben, durch eine nichtswürdige Person leichtfertig entführt und von seinem rechtmäßigen Gemahl abgelenkt ist.

Für die guten Traktamente, welche Euer Liebden mir zugewiesen haben, tue ich mich höchlich bedanken, ich werde mich auch befleißigen, gegen die Konkubine von Euer Liebden mich so zu verhalten, daß sie nicht Ursache haben wird, sich über mich zu beschweren. — Sonst ist noch ein Edelmann von Stuttgart hier, der die Nachricht bringt, daß in zehn Tagen der durchlauchtige Fürst, Herr Eberhard von Württemberg, unser herzgeliebter Herr Vetter und Bruder, samt seiner Frau Gemahlin nach Heidelberg uns zu besuchen kommen werde. Es wird also Euer Liebden wohl hierher kommen und veranstalten, daß dieselben recht fürstlich akkommodiert werden. Datum Heidelberg, den 16. April 1657. Euer Liebden bis in den Tod geneigte, anjetzo hochbekümmerte Charlotta, rechtmäßige Kurfürstin bei Rhein.'

Nach drei Tagen kam unser Herr Gemahl wieder zurück und brachte in Begleitung hundert neugeworbener Dragoner die von Degenfeld mit sich. Da erst ging uns ein rechter Stich durchs Herz, als wir sehen mußten, daß unsere frühere Dienerin uns aus dem Sattel heben und sich bei jedermann als Kurfürstin präsentieren sollte, und wir doch auch nicht das geringste gegen sie durften verlauten lassen. Wir hielten besondere Tafel, hatten auch unsere besonderen Bedienten und eine eigene für uns aufgerichtete Leibgarde von zwanzig Kürassieren.

Endlich gedachten wir unsern Herrn Gemahl noch zu erweichen. Wir ließen unsere beiden Prinzen und unser Fräulein zu uns kommen, schmückten uns und die Kinder aufs allerbeste und warteten vor der Tafelstube, bis unser Herr Gemahl von dem Mittagsmahl aufstand und herauskam. Da taten wir samt unsern geliebten Kindern vor Seiner Liebden einen Fußfall und baten nochmals, Seine Liebden möchte sich doch erweichen lassen. Es könnten sonst unsere herzliebe Kindlein nach seinem Tode für uneheliche Bastarde gehalten werden, wenn Seine Liebden uns nicht als rechtmäßige Gemahlin anerkennen wollten.

Unsere Kinder weinten überlaut, wie auch das ganze umstehende Hofgesinde, denn es hätte einen harten Stein erbarmen können. Unser Herr Gemahl ließ uns so knien, stand in vollen Gedanken und wußte sich nicht sogleich zu erklären. Die Augen Seiner Liebden waren voll Wasser. Unterdes kam die von Degenfeld daher gegangen, sah uns also knien und sprach frech zu unserm Herrn Gemahl: ‚Signore Elettore, servate la parola di promessa‘[123]. Auf diese Worte schlug unser Herr Gemahl seine Hände über dem Haupte zusammen und ging seufzend hinweg. Wir aber konnten solche Unbilligkeit nicht länger ansehen, sondern liefen in unser Gemach und ergriffen eine geladene Pistole, entschlossen, der von Degenfeld, als einer gottlosen Ehestörerin, eine Kugel durch dero leichtfertiges Herz zu jagen. Aber als wir zu ihr kamen und eben losdrücken wollten, wurde uns die Pistole von dem wohlgebornen Grafen Herrn Wolf Julius von Hohenlohe weggenommen und zu einem Fenster hinausgeschossen. Als unser Herr Gemahl aber diesen Schuß hörte, lief er eilends aus seinem Gemach und fragte, wer geschossen habe. Wir sagten: ‚Ach, lieber Schatz, ich habe es getan, in der Absicht, Euer Liebden Ehre an diesem Untier zu rächen.‘ Unser Herr Gemahl aber sagte: ‚Charlotta, Charlotta, lasset dies unterwegs, wenn Ihr nicht sofort von hier abgeschafft werden wollt.‘ Wir aber gingen hinweg, ohne eine Gegenantwort zu geben.

Vier Tage nachher kommt ein Postillon mit Bericht, daß Seine Hochfürstliche Durchlaucht von Württemberg innerhalb zwei Stunden ankommen würden. Darauf schickte unser Herr Gemahl zu uns, uns andeutend, daß Seine Liebden mit der von Degenfeld gemeldetem Herrn Herzoge entgegenfahren würden. Wir aber sollten Seine Liebden in dem Schlosse empfangen. Dies geschah auch, man brachte drei Tage in allerhand Kurzweil zu, gemeldetem Herrn Herzog zu Ehren, wir aber lebten als Verlassene und wurden nicht ein einziges Mal zur Tafel gebeten, wie hoch auch unser vielgeliebter Herr Bruder, Herzog Eberhard, und dessen Frau Gemahlin darum baten.

Endlich ließen auch wir in unserm Gemache eine Mahlzeit zurichten und beide fürstliche Personen wie auch unsern Herrn Gemahl und unsern ältesten Prinzen, Herrn Karolus, dazu berufen. Alle erschienen, nur unser Herr Gemahl nicht, welcher zwar auf Fürbitte des Herzogs schon eingewilligt hatte, sich einzustellen. Aber Seine Liebden wurden von der von Degenfeld abwendig gemacht, welche, wie wir nachher erfahren, Seiner Liebden mit harten Worten zugesetzt hatte: wo Seine

Liebden zu uns gehe, so wolle sie Dieselben nicht mehr an ihre Seite kommen lassen.

Unser Herr Gemahl sprach auch zu unserm Prinzen Karolus: ‚Geh hin, hilf deiner Mutter und den Gästen zusprechen und sage ihr von mir, ich wäre diesmal durch üble Leibeskonstitution verhindert, sie zu besuchen, es könnte aber durch Gottes Schickung zu anderer Zeit geschehen.'

Wir unterredeten uns während der Mahlzeit mit beiden fürstlichen Personen, wie unsere Sache am besten anzugreifen sei. Ihro Liebden aber widerrieten uns, etwas gegen die Person der von Degenfeld vorzunehmen, sintemal wir dadurch unser Übel ärger machen könnten. Unser Herr Bruder, Herzog Eberhard, versprach uns mit Handschlag, Seine Liebden wollten sich aufs äußerste bemühen, uns wieder zu vereinigen, insonderheit wollten aber Seine Liebden nach der Heimkehr sofort an Ihren Vasallen, Gustavus von Degenfeld, Bruder gemeldeter Erzmätresse, sehr ernstlich schreiben und ihm befehlen, seine Schwester alsbald nach Haus zurückzufordern. Tue er dies nicht, so wollten Sie Ihre Lehen an sich nehmen und einem andern erteilen. Unterdes sollten wir an Eure Kaiserliche Majestät untertänigst supplizieren, ob Dieselben geruhen wollten, uns durch allergnädigste Vermittlung wieder zu vereinigen.

Auch können wir nicht unterlassen, dies noch hinzuzusetzen, daß unser Herr Gemahl uns diese drei Jahre hindurch weder mit Worten und Werken anderweitig beleidigt hat, und wir verhoffen, Seine Liebden werde eine solche kaiserliche Interzession wohl beherzigen und uns als eine sehr bedrängte und betrübte Fürstin auch einmal wieder begnadigen und nicht ganz unter solchem Kreuz versinken lassen. —

Dafür erbieten wir uns untertänigst, Gott den Allmächtigen inbrünstig anzurufen, daß er Eurer Kaiserlichen Majestät beständige Gesundheit, langes Leben, auch glückliche Regierung und erwünschten Sieg wider Dero Feinde und alles Wohlergehen verleihen wolle. Datum Heidelberg, den 26. Juli 1661. Eurer Kaiserlichen Majestät alleruntertänigstgehorsamste Dienerin Charlotta, Pfalzgräfin bei Rhein, geborene Landgräfin von Hessen."

Soweit der Brief. — Es wird nicht leicht, einer der hadernden Persönlichkeiten warmen Anteil zu schenken. Durchaus unwürdig erscheint der Mann: die gemeine Drohung, eine tätliche Mißhandlung, die treulosen Versuche, seine Gemahlin zu täuschen, der niederträchtige Abendbesuch, das Einschüchtern durch Waffengeklirr und vor allem die Art der Scheidung und Wiedervermählung. Die kirchliche Verfassung der Protestanten war ein unfertiger Bau geblieben, der Landesherr nur zu sehr geneigt, als oberster Bischof sich selbst Dispens und Lizenzen zu geben. — Aber auch die Kurfürstin! Wie gern wir mit der tiefverletzten Gattin, der Mutter empfinden möchten, sie erscheint wenigstens nicht liebenswert, auch sie heftig, trotzig, stark im Schmollen und schwach in dem Augenblick, wo alles darauf ankam, ihr gutes Recht zu verteidigen. Von jener bedenklichen Szene auf dem Reichstage ganz

zu schweigen, gab ihr ungehorsames Zurückbleiben dem Kurfürsten allerdings nach damaliger Ansicht ein Recht, auf die Trennung der Ehe zu denken. Nicht alles Widrige dieser kläglichen Geschichte fällt den daran Beteiligten zur Last; einzelnes, was uns stark verletzt, war damals gewöhnlich. Die Achtung vor der Frau war geringer, die Gemeinschaft des Lagers war ein eifersüchtig bewachtes Recht der fürstlichen Frau, der Abendbesuch ihres Gemahls eine Ehre, welche dem Hofe nicht verheimlicht wurde. Aber wieviel man auch abziehe, es bleibt noch ein solcher Überfluß an persönlichen Mängeln, daß der Leser eine peinliche Empfindung schwer überwinden wird.

Die Kurfürstin überlebte ihren Gemahl und ihre Nebenbuhlerin. Bald nach diesem Briefe wurde durch Vermittlung des Brandenburger Hofes zwischen den früheren Ehegatten ein Scheidungsvertrag geschlossen, welcher der Kurfürstin eine jährliche Einnahme von achttausend Talern verhieß, mit dem Recht, dieselbe an jedem ihr beliebigen Orte zu verzehren. Sie weilte seitdem in Kassel und erlebte, daß ihre Nebenbuhlerin dem Kurfürsten vierzehn Kinder gebar. Diesen Kindern erwies sie später wohlwollende Sorge; innige Freundschaft verband ihre eigene Tochter, die berühmte Charlotte Elisabeth, Herzogin von Orleans, Mutter des späteren Regenten von Frankreich, mit einer der jungen Raugräfinnen. Und dieser Frauenfreundschaft verdanken wir die schönen Briefe der Prinzeß Charlotte Elisabeth, welche nicht nur für die Geschichte jener Zeit wichtig, sondern auch deshalb wertvoll sind, weil sie zeigen, wie sich eine kluge, geistvolle, ehrliche Deutsche in der ungesunden Luft des Pariser Hofes unverderbt erhielt[123a]. Die Mutter des lasterhaften Regenten von Frankreich war ihr Leben lang gut deutsch. Von ihrem Vater spricht sie mit warmer Liebe, von ihrer Mutter mit kindlicher Ehrerbietung.





IX. Aus dem Leben des niedern Adels.

Eng verbunden laufen die Schicksale der deutschen Bauernschaft und des deutschen Adels; die Leiden des einen werden Krankheit des andern; dem einen verringerte die Knechtschaft, dem andern die Machtbefugnisse einer bevorzugten Stellung ihre Tüchtigkeit, ihre Bildung, ihren Wert für den Staat. Noch heute gleichen beide Genesenden.

Der niedere deutsche Adel hatte vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges gerade in wichtigem Übergange gelebt, er war auf dem Wege, einige Überlieferungen des Mittelalters zu vergessen, und er war im Begriff, an den Höfen eine neue Bedeutung zu erwerben. Aus den raublustigen Junkern vom Stegreif waren trunkliebende, händelsüchtige Grundbesitzer geworden.

Immer noch wurde den Söhnen der alten Raubgesellen im Beginn des 17. Jahrhunderts schwer, den Landfrieden zu halten. Während sie mit Streitschriften und am Kammergericht fochten, kamen sie in Versuchung, durch Gewalt Rache zu nehmen; nicht nur die unruhigen Reichsritter in Franken, Schwaben und am Rhein, auch die Lehnträger der mächtigen Reichsfürsten unter kräftigem Landesgesetz. Selbst wo sie ihr Recht übten, taten sie das gern gewalttätig, in dem Stolz eigener Machtherrlichkeit. So warb Georg Behr von Düvelsdorf in Pommern, kurz bevor der Sturm des Dreißigjährigen Krieges in seine Landschaft brach, einen bewaffneten Haufen, um sich in einer Privatfehde Faustrecht zu suchen, und derselbe, der auf seinen Gütern die hohe Gerichtsbarkeit beanspruchte, ließ 1628 einen früheren Schreiber seiner Familie, der das Siegel des Herrn nachgemacht und falsche Schuldverschreibungen ausgestellt hatte, ohne weiteres an einen Obergalgen henken und seinem Herzoge gelegentlich eine kurze Mitteilung davon zugehen[124].

Auch im Tagesverkehr blieb den Landedelleuten nach 1600 viel von der alten Rauflust, noch immer waren sie eilig, wie einst im Mittelalter, unter der Dorflinde und in den Wirtshäusern Händel zu erregen. Die Jüngeren trugen ausgenähte Kleider, darin verborgene Brustwehren, in den Hüten eiserne Reifen und niedrige Pickelhauben, dazu überlange Rapiere und Stilette, in den östlichen Grenzländern auch ungarische Äxte. So zogen sie in Haufen den Volksfesten und Hochzeiten zu, zumal wenn diese von den verhaßten Bürgern in Wirtschaften gehalten

wurden. Dort fingen sie mit dem Volke und den geladenen Gästen Streit an, übten schnöden Mutwillen, zuweilen arge Untat, sie sprengten die Haustüren, brachen den Frauen, die sich zur Ruhe gelegt, die Kammertür auf, den Wirten die Keller. Es war nicht immer leicht, gegen die Frevler Recht zu finden, aber in einzelnen Landschaften wurde die Klage so laut und häufig, daß z. B. für die kaiserlichen Erblande zahlreiche Verordnungen erschienen, welche die Anzeige solcher Bübereien zur Pflicht machten. Am meisten wurde darin gegen die Unangesessenen geklagt, welche sich „hin und wieder" auf dem Lande aufhielten, sie sollten im schlimmsten Falle gezwungen werden, auf eigene Kosten gegen den Erbfeind zu dienen[125]. So schwer gingen die alten Unarten aus dem Blut. Aber auch die Händel, welche der Landadel untereinander hatte, waren endlos. Vergebens klagten die Verordnungen der Landesherren darüber, vergebens erklärten sie, daß der Ausgeforderte nicht nötig habe, sich zu stellen[126]. Die Sprache der Junker war reich an überkräftigen Ausdrücken, und die Sitte hatte einige davon zu unverzeihlichen Beleidigungen gestempelt. Gerade jetzt, seit dem Aufhören der Turniere, hatten Wappen und Ahnen große Bedeutung erhalten, seltener wurden die Heiraten mit nichtadligen Frauen, eifrig malte man Schilde und Stammbäume und suchte die reine Herkunft durch mehrere Geschlechterfolgen der Vorfahren zu beweisen, was häufig Schwierigkeiten hatte, die nicht nur in dem Mangel von Kirchenbüchern und Urkunden lagen. Wer deshalb Händel suchte, tadelte des andern Abkunft, rittermäßigen Stand, Namen und Wappen und bezweifelte seine vier Ahnen. Solche Kränkung mußte durch Blut gesühnt werden. Zur Verminderung dieser Raufereien wurden kurz vor dem Dreißigjährigen Kriege hie und da die Ehrengerichte eingeführt. Vorsitzender war der Landesfürst oder Lehnsherr, die Beisitzer, ansehnliche Edelleute, bildeten die Ehrentafel. Die Parteien wählten drei Genossen, durch sie wurden die Ausforderungs- und Entschuldigungsbriefe besorgt; um denen, welche im Schreiben wenig Übung hatten, diese Feinheiten zu erleichtern, wurde auch die Form solcher Vorladungsbriefe genau vorgeschrieben.

Während so die Ärmeren vom Lande in der Heimat gegen die neue Zeit kämpften, wurden die Strebsamen durch die alte deutsche Reiselust in die Fremde geführt. Noch zog die adlige Jugend gern der Kriegstrommel nach, und vor 1618 ist eine häufige Klage, daß die Junker vom Adel bei den Heeren überall bevorzugt werden, und wie schwer es für einen tüchtigen Mann aus dem Volke sei, von der Pike heraufzukommen. Wie im 15. und 16. Jahrhundert, reisten die Erben der reichen und anspruchsvollen Häuser nach Frankreich hinüber, dort Sprache, Bildung, das Kriegshandwerk zu erlernen. Nicht nur in Paris, auch in anderen großen Städten Frankreichs saßen sie so zahlreich, wie etwa jetzt müßige Russen und Engländer, nur zu oft suchten sie es den Franzosen in Liederlichkeit und Duellen gleichzutun, und waren als ungeschickte Nachahmer des fremden Brauches schon vor dem großen Kriege berüchtigt. Lebten doch selbst mehrere der westlichen deutschen Höfe schon vor 1618 in so großer Abhängigkeit von französischer Sitte, daß

ihnen das Französische bereits die vornehme Sprache für Rede und Schrift geworden war. Neben anderen der Hofstaat des unglücklichen Friedrich von der Pfalz, des Winterkönigs von Böhmen.

Im ganzen hatte vor dem Kriege die höfische Bedeutung der Adligen sehr zugenommen, und ebenso der Druck, welchen sie auf die abhängigen Landleute ausübten, aber neben, ja über ihnen war die freie Kraft der Nation in unaufhaltsamer Entwicklung. Die neue Bildung der Reformationszeit, durch die bürgerlichen Theologen und Schulmänner getragen, verachtete auch die Roheiten der Landjunker. Und die Geschäfte der Fürsten und ihrer Gebiete, die Stellen am Kammergericht, die Spruchkollegien an den Universitäten, fast die gesamte Rechtspflege und Verwaltung waren nicht in den Händen des Adels; der größte Wohlstand, das beste Behagen war durch Handel und Handwerk in die Städte geleitet. So war bis zum Jahre 1618 die Nation auf gutem Wege, das selbstsüchtige Junkertum des Mittelalters zu überwinden und Ansprüche, welche mit dem neuen Leben unvereinbar geworden waren, zur Ruhe zu bringen.

Es war eine verderbliche Folge des großen Krieges, daß auch dies anders wurde. Die Kraft des Bürgertums war durch den Krieg vollständig gebrochen, die Schwächen des Adels entwickelten sich unter der Gunst, welche ihm in den meisten Landschaften das neue Soldatenregiment der Fürsten, vor allem der Kaiserhof gewährte, zum Nachteil des Ganzen. Wie sehr die Einnahmen des Grundbesitzers verringert waren, er lernte doch zuerst aus der Arbeit der geknechteten Bauern Vorteil ziehen. Auch die Familien des Landadels waren an Zahl gemindert, dafür war man am Kaiserhofe sehr bereit, für Geld neuen Adel zu schaffen. Im Kriege hatte sich der Hauptmann oder Oberst von seiner Beute gern einen Adelsbrief und verwüstete Güter gekauft. Nach dem Frieden wurde der Briefadel eine häßliche Erweiterung des Standes. Eine kindische, widerwärtige Großmannssucht, knechtischer Sinn, Kriecherei, Sucht nach Titeln und äußeren Auszeichnungen wurden nun in den Städten allgemein. Am wenigsten litten darunter die Handelsstädte an der Nordsee, am meisten die Länder, welche unmittelbar von dem Kaiserhofe abhingen. Damals wurde in Wien gebräuchlich, jeden, welcher gesellschaftliche Ansprüche zu machen berechtigt schien, als Edelmann anzureden.

Unter der Masse der Bevorrechteten, welche sich jetzt als besonderer herrschender Stand im Gegensatz zum Volke empfanden, war allerdings die größte Verschiedenheit der Bildung und Tüchtigkeit, aber man tut dem Andenken an viele ehrenwerte und einige bedeutende Männer nicht unrecht, wenn die Tatsache hervorgehoben wird, daß die Zeit von 1650 bis 1750, in welcher der Adel am meisten galt und herrschte, der allerschlechteste Abschnitt der ganzen neuern Geschichte Deutschlands ist.

Ohne Zweifel führte in der schwachen Zeit seit 1648 das behaglichste Leben der wohlhabende Sproß einer alten Familie, welcher größere Güter sein Eigentum nannte und durch alte Verbindungen mit Einflußreichen und Regierenden geschützt

war. Seine Söhne erwarben einträgliche Hofämter oder höhere Offizierstellen, auch die Töchter, gut ausgestattet, vergrößerten den Kreis seiner „Freunde". Der Gutsherr hat wohl selbst im Heere gedient, eine Reise nach Frankreich oder Holland gemacht und von dort eine Anzahl Seltsamkeiten mitgebracht, Waffen und gemaltes Gerät asiatischer Völker, ein ausgeblasenes Straußenei, polierte Muscheln, künstlich geschnittene Kirschkerne und gemalte Töpfe oder marmorne Gliedmaßen, die in Italien aus der Erde gegraben waren. Er hat vielleicht irgendwo einem Gelehrten seine Bekanntschaft gegönnt und erhält von Zeit zu Zeit eine dickleibige rechtswissenschaftliche Abhandlung oder gar einen Band Gedichte mit ehrfurchtsvollem Schreiben zugesandt. Ja, er hat auf seinen Reisen die Höfe von Anhalt oder Weimar besucht und ist von dort durch gnädige Bestallung zum Dichter und Schriftsteller ernannt worden; er ist Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, bewahrt an seidenem Bande ein schönes Medaillon, auf welchem sein Kraut, Salbei oder Krauseminze, oder wenn er bei Hofe boshaft war, vielleicht gar ein Rettich abgebildet ist, er führt den Beinamen „der Auflockernde" und tröstet sich mit dem Spruch: „im Beißen nahrhaft"[127]; in diesem Fall schreibt er zuweilen auch wohl Briefe über Verbesserung der deutschen Muttersprache, leider mit vielen französischen Redensarten. Zu seiner Belehrung hält er mit einigen anderen Kavalieren von „Education" um gutes Geld eine geschriebene Zeitung, welche ein wohlunterrichteter Mann in der Hauptstadt unter der Hand an zahlungsfähige Abnehmer sendet; denn es widersteht ihm, nur die „gewöhnliche, ungründliche Schmiererei" der gedruckten Zeitungen zu lesen. Er spricht etwas Französisch, vielleicht auch Italienisch, und wenn er auf Universitäten gewesen ist, was nicht zu häufig geschah, vermag er auch eine selbstgefertigte Rede in Latein herzusagen. In diesem Fall ist er wahrscheinlich Kommissarius des Landesherrn, ein Würdenträger seiner Landschaft, dann fehlen ihm nicht Geschäftsreisen und gelegentliche Verhandlungen, und er besorgt schlecht und recht das Anvertraute mit Hilfe seiner Schreiber. Er ist höflich, auch gegen solche, welche unter ihm stehen, und kommt mit dem Bürgersmann vortrefflich zurecht. In sicherem Selbstgefühl sieht er auf das Volk, er ist in der Tat vornehm erzogen und weiß recht gut, daß sein Adel nicht auf den vielen Titeln und nicht auf den Ritterzeichen des Wappens beruht, und er lächelt über die Löwen, Bären, Türkenköpfe und wilden Männer, welche in die Wappen gemalt und von dem Heroldsamt zu Wien ausgeteilt worden. Mit Stolz blickt er auf den Adel der Franzosen, der durch Pariser Kaufleute und italienische Abenteurer zu viel fremdes Blut eingenommen hat, auf die Ungarn, die ihren Adel gefällig um eine Reverenz bei dem Palatin und eine Kanzleitaxe erteilen, auf die Dänen, deren Edelleute aus dem Viehhandel ein Monopol machen, und auf die Italiener, welche in unaufhörlichen Mißheiraten leben. Auch bei der Mehrzahl seiner deutschen Standesgenossen ärgert ihn das Vornehmtun. Denn selbst bei den Zusammenkünften seiner Landschaft wird häufig um den Vorrang gestritten, zumal gegen landesherrliche Räte, welche nicht von Adel sind, aber die Vorrechte ihres Ranges





Edeldame und Edelmann auf dem Spaziergang. 17. Jahrhundert. (Kupferstich von Til.)
Deutsche Edelleute. Um 1650. (Radierung von W. Braun.)



Studentenbelustigungen. 17. Jahrhundert.
(Kupferstich aus: J. von der Heyden, Allerhand kurzweilige Stücklein allen Studenten zu Liebe aus ihren eigenen Stammbüchern zusammengelesen. 1618.)



Studentenwohnung. 17. Jahrhundert.
(Guaschemalerei aus dem Stammbuche des Michael Schmidt, Studenten in Altdorf.)

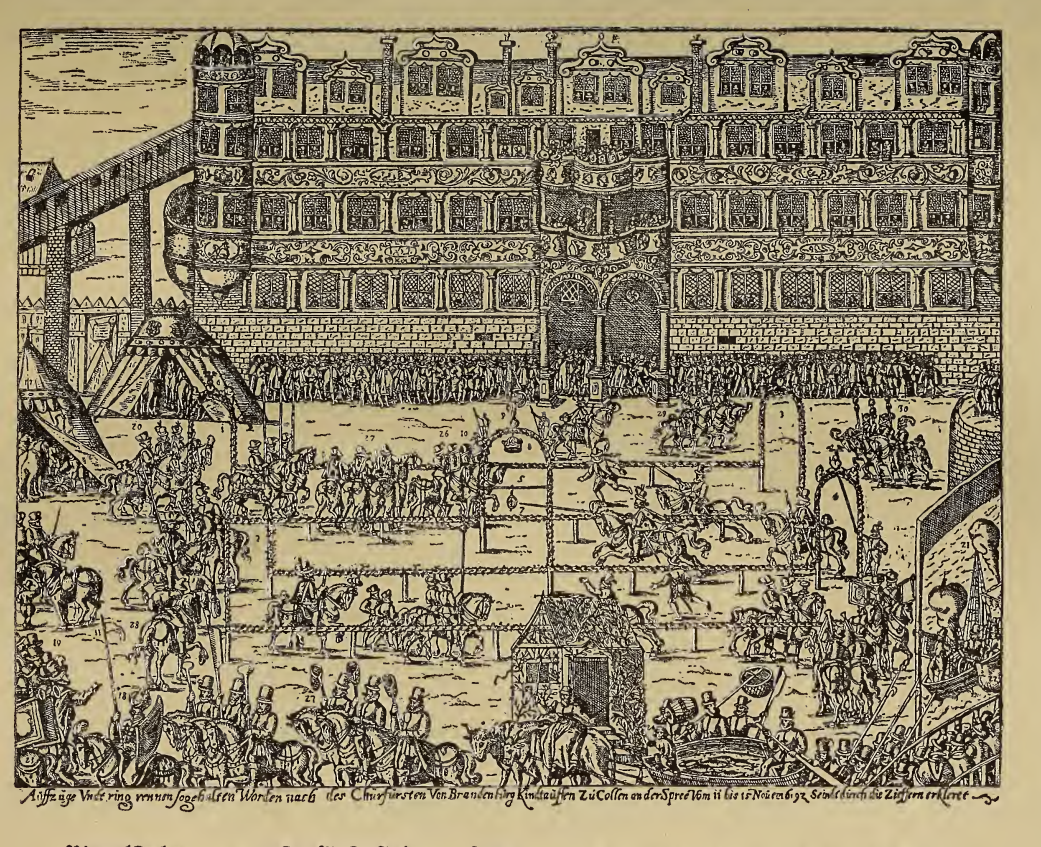




Nächtlicher Ausflug. (Kupferstich und Radierung von M. Merian d. ä. 1624.)

Brunnen zu Schwalbach. 17. Jahrhundert. (Radierung von W. Hollar aus: Braun Hogenberg. Urbium Germaniae tabulae, Amsterdam, 1657.)

Spottbild auf die „Haserei". 17. Jahrhundert.
(Kupferstich aus: Hasen Jacht ... „Gedruckt zu Haßleben durch Haselargum Lagum", 1629. — Als Haserei wurde seit dem 16. Jahrhundert die Albernheit, Aufgeblasenheit und Geckenhaftigkeit verspottet, und ihre verschiedenen Abarten wurden in scherzhaften Abhandlungen als Charakterkrankheiten erörtert, dazu Gewaltkuren für deren Heilung vorgeschlagen, die die sie veranlassenden bösen Dünste und Stoffe aus dem Körper, zumal dem Gehirn, treiben sollten.)



Ringelstechen unter Kurfürst Johann Georg von Brandenburg auf dem Schloßplatz in Berlin. 1592.
(Kupferstich von Ph. v. Uffenbach. [?].)



Feldlagerleben. 17. Jahrhundert. (Kupferstich von J. A. Thelott.)





Ein kranckheit ist/ die heist die Wut:
Welch Hund vnsinnig machen thut/
Wann sie hat vberhand genommen:
Drumb muß man jhr bey zeit vorkommen/
Vnd einen Artzeney Tranck fein
Dem Hunde also schütten ein.

Vnd Jhm hernach auch gleicher massen
Jm Rachen Ader schlagen lassen:
Weil solches Jhn gar wol erscheüst/
Daß Er von der kranckheit geneüst.
Dann Gott den Artzt erschaffen hat/
Menschen vnd Vieh zu Nutz vnd Rath.



Apotheke. 17. Jahrhundert.
(Kupferstich aus: v. Hohberg, Adeliges Land- und Feldleben. Nürnberg. 1682. Das Bild soll das Ideal eines Hausapothekenraumes darstellen, in dem die Hausfrau vom Stande, die auf dem Lande lebte, selbst im Notfalle die Arzneimittel zubereitete; es gibt aber auch die Innenansicht eines Apothekenverkaufsraumes des 17. Jahrhunderts wieder.)

Behandlung der Hundswut.
(Holzschnitt von Tobias Stimmer aus: Jacob von Fouilloux, New Jägerbuch. Teutsch. Straßburg, Bernhard Jobin, 1590.)

Reisewagen. 17. Jahrhundert.
(Holzschnitt von Tobias Stimmer aus: Künstliche Figuren etlicher jagdbarer Tiere. Straßburg, J. Carolus, 1605.)



Fuchsprellen im Schloßhofe Dresden. 1678.
(Kupferstich aus: G. Tzschimmer, Die Durchlauchtigste Zusammenkunft ...
Nürnberg, 1680.)



Hirschjagd („Besuchknecht"). 18. Jahrhundert.
(Radierung von Johann Elias Ridinger.)

geltend machen wollen. Sind bürgerliche und adlige Räte in demselben Kollegium, so gilt in den Sitzungen selbst die höhere Stellung und das Dienstalter, bei Mahlzeiten und allen Feierlichkeiten aber hat nach kaiserlichen Entscheidungen, wie er wohl weiß, der Edelmann den Vorrang. Es ist seine gewöhnliche Klage, daß auch die Adligen sich selbst Titel, Wappen, Rangerhöhungen beilegen oder in der Fremde nachsuchen; wer von der kaiserlichen Reichskanzlei das Diplom eines Grafen oder Freiherrn erhalten habe, wolle Reichsgräfliche oder Reichsfreiherrliche Gnaden genannt sein und spreche von sich selbst in majestätischer Mehrzahl[128]. Noch ist dem würdigen Herrn einiges von den Überlieferungen des Rittertums geblieben; ein tapferer Offizier wird von ihm mit Achtung behandelt, er hält viel auf Waffen und Pferde. In den Zimmern seines festgemauerten Hauses sind der beste Schmuck der Wände neben den großen Familienbildern schöne Gewehre, Pistolen, Hirschfänger und jede Art von Jagdgerät. Seitwärts von den Gärten für Blumen, Gemüse und Obst liegt ein Reitplatz, dort sind auch Vorrichtungen, nach dem Ringe zu rennen und leichte Lanzen an dem Faquin oder der Quintana, einer geschnitzten Holzfigur, zu brechen. Seine Pferde haben noch italienische und französische Namen, Furiosa, Bellarina, Stella, Lisette, Amormio; denn noch ist das englische Blut nicht eingeführt, mit Neapolitanern und Ungarn wird gezüchtet, türkische Klepper werden, wie jetzt die Ponys, gesucht, edle Pferde aber verhältnismäßig höher bezahlt als jetzt, denn der lange Krieg hat die Pferdezucht in ganz Europa schmählich heruntergebracht. Sein Hundestall ist wohlversehen, denn außer den Bullenbeißern braucht er auch Hetzhunde, Vorstehhunde und Dachshunde. Auch diese einflußreichen Begleiter seines Lebens schmückt er mit wohlklingenden Namen, Favor, Rumor, Nero, Delphin, Passanda, Moserta, Primerl, Visperl. Zwar die hohe Jagd ist das Recht seines Landesherrn, aber aus Frankreich ist schon vor längerer Zeit der häßliche Gebrauch, das Wild zu hetzen, ins Land gekommen. So reitet er eifrig mit seinen Hunden nach Hasen und Füchsen, oder er begleitet, eingeladen, einen großen Herrn auf die Hirschjagd und empfängt Besuche eines befreundeten Hofbeamten, der noch eine Falknerei unter sich hat, dann läßt man auf Krähen stoßen. Im Oktober verschmäht er auch nicht, auf den Lerchenstrich zu gehen und die Garne zu beaufsichtigen[129]. Zumeist beginnen seine Tage mit Würde und endigen mit Behagen; regelmäßig wird purgiert, zur Ader gelassen und zur Kirche gegangen; allwöchentlich hält der Gutsherr seinen Verhör- und Gerichtstag ab; nach dem Gutenmorgenwunsch der Familie läßt er an freien Tagen die Rosse reiten, in den Erntewochen reitet er auch wohl auf das Feld und sieht nach den Schnittern und dem Verwalter. Ein großer Teil seiner Zeit vergeht mit Besuchen, die er in der Nachbarschaft abstattet oder empfängt. Bei der Mahlzeit, die noch kurz nach 12 Uhr stattfindet, spielt das Wild die Hauptrolle; hat er Gäste, so werden 7—8 Gerichte aufgesetzt, immer mehrere zusammen. Wenn die Unterhaltung einen höheren Flug nimmt, so berührt sie vorsichtig die Politik, sehr ungern Glaubenssachen; noch gelten viel schöne Sinnsprüche und Weisheitslehren auch bei Leuten von Welt; eine

Der Vierdte / Nahmens Hollunderbrunn / hatte den Nahmen daher bekommen / weiln ein Hollunderstrauch darüber hänget.

Der Fünffte wurde genennet der Perlen / oder Corallen Brunn: Weiln dem Fürgeben nach / dergleichen Sachen darinn gefunden worden. Dieser war auch am Geschmack / etwas gesaltzen / jedoch lieblicher / dann etliche andere zutrincken.

Der Sechste hatte den Nahmen der Newe Heyl: oder Gnaden Brunn / welcher am 27. Julij herfür kommen.

Nebenst diesem Gnaden Brunn / her abwarts zum Johannis Brunn / ist auffgangen der Siebende / genandt Stein Brunn: Welcher auch zimblich gesaltzen.

Der nächste bey dem Ersten Heylbrunnen / auff der Höhe vnnd Achte / hatte den Nahmen Bartholomæus Brunn. Dannenhero / weil er an Sanct Bartholomæi Tage bekandt worden.

Noch ein anderer darbey / welcher nach diesem der nächste bey dem ersten Heylbrunn / vberkame den Nahmen Sthalbrunn / vnd war an der Zahl der Neundte.

Diese vnd noch andere Brunnen / ausser dem Ersten / sind fast alle im Monat Julio / nach vnd nach / auffkommen / vnd bekandt worden. Vnnd lagen (welches desto mehr zuverwundern) fast alle insgesampt / ausser dem Heylbrunn / an einer häßlichen / schwartzen / vnd kottichten Bach / welche vmb den Platz herumb / vnd durch das Dorff fleußt. Da dann etliche so nahendt liegen / daß auch die Bach daran stösset.

Vnder andern ist dieses sonderlich anzumercken / vnnd zuverwundern / daß so manch 1000. Menschen / so allda sich befunden / den Tag vber / auß denen Brunnen genugsamb zu trincken gehabt. Da jedoch mancher / ja der meinste Theil deß Tags vber auff drey oder vier Maß / auch etwan mehr verbraucht. Ausser dem / was man in Eymern vnd Fässern / zum Bad geholet / auch mit vollen Karrhen vnd Fuhren / von dannen auß / an frembde vnnd andere Oerther verführet worden. Dahingegen sind die Brunnen bey Nachtszeiten / als man sie nit gebraucht / dennoch nicht vbergelauffen.

Etliche 1000. mēschen besuchen solche Gnaden-Brunnen.

Vber dieses / hat man an vielen Orthen / fast nicht sehen oder spüren mögen / woher das Wasser kommen. Gestalltsamb es vnter dem continuirlichen Schöpffen / gleich einem penetrirenden Schweisse / vnder denen Händen / durch die Erde vnnd Sandt herdurch gequollen / vnd geflossen.

Dise Brūnen pnetrirē durch die Erden / als ein Schweiß.

Da dann auch der Sechste an der Zahl / genandt der newe Heyl: vnd Gnaden Brunn / am sieben vnd zwantzigsten Julii / vnder der Bettstunde kundtbar worden.

Die Mineren vnd Ingredientien / dieser gnadenreichen Heyl: vnnd Wunder: Brunnen anreychendt / haben sich dieselben zuerforschen / auff hoher Fürstlicher Personen Begehren / die Herren Medici, insonderheit von der Vniversität Helmstatt sehr bemühet. Welche dañ judiciret / daß ermeldter Brunnen Gehallt vnnd Essentz / mehrentheils Schwefflig vñ Saltzig were. Da das Saltz zwar etwas Corporalisch / jedoch am meisten Spirital: vnd subtiler Eygenschafft zuverspüren.

Mineren / vnd Eygēschafften diser Brunnen.

Dannenhero dann die Experientz biß dahero bescheinet / vnd dargethan hätte / daß durch derselben füglichen Gebrauch / alle böse Feuchtigkeiten deß Hirns / vnd Haupts / auch benebenst andere kalte Flüsse deß gantzen Leibs / auffgelößt / vnd verzehret würden. Wie dann dieses Mittel die kalte Nerven erwärmbte / vnnd Schmertzen stillte.

Zu was Kranckheiten diser Brunn dienlich?

Daher es dienete den Paralyticis, oder so gespannte / contracte / lahme Glieder hätten / am Podagra, so von kalten / vnd nicht hitzigen Flüssen herühret / als auch Ischiade vnd Hüfftwehe / kalter Gliedersucht: Rück: vnd Lendenschmertzen behafft weren. Massen diese Eygenschafft die kalte Geschwulst / vnnd harte Knodten der Glieder / vnnd dergleichen zertheylte / vnnd außtrocknete / verzehrte die Bückel oder Hoffer / so von solcher Materia auffgetrieben / eröffnete ferrners die kalte verstopffte Leber / Miltz / Nieren / vnnd Blasen: Dienete etlicher massen wider den Stein / Hertzklopffen von Kälte / Grimmen vnd Darmbgicht: Lösete auff / vnnd verzehrte die schleumige / feuchte grobe Wind / vnnd Blähungen / verzehrte die böse auffgeblasene Gestalt deß Angesichts / trücknete auß die kalte Wassersucht / verzehrte die kalte Flüß der Augen / benähme Theils den Staar / vnnd Ohrenmängel / erwärmbte die kalte Mägen vnd Haupt / sampt derselben Schmertzen / hülffe der verrückten vnd kalten Mutter / vnd verzehrte vbrige Monatzeit / vnnd Weiberflüsse / heylete alle verrenckte innerliche / vnnd äusserliche Gliedtmassen / allerhand flüssigen Grind / Flechten / Schuppen / bösen Grind / vnd dergleichen Vnreinigkeit der Haut / trücknete ferners / vnnd insonderheit die alten flüssigen Schäden / vertriebe das von Kälte vervrsachte Reissen vnd Lauffen in Gliedern vnd Schenckeln / vnnd erweichte auch daß erhärtete Miltz.

Hingegen were dieser Brunnen / vnd dessen Operation / zuwider denen / so hitziger Leber / Nieren vnd Miltzes / welchen die Gall in den Magen steiget / vnnd zu Tertian / vnnd dergleichen Gallischen Fiebern Vrsach gebe / bei diesen köndten leichtlich hitzige Fieber / Wassersucht von Hitze / auch etwan Febris Hectica, erweckt werden. Bey denen auch / so ein hitziges Haupt hätten / oder mit hitzigen auffsteigenden Dünsten angefüllet weren / köndten zumahln bey vnordentlichem Gebrauch / allerley Hauptwehe / hitzige Augenkranckheiten / scharpffe Flüsse / auch etwan Lungensucht / schwinden der Nieren / auch Abnehm: vnd Verzehrung deß gantzen Leibs / causirt werden.

Welchen dise Brunnen schädlich.

Ob nun zwar vber voriges alles / vmb die Mineren / vnnd natürlichen Gehalt / dieser Brunnen in etwas zu dociren / auch eingeführet werden wolte / daß nemblich das jenige Wasser / so auß dem fast lähr geschöpfften Brunn gefaßt würde / weiln es der Mineren vnnd Vrsprung desto näher / besser / vnd kräfftiger were / als was auß dem vollen Brunn herkäme. In dem an der Lufft / vnnd Wärme der Sonnen / die Spiritus Minerales, so subtil / leicht vnnd bald exspirirten.

Dannenhero dann solches Wasser sich nicht wol verführen / oder an andern Orthen ebenmässige Operation / als in loco, thäte. Zu dem bißweilen auch in einem vnd andern Brunn / zu früher Tagszeit / das Wasser etwan vnkräfftig / vnnd gleich andern wilden Wassern / befunden / hernachher aber / umb sechs oder sieben Vhr / dermassen als fürhin niemals / kräfftig gespüret worden were / auß Vrsachen / weiln die Spiritus eine Zeit mehr als die ander / sich empor geben / vnd præsentirten.

Nichts desto minderst wurden andere erfahrne / vnnd eben wolgeschickte Männer / vnnd Physici, gefunden / welche dieses Wasser eingesetzt / dessen Gehallt auffs beste probirt / vnnd darbey erlernet: Daß nemblich solches Wasser die sieben folgende Metallen / als Quecksiber / Gold / Silber / Kupffer / Eysen / Zinn vnd Bley / darbenebenst alle Mineralien / als Salpeter / Schweffel / Saltz / Alaun / Antimonium / Vitriol / Arsenic / Perlen / Corallen / vnnd andere mehr / auch von Edelgesteinen: Summatim / alles was sich in der kleinen Welt / nemblich dem Menschen / befindet / führen thäte. Dahero vnfehlbarlich zu vrtheilen / daß dieses Wasser ein vbernatürliches Gnadenwerck deß Allerhöchsten seye.

Die Brunnen führen in der Prob 7. Metallen / vnd fast alle Mineralien.

Als nun vorerzehlter massen der Zulauff je länger je mehr gewachsen / vnnd zugenommen / also / daß von hohen / vnd nidrigs Standts Personen / der Sage nach / auff zwantzig tausendt Menschen gerechnet worden.

Hierumb ist mit Verwunderung zu sehen gewesen das grosse Heer Läger: Welches nit allein in allen noch vberbliebenen Häusern / vnnd Schewern / sondern auch alle Wege / Gassen vñ Gärten / voller Hütten vnd Zellten / ja auch endlich gar hinder dem grossen Dorffe / das feye Feld / mit diesem Läger bedeckt worden.

Heerläger bey dem Brunnen.

Bey dem Brunnen sind täglichs frühe vmb acht / vnd Abendts vmb drei Vhrn / Bettstunden gehalten worden. Da allezeit vber fünfftausendt Personen sich versamblet / vnd vm er dem Gebett auff die Knye gefallen.

Bettstunden.

In 14. Tagen / oder zwo Wochen / hat man erstlich für 218. die ander Wochen für 240. Personen / Dancksagung gethan / welche sämptlich in solcher Zeit / durch GOttes Genad / gesundt worden.

So hat auch der Pfarrherr zu besagtem Hornhausen selbsten deponirt / vnd außgesagt / daß / etwan vmb Sanct Jacobi / bereyts vber tausent Personen / die Zeit vber / an allerley Seuchen vnd Gebrechen gesundt worden weren.

Vnd in dem fast täglichs Stumme / Taube / Blinde / Höckerichte / Lahme / mit der schwären Noth / vnd dergleichen vnheilsamben Gebresten / behaffte Menschen nach vnd nach / geheylet wurden / hatte man täglich eytel Gottes Wunder gesehen vnd erfahren.

Tägliche Wunder Gottes.



Badeleben bei den He
(Kupferstich nach einer Zeichnung von V. Wagner



ellen von Hornhausen. 1646.
Theatrum Europaeum. V. Teil. Frankfurt a. M., 1651.)

Die Heilquellen zu Hornhausen.

Aus: „Theatri Evropæi Fünffter Theil: Das ist Ausführliche Beschreibung / aller denckwürdigen Geschichten / die sich in Europa, als Hoch- vnd Nieder-Teutschland / Franckreich / Hispanien / Italien / GroßBritannien / Dennenmarck ... vom Jahr 1643. biß in gegenwärtiges 1647. Jahr / allerseits begeben vnd verlauffen: ... vnd verlegt Durch Weyland Matthæi Meriani, Buchhändlers zu Franckfurt am Mäyn / seel. Erben. Gedruckt in Wolffgang Hoffmanns Buchdruckerey daselbsten / Im Jahr nach Christi Geburt / M.DC.LI."

Vom Vrsprung / Progreß vnd Thatẽ / deß wundersamen Heil-Brunnens / so zu Hornhausen entsprũgẽ im Stift Halberstatt.

Bey oberwehnten heylsamen Friedenshandlungen (im vorhergehenden wurde berichtet über die Verhandlungen in Osnabrück und Münster) wird sich nicht vngleich fügen / wann wir dieses Orths die grosse Thaten Gottes / welche / bey Eröffnung eines auch sehr heylsamen / wundersamben vnnd kräfftigen Heilbrunnens / so in einem Dorff / Nahmens Hornhausen / im Stift Halberstatt / sich häuffig mitten vnter gegenwärtigen langwührigen / blutigen / vnd hefftigen / fast Vniversal / vnnd durchgehenden Kriegs Empörungen sehen / vnd in der That zu vieler gebrechlich: vnd schwacher Menschen Nutz / Besserung vnd Wolfahrt verspüren lassen / erzehlen vnd preisen. Darab man wol sicherlich deß Allerhöchsten Schöpffers Güte vnd Barmhertzigkeit / zufürderst / nebenst diesem auch ein omen subsecuturæ pacis, das ist / gleichsamb einen Vorbotten / vnnd Bedeutung deß nachfolgenden werthen Friedens deducirn / vnd schliessen möchte.

Gleich wie man nun / nach der Lehr deß frommen Tobiæ / GOTtes Werck soll offenbahren / vnd preisen: Hingegen der Königen vnnd Fürsten Rathschläge in geheimb halten / vnnd verschweigen: Hierumb wollen wir dieses Orths ordentlich zu männiglichs Nachricht / berichten / wie vnnd auff wasserley Weise / wo / vnnd wann obbemeldter wundersambe Heylbrunn entstanden / wie er sich nachgehendts diffundirt / vnnd vermehret: Auch was für Göttliche / wunderbahre / vnd häuffige Würckungen er verrichtet habe.

Orth vnd Vrsprung des Wunderbrunns.

Nun ist das Dorff / darinn diese heylsambe / vnd Wunderbrunnen erfunden worden / Hornhausen genandt / gelegen im Stifft Halberstatt / in das Ampt Oschersleben gehörig / sechs Meil von Schönbeck an der Elbe / ein viertheil Wegs von Oschersleben / zwo Meil von Halberstatt / zwo Meil von Magdenburg / anderthalb Meil von Gröningen.

Bemeldtes / Dorff Hornhausen / ist für Zeiten sehr groß / vnnd von fünffhundert Fewerstätten gewesen / allda das Adeliche Geschlecht von Bornstätt wohnhafft: Allein bey jetzigem schwären / vnnd langwührigen Kriegswesen / sampt dem Land sehr ruinirt / vnnd verwüstet worden. Also / daß von angezogenen fünffhundert / mehr nicht / als hundert vnnd viertzig Häuser / sampt einer kleinen Kirchen / welche auch sehr verwüstet / vbrig blieben. Daß bey sothaner Beschaffenheit dieser Zeit / an Gelegen- vnd Bequemblichkeit für Frembde vnd Krancke / auch Victualien / vnnd Lebensmitteln / wenig fürhanden.

An diesem nun geringen / vnscheinbahren / vnd verwüsteten Orth / hat der Allerhöchste / nach seiner vnerforschlichen wundersamben Weißheit / vnd grossen Gnade / in diesem 1646. Jahr / auch eben an solchem desolat. vnd verwüsteten Ort / da sich kein Mensch einer Quellen jemals vermuthet / den genandten Heyl: vnnd Wunder-Brunnen herfür kommen lassen.

Dann es hat erstlich in gedachtem Dorff / fast mitten auff dem grossen Platz / welcher dieser Zeit verwüstet / hiebevorn aber allda Schewern / vnd Ställe gestanden / die Erde sich vngefährlich dritthalb / oder drey Elen breyt / gesenckt / da gleich einem Erdfall ein Loch worden.

Als nun etliche auß der Schul kommende / vnnd auff diesem Platz / pro more, spielende Kinder / obgedachtes Loch vnversehens voll Wassers angetroffen / haben sie auß Muthwillen / Holtz / auch Stein / vnnd anders darein geworffen. Darbey hat sich aber eines auß diesem Dorff / bürtigen Schäffers Sohn / gefunden. Welcher sich erinnert / was massen sein Vatter obiger Zeit seine Geschwisteren / vmb Taub- vnd Stummheit willen / an einem andern Orth / bey einem GesundtBrunnen gehabt. Welches Beschaffenheit vnnd Gestallt / mit gegenwärtigem Loch / sehr vberein kommen. In Erinnerung dessen / hat er die andern Knaben gestrafft / vnnd abgemahnet; Sie solten nemblich nit allerhandt Vnrath hinein werffen / es möchte etwan dieser auch ein Gesundt Brunn seyn.

Erste Curẽ geschehen am Feber.

Worauff er sich so bald zu einer Frawen verfügt / welche in selbigem Dorff ein Sohn / am Fieber behafftet / gehabt / vnd solcher von dem newen Brunnen angedeutet. Da ist das Weib hingangen / deß Wassers geschöpfft / vnnd dem Febricitanten zu trincken gegeben. Davon der Krancke zur Stundt genesen / vnnd deß Febers entledigt worden. Vnd dieses ist geschehen am Tage Friderici / den 5. Martij.

Dörrsucht.

Als nun solches kundt worden / ist eines andern Schäffers Kind / so gantz abgenommen / vñ am Leib verzehrt gewesen / durch gebrauchung dieses Wassers / vnd Gottes Gnade / zu voriger Gesundheit kommen.

Taubsucht.

In dessen hat sich zu solchem Wasser ersterwehnter Schäffer / mit seinen zween tauben vnd stummen Kindern auch verfüget. Vnd denselben / nach fürhergehendem Gebett / dessen Wassers zu trincken gegeben. Dahero / fürnemblich das Mägdlein von acht Jahren / vermittelst deß Wassers gebrauche / vom Allerhöchsten / mit gnädiger sonderbarer Hülffe / erfrewet worden. Massen dann hierdurch sich beydes das Gehör geöffnet / beydes die Sprache kommen.

Nach diesen Geschichten ist der Brunn je länger je mehr bekandt / vnnd berühmbt worden.

Der Heylbrun ligt an einer schwartzen Bache. Kompt in Ruff.

Vnd ob zwar dieser / vnnd noch andere mehr / nacheinander entsprungene Brunnen / an einer heßlichen vnnd schwartzen Bache / so vmb den Platz herumb durch das Dorff laufft / gelegen / dahero Anfänglichs so hoch nicht gehalten worden. Nichst destominderst als mehr vnd mehr Menschen darauß getruncken / vnnd von vielen Leibsgebrechẽ genesen: Hat der Zulauff täglichs sich vermehrt / vnd zugenommen. Also / daß Arme vnnd Reiche / Edel / vnnd Vnedel / ja auch Chur: vnnd Fürstliche / ja Königliche Personen dieses Wunderwerck anzuschawen / vnnd zugeniessen / daselbsten sich häuffig einfunden / vnnd in der Gottes Forcht mit Lob vnd Danck / solche Wolthat empfangen.

Als es sich nun etwan ansehen lassen / ob bey so häuffiger / vnd in etlich tausendt stehender Menschen zahle / der obbemeldte einige vnnd erste Brunn nit erklecken / oder von so vielen zugleich genossen werden möchte.

Entspringẽ noch mehr Brunnen.

So hat es Gott dem vrsprünglichen Brunnen aller Güter vnnd Wolthaten / gefallen / vnd zwar an solchem wüsten vnd verderbten Orth / noch mehr Wunder / vnd Heylbrunnen nacheinander / fermers auß sonderbaren Gnaden zueröffnen / vnnd mitzutheylen. Darauß desto mehr seine reiche Gnad herfür quellen / vnnd jedermänniglich genugsamb schöpffen / vnnd trincken köndte.

Vndterschiedtlich Geschmack jedoch gleiche Würckung solcher Brunnen.

Ob nun zwar bey solchen etwas vngleicher Geschmack sich befunde / in dem einer süß / der ander etwas gesaltzen / die andern so / vnnd so / gekostet wurden. So zieleten sie jedoch zu einerley Zweck vnd intent, nemblich zu Curirung allerhandt sonsten vnheylsamen Gebrechen vnnd Kranckheiten.

Vnter welchen der Erste / so am 5. Martij / mitten auff dem Platz / etwas in der Höhe / erfunden / gegen den andern / zimblich lieblich vnd süß / zu trincken / vnnd ins gemein / wegen seiner wundersamen Krafft vnd Würckungen / der Heylbrunn genandt wurde.

Hiernächst kam herfür an S. Johannis Tag der Ander / so etwas mehr / dann der Heylbrunn / gesaltzen / vnnd der Johannis Brunn genennt wardt.

Den dritten nennte man Marien-Brunn / weiln er am Tage der Heyl. Jungfrawen Mariæ Heimbsuchung auffgangen. Dieser war scharpff vnd gesaltzen / auch etwas purgirender Würckung. Dahero er auch von denen Patientien / etwan ein par Tage jedoch nach Gelegenheit der Beschwärung / præmittirt / vnnd als ein Digestiv gebraucht wurde.

Feinheit ist, Stellen aus Schriftstellern des Altertums oder aus den Werken zierlicher Franzosen ohne Pedanterie in der Rede anzubringen; das Eigentümliche fremder Völker, auch Seltsamkeiten der Naturgeschichte, wie sie Beobachtung und Belesenheit nahelegt, werden gern erörtert. Es ist dabei guter Ton, die einzelnen der Reihe nach um ihre Ansicht zu fragen. Uns würden solche Gespräche, auch wenn die Kavaliere von den besten Geisteseigenschaften wären, zuweilen noch unbehilflicher und pedantischer erscheinen als jetzt in einer Gesellschaft armer Schulmeister; aber auch aus dieser Weise des geselligen Verkehrs, von der uns einige zuverlässige Proben geblieben sind, ist trotz des engen Gesichtskreises und zahlreicher Vorurteile das Ringen der Zeit nach Aufklärung und Verständnis der Welt zu entnehmen. Meistens freilich läuft die Unterhaltung in Familiengeschichten, Komplimenten, bedenklichen Anekdoten und Scherzen von derber Natur. Es wird stark getrunken, und nur die Feinsten entziehen sich dem Gelage.

Zuweilen wird auch eine fröhliche Zusammenkunft mit Damen an einem dritten Orte veranstaltet, im Gasthofe oder Posthause, dann besorgt jede Dame einige Speisen, die Herren aber Wein und Musik; ist ein Bad in der Nähe, so wird die Badefahrt ungern versäumt; auch Schießfeste werden eingerichtet mit ausgesetzten Preisen, das „Beste" ist dann wohl ein Ochs oder Widder, die Herren schießen entweder mit dem Volk oder untereinander. — Auch in der Tracht ist der Gutsherr stattlich, sein Stand schon von weitem erkennbar. Denn noch bestehen die alten Kleiderordnungen, und auf den Anzug wird von Männern und Frauen ein Wert gelegt, den wir jetzt kaum begreifen. Vor dem Kriege war ein nicht unbedeutender Teil des Vermögens in Samt und Goldstickereien, in Ringen und Juwelen angelegt gewesen; das war größtenteils verloren, aber die Freude an solchem Besitztum war geblieben, und der Schmuck der Töchter blieb noch lange ein wesentlicher Teil ihrer Ausstattung.

Zahlreich sind die Mitglieder des Haushaltes und die Dienerschaft, darunter eigenartige Gestalten. Außer dem Hauslehrer lebt im Hause vielleicht noch ein alter, dem Trunk ergebener Söldner des großen Krieges, der viel von Torstenson oder Jean de Werth zu lügen weiß; er lehrt die Söhne des Edelmanns fechten, die Pike gebrauchen und mit der Fahne „spielen"[130]. Selten fehlt ein heruntergekommener Seitenverwandter der Familie, Gebieter des Hundestalls, der den Titel „Jagdmeister" erhalten hat, der Bewahrer finsterer Weidmannsgebräuche; er weiß das Rohr zu versprechen, das Wild durch Charaktere zusammenzubringen und hat größere Bekanntschaft mit dem höllischen Nachtjäger, als dem Ortspfarrer nützlich erscheint. Er gilt als altes Hausmöbel für treu und würde sich sicher bei rittermäßiger Veranlassung für seinen Herrn Vetter ohne Bedenken totschlagen lassen, aber er macht sich wohl auch kein Gewissen daraus, den Bauern, mit welchen er in der Schenke zecht, mehr Holz zuzuschlagen, als recht ist, und der Gutsherr muß durch die Finger sehen, wenn der alte Junker einmal seinen Hirschfänger mit Silber beschlägt, dessen Ursprung zweifelhaft ist[131].

So vergeht das Leben eines wohlhabenden Grundbesitzers zwischen 1650 und 1700. Es ist vielleicht nicht ganz so tüchtig als es sein sollte, aber es vermag wohl, Familiensinn und Gutherzigkeit dem nächsten Geschlecht zu überliefern. Doch wohlgemerkt, es war eine kleine Minderzahl des deutschen Adels, welche im 17. Jahrhundert in so bevorzugter Stellung saß.

Wer fern von seiner Familie in fremdem Lande das Glück suchen wollte, dem drohten andere Gefahren, denen sich nur die Kräftigsten entzogen. Die Kriege in Ungarn und Polen, die schmählichen Kämpfe gegen Frankreich, vollends ein längerer Aufenthalt in Paris waren nicht angetan, gute Sitte zu erhalten. Die Laster des Orients und des verdorbenen Hofes von Frankreich wurden durch sie in Deutschland umhergetragen. Die alte Rauflust wurde nicht besser durch das neue Kavalierkartell, der liederliche Verkehr mit Bauerdirnen und leichtfertigen Edelfrauen wurde nur schlimmer durch die nächtlichen Ausschweifungen der alamodischen Kavaliere, bei denen sie die mythologischen Figuren festlicher Aufzüge darstellten und sich als Waldgötter, ihre Damen als Venus und Nymphen aufputzten[132]. Auch das alte Landsknecht- und Würfelspiel war nur geradeso schlimm gewesen als das neue Hasard, das jetzt in den Bädern und an den Höfen überhandnahm und außer den einheimischen Abenteurern auch noch fremde im Lande umhertrieb.

Seltsamer aber und grotesker erscheinen uns zwei Klassen von Adligen jener Zeit, beide zahlreich, beide in starkem Gegensatze zueinander. Sie wurden damals kurzweg als Stadtadel und Landadel bezeichnet und drückten ihre gegenseitige Abneigung in den sehr gebräuchlichen Schmähworten Pfeffersäcke und Krippenreiter aus.

Wer in den Städten eitel war und unruhig nach der Höhe rang, der erwarb sich des Kaisers Brief. Diese Adelsbriefe waren seit alter Zeit eine beliebte Einnahmequelle für bedürftige deutsche Kaiser. Schon Wenzel und Sigismund hatten schonungslos geadelt, Krämer und zweideutige Leute, jeden, der bereit war, einige Goldgulden zu zahlen. Dagegen hatten schon 1416 auf dem Konzilium zu Kostnitz Fürsten und Adel von Rhein, Sachsen, Schwaben und Bayern den Kamm gesträubt, eine Musterung in ihren Kreisen vorgenommen und die Eindringlinge ausgemerzt. Aber die Briefe der Kaiser hörten deshalb nicht auf; selbst Karl V., der auf die deutschen Herren zuweilen mit unbehaglicher Ironie herabsah und seinem Kanzler und den Schreibern gern eine Einnahme gönnte, stand in dem traurigen Rufe, „jeden Salzsieder um wenige Dukaten tapfer in den Adelstand zu erheben". Noch geschäftsmäßiger wurde das Verfahren unter Ferdinand II. und seinem Nachfolger. Denn seit dem Beginne des Dreißigjährigen Krieges wurden nicht nur die Lebenden, auch die Gebeine ihrer Vorfahren in der Gruft geadelt, ja, die toten Vorfahren für stifts- und turnierfähig erklärt. Nach 1648 endlich ward dies Geschäft vom Kaiserhofe so massenhaft betrieben, daß die Fürsten und Stände im Reichtstagsabschied von 1654 und hundert Jahre später bei der Wahlkapitulation Karls VII. gegen die Nachteile Verwahrung einlegten, welche durch solche Gunst-

bezeigungen ihren eigenen Hoheitsrechten und Einnahmen zugefügt würden. Der Neugeadelte in den Städten sollte deshalb nicht von bürgerlichen Lasten gelöst, der Besitzer eines dienstpflichtigen Gutes nicht mit den Freiheiten eines Rittergutes versehen werden. Vergebens drohte der kaiserliche Hof denen mit Strafen, welche seinem Briefadel nicht die erkauften Vorrechte einräumen wollten. Auch wer für stifts- und turnierfähig erklärt war, wurde deshalb in keinen Ritterorden, kein adliges Stift, nicht in alte adlige Landgenossenschaften aufgenommen. Die Stifter nahmen überhaupt keine Adelsbriefe als Beweise adliger Herkunft an, nur Mitglieder aus alten adligen Familien, welche gar keine Briefe besaßen, galten für stiftsfähig. Nur ausnahmsweise gaben diese Körperschaften einer hohen Fürsprache nach. Selbst die Hofämter, Kammerherren, Kammerjunker, Hof- und Jagdjunker, sogar Edelknaben, waren ausschließliches Besitztum des alten Adels. Nie vergaßen die Adelsbriefe, die Tugenden und Verdienste des Neugeadelten und seiner Vorfahren zu rühmen, welche dem Fürsten und gemeinem Wesen geleistet worden wären; aber es war, wie ein eifriger Verteidiger des alten Adels klagt, gar zu bekannt, daß man insgemein nur um „das Macherlohn“ zu adeln pflegte[133].

In den größeren Städten, welche nicht fürstliche Residenzen waren, war die Stellung des Adels verschieden. In Hamburg, Lübeck, Bremen hatte der Adel keine politische Geltung mehr, dagegen lebten in Nürnberg, Frankfurt a. M., Augsburg und Ulm die alten adligen Geschlechter in stolzem Abschluß gegen die übrige Bürgerschaft. Am ärgsten waren die zu Nürnberg, sie hielten es bereits für unehrenhaft, Handel zu treiben. Von den beiden adligen Gesellschaften in Frankfurt a. M. verlangten die im Hause Alten-Limpurg bei jedem Mitglied, welches sich zur Aufnahme meldete, acht Ahnen, und daß es sich der Handlung enthalte, die zweite Gesellschaft auf dem Hause Frauenstein bestand meist aus neugeadelten „vornehmen“ Kaufleuten. In Augsburg war das alte Patriziat gegen den Kaufmannsstand eine wenig nachsichtiger, wer dort ein adliges Kind aus der Geschlechterstube geheiratet hatte, konnte in den adligen Verein aufgenommen werden. Von den übrigen namhaften Handelsstädten waren Prag und Breslau am reichsten mit neugeadelten Kaufleuten versehen. Bitterlich wurde geklagt, daß unter Kaiser Leopold sogar einem Schornsteinfeger, dessen Handwerk damals noch in besonders geringer Ehre stand, für wenig Geld der Adel verliehen sei, und daß man so häufig Krämer finde, welche mit einem kaiserlichen Adelsbriefe in der Tasche ihren Kunden die Heringe in altes Papier packten.

Zu dem Briefadel drängten sich nach dem Dreißigjährigen Kriege außer den Offizieren, denen er oft für ihre Dienste verliehen wurde, zunächst die höheren Beamten und die Mitglieder der städtischen Verwaltung in größeren Städten.

Durch solche Familien, welche an der gelehrten und poetischen Bildung der Zeit teilhatten, kam in diesem und dem nächsten Jahrhundert der Briefadel auch in unsere Literatur. Mehrere Dichter der schlesischen Dichterschulen, ja Leibniz, Wolf, Haller

wurden durch Adelsbriefe, die sie selbst oder ihre Väter erworben hatten, unter die Bevorrechteten ihrer Zeit gestellt. Außer ihnen vorzugsweise reiche Handelsleute.

Noch immer war in Deutschland der Großhändler bei den Standespersonen und beim Volke nicht eben beliebt und durchaus nicht so angesehen, wie die großen Interessen verdienten, die er nicht selten vertrat. Mißtrauen und Abneigung waren uralt, sie stammen vielleicht noch aus der Zeit, wo schlaue Römer unter den einfachen Kindern Tuiskos die fremden Silbermünzen gegen die ersten Erzeugnisse des Landes verhandelten. Das ganze Lehnswesen des Mittelalters beförderte diese Zurücksetzung, nicht weniger der Glaube des Gekreuzigten, welcher die Güter dieser Welt zu verachten befahl und den Reichen so geringe Aussicht auf das Himmelreich gewährte. Seit der Hohenstaufenzeit, seit der Adel sich als bevorrechteter Stand durchgesetzt hatte, bildete sich der Gegensatz zwischen den reichen Erwerbenden der Städte und den begehrenden Kriegern der Landschaft immer stärker aus. Freilich in den Hansestädten des Nordens erzwang sich der kriegerische Kaufmann durch seine bewaffneten Schiffe Furcht und Herrschaft bis in entlegene Länder. Aber selbst die reichen und hochgebildeten Herren zu Nürnberg und Augsburg waren dem Volke kaum weniger unbehaglich als den Fürsten und Edlen, welche raublustig an den Grenzen ihres Gebietes saßen; es waren nicht die Fugger allein, denen von den Reformatoren Wucher und undeutsche Gesinnung schuld gegeben ward. Nach dem Dreißigjährigen Kriege schoß diese Feindschaft in neue Blüte, und es ist leicht zu begreifen, daß der große Kaufmann nicht wenig Veranlassung gab, solche Abneigungen rege zu erhalten. Keine menschliche Tätigkeit bedarf so sehr eines freien Wettbewerbs und ungehinderten Verkehrs als der Handel. Die ganze Richtung der alten Zeit aber war, nach außen abzuschließen und den einzelnen durch Vorrechte zu schützen. Solche Richtung der Zeit mußte die Selbstsucht des Kaufmanns vorzugsweise hart und rücksichtslos machen, sein Bestreben, Monopole zu erwerben, unsinnige Gesetze gegen den Geldzins zu umgehen, gab dem Volke häufig mit Recht die Empfindung, daß der Gewinn des Kaufmanns durch den Druck hervorgebracht sei, den er auf die Verzehrenden ausübte. Diese Empfindung wurde nach dem Dreißigjährigen Kriege besonders lebendig. Während in Holland und England das neuzeitliche Bürgertum vorzugsweise durch großartigen Handelsverkehr erstarkte, war in dem deutschen Binnenhandel — die größeren Seestädte immer ausgenommen — durch die zahllosen Reichsgebiete, die Willkür der Zölle, die Unsicherheit der Geldwährungen und zuletzt durch die Armseligkeit des Volkes eine gesunde Entwicklung verhindert, dagegen Versuchung zu jeder Art von Wuchergeschäften nahegelegt. Die Verschiedenheit der deutschen Münzen und die Gewissenlosigkeit der prägenden Landesherren begünstigten eine endlose Kipperei: gute Münzen mit Vorteil aufkaufen, vollwichtiges Gold beschneiden, leichtes Geld in Umsatz bringen, wurde die gewinnbringendste Tätigkeit. Wie jetzt die Zeitkäufe und der Aktienschacher, so war damals ein großenteils ungesetzlicher Handel mit gemünztem Metall das Leiden der Handelsplätze. Es war nicht auszurotten. Wurde

einmal der Skandal zu groß, dann traten wohl die Landesregierungen unbehilflich dazwischen, aber ihre Gerichte wurden blind gemacht. So war in Frankfurt a. M. das Beschneiden der Dukaten so massenhaft betrieben worden, daß von Wien eine besondere Kommission in die freie Reichsstadt gesandt wurde; Juden waren die Vermittler gewesen, christliche Handelshäuser, darunter mehrere große Firmen, deren Namen noch jetzt bestehen, die Hauptschuldigen. Es kam weiter nichts dabei heraus, als daß die kaiserlichen Kommissare einen großen Teil des unsauberen Gewinnes in ihre Tasche bargen.

Solcher Reichtum, schnell und gegen das Gesetz erworben, hatte, wie noch jetzt, alle Eigenschaften eines unehrlichen Erwerbes; er dauerte selten bis auf die dritte Nachkommenschaft. Er machte die Schuldigen leicht zu Verschwendern und Genußsüchtigen, ihr Hochmut, ihr Mangel an Bildung, ihre Prunksucht wurde den eigenen Mitbürgern besonders auffällig. Solche Menschen waren es vorzugsweise, welche sich Adelsbriefe kauften, und es ist wohl kein Zufall, daß von den zahlreichen Adelsfamilien dieser Art verhältnismäßig viele wieder untergegangen sind.

Ein Neugeadelter aus solchem Kreise behielt in der Firma seinen wirklichen Namen, aber unter seinen Mitbürgern hielt er eifersüchtig auf die Vorrechte des neuen Standes. Gern ließ er sein Wappen in Stein auf die Außenseite des großen Hauses meißeln und reichlich vergolden, aber der Stein verbürgte nicht die lange Dauer des Hausbesitzes. Es erschien z. B. in Breslau auffallend, wie schnell die Häuser auf dem großen Ringe, die damals fast sämtlich dem neuen Briefadel gehörten, ihre Besitzer wechselten. Im Innern des Hauses wurde ein augenfälliger Aufwand zur Schau gestellt, in dieser armseligen Zeit dem Volke doppelt unheimlich. Die Zimmer waren mit kostbaren Tapeten geschmückt, mit fenstergroßen, venezianischen Spiegeln, mit seidenen Spaglieren und Wandteppichen, welche man bei festlicher Gelegenheit an der Wand oder auf besonderem Gestell aufhing, dann wohl wieder abnahm. Die Frauen nähten diamantene Schlösser auf die Schuhe, es wird geklagt, daß sie keine Spitzen tragen wollten, wenn sie nicht von Venedig oder Paris waren und die Elle nicht wenigstens zwanzig Taler kostete, ja es wurde ihnen nachgesagt, daß ihre Nachtgeschirre von Silber wären. Groß war die Zahl ihrer Lakaien, die Karossen wurden reich vergoldet, der Kutscher lenkte vom hohen Bock zuweilen vier Pferde, die dann nebeneinander gespannt waren; aber wenn die glänzende Equipage durch die Straßen rasselte, riefen die Leute doch höhnend, daß „der Topf immer noch nach der ersten Suppe schmecke". Die schönen Pferde konnte der reiche Mann wohl halten, weil er nebenbei einen Pferdehandel trieb, und zu Lakaien wurden die Arbeiter aus dem Geschäft aufgeputzt, Hausknecht, Holzraspler, Handelslehrling, der Page aber, welcher hinter der Dame herging, war wohl gar ein Kind aus der Armenschule. In solchen Häusern herrschte auch die größte Tafelüppigkeit jener Zeit. Der geladene Gast wurde mit einer Förmlichkeit empfangen, welche damals Kennzeichen des Gebildeten war, der Wirt ging ihm bis an die Treppe, dem Vornehmsten bis an die Haustür entgegen; weitschweifig waren die



Nächtliche Unterhaltungen. 1613. (Kupferstich von P. Iselburg nach G. Weyer.)



Mahlzeit in einem vornehmen Hause. 17. Jahrhundert.
(Kupferstich aus: Trincier (Tranchier) Büchlein. Nürnberg [um 1650].)

artigen Verhandlungen über den Vortritt oder über den höhern Platz bei Tische, und doch wurde der größte Wert darauf gelegt, dabei nicht zu niedrig geschätzt zu werden. Sobald man sich zur Tafel setzte, wurde der Schenktisch geöffnet, auf dem eine Masse des kostbarsten Silberwerks glänzte. Die Schüsseln mußten groß sein, ebenso umfangreich die Gerichte, außer Verhältnis zu der Zahl der Geladenen, das Teuerste wurde mit einer Findigkeit herbeigesucht, die uns noch jetzt befremdet: mächtige Pasteten mit verschiedenem Geflügel gefüllt, Haselhühner, Hechtleber, welscher Salat. Die Fasanen und Rebhühner wurden kaponiert und gemästet, das Paar davon bis zu einem Dukaten bezahlt. Man fand greulich, daß diese Verschwender neue Heringe mit einem Gulden erkauften, das Hundert Austern mit acht bis zehn Talern. Dazu kamen die kostbarsten Weine des 17. Jahrhunderts: Tokaier, Canarisekt, Marzenin, Frontignac, Muskat, zuletzt gar Wein vom Libanon; zum Nachtisch war nicht mehr Marzipan, sondern Zitronat die modische Ergötzlichkeit. Die Frauen saßen stumm und geziert. Ihre Hauptsorge war, so klagte man, schon bei der Wahl des Gatten, ob ihr künftiger Eheliebster vornehm sei, damit sie bei Begräbnissen desto näher hinter der Leiche her treten und bei Hochzeiten obenan sitzen könnten. Bei solchen Gelegenheiten fehlte wenig, daß sie nicht mit Ohrfeigen um den Vortritt fochten. So weit ging die Adelsucht dieser Kreise, daß sich der für bedeutend besser hielt, dessen neuer Adelsbrief nur zehn Jahre früher ausgestellt war als der eines anderen; auch diese Stadtedelleute schätzten den ganz neu Geadelten keineswegs für ihresgleichen. Wer frisch geadelt war, wurde nur „wohledel" genannt; wer einige Zeit in Besitz seines Briefes war, ließ sich „hoch- und edelgeborne Gestrengigkeit" nennen. Alles wurde angewendet, um noch außerdem eine Stadtwürde oder irgendeinen Titel zu erlangen.

Mit den unreifen Söhnen solcher Familien wurden häufig auch die militärischen Würden der Städte besetzt; dann lief ein Wicht, der niemals ein Schlachtfeld gesehen hatte, mit einem Stabe, der dick mit Silber beschlagen war, bewaffnete Leibschützen hinter sich, bei Tage von Tor zu Tor, um sich den Leuten zu zeigen und die Ehrenerweisung der Wache in Empfang zu nehmen.

Nur eins wurde von ihm verlangt, er mußte mit dem Degen umgehen können, denn Duelle gehörten zum Wesen des Edelmanns. Und es war gut für ihn, wenn er wenigstens einmal durch ein „Cartell" in Anspruch genommen war. Dann ritt er mit seinem Sekundanten auf das nächste Dorf, zog hinter einem Zaun die Reitstiefeln aus, leichte Fechtschuhe an, steckte die langen gekräuselten Haare unter die Nachthaube, entblößte den Oberleib bis auf das Hemde und mußte eine von den Schlagklingen wählen, welche ihm dargeboten wurden. Man focht in Gängen auf Hieb und Stoß, auf das glücklich abgemachte Duell folgte unfehlbar ein Versöhnungsgelage. Mit vollbrachten Heldentaten wurde gern geprahlt.

So etwa sahen die Pfeffersäcke aus, welche vom groben Landadel auch Heringsnasen genannt wurden. Ein ganz anderer Schlag Leute war die Masse des Landadels.

Nürnberger Schauküche. 17./18. Jahrhundert.
(Nach einem Gemälde im Germanischen National-Museum, Nürnberg.)

IV S. 272



Diese Familien saßen vor zweihundert Jahren noch zahlreicher als jetzt in den Dörfern. Außer den Rittersitzen waren auch Häuser des Dorfes und kleine Ackerwirtschaften in ihren Händen; zuweilen hatte ein Geschlecht so stark gewuchert, daß in der Nähe eines alten Stammsitzes viele Dörfer mit Geschlechtsgenossen besetzt waren; noch häufiger saßen in einem Dorfe Familien von verschiedenen Geschlechtern durcheinander, in jedem Grade von Ansehen und Würdigkeit. Noch im 19. Jahrhundert hat es mäßige Dörfer gegeben, welche zehn, zwölf und mehr Rittersitze umschlossen; an solchen Ortschaften hatte jeder der kleinen Gebieter die Herrschaft über wenige elende Dorfleute und ritterliche Herrenrechte an einem Teile der Flur, die ärmsten aber wohnten ohne Grundrecht, zuweilen nur zur Miete. So war es fast in allen Landschaften Deutschlands, am meisten östlich der Elbe auf dem ehemaligen besiedelten Slawengrunde, aber auch in Franken, Schwaben und Thüringen. Viele Junker unterschieden sich von den anderen Landleuten nur durch ihre Ansprüche und durch ihre Verachtung der Feldarbeit. Sie waren schon vor dem Kriege in der Mehrzahl verarmt gewesen, der spätere Friede fand sie in noch schlechterem Glück. Das Eisen und die Seuchen hatten auch unter ihnen aufgeräumt, die Überlebenden waren nicht besser geworden. Die Stärkeren hatten sich als Soldaten und Parteigänger im Kriege versucht, zuweilen wenig verschieden von Straßenräubern. Die erworbene Beute hatten sie noch im Kriege wieder in einem kleinen Gute angelegt, auf dem sie friedlos und lauernd saßen. Solche Glückliche erhielten häufigen Zuspruch von alten Spießgesellen und wagten dann wohl vom Gute aus einen Ritt auf eigene Hand, bei dem es ohne Blut nicht abging[134]. Nach dem Kriege hörten sie zwar auf, Raub zu wagen und zu gestatten, aber auch den nächsten Geschlechterfolgen blieb die Verwilderung, das Bedürfnis nach Aufregung, das unruhige Umherreiten, die Neigung zu wüstem Trunk und Händeln. Sie bildeten zusammen eine große Genossenschaft, die trotz endloser Raufereien doch fest zusammenhielt wie eine verfilzte Pflanzendecke auf Sumpfgrund, und dieser Familienzusammenhang wurde für die Besseren unter ihnen eine unendliche Plage, ein Unglück des ganzen Standes, der mehr als ein anderer Übelstand die Bildung und den Wohlstand der ritterlichen Grundbesitzer in dem nächsten Jahrhundert zurückhielt. Denn auch solchen, welche nicht ganz ohne Mittel waren, verging das Leben wie in einem Bann, von dem sie sich schwer lösen konnten.

Reiten, Tanzen und Fechten lernten die Söhne eines solchen Landbesitzers von mäßigem Wohlstand in der Verwandtschaft, vielleicht die ersten Anfänge des Latein bei einem armen Kandidaten; dann dienten sie wohl, wenn der Vater Verbindungen hatte, bei einem kleinen Hofe oder vornehmen Edelmann als Pagen, dort lernten sie etwas von den guten Lebensformen, sicherer die Schwächen und Laster der Vornehmen kennen. Hatten sie einige Jahre in adligem Dienst ausgehalten, so wurden sie wohl nach altem Herkommen von ihrem Herrn wehrhaft gemacht und mit einem gnädigen Backenstreich als Junker entlassen. Dann kehrten sie auf das väterliche Gut zurück, oder die Eltern verkauften, was sie entbehren konnten, um

ihnen eine rittermäßige Ausstattung zu verschaffen oder sie als Anwärter auf eine niedere Offizierstelle zum kaiserlichen Heer zu senden. Nur wenigen glückte es in den ruhmlosen Kriegen jener Zeit; die meisten kehrten nach einigen Feldzügen, verdorben, arm an Ehren und Beute, in die Heimat zurück, mit den Geschwistern das Vatererbe zu teilen. Bald unterschieden sie sich wenig von den Vettern, die in der Heimat zurückgeblieben waren.

Der Gutsherr hauste in einem Gebäude von Fachwerk mit Stroh oder Schindeln gedeckt — es sind uns gelegentliche Beschreibungen und Abbildungen in genügender Zahl erhalten —, über das Dach lehnte die große Feuerleiter, die Vorder- und Hintertür des Flurs war mit hölzernen Sperrbalken zum nächtlichen Verschluß versehen; im Unterstock lag die große Stube, in der Nähe die weite Küche, zugleich ein warmer Aufenthalt für die Dienenden, neben der Stube ein gemauertes Gewölbe, mit Eisengittern am Fenster und womöglich mit eisernen Türen gegen Diebe und Feuersgefahr, dort wurde aufbewahrt, was der Gutsherr von wertvoller Habe besaß; war einmal eine Summe Geldes darin verschlossen, so wurde gern ein besonderer Wächter vor das Haus gesetzt. Über diesem Gewölbe lag im Oberstock die Schlafstube des Hausherrn, dort stand das Ehebett, auch dort war in der Wand oder in den Dielen ein verborgenes Behältnis, worin einiges Silbergerät und der Schmuck der Frauen aufbewahrt wurde. Die Kinder, der Hauslehrer und die Ausgeberin schliefen wohl noch in Gitterverschlägen, welche nicht heizbar waren. Zuweilen war an den Oberstock eine hölzerne Galerie angebaut, das „Lustgänglein“, dort wurde Wäsche getrocknet, der Hof beobachtet, Frauenarbeit getan. Das Haus stand unter besonderer Aufsicht eines alten Reisigen, oder eines armen Vetters, der als Wächter innerhalb schlief; im Hofe und um das Haus liefen zur Nachtzeit wilde Hunde, welche auf Bettler und fremde Fußläufer besonders abgerichtet wurden. Alle diese Vorsichtsmaßregeln vermochten aber die Einbrüche bewaffneter Banden nicht ganz zu verhindern. — Selbst ein mäßiges Rittergut war ein freudearmer Besitz. Die Mehrzahl der Gutsherren war tief verschuldet, unförmliche Rechtshändel, oft noch von dem Kriege her, schwebten um Schornstein und Grenzhügel. Die Wirtschaft bewegte sich kümmerlich unter der Aufsicht eines armen Vetters oder eines unsicheren Verwalters, die Hofgebäude waren schlecht und zerfallen, es fehlte an Geld, sie neu zu bauen, oft auch an gutem Holz. Denn die Wälder hatten sehr durch den Krieg gelitten; wo Gelegenheit zum Verkauf war, hatten die fremden Befehlshaber große Forsten niedergeschlagen und verhandelt; in der Nähe befestigter Orte waren die Stämme zu Festungsarbeiten verwandt, welche damals ungeheure Holzmassen erforderten, nach dem Frieden war wieder vieles zum notdürftigen Aufbau der Dörfer und Vorstädte gefällt worden. Auch die Ackerwirtschaft bot geringen Ertrag. Zur völligen Bestellung fehlten nicht nur Gespanne, weit länger die Menschenhände der fronenden Dorfleute, auch waren die Getreidepreise nach dem Kriege im Durchschnitt so niedrig, daß kaum das Verfahren der Frucht lohnte; so blieb der Viehstand unvollständig; neue Kapitalien waren noch schwer zu er-

halten. Denn das Geld war teuer, und die Hypotheken auf adligen Gütern galten für keine vorteilhafte Anlage. Zwar gaben sie einige Realsicherheit, aber schon die Zinsen wurden zu oft unregelmäßig berichtigt, und vollends das gekündigte Kapital konnte nicht leicht zurückgezahlt werden, die Erwerbung des verpfändeten Gutes durch den Gläubiger aber war — bei sehr verschiedener Gesetzgebung — nur in einzelnen Fällen nach umständlichem Verfahren möglich, sie wurde zuweilen gefährlich, denn den neuen Erwerber bedrohten die Freunde und Nachbarn des Schuldners mit ihrem Haß. In den östlichen Grenzländern suchten sich zuletzt mißvergnügte Gläubiger dadurch zu helfen, daß sie ihre Schuldscheine an polnische Adlige verkauften. Diese verschafften sich das Geld, indem sie vergeltende Gewaltmaßregeln gegen Reisende aus der Landschaft des Schuldners gebrauchten und dem ersten besten die Summe abnahmen. Das war schon vor dem großen Kriege geschehen, und wiederholte Verbote beweisen, wie sehr der Verkehr unter solchen Gewalttaten litt[135]. Durch solche Leiden kam auch ein verständiger Grundbesitzer leicht in verzweifelte Lage. Eine Mißernte, ein Viehsterben mochten ihn wahrscheinlich zugrunde richten. Aber was das Hauptleiden war, eine große Menge hatte nicht den mäßigen Sinn, sich dauernd um die Wirtschaft zu kümmern und die Ausgaben nach den sicheren Einnahmen des Gutes zu beschränken. So gedieh den wenigsten ihr Leben. Die Mehrzahl erhielt sich unter häufigen Verlegenheiten, Rechtsstreitigkeiten und ewigen Schulden; auch von denen, welche mit besserer Hoffnung ihre Güter übernommen hatten, wurden manche zuletzt, was eine große Zahl ihrer Standesgenossen war, Mitglieder der großen Innung, welche das Volk Krippenreiter, Wurstreiter, Matzraufer, Schlackenläufer, Misthammel schalt.

Solche Verarmte ritten in „Koppeln" von Hof zu Hof, als lästige Schmarotzer fielen sie in der Nachbarschaft ein, wo auf einem Gut ein Fest gefeiert wurde, wo sie Vorräte in Küche und Keller witterten. Wehe dem neuen Bekannten, den sie am dritten Orte kennengelernt hatten; sie waren sogleich bei der Hand, ihn auf einen oder acht Tage zu begleiten. Wo sie eingefallen waren, kostete es die größte Mühe, sie fortzubringen. In ihrem Umgange nicht wählerisch, tranken und rauften sie sich wohl mit den Bauern in der Schenke, sie erwiesen in der Trunkenheit auch einem Bürger mit gefülltem Beutel die Ehre, ihn in ihre Brüderschaft aufzunehmen, dann wurde unter zerschlagenen Gläsern und Flaschen auf den Knien die Brüderschaft geschlossen, Leib und Seele zu ewiger Treue verschworen und gemeinschaftlich der für den ärgsten Schurken erklärt, der nicht unverbrüchliche Freundschaft halten würde. Solche Brüderschaft schützte allerdings nicht vor einer großen Schlägerei in der nächsten Stunde. Aber wie gemein sie sich bei solcher Gelegenheit machten, nie vergaßen sie, daß sie „uralte, wilde Edelleute" waren. Der Bürger oder wer vom Kaiser einen Adelsbrief hatte, konnte zwar ihr Bruder werden, diese Vertraulichkeit brachte der Lauf der Welt mit sich, aber die Anreden der Familiengenossenschaft, „Oheim" und „Vetter", erhielt er nicht, auch wenn er durch Heirat mit ihnen verschwägert war; in ihre „Freundschaft" wurde nur aufgenommen, wer

von altem Geschlechte war. Ihre Kinder gingen in Lumpen, ihre Frauen sammelten zuweilen Lebensmittel bei den Verwandten ein, sie selbst trabten auf zottigen Pferden in alten Regenröcken über die Stoppel, wohl gar statt der zweiten Pistole ein geschnitztes Holz in den alten Holftern. Ihre Niederlage hatten sie in Dorfschenken; wenn sie einmal nach der Stadt kamen, lagen sie in den schlechtesten Herbergen, ihre Sprache war roh, voll Stallausdrücke und Flüche; von den Gebräuchen der Gauner war ihnen Bedenkliches in Rede und Gewohnheiten übergegangen, sie rochen mehr nach ihrem „Finckeljochem", als für andere angenehm war; sie selbst waren Lumpe, bei aller Rauffsucht ohne festen Mut, sie wurden allgemein für eine Landplage gehalten und von solchen, welche etwas zu verlieren hatten, mit Schmeißfliegen verglichen; mehr als einmal wurden sie von den Landesherren, sogar vom Kaiserhofe durch scharfe Verordnungen verfolgt[136], aber sie waren bei alledem hochmütige, durchaus aristokratisch gesinnte Gesellen. Ihr Stammbaum, ihr Wappen, ihr Familienzusammenhang war ihnen das Höchste auf Erden. Unendlich war Haß und Verachtung, womit sie auf den reichen Städter sahen, sie waren immer bereit, mit einem Neugeadelten Händel anzufangen, wenn er ihnen nicht vollen Titel gab oder sich gar anmaßte, ein Wappen zu führen, welches dem ihrigen ähnlich war.

Mit diesen Gesellen und ihrem Verkehr soll die folgende Mitteilung näher bekannt machen. Sie führt in eine Ecke des deutschen Landes, wo die Krippenreiterei besonders arg war, an das rechte Oderufer Schlesiens. Dort riß nach einem alten Volksscherz dem Teufel der Sack, als er in der Luft eine Anzahl Krippenreiter fortschaffen wollte, und er hat den ganzen Plunder auf diese Landecke ausgeschüttet.

Die folgende Schilderung ist aus der Erzählung: Der Edelmann, genommen, welche der Schlesier Paul Winckler, politischer Unterhändler und Rat des Großen Kurfürsten zu Breslau, wenige Jahre vor seinem Tode (er starb 1676) verfaßte. Die Erzählung wurde erst nach seinem Tode in zwei Auflagen (zuletzt Nürnberg, 1697, 8.) gedruckt. Kunst und Erfindung darin sind nicht bedeutend, aber gerade deshalb wird sie hier brauchbar. Winckler war ein gebildeter, welterfahrener Mann, ein angesehener Rechtsgelehrter, durch seine zahlreichen Reisen und Verbindungen und durch genaue Bekanntschaft mit den Verhältnissen des deutschen Landbesitzes vorzugsweise befähigt, ein sicheres Urteil abzugeben. Dazu besaß er Eigenschaften, welche dem Schlesier nicht selten sind: er wußte sich leicht in die Welt zu schicken, war ein lustiger Gesellschafter, beobachtete unbefangen und verstand lebendig zu erzählen. Daß er Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft war, hat wahrscheinlich dazu beigetragen, seine Teilnahme an der deutschen Literatur rege zu erhalten und ihn selbst zu anspruchsloser Schriftstellerei zu ermutigen, aber der kluge Mann sah doch mit einiger Verachtung auf die pedantische Sprachreinigungssucht, womit Genossen seines Ordens der deutschen Dichtkunst aufzuhelfen versuchten. „Sie sitzen hinter der Küche des Parnaß und sättigen

sich am Geruch des Bratens.“ Als er seine Erzählung schrieb, etwa fünfzig Jahre alt, durch die Gicht an sein Zimmer gefesselt, war seine Absicht, in einem Bilde zu zeigen, wie ein gerechter Edelmann sein solle. Denn es war sein Schicksal gewesen, das ganze Leben hindurch in geschäftlicher Verbindung und persönlichem Verkehr mit dem Adel verschiedener Landschaften zu stehen, seine eigene Frau war aus dem Geschlecht des Dichters von Logau, wie er selbst ein Schwestersohn des Andreas Gryphius. Zuverlässig war durch manche eigene Erfahrung sein Blick für die Lächerlichkeiten der Bevorrechteten besonders geschärft, aber er war doch ein Sohn seiner Zeit und bewahrte im Herzen eine tiefe Achtung vor echt adligem Wesen. Seine Erzählung ist deshalb durchaus keine Satire, wie sie wohl genannt worden ist, und die Schilderungen, welche hier mitgeteilt werden, machen den Eindruck besonders genauer Porträts. Freilich ist ihm begegnet, was auch neue Erzähler mit moralischen Absichten hindert, er hat recht anschaulich geschildert, wie Edelleute nicht sein sollen, für seine guten Gestalten fehlten ihm scharfe Umrisse und Farben, ja, sie werden langweilig, weil er dieselben Bildung und Grundsätze in langen Unterredungen an den Tag bringen läßt. Seine Erzählung ist mit den Romanen des Simplicissimus verglichen worden. Schöpferische Kraft, Phantasie, Reichtum an Einzelzügen sind bei dem Schlesier unvergleichlich geringer. Aber mit der größeren Dichterbegabung ist bei Grimmelshausen zuweilen eine Neigung zum Seltsamen und Phantastischen verbunden, welche an das Verfahren der Romantiker erinnert und das Dargestellte nicht durchweg als ein treues Bild der Zeit erscheinen läßt. Davon hat der Schlesier allerdings nichts, er erzählt lebendig und mit innerer Freiheit, was er etwa selbst geschaut hat, nicht vieles, nichts besonderes, glatt und geradezu.

Der Verlauf der Erzählung ist sehr einfach. Ein reicher junger Holländer — die Holländer nahmen damals in deutscher Gesellschaft ungefähr dieselbe Stellung ein, welche noch vor kurzem auch an deutschen Höfen den Engländern gegönnt wurde, die Zugehörigkeit zu ihrem Volkstum galt fast soviel als ein Adelsbrief — kommt nach Breslau (Belissa), wird Zeuge eines Duells zwischen einem Neugeadelten und einem Landjunker, läßt sich von seinem Gastwirt das Landleben schildern, besucht das Haus eines verschwenderischen Pfeffersackes, wird von einem jungen Herrn v. K., einem Bekannten aus früherer Zeit, auf ein Landgut geladen, lernt nahe dabei die Krippenreiter aus eigener Anschauung kennen, hört einen Bericht der Abenteuer, welche ein Schlesier als englischer Offizier durchgemacht, und verbringt die übrige Zeit seines Landbesuches mit würdigen, aber sehr breiten Gesprächen, in welche der Verfasser viel von seinen Ansichten und seiner Gelehrsamkeit eingepackt hat: über die Bildung des Soldaten, über Berufs- und Geburtsadel, über die politische Lage, über die Bildungszustände der Alten im Vergleich zur Gegenwart usw. Bei der Rückkehr nach Breslau erfährt der Holländer, daß jener reiche Kaufmann, der ihn im Anfange zur Tafel geladen, bankbrüchig geworden und sich heimlich entfernt habe, das Leben desselben wird erzählt, der Held verläßt

Breslau. — So enthält die ganze lange Erzählung nur etwa fünf Schilderungen, welche hier anziehend erscheinen, zwei derselben werden mitgeteilt. Einzelne rohe Ausdrücke sind gemildert, weniges ist gekürzt, die Sprache nur soviel als unumgänglich nötig schien, unserm Deutsch genähert. Zuerst erzählt der Gastwirt, wie er als Sohn eines Schneiders studiert, dann eine wohlhabende Kretschmerin — Schenkwirtin — geheiratet und nach ihrem Tode, in dem unglücklichen Bestreben, groß zu tun, einen Adelsbrief gekauft habe, um sich auf dem Lande niederzulassen. Dann fährt er also fort:

„Ein nicht gar zu getreuer Freund gab mir einen Anschlag auf die Landecke, wo zwar die adligen Rittersitze in niedrigem Preise, dabei aber auch von geringem Einkommen sind; zwar widerriet mir dies ein anderer guter Freund und wies mir nach, was ich für Überlast und Widerwärtigkeit von den benachbarten Krippenreitern haben würde, ich ließ mich das aber nicht anfechten, weil ich mich ihnen mit dem Degen genugsam gewachsen wußte, und schlug die gute Warnung leicht aus dem Sinne. Kurz, ich kaufte ein Gut für 6000 Taler, ward aber bald gewahr, daß ich unter den Blitz geraten, als ich dem Donner entwichen, und daß mein guter Freund mit seiner Prophezeiung sehr nahe ans Ziel geschossen hatte. Denn als ich mich kaum halb und halb eingerichtet, war ein Junker Vogelbach der erste, der mich nebst ein paar seinesgleichen ‚umstieß‘, wie sie es nannten. Er war auf etwa eine halbe Meile mein Nachbar; nicht daß er damals oder jetzt ein eigenes Gut gehabt hätte, sondern er saß nur auf einer Bauerwirtschaft zur Miete, die etwa einige hundert Reichstaler wert war, und brachte, wie andere seinesgleichen, das Leben mit Krippenreiterei zu. Wie er sein Weib und Kind aushält, weiß ich nicht, nur daß ich die Frau öfter mit einem Karren und ein paar abgerissenen Kindern bei den vermögenden Edelleuten auf der Garte gesehen habe, wie sie Getreide, Brot, Käse, Butter und dergleichen einsammelte. Solche Bettelschatzungen forderte sie denn auch insgemein monatlich einmal bei mir ein. Dieser Vogelbach nun war, wie gedacht, der erste, der mir nebst ein paar seinesgleichen ‚den Tisch zu rücken‘ einsprach. Sie verhielten sich das erste und zweite Mal noch ziemlich bescheiden, wohingegen auch ich ihnen vorsetzte, was das Haus vermochte. Dies aber wurde ihrer Meinung nach durch die Ehre der adligen Brüderschaft, welche sie mit mir schlossen, überflüssig ausgeglichen, bis endlich die Stänkerei in ihrem groben Gehirne unmöglich länger eingesperrt bleiben konnte. ‚Es gilt dir, Bruder Kretschmer‘, fing er einmal an, als er sich den ganzen Tag über die Nase mit Bier und Branntwein begossen hatte. Doch aber gesegnete ich ihm diese Worte mit einer unversehenen Ohrfeige dergestalt, daß der gute Kerl mit dem Sessel bis mitten in die Stube über den Haufen flog. Mein Reitknecht, ein baumstarker Mensch, der vormals Soldat gewesen, und den ich zumeist als Schutzgeist in dergleichen Nöten aufgenommen hatte, kriegte, als er dies sahe, den andern Junker W. bei dem Kragen, daß er sich nicht rühren konnte. ‚Was,‘ sagte er, ‚ihr Halunken, ist es nicht genug, daß man euch, so oft ihr kommt, den hungrigen Leib füllt und eure magern

Mähren ausfüttert? Wollt ihr meinem Herrn dieses Deo gratias geben? Dieser und jener hole mich, wo sich einer regt, so will ich ihm den Junkerrock so verbrämen, daß man die blauen Posamenten sechs Wochen auf dem bloßen Rücken sehen soll.' ‚Wir haben nichts mit diesen Händeln zu tun,' antworteten die zwei, ‚hat Bruder Vogelbach etwas angefangen, so wird er solches als ein rechtschaffener Kavalier auch auszuführen wissen.' Dieser hatte sich unterdes wieder aufgerafft und wollte zum Degen greifen. ‚Laß deine elende Blutpeitsche stecken,' sagte ich, ‚oder ich will dir, sofern du noch nicht völliges Maß hast, mit dem abgebrochenen Schemelbein dies gewiß dazu setzen.' Damit hielt er den Mund und ging mit blaugefärbten Augen nebst seinen ritterlichen Kumpanen auf und davon. Sie setzten sich zu Pferde und ritten zum Tore hinaus. Sobald sich aber diese drei für sicher hielten, ging erst recht das Schmähen an; hundertmal schalten sie mich einen Kretschmerknecht, der eine bemühte sich, die Pistolen loszubrennen, konnte es aber nicht dazu bringen, ohne Zweifel weil weder Hahn noch Rad am Schlosse war. Endlich merkten sie, daß ich ihnen mit einem halben Dutzend Bauern auf den Hals kommen wollte. Deshalb machten sie sich eilends auf und davon und schickten mir etwa vierzehn Tage danach alle drei zugleich ein Schlagkartell zu, in der Meinung, ich würde nimmermehr das Herz haben, mich mit ihnen im freien Felde herum zu hauen, worin sie sich aber sehr betrogen fanden.

Da ich jedoch mich besorgte, es möchte mir der ganze Schwarm der herumwohnenden Krippenreiter über den Hals kommen und gemeinsam Kopfnüsse geben, so nahm ich ein halbes Dutzend von den Reitern, die damals im Lande lagen, zu mir und gab dem Vogelbach im ersten Gange eine so tüchtige Schmarre über die Achsel, daß er den Degen fallen ließ und die Faust nicht mehr gebrauchen konnte. Darüber verlor W. alsbald den Mut so weit, daß er im zweiten Gange Frieden machte. Keiner hielt sich besser als Junker Michael v. S., den ich vorher für den Verzagtesten angesehen hatte. Er hieb gut genug um sich, bis endlich dieser dreifache Zweikampf so endete, daß sich die beiden andern mit uns verglichen, Vogelbach sich aber noch ein paar Gänge zu Pferde vorbehielt, sobald ihm der Arm geheilt sein würde, was er jedoch bis zum heutigen Tage unausgeführt gelassen hat.

So bekam ich Ruhe, zwar nicht vor dem Zulauf der Krippenreiter, an denen es niemals mangelte, wohl aber vor ihren Händeln; doch bald wurde mir eine viel größere und kostbarere Ungelegenheit. Mein Verkäufer hatte mich nicht nur beim Verkauf selbst ziemlich geschnellt, sondern mir auch einen bedeutenden wiederkäuflichen Zins verschwiegen, außerdem bei weitem nicht alles gewährt, was in dem Inventarienzettel aufgesetzt war. So mußte ich ihn notwendig vor der Landesregierung verklagen und mich dazu eines Advokaten bedienen. Hier dauerte es nun sehr lange, bevor ich meinen Gegner, der eine Ausflucht nach der andern ersann, festhalten konnte, und mir schien auch, als wenn man bei der Regierung wenig Lust hätte, mir zu helfen. Mein Advokat, der am besten wußte, wo es fehlte, gab mir den Rat, den Herrn Kanzler zu gewinnen. Ich merkte leicht, wohin er zielte,

und schickte diesem anfangs ein in Polen erkauftes Wildschwein nebst ein paar Tonnen Butter in die Küche, welche auch das Rad der Gerechtigkeit so weit aus dem Sumpf hoben, daß ein Befehl an meinen Gegner abging, seine Einwendungen in einer festgesetzten Frist beizubringen. Damit mußte ich vorerst zufrieden sein, ich ward aber bald inne, daß noch vor Ablauf der Frist das Wildbret mit der Butter verzehrt war, ich hörte von keiner Vorladung und von keinem Gegenbericht. Daher verdoppelte ich meinen Einsatz, und weil die Frau Kanzlerin erinnerte, die Butter habe ihrem Herrn so wohl geschmeckt, daß er seit der Zeit keine andere genießen wolle, mußte ich wieder ein paar Tonnen nebst einem Malter Hafer und einem schönen Rehbock denselben Weg gehen lassen. Darauf kam zwar bald ein neuer Befehl, mein Gegenpart war aber so lange nicht zu sehen, bis endlich noch ein Malter Korn nachflog. Dieser brachte es zwar zum Termin, förderte die Sache aber nur so weit, daß dem Gegner das Klagelibell vorgetragen und anbefohlen wurde, innerhalb einer doppelten sächsischen Frist zu exzipieren. Diese Frist zog sich mit der Replik und Duplik, und bevor man in der Sache zum Schluß kam, bis über zwei Jahre hinaus. Weil aber unterdes dem Herrn Kanzler alles Geschenkte besser schmeckte als was er kaufte, mußte ihm bald dies, bald jenes zugeschickt werden. So wußte er ein Paar schöne gezogene Stutzen bei mir, die er sich auf folgende Art herausbrachte. Er kam unvermutet selbst zu mir und tat, als ob er genötigt wäre, um ein freundliches Nachtlager anzusprechen. Ich mußte mir dies für eine besondere Ehre schätzen und bewirtete ihn, so gut ich konnte. Unterdes besah er meine Gewehre, lobte die Stutzen und gab vor, daß er ein besonders großer Freund von dergleichen Sachen wäre; ich möchte sie ihm entweder gegen bare Zahlung überlassen, wenn sie mir feil wären, oder ihm ein Paar von derselben Art bestellen. Daraus konnte ich bald merken, wohin er zielte, und mußte in den sauren Apfel beißen und nicht nur dieses Paar Stutzen, sondern etliche Monate darauf noch ein schönes silbernes Uhrlein, das er zufällig an der Wand gesehen hatte, in Hoffnung eines guten Bescheides hingeben. ‚Das ist ein schöner Groschen, womit man einen Taler gewinnen kann', sagte mein Advokat; ‚selten fällt in einen offenen Beutel ein schlimmes Urteil; der Beutel eines Prozessierenden muß mit Spinneweben zugeschnürt sein, gerade wie bei den Verliebten. Und da man mit einer goldenen Lanze auch den Stärksten aus dem Sattel heben kann, wird wohl alles gut werden, wenn sich der Herr noch zuletzt einmal überwinden kann zu geben.' Kurz, auch eine vier Mark schwere vergoldete silberne Flasche ging dem andern nach. Und doch fand ich zuletzt dort einen Esel, wo ich eine Krone gesucht hatte. Das Ende war die Sentenz, nächstens solle eine Kommission niedergesetzt werden, um zu versuchen, ob wir in Güte miteinander verglichen und die hochlöbliche Regierung fortan dieses langen, verdrießlichen Prozesses überhoben werden könne. Wie sehr mir dies zu Herzen ging, ist leicht zu erachten; ich verfluchte die Stunde, in der ich an das Landleben gedacht hatte, und verglich mich mit meinem Gegner, ehe noch die Kommission angesetzt war. Für 1600 Taler, die

ich mit allem Recht von ihm zu fordern hatte, nahm ich 500 und bekam damit kaum die aufgewandten Unkosten zurück. Dabei bekannte er mir denn aufrichtig, daß ihm an dergleichen Bestechung auch nicht weniger als 300 Taler darauf gegangen wären. So wäre der beste Weg gewesen, wenn man sich gleich anfangs vertragen hätte.

Unterdes hatte ich mich mit einem Hauskreuz belästigt, das mir viel mehr in die Seele schnitt als dieser Prozeß. Bald nach dem Kauf des Gutes hatte ich mich in ein altadliges Geschlecht der Nachbarschaft verheiratet, und das bekam mir so wohl wie dem Esel der Eistanz. Im Anfang zwar hatte ich geringe Neigung dazu, ich war gewillt, guter Leute Kind aus der Stadt mit etlichen tausend Talern zu nehmen, und dadurch meine Wirtschaft um ein Bedeutendes zu verbessern. Aber der falsche Freund, der mich zu dem Kauf überredet, riet mir keine andere als von gutem altem Adel, und zwar aus der Nachbarschaft, zu nehmen. ‚Zunächst‘, sprach er, ‚ist sehr ungewiß, ob der Herr in Breslau eine reiche Partie antrifft, obgleich er sich darauf hat adeln lassen. Ferner haben dergleichen Stadtdamen so viel Kenntnis von der Landwirtschaft, daß sie nicht einmal wissen, was Kuh oder Ochse, was Käse oder Quark sei. Die Wirtschaft des Herrn aber erfordert eine Wirtin, die von Jugend auf dabei gewesen ist; auch ist solche Heirat das einzige Mittel, seine Kinder mit der Zeit zu rechtschaffenen Landedelleuten zu machen.‘ Zu diesem Ende schlug er mir eine Dame der Nachbarschaft vor und erbot sich, selbst den Freiwerber abzugeben. ‚Sie ist schön, eine gute Wirtin, von guten Mitteln und altem Hause, das alles wird der Herr unmöglich in der Stadt beisammen finden.‘ Als ich ihn hierauf fragte, wie hoch sich ihre Mittel beliefen, schnitt er von 2000 Talern auf. Zwar zweifelte ich schon damals daran, weil dies auf dem Lande ein so großes Heiratsgut ist, daß auch wohl Freiherren danach schnappen; doch ließ ich mich endlich bereden, weil die Dame nicht übel gebildet war und der neue Adel mir alle gesunde Vernunft aus dem Hirn geschafft hatte. Bald fand ich, daß die vorgegebenen 2000 Taler bis auf 400 schwanden, die noch dazu in einem zweifelhaften Prozeß schwebten, der kaum soviel austragen konnte als die darauf zu wendenden Unkosten betrugen oder als mich ein standesgemäßes Beilager kosten würde. Demungeachtet hatte ich im Anfang Liebe zu ihrer guten Gestalt und schlug mir alles aus dem Sinn. Da sie mir aber so gar nichts an Schmuck, Kleidern und anderm Frauengeschmeide zugebracht, fragte ich einst meine Frau Schwiegermutter, wo denn die Kettchen, Ringe und die paar taffetnen Röcklein wären, mit denen ich doch meine Liebste bekleidet gefunden hätte, als ich um sie warb. Sie aber gab mir mit höhnischem Gelächter zur Antwort, wenn ich sie auch nur im bloßen Hemde bekommen hätte, sollte ich dennoch damit zufrieden sein und mich begnügen, daß sie so weit von ihrem adligen Geschlecht herabgestiegen sei und mir ihr Kind gegeben hätte; sie werde noch Ungelegenheit genug haben, diesen Schimpf bei ihrer Freundschaft abzuwischen, welche die Heirat durchaus nicht hätte zugeben wollen. Was aber Kleider und Schmuck anbelange, so müßte ich wissen, daß sie noch mit mehr Töchtern versehen

sei und auch diese zu bedenken hätte. Auch sei es in der Gegend Gebrauch, mit einem Kleide und Aufputz zwei bis drei Töchter zugleich zu versorgen; wenn eine von ihnen geputzt wäre, müßte die andere unterdes der Wirtschaft obliegen, oder wenn Gäste kämen, sich krank stellen und im Bette gedulden, bis die Woche oder Reihe auch an sie käme. Damit mußte ich zufrieden sein und meine Liebste, wollte ich sie nicht mir zum Schimpf gehen lassen, mit vollständiger adliger Kleidung und Schmuck von Kopf zu Fuß aus eigenen Mitteln versehen. Darüber ging denn mein bares Geld vollends darauf, zumal mich die Hochzeit sehr viel gekostet hatte, denn fast die ganze Landschaft lag mir mit Weibern, Kindern, Gesinde und Pferden länger als vierzehn Tage auf dem Halse und war nicht wegzubringen, solange sie in Küche und Keller noch etwas für sich fand. Aber auch was ich für meine Gemahlin machen ließ, war ihr und ihrer Mutter niemals reichlich und kostbar genug, immer wußten sie daran Mängel zu finden und wollten alles vollständiger haben.

Gleichwohl überwand ich mich und würde keine Unkosten angesehen haben, wenn ich damit nur den geringsten Dank verdient hätte; aber ich mußte, was mich am allermeisten schmerzte, empfinden, daß mich weder mein Weib noch ihre ganze Freundschaft im geringsten achteten. Besonders meine liebe Schwiegermutter war ein grundböses, hoffärtiges, falsches Weib, und weil insgemein die Blätter wie die Wurzel des Baumes sind, so nahm auch ihre Tochter bald ihr Wesen an. Und weil ich ihr deswegen nicht mehr hold sein konnte, bekam öfters mein Reitknecht freundlichere Blicke als ich. — Übrigens durfte ich gar nicht klagen, daß ihre Freundschaft nicht mehr mein Haus besucht hätte als mir lieb war, sie half redlich aufzehren, was sie nur fand. Sie hätten aber geglaubt, der Böse würde sie sofort holen, wenn sie mich Schwager oder Oheim genannt hätten, die Brüderschaft mußte alles verblümen, und meine eigene Schwiegermutter gab wohl Achtung, daß ihr nicht das Wort ‚Sohn' entfuhr, besonders wenn etwa ein Fremder dabei war. Niemals aber waren sie lieber beisammen, als wenn ich in Breslau oder sonst wo abwesend war; dann hatte die Schwägerschaft die beste Gelegenheit, sich recht auf meine Unkosten lustig zu machen, wozu ihnen ein guter Trunk Wein, den ich in meinem Flaschenfutter von drei bis vier Töpfen für mich und meine Frau Gemahlin hielt, so wohl anstand, daß ich es gänzlich geleert fand, wenn ich nach Hause kam. Doch wäre auch das noch hingegangen, wenn man mir nur nicht auch das Getreide vom Boden, ja, selbst Kühe und Kälber ohne mein Vorwissen genommen und der adligen Freundschaft zugesteckt hätte. Wer aber vier Taler einnimmt und sechs wieder ausgeben muß, hat nicht Ursache, für einen Beutel zu sorgen. So konnte ich mir leicht die Rechnung machen, daß ich in kurzem ein so guter Krippenreiter wie meine Nachbarn werden würde.

Da gefiel es Gott, mich durch den Tod meiner Liebsten, welche im Kindbett starb, von dieser Gefahr zu erlösen. Auch bei diesem Ereignis hatte ich einen harten Sturm mit meiner verdrießlichen Frau Schwiegermutter auszustehen. Diese er-

füllte mit ihrem Geschrei über der Tochter Ableben Himmel und Erde, und wollte alle Welt überreden, die gute Frau hätte sich zu Tode gegrämt, weil sie nicht ihrem Stande gemäß verheiratet war, und sie, die Schwiegermutter, wäre schuld an alledem gewesen. Ich hörte eine Weile ihre Narrheit mit an und ertrug sie in der Hoffnung, daß das Spiel einmal ein Ende haben würde, bis sie endlich noch weiter herausbrach und allen Schmuck, den ich gekauft, nebst der Kleidung und was die Tochter sonst unter ihrem Verschluß gehabt, für ihre andern Töchter haben wollte unter dem Vorwand der Niftelgerade. Ich warf ihr ein paar mitgebrachte Lappen vor die Füße und ließ die Leiche in einem ehrlichen Sarge in die Geschlechtsgruft setzen, ohne die Schwiegermutter oder einen andern Verwandten dazu zu bitten. Und ich setzte mir vor, das Gut an den ersten besten zu verkaufen und mich wieder nach der Stadt zu begeben.

So saß ich einst eines Abends voller Gedanken am Fenster und sah, wie das Gesinde seine Arbeit tat, als ich von ungefähr gewahr wurde, daß sich jemand mit bloßem Degen am Tor gegen die anlaufenden Hunde verteidigte. Ich schrie dem Gesinde zu, die Hunde abzuhalten, worauf ein wohlgekleideter Mann mit großen Komplimenten auf mich zutrat. ‚Mein Herr Oheim', sprach er, ‚wird nicht ungeneigt aufnehmen, daß ich mir nach Ritterart die Ehre gebe, auf ein Nachtlager einzusprechen, um dabei die Ehre seiner Bekanntschaft zu genießen.' ‚Nicht im geringsten,' versetzte ich darauf, ‚wenn nur mein Herr beliebt vorlieb zu nehmen.' Ich nötigte ihn deshalb herein, und da der Kavalier so freigebig mit der Vetterschaft war, konnte ich leicht erkennen, daß er nicht aus der Nachbarschaft sei. Er kam auch bald damit heraus, daß er ein freier Reichsritter aus dem Elsaß und durch die Franzosen so verdorben worden sei, daß er lieber seine abgebrannten Güter mit dem Rücken angesehen, als sich ihrer Botmäßigkeit unterwerfen wolle; jetzt begäbe er sich nach dem Kaiserhofe, dort Kriegsdienste zu suchen. Die Nichtigkeit dieser Aufschneiderei konnte ich schon daran erkennen, weil er keine von den adligen Familien kannte, mit denen ich bei früherer Anwesenheit im Elsaß bekannt worden war. Deshalb ging ich auch behutsam mit dem Kerl um, und der gute reichsadlige Herr und Bruder mußte mit einer Streu und Matratze nebst einem Kopfpolster vorlieb nehmen. Als ich am andern Morgen aufstand, fand ich weder Junker noch Bettgewand vor und vermißte dazu meinen Degen und Pistolen, die ich in der Stube gelassen hatte. Geschwind befahl ich meinen Knechten, sich mit Prügeln auf die Pferde zu werfen, und wenn sie den Halunken anträfen, ihn kräftig durchzuhauen und danach laufen zu lassen, meine Sachen aber wieder abzunehmen. Denn ich konnte mir leicht einbilden, daß der Mensch ein Beutelschneider wäre, daß er mehr auf dem Kerbholz haben würde, und daß ich durch seine Verhaftung den Vorteil erlangen könnte, noch einen kostspieligen peinlichen Prozeß, zuletzt sein Hängen zu bezahlen. Die Knechte trafen ihn mit seiner Beute im nächsten Holz und kamen dem Befehle redlich nach. Sie brachten mir zwar meine Sachen wieder zurück, diese kamen mir aber sehr teuer zu stehen. Denn kaum vier Tage darauf

wurde mir, ohne Zweifel von diesem Schelme, des Nachts mein Gut über dem Kopf angezündet, so daß ich kaum das Wohngebäude retten konnte, im übrigen aber zusehen mußte, daß Scheuern und Ställe mit Getreide und Vieh bis auf den Grund abbrannten.

Dies Unglück nun verleidete mir das Landleben so sehr, daß ich nur ein paar Ställe für das noch übrige Vieh aufbaute und kurze Zeit darauf das Gut, welches ich für 6000 Taler erkauft hatte, um 4000 wieder weggab. Darauf begab ich mich nach der Stadt zurück."

So erzählte der bekehrte Landwirt dem jungen Holländer. Wenige Tage darauf hatte der Fremde Gelegenheit, aus eigener Anschauung das schlesische Leben des verarmten Landadels in derselben Gegend selbst zu beobachten. Ein junger Herr v. K., ein gebildeter und gereister Kavalier, lud ihn auf das Gut seiner honetten Eltern ein und forderte ihn auf, von dort einen Spazierritt auf ein Nachbargut zu machen, wo eine Taufe gefeiert wurde. Der v. K. bat unseren Helden, er möchte sich's gefallen lassen, für einen Oberstwachtmeister in holländischen Diensten ausgegeben zu werden; „denn ich weiß," sagte er, „daß sonst diese adligen Bauern kein Bedenken haben werden, dem Herrn die letzte Stelle zu geben und ihn nicht im geringsten zu beachten, trotz seiner Bildung und obgleich er, ohne arm zu werden, leicht ihre sämtlichen Güter bezahlen könnte." Was der Holländer dort beobachtete, erzählt er folgendermaßen:

„Das Traktament war so beschaffen, daß die Tafel nicht in Gefahr war, unter den schweren Schüsseln zu brechen, ein gutes Gericht Speisefische in einer gelben Zwiebelsauce, alle Regalien eines Kalbes, der ganze Inhalt eines Schweines, so viel Glieder, so viel Speisen, ein paar Gänse und ein paar Hasen, dazu ein rohes wässeriges Bier, so daß man bei Zeiten den nicht viel besseren Branntwein zu Hilfe rufen mußte. Dabei aber war diese Gesellschaft, die aus etlichen zwanzig Personen bestand, rechtschaffen lustig und das Frauenzimmer viel aufgeweckter als die gezierten Kaufmannsfrauen des Stadtadels. Als die Tafel aufgehoben war und ein Teil der Kavaliere nach ein paar Fideln lustig umher sprang, ein Teil das Zimmer mit Tabak voll rauchte, fing die Frau v. R. an: ‚Ich sehe meine Lust an diesem ausländischen Kavalier und bin der Hoffnung, daß mein Sohn, der auch Offizier ist, an andern Orten ebenso lieb und wert gehalten wird.' — ‚Ich, liebste Frau Schwester,' versetzte die Frau Ilse von der B., ‚bin ganz anderer Meinung. Ich könnte nimmermehr so tyrannisch gegen die Meinigen sein, sie unter diese Kriegsgurgeln zu verstoßen, denn ich höre, daß sie bisweilen schlecht genug zu essen haben, viele Nächte in kein warmes Bett kommen und noch dazu niemand haben, der ihnen ein Warmbier machte oder ein Glas Branntwein brächte. Sollte ich hören, daß meinen Sohn ein langhalsiger Tartar, wie ich ihn neulich im Kretschem abgemalt gesehen, gar gefressen hätte, so würde mich der Kummer auf der Stelle ersticken. Deswegen erachte ich besser, meinen Junker Hans Christoph daheim auf dem Gütlein zu erhalten, so gut ich kann. Zwar muß ich bekennen, daß er mich

schon genug gekostet hat, als ich ihn rittermäßig ausstaffierte, meine zwei besten Kühe gingen damals drauf, und ich konnte den Abgang noch nicht ersetzen. Nun, was hilft's, sehe ich doch auch meine Lust, wie er sich in allem so rittermännisch anzustellen weiß. Sehe sie nur, liebe Frau Schwester, kann er nicht so hurtig tanzen wie ein anderer, und die Dame herum drehen, daß es eine Art hat? Er wird keinem ein Glas Bier oder Branntwein abschlagen, der Tabak ist sein einziges Leben, bei allen Gesellschaften ist er so angenehm, daß er bisweilen kaum in drei Wochen nach Hause kommt, womöglich mit einem blauen Auge. Daraus kann ich mir leicht die Rechnung machen, daß er sich nach Reiterart herumschlagen und wacker wehren muß. So wird auch hier mein Junker Martin Andres werden.' — Der Junker stand da und legte den Kopf in den Schoß der lieben Mutter. — ‚Der lose Kerl weiß auch schon, daß er ein Junker ist, darum begehrt er nichts zu lernen, sondern er reitet lieber mit dem Roßjungen im Felde herum; er darf wohl schon auf den Gedanken kommen, einen Degen zu haben. Das macht mir neuen Kummer, denn ich kann mir leicht denken, daß es zuletzt auch noch ein Pferd kosten wird, und wenn Gott nicht sonderlich hilft, werden mir ein paar Kühe drauf gehen. Doch ich werde ihm auch wohl endlich ein Abc kaufen müssen, denn sein Herr Vater hat immer gewollt, daß er ein recht scharfer Gelehrter werden sollte, wie er selber einer war. Ja, wenn es nichts kostete und die gelehrten Kerls nicht so viel teure Bücher haben müßten! Sonst sieht man wohl seine Lust an ihnen, und mir gehen die Augen noch immer über, wenn ich daran denke, wie sein Herr Vater so schön die Dankreden nach der Bewirtung hielt und es wohl so gut als der Pfarrer machen konnte, wie er auch einmal eine ganze halbe Stunde lauter Latein, ich weiß nicht was, vor dem Fürsten hersagen mußte. — Eins gefällt mir sehr wohl an meinem Martin Andres, daß er einen so verschlagenen nachdenklichen Kopf hat. Er hat mir selber an die Hand gegeben, ihm zuweilen zu etwas Gelde zu verhelfen, indem ich ihm nämlich vergönne, das Lösegeld für das fremde Vieh zu behalten, das auf meinem Acker gepfändet wird. Darauf ist er nun so erpicht, daß er den ganzen Tag im Getreide auflauert, ein paar Schweine oder dergleichen zu erhaschen, womit er sich auch schon bis zu einem halben Taler erworben. — Dessenungeachtet aber, und wenn ich nur gewiß wüßte, daß meinem Junker Hans Christoph der Handel im Kriege auch so glücken würde wie Ihrem Herrn Sohne, liebe Frau Schwester, ich wollte ja ein Jahr nicht ansehen und wollte versuchen, wie ich ihn dazu beredete; wenn er nur auch gewiß Oberster und ein Freiherr würde und auch eine reiche Dame kriegte. Die aber müßte mir bei meiner Seele vom rechten Adel sein; denn sonst schwöre ich, daß sie mir nicht unter die Augen kommen dürfte, wenn sie gleich in Golde steckte bis über die Ohren. Und wer weiß es, liebe Frau Schwester, ich habe mein Lebtag gehört, daß es in andern Ländern nicht so gute Edelleute gibt als bei uns, und daß man in Holland, wo dieser Offizier her ist, die Weiber nackt und bloß, wie sie der liebe Gott geschaffen, nicht anders als Kühe zu Markte treibt. Denn meiner seligen Frau Mutter Schwester, die liebe Frau Grete v. T., mußte damals

auch erleben, daß ihren Sohn der Teufel ritt, und daß er ein solches wildes Weib mit nach Hause führte. Da hat sie sich so sehr gegrämt, daß sie es nicht lange mehr gemacht hat, und sie ist durchaus nicht zu bereden gewesen, daß sie dieses wilde Weib nur einmal angesehen hätte. — Aber um wieder auf meinen Sohn Junker Hans Christoph zu kommen, wenn es sich so mit ihm machte, daß er nicht dahin käme, wo die Tartaren sind, auch nicht Schildwacht stehen dürfte, so wollte ich wohl meine alte Magd, die ihn ganz aufgezogen und beflohet hat, schon überreden, daß sie auf ein Jahr mitzöge und Achtung auf ihn hätte, bisweilen den Kopf wüsche und die Hemden bereinigte, ich wollte ihr auch noch eine halbe Metze Lein aussäen.'

Die Frau v. R. würde wahrscheinlich dieser Einfalt genugsam geantwortet haben, wäre sie nicht durch den Herrn v. K. zum Tanz aufgeführt worden. So ließ sie die Alte allein, zu welcher sich der anwesende Junker Vogelbach mit einer fingerlangen Tabakspfeife im Munde verfügte und so Unterhaltung machte: ,Wie geht's? wie steht's noch um ein gut Leben, meine liebe Frau Muhme? Ich merke, sie sieht ihre Freude an ihrem Junker Hans Christoph, daß er es so lustig mitmachen kann. Hol' mich dieser und jener, er ist auch ein rechtschaffner Kerl, ich wollte wünschen, daß er vor etlichen Tagen dabei gewesen wäre, als ich mich mit einem Pfeffersack von Breslau herumschlug; er sollte sein Wunder gesehen haben, wie ich den Kerl drillte; er mußte das Leben von mir erbitten und nachher mir und meinen Sekundanten einen stattlichen Schmaus zum besten geben, wobei wir uns so lustig machten, daß der beste Wein in der Stube herumschwamm.' Aber die alte Frau von der B. antwortete darauf: ,Es ist euch eine schöne Ehre, daß ihr euch wegen eines Trunkes Wein mit den Bürgern so gemein macht. Und vor allen ihr, Junker Martin Heinrich, dem der Mund nur immer nach Wein hängt; wenn ihr nur ein paar Gläser davon erschnappen könnt, trinkt ihr mit allen Leuten Brüderschaft, sie mögen Bürger oder Edelleute sein. Ja, ihr nennt wohl gar, wie ich mir habe sagen lassen, die Pfeffersäcke Oheim und Vetter. Sollte ich das wissen, so schwöre ich, daß ich euch mein Lebtag nicht Vetter nenne. Sagt mir, was habt ihr wieder für eine Schmarre auf der Stirn? Ohne Zweifel habt ihr euch wieder gekatzbalgt und eins bekommen; das ginge wohl noch hin, wenn's euch nur nicht die Bürger versetzt hätten.'

,Seht ihr mich für einen Narren an,' sagte Junker Vogelbach, ,daß ich diese Kerle Oheim oder Vetter nennen sollte, hätte ihnen der Kaiser auch einen noch so großen Brief gegeben? Bruder geht noch an, solange sie lustig Wein hergeben, hernach aber heißt es: laßt den Bärenhäuter gehen.'

Unterdes machten sich die Gäste mit Tabak, Trinken und allerhand Gesprächen ziemlich lustig, wobei der Holländer bemerkte, daß von den beiden nicht übel gebildeten Töchtern des Wirtes allemal nur eine im Reigen zu sehen war, und jede vom Haupt bis zu den Füßen wie die andere gekleidet; daraus konnte er leicht schließen, daß sich auch diese guten Mädchen mit ein und derselben Kleidung be-

helfen mußten, und daß, während die eine im Zimmer tanzte, die andere, welche abgelegt hatte, unterdes draußen so lange in Geduld warten mußte, bis die Reihe wieder an sie kam. ‚Sind das nicht liebe Kinder,' sagte ihre Mutter, die sich mit andern Frauen zu der Frau von der B. gesetzt hatte, ‚sie wissen sich in alles so adlig zu schicken, ich sehe meines Herzens Lust, wie ihnen alles so wohl ansteht. Und hätten die Pfeffersäcke in den Städten noch so viel Schmuck um sich hängen, der Bürger bleket doch allemal heraus.' ‚Es ist nicht ohne,' sagte die andere, ‚das Herz möchte mir im Leibe zerspringen, wenn ich diese Leute in der Stadt in so prächtigem Kleide und Schmuck auf goldenen Karreten herprahlen sehe. Prahlet, denke ich dann, wie ihr wollt, und wenn ihr gleich alle Tage statt eures besten Weines gar Perlen söffet, so seid ihr doch Bürger, bleibet Bürger und werdet es nimmermehr dahin bringen, uns gleich zu sein.'

Unter solchem Weibergeschwätz, Lachen, Jauchzen, Tanzen und Springen war die Nacht hereingebrochen, und weil der v. K. leicht erachten konnte, daß auch dieses Gelage mit den gewöhnlichen Stänkereien und Händeln würde beschlossen werden, so gab er unserm Holländer einen Wink und machte sich mit ihm auf die Seite zu einem bekannten Bauer, wo sie die Nacht auf einer Streu zubrachten. Am nächsten Morgen weckte sie der Reitknecht des Herrn v. K.; wenn sie eine dreifache Schlägerei anzusehen verlangten, wobei der Vogelbach der Vornehmste sein würde, so möchten sie bald aufstehen und sich auf die polnische Grenze nahe am Dorfe begeben. Dazu hatte aber keiner von ihnen Lust, der v. K., welcher sich solcher Lumperei seiner Landsleute schämte, gab seinem Reitknecht einen Wink zu schweigen, sie saßen auf und ritten unter anmutigen Gesprächen ihres Weges."

Soweit die Erzählung Paul Wincklers. Um das Jahr 1700 waren die Sitten des Landadels bereits milder, das Leben ein wenig reichlicher, die Koppeln der Krippenreiter seltener geworden. Immer noch kamen einzelne in Versuchung, dem schwachen Landesgesetz zu trotzen, wiederholt eifern die Regierungen gegen List und Gewalt, womit Unberechtigte die Landgüter Verstorbener in Besitz nehmen. Immer noch leidet die Mehrzahl des Landadels an einer Überbürdung durch aufgenommene Gelder, häufig ist die Klage, wie leichtsinnig Hypotheken ausgestellt und wieder verkauft werden, und wie gewöhnlich es sei, durch Pfandurkunden zu betrügen, welche weit über den Kaufwert des Gutes hinaus gehen. Bei solchen Verhältnissen war auch gerichtliche Versteigerung überall, wo sie nicht durch Lehnsverhältnisse oder Familiensatzung verhindert wurde, nur zu häufig, immer wieder brannten die Wachslichter, welche nach altem Brauch am Morgen des Versteigerungstages angezündet wurden und durch die Dauer ihrer Flamme die Zeit anzeigten, binnen welcher die Gebote der Kauflustigen auf das Gut anzunehmen waren[137].

In den meisten Landschaften Deutschlands war der Erwerb eines adligen Landgutes abhängig von dem Ritterrecht in derselben Landschaft; allerdings war diese Bestimmung nicht gemeinem Rechte gemäß Gesetz, aber fast überall bildeten

die adligen Gutsbesitzer der Landschaft eine mächtige Körperschaft, welche den Nichtadligen wenigstens von dem Vollgenuß der Gutsrechte, der Standschaft und ihren Versammlungen, ausschloß. Auch wo Nichtadlige lebensfähig waren, wie in Thüringen und Meißen, waren sie es nur unter Beschränkungen. Sonst hatten nur die Bürger einzelner privilegierter Städte das Recht, adlige Güter zu erwerben, es erlosch auch für diese Bevorzugten, sobald sie aus dem Verbande der begünstigten Stadt traten. Auch bei bürgerlichen Räten der Landesregierung und Mitgliedern der Universitäten wurden zuweilen Ausnahmen gemacht. Gewöhnlich aber durfte der Nichtadlige das Gut nur pfandweise, aber nicht mit Herrenrecht als Eigentum besitzen. Selbst dem Geadelten stand noch nicht frei, ein Rittergut als Eigentum zu erwerben, er bedurfte dazu der besonderen Einwilligung des Landesherrn oder der adligen Landschaft; in den kaiserlichen Erbländern erhielten dies Recht nur solche Edelleute, welche in den Herren- und Ritterstand erhoben waren, und auch dann sollte in jedem einzelnen Fall dies Recht vom obersten Landesherrn erkauft und durch ein Diplom gesichert werden. Selbst von den alten Familien suchte der Kaiser dadurch Geld zu erhalten, daß er ihnen auflegte, durch ein Generaldiplom für alle Mitglieder dies Recht von neuem zu erkaufen.

Aber auch andere Beschränkungen legte der kaiserliche Hof auf, der bis in die neueste Zeit den letzten Schild seines Adels noch in Edle, Herren und Ritter geteilt hat. Wer aus dem Bürgertum in den Adel- oder Ritterstand versetzt wurde, durfte nicht turniermäßig mit Trauerpferden und Schilden begraben werden, wenn er noch nebenbei eine bürgerliche Nahrung trieb. Und so weit die kaiserliche Verwaltung reichte, wurde sogar der adligen Frau noch 1716 verboten, einen lutherischen Geistlichen zu heiraten, weil das dem Adel unanständig sei[138].

Aber wie bei dem Bauer, ist auch in dem Leben des deutschen Adels etwa seit 1700 deutlich das Einbrechen einer neuen Zeit zu erkennen. Es wird bei den Besseren guter Ton, sich als Hausvater und Gutsherr zu fühlen. Fast plötzlich beginnt eine neue Literatur, große Sammelwerke, in welchen Pflichten und Geheimnisse des Ackerbaues, der Wirtschaft, des Haushalts, der Kinderzucht, einer häuslichen rittermäßigen Erziehung wohlgeordnet und wortreich dargestellt wurden, es sind ehrwürdige Folianten, in schöner Ausstattung mit Kupferstichen verziert, aus denen sich zu bilden bald für verdienstlich galt. Schon 1682 widmete von Hohberg sein „Adliges Landleben" den Gutsbesitzern Oberösterreichs. Bald darauf schrieb Pfalzgraf Franz Philipp unter dem Namen Florinus ein ähnliches Werk, den „Klugen und rechtsverständigen Hausvater". Schon wurde in Holstein, bald darauf in Mecklenburg auf den adligen Gütern die Koppelwirtschaft eingeführt. Zugleich steigerte sich in mehreren wohlhabenden alten Familien die Teilnahme an etwas Kunst und Wissenschaft, es wurde anständig, einige historische und juristische Kenntnisse zu haben, die Vergangenheit der eigenen Familie zu kennen, in den Hilfswissenschaften der Geschichte, der Münz- und Wappenkunde, bewandert zu sein. Auch den Frauen des Landadels kam die innigere Frömmigkeit des neuen

Pietismus, und seit 1700 das verständige, nüchterne Wesen der neuen Bildung zugute. Es wurde ihnen so oft gesagt, wie rühmlich es für eine Edelfrau sei, sich um die Wirtschaft zu bekümmern und ihre Kinder gottesfürchtig zu christlichen Junkern zu erziehen, daß man wohl annehmen darf, es sei einiges von diesen Ansichten in ihr Leben übergegangen. Und um 1750 schildert schon ein vielgereister Edelmann mit Behagen die Tagesarbeit der Gutsfrauen, wie sie sein sollen. In der Tat hatte ein Edelmann, welcher friedlich auf seinen Gütern in erträglichem Wohlstande saß, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Recht, sich zu den glücklichsten Menschen seiner Zeit zu zählen. Er lebte schlecht und recht, kümmerte sich nur so weit um die große Welt, als er mußte, verkehrte in großer Familiengeselligkeit zwanglos mit der ganzen adligen Nachbarschaft, trank sich nur noch zuweilen einen Rausch, zog seine Füllen, verkaufte seine Wolle, disputierte mit seinem Pfarrer; er kam bei mäßiger Strenge erträglich mit seinen Untertanen zurecht und hatte nur selten eine Ahnung davon, wie schädlich für ihn die Unfreiheit seiner Arbeiter war. Kam eine alte Familie in Gefahr zu verarmen, so empfahl ihr der erwähnte eifrige Vertreter des Adels wohlmeinend die Heirat mit einer reichen Erbin aus dem angesehenen Bürgerstande, im Notfall könne das Geschlecht der Frau geadelt und von Vater- und Mutterseite mit Ahnen versehen werden[139], das Geschäft gebe zwar einen kleinen Makel, aber es sei töricht, darauf viel zu achten.

Gegen das Zurücksinken in das Volk waren die alten Familien aber auch durch zahlreiche einträgliche Vorrechte geschützt. Sehr groß war die Anzahl der Benefizien und Präbenden, der arbeitlosen Stellen, der Sinekuren in den Domkapiteln, bei dem Malteser- und Johanniterorden, an den adligen Klöstern und anderen geistlichen Stiftern, es gab kaum eine alte Familie, welche nicht nach einer dieser Richtungen Verbindungen hatte. Allgemein war im Adel die Empfindung, daß der katholische Adel viel besser daran sei, weil er seine Söhne und Töchter leichter versorgen könne, während die protestantischen Fürsten die meisten Stifter eingezogen hätten. Mit Stolz sah auch deshalb die Reichsritterschaft in Franken, Schwaben, am Rhein auf den landsässigen Adel herab, ihr bewahrte die kaiserliche Kapitulation nicht nur Gerechtigkeit, Würde und Hoheit, sie war auch mit den geistlichen Fürsten und den Stiftern ihrer Landesgebiete eng verbunden und ihre Familien lebten in fast erblichem Anrecht auf zahlreiche geistliche Pfründen. Leider vermochte aber dieser Schutz nicht, ihre Familien in dauerndem Gedeihen zu erhalten, ja, er wurde ein Hauptgrund, daß viele derselben in Abgeschlossenheit verarmten und innerlich verdarben.

Verhängnisvoller aber wurde dem niederen Adel ein anderes Recht, das er noch heute als werten Vorzug festhält und das noch jetzt nicht ihm allein die Tüchtigkeit verringert: seine Hoffähigkeit. Der Grundsatz, daß jeder alte Edelmann bei Hofe freien Zutritt habe, und daß es dem Fürsten nicht zieme, seinen Umgang und geselligen Verkehr in anderen Kreisen zu finden als innerhalb der alten Adels-

schilde, gewann seit dem Jahre 1700 größere Bedeutung. In dieser Zeit erhielten die deutschen Höfe allmählich die Einrichtung, welche sie bis heute bewahrt haben, der Kaiserhof, der Staat Ludwigs XIV. wurden in vielem Muster, daneben blieben an den einzelnen Höfen alte heimische Bräuche. Immer größer wurde die Zahl der adligen Hofämter, bedrängte Fürsten verkauften sie wohl gar um gutes Geld[140]. Schon stand dem gesamten Hofe der Oberhofmeister vor. Den fürstlichen Haushalt besorgte der Hofmarschall, noch schritt er bei feierlichen Gelegenheiten mit seinem vergoldeten Stabe selbst den Schüsseln vor, schon trat er bei Festtafeln, sobald das Konfekt aufgegeben wurde, hinter den Stuhl seines gnädigen Herrn. Der Oberkammerherr überwachte noch wirklich den Kleidervorrat seines durchlauchtigen Gebieters, zuweilen unter Beirat der fürstlichen Gemahlin, und verteilte die abgelegten Kleider nicht nur an die Kammerdiener, auch an ärmere Kavaliere[141]. Auch sein Amt war wichtig, denn die Anzüge waren an den meisten Höfen zahlreich und sehr verschieden, nur bei den Preußen und bei den verwandten Höfen, welche die preußische Zucht nachahmten, wurde der einfache Soldatenrock von inländischem Tuch die stehende Kleidung. Sonst waren nicht nur die Galakleider, auch die besonderen Gewänder und Verkleidungen für die Hoffeste eine sehr bedenkliche Angelegenheit, und es war für den Kammerherrn keine Kleinigkeit, genau zu wissen, wie die Garderobe bei den Divertissements gebührend einzurichten sei, wenn z. B. im Türkischen Garten bei Dresden der ganze Hof muselmännisch erschien, oder wenn gar eine außerordentliche Krönungstracht erfunden werden mußte, wie für Kurfürst Friedrich August von Sachsen bei der Krönung zu Krakau[142]. Auch der Stall war adlig geworden, er stand unter dem Oberstallmeister, wie die Jagd unter dem Oberjägermeister, erst spät wurde die gesamte weidmännische Umgebung des fürstlichen Gebieters adlig. Da das Zeremoniell eine eigene Wissenschaft des Hofes geworden war, wurde sie an mehreren der großen Höfe durch den Oberzeremonienmeister vertreten. Niemand wachte eifersüchtiger als die Fürsten selbst über die Ehrenbezeigungen, welche sie zu geben und bei Besuchen zu erhalten hatten; wurde ihnen bei einem Besuche nicht genug getan, so reisten sie wohl gar im Zorne ab und drohten mit Vergeltung und Rache, unendlich waren deshalb ihre Klagen und Beschwerden beim Kaiser und Reichshofrat. Und doch war solch eifersüchtiges Wachen auf Äußerlichkeiten nicht die Folge eines sicheren Stolzes, denn gegen Mächtige waren sie nur zu arm an Selbstgefühl. Immer wieder wurden Rangordnungen gegeben, fast jeder neue Regent fand ein Vergnügen darin, sein oberherrliches Recht auch darin zu erweisen, und trotz aller Ordnungen waren die Streitigkeiten um Rang, Würde, Titel endlos. Ärger noch als die Männer waren die Frauen. Es kam um 1750 vor, daß an einem Fürstenhofe alle adligen Damen ihre Plätze in der Kirche verließen, weil die Tochter eines neugeadelten Beamten, eines „wirklichen Geheimraths", auf ihrem Chor einen Platz suchte.

Dieser weite Kreis von nichtigen Dingen gewann für den Adel die höchste Wichtigkeit. Vom Kaiserhofe in Wien bis zu dem Haushalt des Reichsfreiherrn

herab, welcher immer noch einen oder mehrere arme Junker in seiner Umgebung hielt, waren mit den Seitenlinien und Nebenzweigen der größeren Häuser in ungefährer Schätzung etwa 500—600 Hofhaltungen in Deutschland, außerdem 1500 reichsritterschaftliche Häuser, also sicher weit mehr als 5000 Hofämter und Würden. Daß der Adel diese ungeheure Anzahl von Bedientenstellen einnahm, war seinen männlichen Eigenschaften nicht vorteilhaft. Daß er die Launen und Roheiten eines zügellosen Fürsten mit Lächeln ertragen, als geschmeidiger Diener dem gewalttätigen Gelüst und der Mätressenwirtschaft gefällig sein mußte, war noch nicht das ärgste. Er kam in dringende Gefahr, so niederträchtig zu werden, daß die Gemeinheiten der armen Krippenreiter dagegen als Tugenden erschienen. Es war die Zeit, wo die adlige Mutter ihre Tochter mit Freude selbst in die Arme eines liederlichen Fürsten führte, und wo der Hofmann seine Gattin dem Fürstin gegen Bezahlung überließ. Freilich taten das nicht nur arme Edelleute, auch solche, die selbst Sprossen fürstlicher Häuser waren. Der Adel einzelner deutscher Landschaften hat Gelegenheit gehabt, seine Übung in solchen Gefälligkeiten auch noch im 19. Jahrhundert gegen die Prinzen und Marschälle Napoleons zu beweisen. — Und was am schlimmsten war, die große Masse des Hofadels zog auch die verwandten Familien der Gutsbesitzer in die Residenzen. Verständige Männer wurden nicht müde, darüber zu klagen, daß auch der Landadel, zum größten Schaden für seine Kasse und Sittlichkeit, nicht auf seinen Gütern wohne, sondern sich in die Nähe der Fürsten dränge und an den verpesteten Höfen sich selbst, seine Frauen und Töchter verderbe. — Das waren aber im größten Teile von Deutschland bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts vergebliche Mahnungen.

Wer freilich männlicheren Ehrgeiz hatte, der wurde Beamter oder Offizier. Auch der Beamtenadel zeigt seit 1700 ein eigentümliches Aussehen. Hatte der Sohn einer alten Familie die Rechte studiert, so gewann er durch seine Familienverbindungen leicht eine Ratsstelle, und stieg von da, wenn er gewandt, und zuweilen, wenn er unterrichtet war, zu den wichtigsten Ämtern, bis zum tatsächlichen Beherrscher des Staates oder zum politischen Bevollmächtigten und Gesandten an fremden Höfen empor. Es gehören neben dem mannigfaltigen Schurken, welche die arge Zeit heranzog, auch gebildete und tüchtige Männer des deutschen Adels zu diesem Kreise, welcher schon in der Zeit von Leibniz die eigentliche Aristokratie des Standes bildete. Es wurde allmählich Brauch, auch die höchsten Beamtenstellen, und seit die Gesandtschaften ständige, höfische Einrichtungen geworden waren, auch diese nur durch Adlige zu besetzen. Ebenso die Offizierstellen der Heere. Während die kaiserlichen Armeen, auch nach den Umgestaltungen des Prinzen Eugen, immer etwas von dem Wesen der alten Landsknechtheere behielten, denen der junge Adel aus dem größten Teile Deutschlands zuzog, wurde bei den Hohenzollern die Neuschöpfung der Armee Grundlage für die Bildung eines eigentümlichen Offizieradels. Schon Kurfürst Friedrich Wilhelm erkannte, daß der verwilderte Landadel seines verwüsteten Gebietes am besten in dem Heere zu verwerten sei, welches er noch

unter dem Geschützdonner des Dreißigjährigen Krieges schuf. Er bändigte die Rauflustigen durch die soldatische Zucht, regelte ihr rohes Ehrgefühl durch den Korpsgeist und die militärischen Ehrengesetze, und gab ihnen auch im Heere das Gefühl einer bevorrechteten Stellung dadurch, daß er die höheren Offizierstellen ausschließlich mit ihnen besetzte. In den letzten Jahren seiner Regierung ist das preußische Offizierkorps bereits in der großen Mehrzahl adlig. Eine der merkwürdigsten Kulturveränderungen des 18. Jahrhunderts wurde dadurch bewirkt, zumal seit König Friedrich Wilhelm der Erste und Friedrich der Zweite so stark betont hatten, daß jeder Fürst des Hauses Hohenzollern Soldat und Offizier sein müsse, und daß derselbe Rock, gleich strenger Gehorsam und dieselben Gesetze der Ehre für ihn gelten sollten wie für den kleinen Junker vom Lande.

Dadurch geschah es, daß die Nachkommen vieler Familien, welche durch Jahrhunderte als Drohnen der bürgerlichen Gesellschaft gelebt hatten, enge mit den teuersten Erinnerungen der Nation verbunden wurden. Durch diese politische Bevorzugung des Adels wurden aber freilich auch im Staate der Hohenzollern neue Gefahren für die Familien des Adels und, was noch bedenklicher war, für den Staat selbst großgezogen. Es wird später davon die Rede sein.

So war der Adel um das Jahr 1750 noch auf dem Höhepunkte seiner Geltung, er war überall der herrschende Stand. Tausende seiner Söhne verneigten sich an den großen und kleinen Höfen, kaum geringere Zahl dehnte sich in den Chorstühlen geistlicher Stifter, saß auf Präbenden und trug kaiserliche Panisbriefe in der Tasche. Die weichsten Lehnstühle der Ratskollegien, die Vordersitze in den Staatskarossen der Diplomaten wurden von ihnen eigenommen, fast der gesamte Dominialbesitz war in ihren Händen. Gerade da aber begann eine Umwandlung in den Seelen der deutschen Nation, es erwuchs eine neue Bildung, und neue Ansichten über irdischen Wert oder Unwert verbreiteten sich, leise, allmählich, unangreifbar, man wußte nicht wie und woher. Die deutschen Redesätze erhielten einen anderen Fall, die deutschen Verse klangen weniger majestätisch, bald sogar sehr schlicht und einfach. Diese neue Sucht nach Einfachheit verbreitete sich weiter. Einzelne dreiste Phantasten wagten Puder und Perücken zu verachten, es wurde auffallend gegen die Etikette, ja von sehr Vornehmen gegen das Zeremoniell gesündigt, neue Ideen kamen in Umlauf und neue Gefühle. Man hörte von Schönheit, von zärtlichen Herzen und Menschenwürde sprechen. Schnell wurden auch Hochgestellte von Adel angesteckt, sogar Souveräne, die Herzogin von Weimar fuhr mit einem, der Wieland hieß, auf einem Leiterwagen, zwei Reichsgrafen von Stolberg waren nicht abgeneigt, vor einem, der gar Klopstock hieß, niederzuknien, und küßten sich beim Mondschein mit bürgerlichen Studiosen.

Unter den bürgerlichen Schöngeistern, welche jetzt auf einmal Einfluß gewannen, war keiner mehr geeignet, den Adel mit der neuen Zeit zu befreunden, als Gellert. Er war nicht genialisch, er wußte sehr gut, was einem jeden gebührte, und er gab doch jedermann sein Teil durch kritische Seitenblicke; er hatte eine feine,

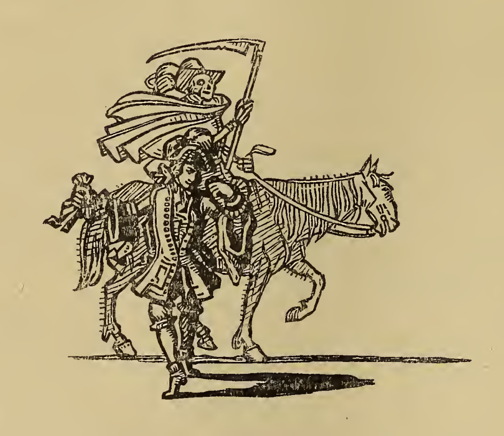
bescheidene, ein wenig pessimistische Laune, er war durchaus achtungswert, er hatte ein mildes, wohltuendes Wesen für Männer und Frauen. Sehr groß war die Einwirkung, die er auf den obersächsischen, thüringischen und niederdeutschen Landadel ausübte. Bald begann auch in diesen Familien ein Kultus der neuen Zeit. Zumal die Frauen öffneten ihr Herz den neuen literarischen Gefühlen, und viele von ihnen wurden stolz, Gönnerinnen der schönen Dichtkunst zu sein, während die Männer noch mißtrauisch auf das neue Wesen blickten. — Und wie in Deutschland die Poesie die wunderliche Wirkung hatte, den Adel in eine unerhörte Verbindung mit dem Bürgertum zu bringen, äußerte zu derselben Zeit in Österreich die Musik durch einige Jahrzehnte ähnliche Wirkung.

Es blieb aber nicht bei den poetischen Stimmungen und bei den zarten Beziehungen, in welche die Kalb, die Stein und die Lengefelds zu deutschen Dichtern traten. Ernster, gewaltiger sprach die neue Wissenschaft; was sie befahl und was sie verurteilte, das wurde wie durch einen Zauber in Hunderttausenden Gesetz des Lebens oder Gegenstand des Abscheus. Wenige Jahrzehnte nach 1750 galten in einem weiten Kreise der Gebildeten, welcher die stärkste Kraft des Bürgertums wie die edelsten Seelen des Adels umschloß, die Vorrechte des Adels, welche ihm eine Sonderstellung im Volke gaben, für veraltet. Und die Staatsordnungen, welche sie fortbewahrten, wurden mit Kälte und mit Achselzucken betrachtet.

Und eine andere ernste Zeit kam; die adligen Generäle des preußischen Heeres vermochten den Staatsbau der alten Hohenzollern nicht zu halten, sie zuerst gaben den Staat Friedrichs des Großen auf und überlieferten die preußischen Festungen kleinmütig einem fremden Feinde. Und eine von den Bedingungen der Rettung und Wiedererhebung Preußens und Deutschlands war, daß der Adel auf teure Vorrechte im Beamtentum, auf die ausschließliche Inhaberschaft der Offizierstellen und des ritterlichen Grundbesitzes verzichten mußte.

Seit der Erhebung des Volkes im Jahre 1813 ruht Leben und Gedeihen des Staates, Kraft und Fortschritt der menschlichen Bildung in dem deutschen Bürger. Das Bürgertum ist nicht mehr wie im Mittelalter ein Stand, der anderen Ständen gegenübersteht, es ist die Nation selbst geworden. Wer sich ihm gegenüberstellt mit selbstsüchtigen Ansprüchen, der beginnt einen hoffnungslosen Kampf. Alle Privilegien, durch welche der Adel sich bis zur Gegenwart eine Sonderstellung in dem Volke zu bewahren sucht, sind ein Unglück und Verhängnis für ihn selbst geworden. Viele der Besten vom Adel haben das längst begriffen, sie sind auf jedem Gebiete des geistigen und wirtschaftlichen Fortschritts, in Kunst, Wissenschaft und Staat Vertreter des neuen Lebens der Nation. Auch der Landadel, der in den Grenzen seiner Dorfflur am treuesten und liebevollsten die Erinnerungen aus alter Zeit bewahrt, hat sich zum Teil mit der neuen Zeit befreundet, zum Teil ihren Forderungen widerwillig gefügt. Aber in den Schwächeren von ihnen ist noch heute etwas von den gemütlichen Stimmungen der alten Feldreiter zurückgeblieben. Das neue Junkertum, ein unholdes Zerrbild des adligen Wesens, ist, wenn man genau

zusieht, nichts weiter als anspruchsvolle Fortsetzung der alten Krippenreiterei. Hinter Uniform und Ordenskreuz birgt sich nicht selten derselbe Haß gegen die Bildung der Zeit, dieselben Vorurteile, der gleiche Hochmut, eine ähnliche groteske Verehrung absterbender Vorrechte und dieselbe rohe Selbstsucht gegenüber dem Gemeinwesen. Denn nicht wenige unter jenem Hofadel und Landadel betrachten noch immer den Staat ähnlich, wie ihre Ahnen vor zweihundert Jahren die gefüllte Vorratskammer eines Nachbars. Aber stärker als vor zweihundert Jahren erhebt sich gerade jetzt gegen solche der Haß und die Verachtung des Volkes.





X. Aus deutschen Bürgerhäusern. (1675–1681–1683)

Trotz Krieg und Zerstörung war die Zivilisation in beständigem Fortschreiten begriffen, weil sie nicht, wie im Altertum, von einem Volke allein, sondern durch eine große Familie von Nationen getragen wurde; aber der Segen solcher höheren Entwicklung adelte in Deutschland zunächst nur das Leben einzelner. Nur bei glücklicher Anlage, in günstiger Lebensstellung vermochte die Bürgertugend zu gedeihen, welche für uns der wertvollste Besitz des Mannes ist. Das Jahrhundert der Reformation hatte den Menschen nach vielen Richtungen das Charakteristische und Selbsttätige entwickelt und nicht nur die Unterschiede der Bildung vergrößert, auch die Ansprüche an das Leben mannigfaltiger gemacht; aber in jener Zeit fühlte sich jeder, auch der Weise, Starke, Gebildete, noch als Deutscher und als ein Teil der Volkskraft. Seit dem großen Kriege offenbart sich der Gegensatz zwischen dem Gebildeten und dem Volke. Einst hatte man „gemein" genannt, was für alle galt und darum hoch zu achten war, jetzt hing sich die Vorstellung von etwas Unwürdigem an das gute Wort; sonst war „schlecht" in der Bedeutung „einfach" ein gutes Prädikat des Menschen gewesen, jetzt, wo überall das fremde Künstliche für begehrenswert galt, wurde das Schlichte tadelnswert. Größer wurde die Kluft zwischen den Ständen. Nicht allein durch Preis, Farbe und Stoff der Kleidung unterschieden sie sich, wie seit alter Zeit, die ganze Tracht vom Hut und Haarschmuck bis zu den Absätzen der Schuhe wurde für den Vornehmen eine andere wie für den Bürger, für den Städter andere wie für den Bauer. In der Geselligkeit, in der Sprache, in der Lebensart traten die modischen Unterschiede grell hervor. Jeder Kreis suchte sich gegen das Eindringen der unteren zu schließen, der hohe Adel gegen den niedern, der niedere gegen den Bürger, in den Städten der Studierte gegen den Nichtstudierten, der Kaufmann gegen den Handwerker. Auch diese unholde Erscheinung war die erste Folge eines politischen Fortschrittes. Einst waren die großen Stände, Fürst, Edelmann, Bürger, Bauer, in alten sicheren Verhältnissen nebeneinander gegangen, die Geistlichkeit und die religiöse Bewegung hatten das gesellschaftliche Bindeglied gebildet, welches Städter und Landedelleute zusammenschloß; jetzt waren im Kriege alle Stände durcheinander geschüttelt. Ein großer Teil des Adels war in die Städte getrieben, der verarmte Gutsbesitzer suchte Unterkommen



Vorzimmer und
im Augsburger Rathaus.
(Kupferstich von J. G. Puntz nach einer Zeichnung von S. Kleiner aus:

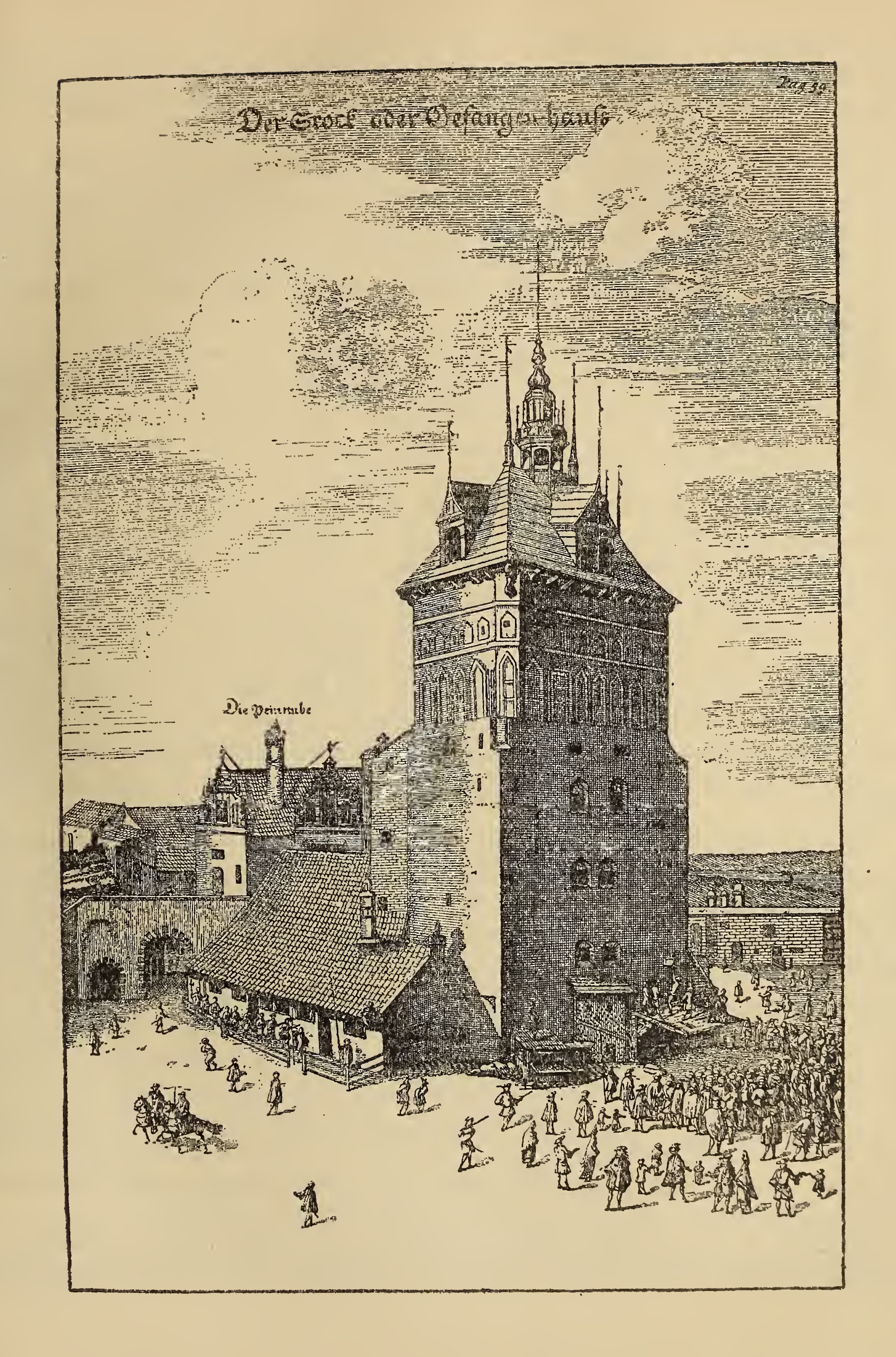


Steuer-Stube.
18. Jahrhundert.
Kleiner, Rathaus der Stadt Augsburg. Augsburg, 1733.)



Die (1442 gegründete, seit 1578 in diesem Hause befindliche) Apotheke zum Mohren in Nürnberg.
(Nach einer Handzeichnung vom Jahre 1716. Germanisches National-Museum, Nürnberg.)

Auspeitschung vor dem Gefängnis. 17. Jahrhundert.
(Kupferstich aus: R. Curicken, Der Stadt Danzig historische Beschreibung. Danzig, 1686.)


Der Stock oder Gefangen-hauß
Die Peinstube

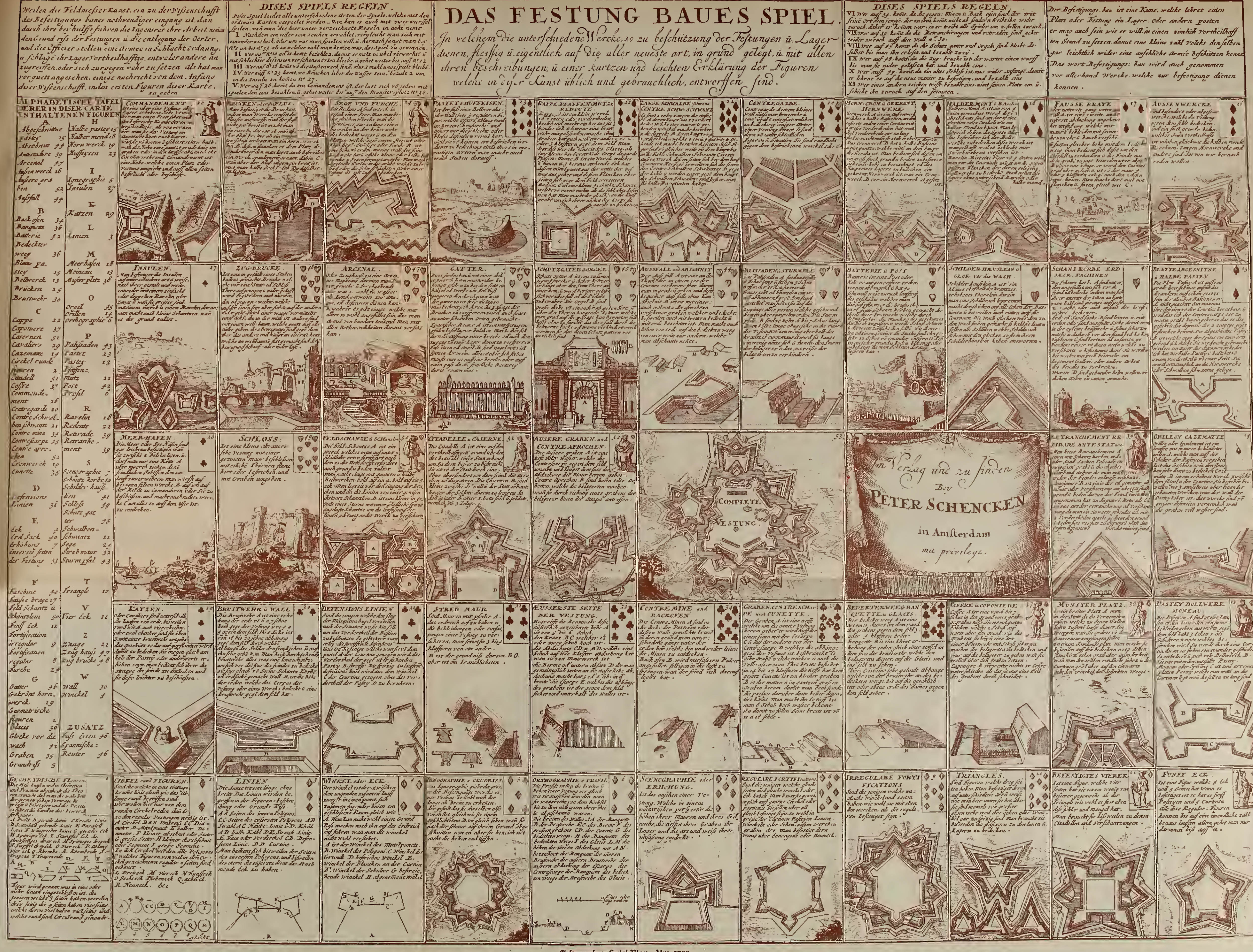
im Dienst des neuen Staates oder in der Stadtgemeinde. Sicher lag darin der Anfang eines höheren Lebens, aber die alten Ansprüche waren deshalb nicht sogleich geschwunden; je geringer die innere Berechtigung der gesellschaftlichen Trennung war, desto sorgfältiger wurde auf die äußere „Distinction" geachtet.

Knechtisches Benehmen gegen Vornehmere wurde allgemein; es erstreckte sich von den Verbeugungen und Titulaturen auf die Empfindung. Der Bürgerstochter war ungemeine Ehre, die modischen Komplimente eines Kavaliers anzuhören, welche ihr gegenüber leicht und gleichgültig von den Lippen flossen und das Gewagte viel glätter ausdrückten als ihr Nachbar, der arme schulfuchsige Magister oder der ungelenke Kaufmannssohn.

Auch den geselligen Verkehr der Bürger untereinander verschlechterte das Eindringen der fremden Mode. Das vergangene Jahrhundert war im behaglichen Ausdruck nicht vorzugsweise zart gewesen; gewisse natürliche Dinge wurden unbefangen bei ihrem Namen genannt, und in der Unterhaltung wurde wohl gutlaunig über sie gescherzt; das aber war geschehen, weil man dergleichen für durchaus harmlos hielt, und hatte deshalb auch die Sittlichkeit der Frauen nicht gefährdet. Jetzt wurden viele ehrliche alte Wörter verfehmt, wer sie brauchte, war ein „grober Flegel". Dafür wurden die Zweideutigkeiten Mode; kühn und gewandt in Worten zu sein, nicht auszusprechen, was zu allen Zeiten für unanständig gegolten hat, aber geschickt anzudeuten, das wurde modisch. Und die Frauen und Mädchen lernten bald darauf gut antworten; die ausgesuchten Scherzreden, Angriff und Abwehr, in den kleineren Lehrbüchern der Höflichkeit, welche der anspruchslose Bürger üben sollte, sind so bedauerlich, daß sie hier nicht mitgeteilt werden können. Die Hörner — der alte Schmuck der Bacchanten, welche auf der Universität deponieren mußten — spielen darin eine große Rolle. Aber dieser endlose Scherz ist einer der harmlosesten[143].

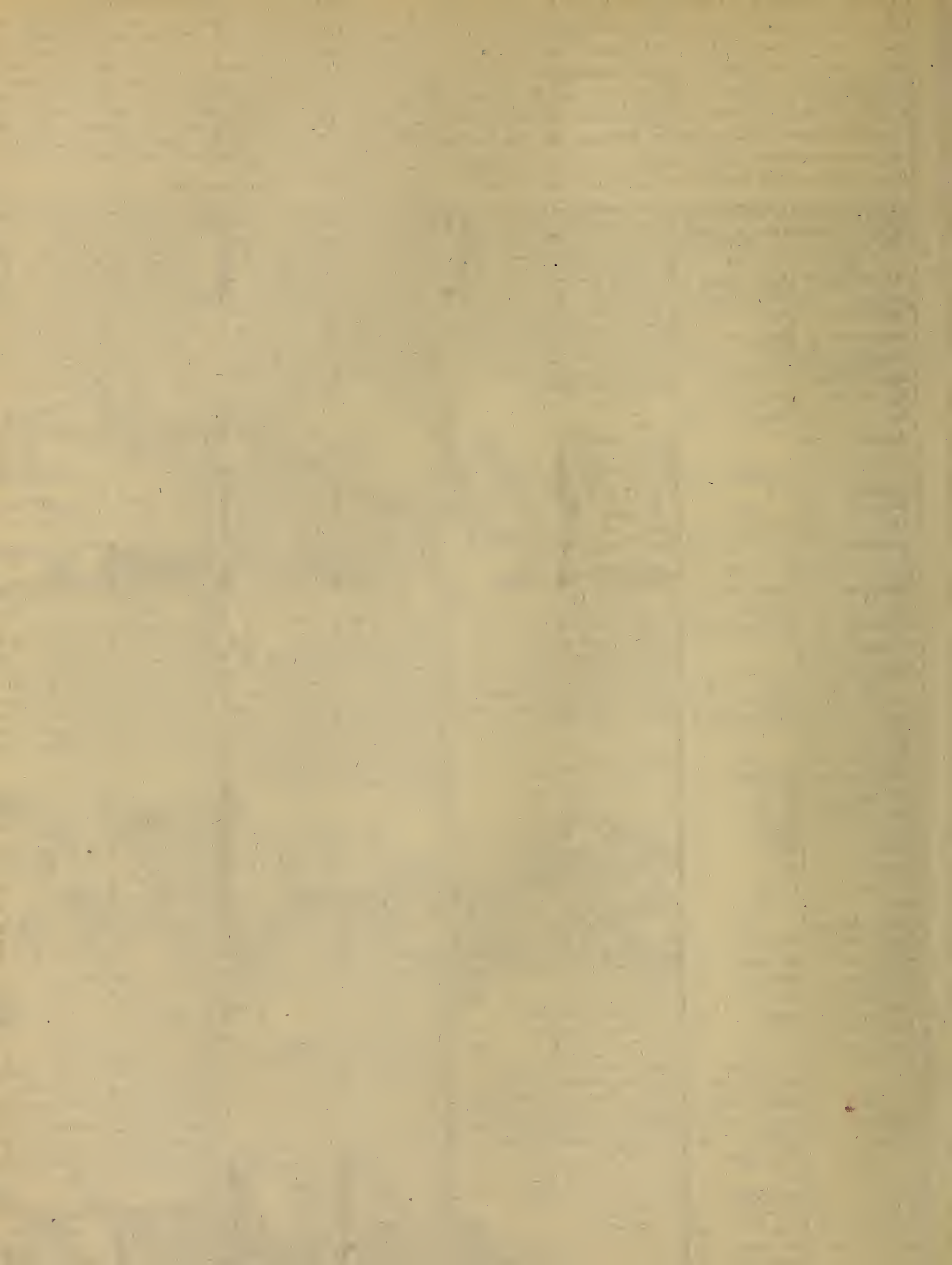
Daneben fehlte freilich die herzliche Heiterkeit nicht. Die Jugend spielte lange die geselligen Spiele, welche jetzt den Kindern geblieben sind. Es wurde nach Jerusalem gereist, die Büchsen drehten sich, das Hirschel wurde gejagt, Hans Plumpsack ging herum, die Blindekuh gab schöne Gelegenheit, unter dem Scheine des Zufalls Dreistes zu wagen. Auch Pfänderspiele waren beliebt, doch scheinen die Küsse dabei üblicher gewesen zu sein als geistvolle Auflösungen; dafür waren die Stachelverse und Rätselfragen in Aufnahme, und wenn bei Tische an Braten oder Fisch eine Leber zu speisen war, wurde vorher der Reihe nach ein Reim darüber gemacht, keine leichte Sache; denn da galt es, etwas Zierliches hervorzubringen, der „Stock" oder „alberne Schöps" kam dabei greulich ans Tageslicht. Die „Conversation" wurde als ernste Angelegenheit betrachtet, auf die man sich wohl vorzubereiten hatte, Anekdoten, merkwürdige Vorfälle wurden dazu vorher gelesen; hochgeachtet war, wer einen schönen deutschen Vers „applicabel" vortragen konnte.

Der Tanz wurde nach dem Kriege häufiger, in Familien auch am Abend, und vorzüglich bei ihm erkannte man, wer sich dem löblichen Frauenzimmer der Gebühr



Festungsbau-Spiel-Plan. Um 1700.

(Kupferstich von Peter Schenck. Höhe 53½ cm, Breite 62 cm. – Seit der Anwendung der Pulvergeschütze wurde die Befestigungskunst, in Systemen theoretisch und praktisch in ihrer Anwendung auf den Festungsbau für dauernde Verteidigungsanlagen von Städten, sehr verschiedenartig ausgebildet. Indessen war in Deutschland im 17. Jahrhundert, wenigstens in der Praxis, keine bestimmte Befestigungsweise vorherrschend, so kunstfertig durchgebildet in den Einzelheiten auch die Festungsanlagen waren, wie sie dieser Gesellschaftsspiel-Plan erläutert.)



nach rühmlich zu bezeigen wußte. Noch waren die Reihentänze bei den Bürgern beliebt. Die Dame wurde vor der Aufführung mit einer kleinen Rede begrüßt, war sie verheiratet oder Braut, auch ihr Gespons. Dann hatte der Tänzer so zu führen, daß ihre Finger leicht auf den seinen lagen, im Reigen selbst sollte er nicht vorspringen, nicht die Tänzerin zu dummen Sprüngen nötigen, die ihre Kleider bis zum Gürtel hinaufschwenkten, auch nicht der Dame mit seinen Sporen die Kleider voneinander reißen. Nach dem Tanz kam wieder eine kleine Rede und Antwort. Zuletzt durfte er sie nach Hause bringen; dabei hatte er sich allerdings zu hüten, daß ihm nicht von Eifersüchtigen mit Prügeln aufgelauert wurde, was gebräuchlich war. In der Wohnung mußte sich der Tänzer zuerst bei den Eltern entschuldigen, daß er durch das Geleit seine Ehrenbezeigung verspüren lasse, dann bei der Dame, welche er der gnädigsten Obacht des Allerhöchsten befahl, mit der zarten Andeutung, daß er ihr Kopfkissen zu küssen wünsche.

Es ist nicht leicht, ein richtiges Bild von dem Gemeingültigen alter Geselligkeit zu erhalten, denn die zahlreichen Schreiber von Komödien und Romanen geben uns meist Zerrbilder, sie finden ihre Rechnung dabei, in das Niedrige hinabzuziehen. Auch die Lehrbücher der Komplimente, das heißt, der schicklichen Anreden und Antworten, geben nur den Hausbedarf an Redensarten bei den gewöhnlichen Vorkommnissen des bürgerlichen Lebens.

Aber nicht nur die fremden Gäste, Galanterie und Zeremoniell, waren bemüht, den Nachwuchs einer gesetzlosen Zeit zu bändigen, dem deutschen Bürger halfen dazu auch einheimische Geister des Landes: das uralte Bedürfnis von Ordnung und Zucht, der altheimische Fleiß und sein liebebedürftiges Gemüt, endlich auch sein untilgbares Pflichtgefühl. Diese regelten und verschönten ihm allmählich wieder Ehe und Familie, das Haus, den Beruf. Noch läuft die Brautwerbung in der alten deutschen Weise, noch spielt der vermittelnde Freiwerber seine Rolle, noch werden die Verlobungsgeschenke der Braut und des Bräutigams sorglich mit ihrem richtigen Geldwert aufgezeichnet. Ja, noch förmlicher ist die Werbung geworden, bis auf die Redensarten vorgeschrieben. Der Liebende hatte vorsorglich seine Anrede an die Jungfrau zu überdenken; wo eigene schöpferische Kraft nicht ausreichte, half das unentbehrliche Komplimentierbuch, ein geschätztes Stück der Bibliothek. Ebenso ging es dem züchtigen Frauenzimmer; es war ihm wohlbekannt, auch durch Gedrucktes, wie wünschenswert es sei, daß man nicht sogleich einwillige; ja, die höchste Schicklichkeit forderte, daß man erst einmal ablehnte oder sich wenigstens Bedenkzeit erbat. Dann hielt der Geliebte seine zweite Rede, ein wenig feuriger, mit etwas höherem Schwung, und dann erst war der Bann gebrochen, dann durfte sie das Ja sprechen. Man war aber auch kein Schulfuchs, man wußte, daß lange Reden in solchem Falle pedantisch werden, beide ein eheliches Verlöbnis „Intentionierende" sollten sich kurz fassen. Der Geliebte hatte seinen Vortrag etwa so einzuleiten: Mademoiselle! Sie vergebe mir gütigst eine Freiheit, welche zu begehen ich mich selbsten schäme; doch die Zuversicht zu Dero bekannter Freundlichkeit machet mich

so dreiste, daß ich Ihr zu hinterbringen mich nicht entbrechen kann, was maßen ich entschlossen bin, meinen bisherigen Stand zu verändern usw. Und das tugendsame Frauenzimmer hatte etwa so zu antworten: Monsieur! Ich kann mir schwerlich einbilden, daß dasjenige, was Ihr mir vorzutragen beliebet, im Ernst gesprochen sei, denn mir wohlbekannt, wie wenig Anmut ich besitze, einer so angenehmen Person zu gefallen usw. — Es war alles durch den Freiwerber vorher abgemacht, sie wußten beide, was zuletzt kommen würde; aber wie bei den Vornehmen die Galanterie, so forderte bei dem Bürger die Konduite, daß sie ihr Wollen durch eine Handlung auch äußerlich darstellten, den Entschluß feierlich zur unumstößlichen Tatsache erhoben. Von der Unruhe des Mannes, dem Herzklopfen des Mädchens ist uns nichts verzeichnet, wir hoffen, daß beide glücklich waren, wenn sie die schwere Szene durchgemacht hatten, er ohne Stocken, sie ohne ausbrechende Tränen.

In der Residenzstadt des schlesischen Fürstentums Brieg wurde im Jahre 1644 Friedrich Lucä, Sohn eines Professors am Gymnasium, geboren. Er studierte als Reformierter zunächst in Heidelberg, dann in den Niederlanden und Frankfurt an der Oder, kehrte nach manchen Reisen und Abenteuern in seine Vaterstadt zurück, wurde Hofprediger in Brieg, nach dem Tode des letzten Piastenherzogs in Liegnitz und nach Besitzergreifung des Landes durch die Österreicher Pfarrer und Hofprediger in Kassel. Er starb 1708 nach einem tätigen Leben, reich an Ehren. Als fruchtbarer historischer Schriftsteller fand er unter den Zeitgenossen Anerkennung, aber auch strenge Kritiker. Mit Leibniz stand er in schriftlichem Verkehr, und einige bedeutsame Briefe des großen Mannes an ihn sind uns erhalten. Auch eine Selbstbiographie hat er verfaßt, und diese ist in seiner Familie durch fünf Geschlechter liebevoll bewahrt und durch einen seiner Nachkommen herausgegeben worden. (Der Chronist Friedrich Lucä. Ein Zeit- und Sittenbild, herausgegeben von Dr. Friedrich Lucä. Frankfurt a. M., Brönner, 1854.) Hier sei der Bericht mitgeteilt, welchen Friedrich Lucä von seiner Freiwerbung gibt. Diese Tätigkeit voll aufregender Gefühle fällt in die Jahre, da er Prediger zu Liegnitz war.

„Mittlerweile, da mein Gemüte am wenigsten mit Heiratsgedanken geschwängert war und die vorgeschlagenen Partien gar schlecht attendierete, ließ sich eine fremde Jungfrau, Elisabeth Mercers, von der ich mein Lebelang nichts gehört oder gesehen hatte, bei mir anmelden, vorhabend, das heilige Abendmahl privatim bei mir zu halten, indem sie nicht warten wollte, bis es wieder öffentlich gehalten werde, was erst kurz vorher geschehen. Dieselbe war mit Herrn General Schlepusch und dessen Frau Liebsten von Bremen hergekommen und wohnte auf deren adligem Rittersitz Klein-Polewitz, anderthalb Meilen von Liegnitz.

Des Sonntags, da sich die Jungfrau einstellte, und nach verrichtetem Gottesdienst aus der Kirche in mein Haus kam und die heilige Kommunion andächtig absolvierete, nahm ich Okkasion, mich mit derselben über den Zustand der Kirche in Bremen zu unterhalten, ihr auch, da sie mir ein paar Kapaunen in die Küche geschickt hatte, zu danken, und ließ sie im Segen des Herrn wieder von mir gehn.

Ich hatte aber bei dem ersten Anblick der Jungfrau nicht allein eine feine, mir anständige Konduite in ihr verspüret und eine schöne Konformität meines Gemütes mit dem ihrigen empfunden, sondern es schien auch mein aufwallendes Geblüte und bewegtes Herz mir ein Merkmal zu sein, daß der Geist der Liebe etwas Sonderliches mit mir vorhaben müßte, indem ich lebenslang keine solche brünstige Affektion auf irgendeine Jungfer gleich wie auf diese getragen hatte.

Diese meine herzliche, jedoch keusche Liebe verbarg ich fest in dem Herzensschranke, und ließ keine Seele nicht das geringste davon erfahren. Die Jungfrau Mercers legte sich alle Abend mit mir zur Ruhe und stand des Morgens in meinen Gedanken wieder mit mir auf. Etlichemal erwähnte ich von dieser Jungfer gegen meine Haushälterin, die ein feines kluges Weib war, und dieselbe, ohne die Ursache meines Diskurses zu merken, lobete mir die Jungfer durch alle Prädicamenta gewaltig an, wie desgleichen auch mein Glöckner sie gar sehr rühmete. Ich quälete mich nun mit heimlichen Liebesgedanken eine geraume Zeit, redete sie aber meinem Gemüte zuletzt wiederum aus, denkend: warum sollte denn dein Gemüte sich vergeblich kränken über eine fremde Jungfer, welche wieder aus dem Lande zieht und dir doch nimmermehr zuteil werden kann?

Ein halb Jahr danach, da mir die gute Jungfer Mercers aus dem Gedächtnis entfallen war, ließ sich die allbereits vergessene Jungfer abermals mit schöner Begrüßung durch des Herr Baron Schlepusches Pagen anmelden und mir andeuten, daß sie gesinnet wäre, wiederum zu kommunizieren. Sotane Botschaft erneuerte meine alte Herzenswunde, und daher ich den Pagen weitläufig das eine oder das andere, der Jungfer wegen, befragte, konnte aber wenig oder nichts von ihm erfahren. Ich ließ nun die Jungfrau Mercers durch meinen Glöckner zum Mittagsmahl auf den Sonntag einladen; sie aber nahm diese Invitation nicht an, vorwendend, daß sie gewohnet wäre, den Tag über zu fasten, an welchem sie kommuniziert hätte. So kam der Sonntag heran, und nach der Kirche die Jungfer Mercers, unwissend meiner Liebesgedanken. Ich hielt ihr wieder wie vormals die Kommunion und diskurrierte nach derselben Endigung mit ihr von allerlei Materien, damit ich ihre Person in etwas divertieren möchte. Ich hätte aber durch sotanen Diskurs sonderlich gern erfahren, ob sie von Adel wäre und in Schlesien zu verbleiben Lust trüge, konnte aber solches vor dieses Mal unmöglich erforschen. Hierauf erhob sich die Jungfer wieder aus meiner Behausung, und weil sie vermeinte, ich hätte eine Liebste, rekommandierte sie sich derselben. Ich gab ihr aber sogleich meinen ehelosen Stand zu verstehen, und daß ich keine Liebste nicht hätte. Bei diesem Diskurse war sowohl der Glöckner als auch meine Haushälterin anwesend gewesen und hatten ebenso wie ich allerseits aus der Jungfer Konduite großes Kontentement geschöpft, jedoch ohne Ergründung meines Intents.

Jetzund ging wieder mein Kummer an. Die Sache reiflich überlegend hin und her, konnte ich doch noch kein Mittel ersinnen, dadurch das Geschlecht und Beschaffenheit der Jungfer Mercers, welche ich stets für eine adlige Person ansah, zu

erfahren, indem ich nicht für ratsam fand, mich gegen jemanden zu expektorieren. Unterdessen begegnete mir eines Tages Herr Tobias Pirner, Pfarrer zu Nickelstadt, ein frommer, ehrlicher und aufrichtiger Mann, wiewohl lutherischer Religion. Weil ich nun wußte, daß die Frau General Schlepuschin, deren Ehemann kürzlich gestorben und in die Kirche zu Liegnitz prächtig begraben war, sonntäglich samt der Jungfer Mercers nach Nickelstadt in die lutherische Kirche zum Gottesdienst gingen, so bat ich diesen Herrn Pirner unvermerkterweise, meinethalben dem Geschlecht und der übrigen Kondition der Jungfer Mercers nachzufragen. Er obligierte sich hierzu und versprach auf die andere Woche Relation davon. Herr Pirner hielt diese Obligation treulich und referierte mir nach einer Woche in optima forma, was er von der Frau Generalin vernommen hatte. Die Jungfer Mercers war die Tochter Herrn Balthasar Mercers', gewesenen Parlamentsassessors zu Edinburgh in Schottland, welcher von König Carolo I. zu Engelland vielmals in wichtigen Kommissionen verwendet, einst auch bei einer Sendung nach Hamburg dortselbst mit einer goldenen Ehrenmedaille geziert worden war. Ihre Mutter, auch Elisabeth genannt, war adligen Geschlechts gewesen, eine geborene von Kennewy aus Schottland. Als sich 1644 die gefährlichen Troublen zu Engelland herfürtaten, mußte sich ihr Herr Vater, wie auch sein Bruder, der königliche Hofprediger Robertus Mercers, weil sie Favoriten des enthaupteten Königs gewesen waren, aus Furcht vor dem Cromwell und seiner Partei, mit der ganzen Familie aus dem Königreich begeben; er zog mit den Seinigen nach Bremen, woselbst er von eigenen Mitteln, die ziemlich groß waren, bis an sein seliges Ende (1650) lebte, drei Söhne und drei Töchter seiner Witwe, einer frommen, gottseligen Matrone, hinterlassend. Die Söhne waren in die Welt gegangen, einer davon nach Indien, einer nach den Kanarien-Inseln, und von den Töchtern hatte sich die älteste in London an einen Schwestersohn Cromwells, des adligen Geschlechts Cleipold, und die jüngste zu Wanfried in Hessen an einen Kaufmann namens Uckermann verheiratet; die mittlere war meine Liebste. Anno 1660 war in Bremen auch ihre Frau Mutter gestorben und neben ihrem Herrn Vater in der Kirche zu St. Stephan beigesetzet worden, worauf die Jungfer Elisabeth eine Zeit lang bei Herrn Doktor Schnellens Witwe gelebt hatte. Unterdessen lernte sie die Frau Schlepuschin, welche auf ihrem Gute Schönbeck bei Bremen wohnte, kennen, und da sich der General und die Generalin Schlepuschin bald darauf nach Schlesien erhoben, so nahmen sie dieselbe zur Spielgesellin ihrer Fräulein Tochter mit sich auf Klein-Polewitz, wo sie allerseits in guter Ästim gehalten ward.

Sotanes Vernehmen und Nachricht entzündete noch mehr meine Liebe gegen sie, sonderlich weil ich nun wußte, daß sie zwar vornehmer Abkunft, aber nicht adliger Extraktion wäre, und weil auch Herr Pirner die Jungfrau wegen ihrer Gottesfurcht, Frömmigkeit, Klugheit, Häuslichkeit und anderer Qualitäten gar hoch rekommandierte, und die Frau Generalin kein Bedenken trug, bei ihrem vielen Ab- und Zureisen derselben ihr ganzes Hauswesen zu vertrauen. Indem nun die Ströme keuscher Liebe mein ganzes Herz erfülleten bis zum Überlaufen, so schüttete ich

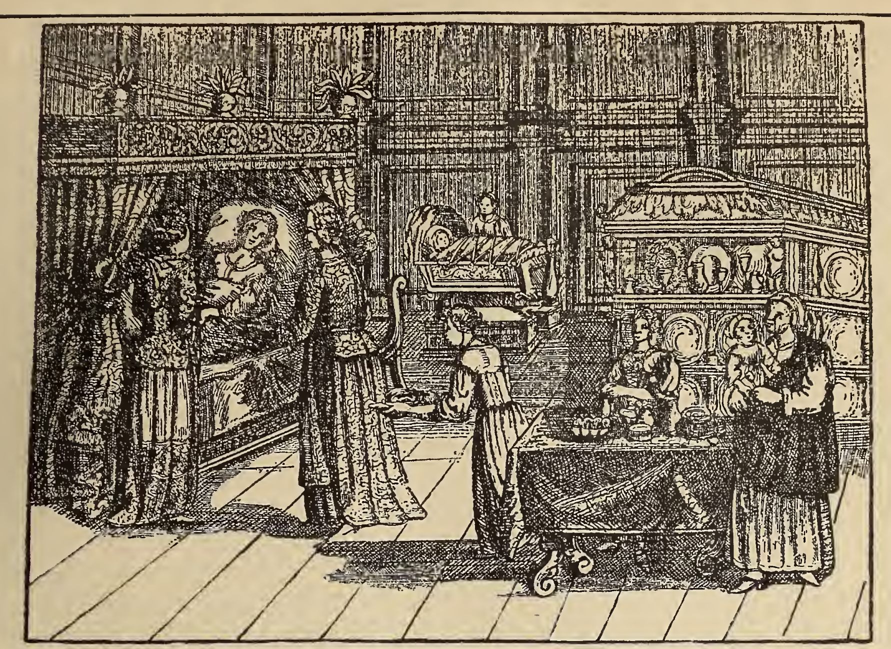
dasselbe zuerst gegen diesen ehrlichen Mann aus und offenbarte seiner Verschwiegenheit, was ich sonst keinem Menschen in der ganzen Welt noch nicht entdecket hatte, nämlich dafern es Gottes Wille und möglich wäre, verlangte ich die Jungfer Mercers zur Ehe zu haben, und bat ihn, er möge mir in dieser importanten Sache getreulich Assistenz leisten und mein gutes Vorhaben befördern helfen.

Sotanen Dienst wollte sich der gute Mann zur höchsten Ehre schätzen, ließ sich das Werk auch sehr angelegen sein, und inkarminierte mein Intent zuerst der Frau Generalin. Unterdessen wechselte ich Briefe mit ihm und erhielt auch bald gute Vertröstung. In summa, die Sache avancierte in kurzer Zeit erwünschter Maßen, daß sie nur noch auf einer persönlichen Visite beruhete. An einem Montag, nach vorhergeschehener Anrufung Gottes, erhob ich mich zu Pferde nach Nickelstadt, holte den Herrn Pfarrer Pirner dortselbst ab und ging mit ihm nach Klein-Polewitz, eine Viertelmeile davon gelegen. In dem freiherrlichen Hofe nahm uns der Frau Generalin Tochtermann, Herr Heinrich von Poser, königlicher Obersteuereinnehmer der Fürstentümer Jauer und Schweidnitz, in Empfang, führte uns mit großer Höflichkeit in den Speisesaal, divertierete uns daselbst, als ein sehr qualifizierter und unterrichteter Kavalier, mit allerhand Diskursen. Bald hernach ließ mich die Frau Generalin in ihr Zimmer fordern und bewillkommte mich mit vieler Zivilität, wie sie auch mein Kompliment hinwiederum sehr günstig annahm. Mein Anbringen kontentierte sie sehr wohl, und tat auch gute Versicherung eines glückseligen Ausganges meines Verlangens. Mittlerweile war die Tafel bereitet, und indem zu derselben die Frau Generalin mit ihrer Fräulein Tochter und Herr von Poser mit seiner Liebsten erschienen, folgete auch die Jungfer Mercers, welche mich aufs höflichste empfing. Unter währender Mahlzeit führte man allerhand lustige Diskurse, und war meine Liebste das rechte Zentrum, zu der sich alle diese Linien zogen. Nach Endigung der Tafel absentierte sich die ganze Kompanie und ließen mich und meine Liebste allein in dem Speisesaal stehn. Bei dieser Okkasion eröffnete ich derselben mein Herz und verlangte ihrer teilhaftig zu werden, hoffend, sie würde von meiner keuschen Liebesflamme etwas partizipieren und selbige kraft göttlicher Providenz zum ehelichen Verbündnis ausschlagen lassen. Gleichwie nun gemeiniglich in Liebessachen des Frauenzimmers Nein! soviel als Ja! ist, so verstand ich auch meiner Liebsten erstes ausgesprochenes Nein vor Ja, und ließ mich dadurch nicht abschrecken, meine Expektorationen fortsetzend. Unterdessen aber ging die Frau Generalin und der Herr von Poser ab und zu, und vexierten uns beide Verliebte mit höflichen Scherzen. Endlich wollte sich unsere Liebe nicht länger unter den Komplimenten verbergen lassen und brach auf einmal wie der Mond hinter trüben Wolken herfür, daß es hieß: Ja, ich bin dein, und du bist mein! Jetzt ließen wir selbst die Frau Generalin und den Herrn von Poser wie auch meinen redlichen Gewerbsmann herbeibitten, welche denn als hohe Beistände und Zeugen unser mündliches Ja mit Zusammenfügung der Hände bekräftigten. Zum Pfand meiner Liebe überreichte ich hierbei meiner Liebsten eine kleine, sehr stark mit Silber beschlagene Bibel und einen Ring

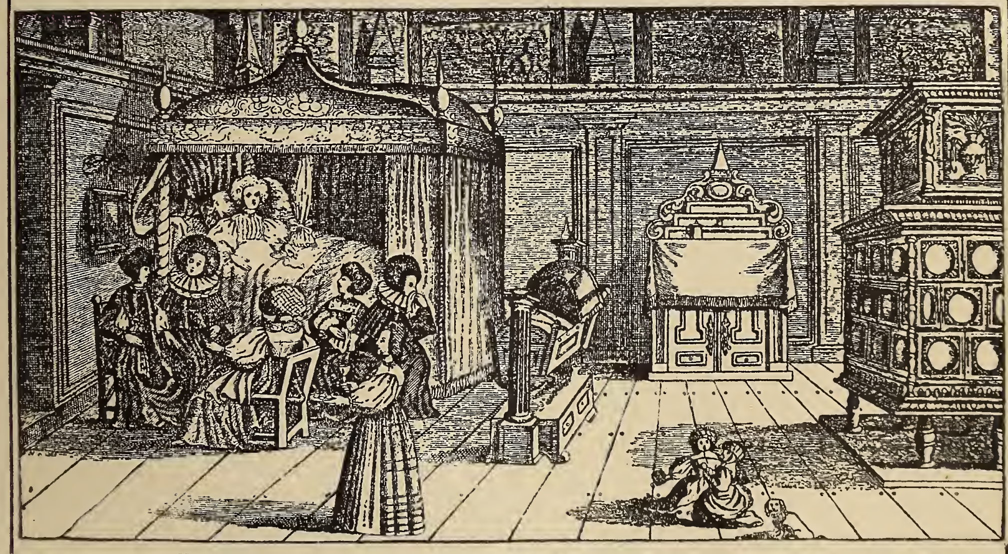
Lutherische Tauffeier. Um 1700. (Augsburger Kupferstich.)



Haustrauung bei einer adeligen Hochzeit in Nürnberg. Um 1700.
(Nürnberger Kupferstich vom Jahre 1701.)



Wochenstube. 17. Jahrhundert. (Kupferstich.)



Wochenstube. Um 1700. (Nürnberger Kupferstich vom Jahre 1701.)

mit zehn Diamanten, den ich dazu in Breslau vor dreiundfünfzig Reichstaler hatte machen lassen. Meine Liebste aber kontestierte mir ihre Liebe mit einem Ring von einem Diamant, welcher wegen seiner Größe auf neunzig Reichstaler ästimiert ward. Als nun die Sache solchermaßen ihre Richtigkeit hatte, gingen wir des Abends wieder zur Tafel und speiseten in aller Fröhlichkeit zusammen, bis man mich und den Herrn Pirner in die wohlbereitete Schlafkammer wies. Des andern Morgens legte ich der Frau Generalin meine Dankbarkeit für die erzeigte Ehre ab, nahm von meiner Liebsten und allen Anwesenden Abschied und kehrte mit Herrn Pirner auf Nickelstadt und von dort auf Liegnitz zurück. Von da an korrespondierte ich wöchentlich etlichemal mit meiner Liebsten, gab ihr alle Sonntage nach verrichtetem Gottesdienst zu Polewitz die Visite, regalierte sie dabei allemal mit einer sonderbaren Verehrung und bestimmte endlich mit ihr den Elisabethentag, nämlich den 19ten November, Anno 1675, zum Termin unserer Hochzeit.

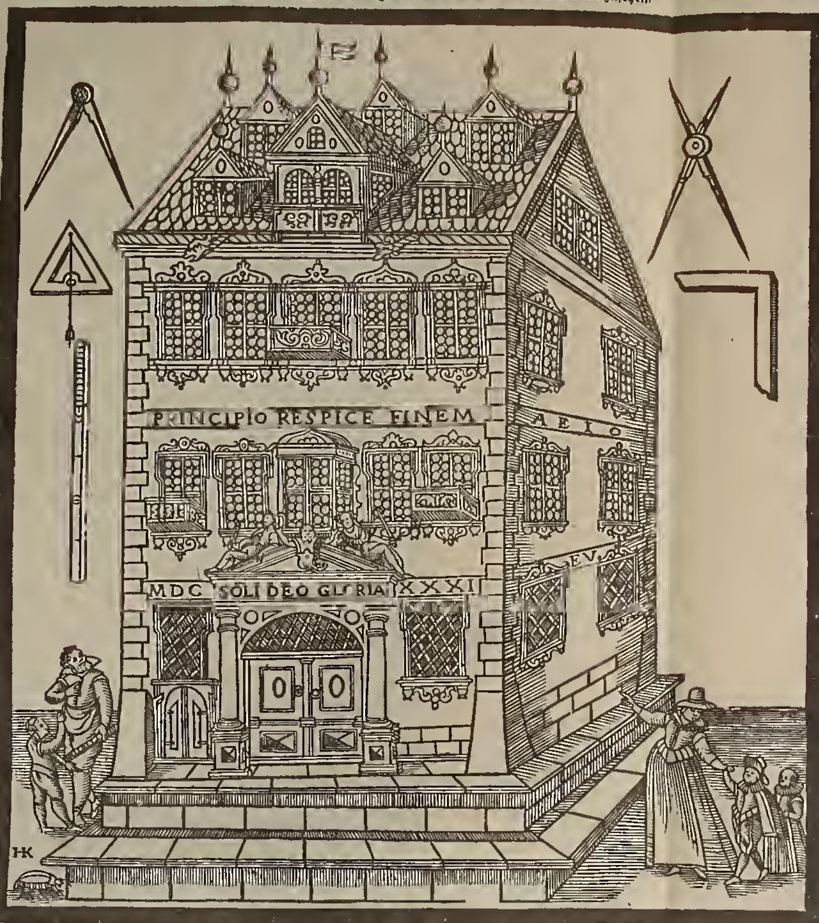
Als solchergestalt unsere Courtesie fast fünf Wochen gewähret hatte und der festbestimmte Hochzeitstag herannahte, auch alles Notwendige herbeigeschaffet und die Hochzeitsgäste invitieret waren, namentlich aber mein früherer Kollege zu Brieg, Herr Dares, den ich uns zu kopulieren gebeten hatte, auf Klein-Polewitz eingetroffen war, schickte die Frau Generalin zwo Kutschen, die eine mit sechs und eine mit vier Pferden bespannt, mich und meine Gäste zu Liegnitz abzuholen. Weil aber diese Kutschen nicht alle Gäste führen konnten, so lieh mir der Herr Landeshauptmann von Schweinichen, item die Äbtissin des Nonnenklosters, item der Stadtrat je eine mit vier Pferden bespannet, samt etlichen Kaleschen, worauf ich mich im Namen Gottes mit meinen Gästen nach Polewitz verfügte. Nach gehaltener Kopulationspredigt, in welcher Herr Dares die Namen Friedrich und Elisabeth sehr sinnreich und emblematisch auslegte, geschah die Kopulation bei brennenden Fackeln abends um sechs Uhr auf dem großen Speisesaale, wobei ich von dem fürstlichen Rate, Herrn Knichen, und von Herrn Kaspar Braun, meine Liebste aber von Herrn von Poser und Herrn von Eicke, dem Bruder der Frau Generalin, geführet ward. Vor der Kopulation hatte mir Fräulein von Schlepusch den Kranz präsentieret, ich ihr aber dagegen einen schönen Goldring verehret. Sobald die Kopulation vollzogen war, ging man zur Tafel, welche meine Liebste auf unsere Kosten hatte herrichten lassen, und waren wir allerseits gar fröhlich und guter Dinge. Solchergestalt bewirteten wir die Gäste noch drei Tage in höchster Fröhlichkeit und mit allem Kontentement, und endigte sich alles in Einigkeit und guter Vertraulichkeit. Am vierten Tage hielt ich, begleitet von Herrn Rat Knichen und seiner Liebsten, in der Frau Generalin Leibkutsche, mit sechs Pferden bespannt, die Heimführung meiner Liebsten in Liegnitz."

Soweit der Bericht des glücklichen Gatten; er hatte durch seine Freiwerbung eine vortreffliche Hausfrau gewonnen. Vielleicht erkennt der Leser auch aus dem verschnörkelten Ausdruck, daß hier ein ehrliches Menschenherz in mächtiger Bewegung schlug.

Abriß/Entwerffung vnd

Erzehlung/was in dem/von Anna Köferlin zu Nürmberg/

lang zusammen getragenem Kinder-Hauß/dergleichen nie gesehen noch gemacht/anzutreffen/vnd wie etlich Hundert Stuck/alle zum gemeinen Nutz auch dienstlich/darinn zusehen.



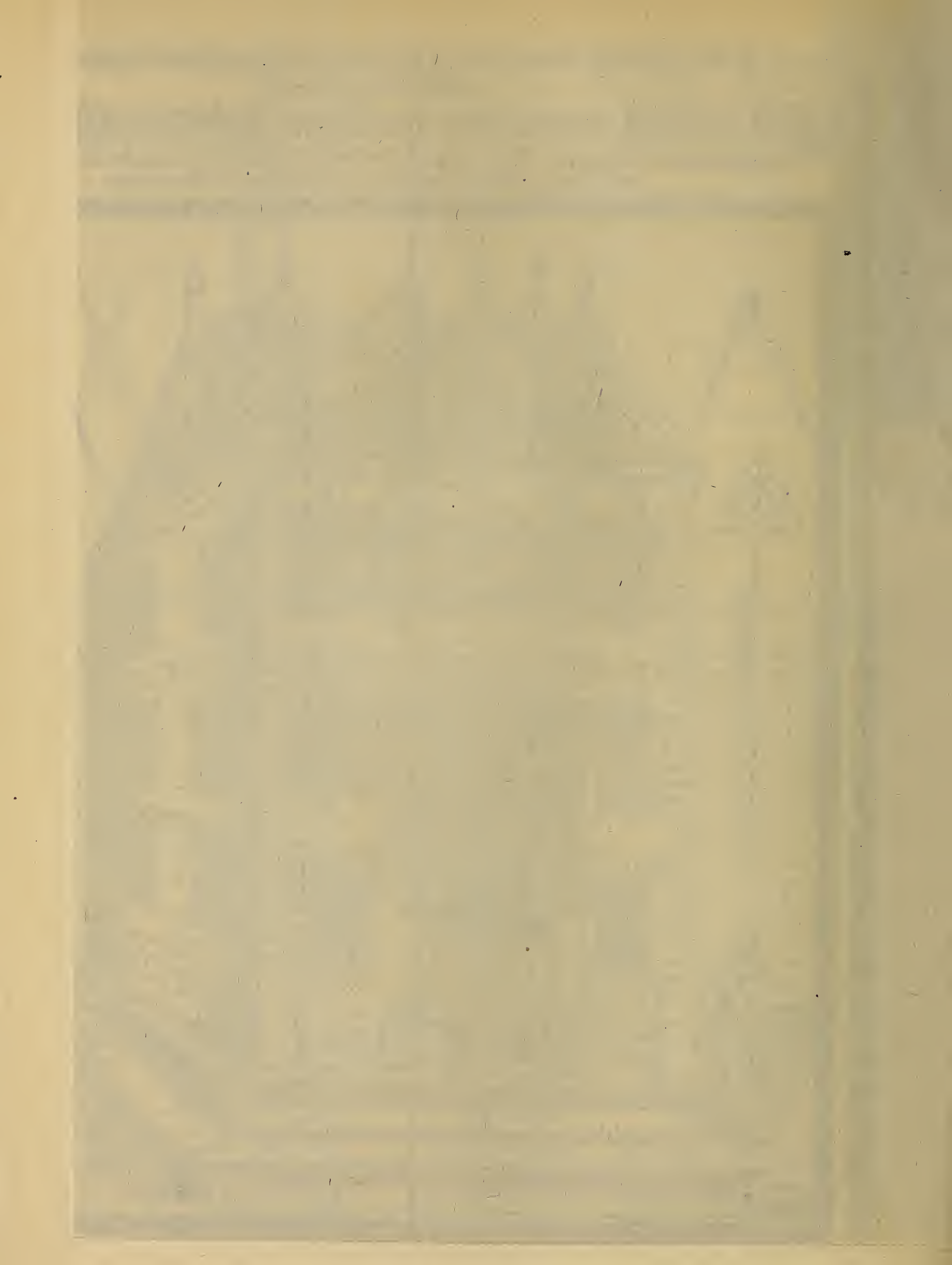
Gleich wie der Vogel zu dem Flug/
Von Gott dem HErrn erkorn:
Also der Mensch/verständig klug/
Zur Arbeit ist geboren.
Dann sag mir mein/doch zu was End/
Hat Gott der HERR gegeben/
Ein jedem Menschen gleich zwo Händ/
Dann daß bey all sein leben/
Vnd sonderlich wann er Gesund/
Jung Starck an sein Gliedmassen/
Er gantz vergeblich keine Stund/
Ohn Arbeit soll hinlassen;
(Ein Christlichs Hertz das weiß gar wol/
Daß an Sonn: Feyertägen/
Er seine Seel versorgen soll/
Dran am grösten gelegen)
Die Natur lehrt solchs jederman/
Weil sie selbsten nicht ruhet/
Daß vnvernünfftig Vieh zeigts an
Die Omeyß solchs auch thuet.
Ein Weib ein schwacher Werckzeug ist/
Grosser Arbeit vorzustehn/
Ihr vielmahln mangelt vnd gebrist/
Doch wann wir recht ansehen/
Ihr Hauß-Arbeit vnd grosse Müh/
So sie mit kleinen Kinden
Muß haben/so wol spat als früh/
Dann werden wir erst finden/
Daß sie niemaln zu feyren hat/
Ich red von arbeitsammen/
Die trägen finden hier kein statt/
Wiewol sehr groß der Stamme.
Weil ich dann bin von Gott dem HErrn/
Zu keiner Kinder Mutter
Gewürdiget/(Ich red so fern
Was Gott will haben thut er)
Hab ich eben drumb wollen nicht/
Gantz feyren vnd laß werden/

Sondern was man vor Augen sicht/
Der Jugent ohn beschwerden
Etlich Jahr her zusamm gericht
Mit müh/vnd allem fleisse/
Der Jugent geben vnterricht
Daß sie auch gleicher weise/
Von jugent an sich gwehnen soll/
Allzeit etwas zu schaffen/
Weil vnser Leben/wie man wol
Weiß/hingeht mehr als halb schlaffen.
Darumb ihr lieben Kinderlein/
Beschaut alles gar Eben/
Wie alles ist geordnet fein/
Soll euch ein gut Lehr geben/
Daß wann ihr dermaleins zu Hauß
Kompt/vnd euch Gott thut geben
Engenen Herd/daß ihrs vorauß
Bey all eurem Leib vnd Leben/
Ordenlich vnd nach der gebür
Inn euerem Hauß halten
Richtet vnd ordnet/dann wie ihr
Wist/daß die lieben Alten
Pflegten zusagen: Inn eim Hauß
Wo Vnordnung regiret/
So ist es bald mit selben auß/
Vnordnung wenig ziert.
So schaut nun an diß Kinder Hauß
Ihr Kinder inn vnd aussen/
Schauts an vnd lernet bevorauß/
Wie ihr einmal solt hausen/
Schaut wies alles ist ordinirt
Inn Kuch/Stuben vnd Kammer/
Sos anderst recht wolist geziert
Schaut/was doch für ein Jammer
Haußrath/ein wolbestelltes Hauß
Fordert/doch mit wenigem
Kompt man zu zeiten auch wol auß
So man sich genügt am wenigem

Seht euch wol vmb/secht hindersich
Sehts allenthalben Eben
Wieviel man euch der hundert stück/
Allhier zusehen geben;
Von Bergwand von Kältern schön/
Von Zin Kupffer vnd Messing/
So zugericht/daß obs schon klein/
Ists doch all zugenissen
Auch zu dem allgemeinen brauch/
Ein jedes Stück merck Eben
Ein jeds bald hie/bald dort hin taug
Thue seinen Nutzen geben.
Es hat Stubn/Kammer/Kellr/Kuch
Darzu seinen Träyd Boden
Darinn allzeit vollauff genug
Ob schon nicht viel gerathen.
Von Seytenspiel findst du dergleich
Zu kurtzweiligen Sachen
Ein Instrument/Lauten vnd Geig
Mit dem man kan auffmachen/
Ein Flöten vnd Zwerg Pfeiff darbey
Wirst du finden darinnen
Damit/wann man will lustig seyn
Eins zusammen kan stimmen.
Auch hast du dort an einem Eck/
Fein nach der Ordnung stehen/
Die Bücher wie ein Bibliotheck
Nacheinander zusehen.
Ein Rüstkammer auff all Manier//
Rüstung man da anschauet
Von Büchsen Harnisch/Wehr Rappier/
Daß eim fast darvor grauet;
Von Kürissen/für Roß vnd Mann/
Von allerhand Kriegswaffen/
Mit verwunderung zusehen an/
Daß Maul vergist/stehe offen.
Also sicht man dort an der Wand/
Gar mancherley gemahlet/

Wie auch zusehen manch Künstlers Han
Inn Stuben Kammer vnd Saale.
Was soll ich sagn von allerley/
Daran man auch nicht dencket/
Von vielerley vnd mancherley
Ist auffgmacht vnd gehencket.
Die Höch diß Hauses ist neun Schuh/
Fünff Schuh betrifft die breyde/
Die tieffe auch vier Schuh darzu
Ein jed Gmach vnterscheyden.
Der Keller allerley getranck /
Von Reinfall Malvasiere/
Allzeit einen Vorrath herlangt
Von Wein/Roth vnd weiß Biere/
So gar/das was zwölff starcker Mann
Auff ein Zech können trincken/
Ich sie darmit versehen kan
Daß sie Taumeln vnd hincken.
Summ alls nach der Proportion
Alles nach dem klein Schuhe
Ists überal gerichtet an
Durch Müh Arbeit spat fruhe/
Das wann Ich solt erzehlen alls
Was darinnen zusehen/
Dieses Papier were gleichfalls
Zu weng/muß selbst gestehen.
Weil aber dieses nur allein/
Die Form Bloß Präsentiret /
Wirdt dir besser gedienet seyn/
Wann sichst wie es gezieret/
Drumb hab Ich diß in einer Summ
Hiermit wollen anzeigen/
Ders nicht gesehn derselb noch komm/
Ihm soll es auch dergleichem/
Mit gutem Willn gezeigt werdn
Ich weiß Vnkost/Zeit/weile/
Wird ihn nicht rauen/weil er auff Erdn
Seins Lebens hat ein Theile.

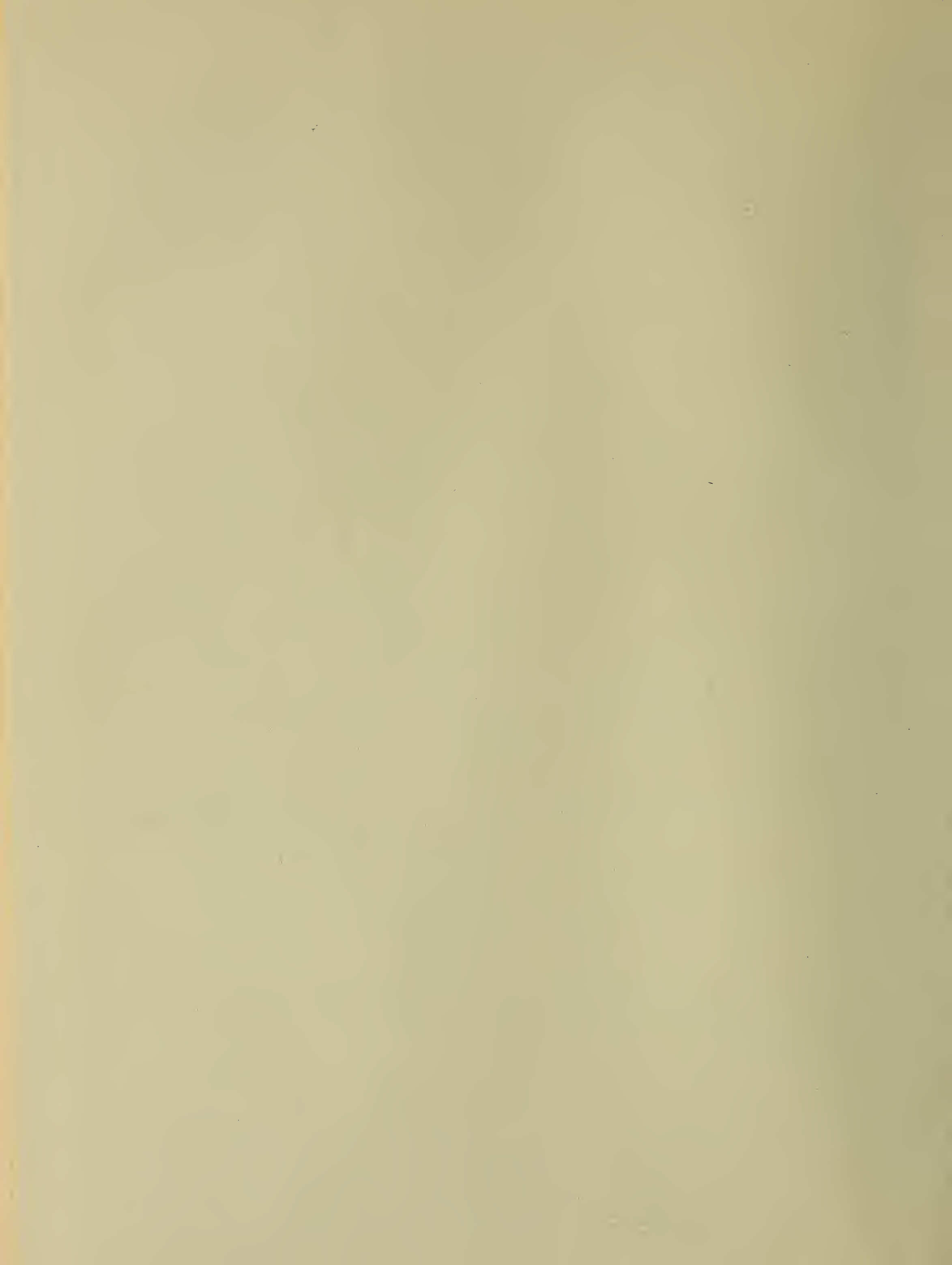
Beschreibung des Puppenhauses der Anna Köferlin. Nürnberg, 1631.
(Einblattdruck mit Holzschnitt von H. Köferlin.) IV S. 308, 1





Innenansicht eines Nürnberger Puppenhauses. 17. Jahrhundert.
(Nach dem Original im Germanischen National-Museum, Nürnberg.)

IV S. 308, 2



Aber der Ausdruck herzlicher Empfindung ist ein anderer geworden. Als hundert Jahre vorher Felix Platter berichtete, wie ihm die Neigung zu seinem Mädchen entstand, drückte er sein Fühlen durch die einfachen Worte aus: „ich fing sie sehr an zu lieben"; Lucä dagegen beobachtet bereits, „daß die Ströme keuscher Liebe sein Herz erfüllen bis zum Überlaufen". Die Braut des Glauburgers hatte in ihren Briefen den Bräutigam noch ehrlich „herzlieber Junker" genannt, jetzt wird in zärtlichen Schreiben auch der Mann von dem Weibe „schöner Engel" angeredet[144]. Auch andere Nationen Europas machten dieselbe Verbildung durch, auch bei ihnen wucherte Ziererei um das schönste Gefühl. Durch die Fremden und die gelehrten Dichter war sie den Deutschen gekommen, zum Teil eine Unart der Renaissance, entstanden aus ungeschickter Nachahmung des antiken Ausdrucks. Aber ebensosehr ein Bedürfnis des Herzens. Sich selbst und die Geliebte wollte man herausheben aus der Gemeinheit des wirklichen Lebens in eine reinere Luft, als Engel setzte man sie in das goldene Licht des Christenhimmels, als Göttin in den antiken Olymp, als Chloe in die wohlriechende Luft des Idylls. In demselben kindlichen Drang, sich und andere würdig, stattlich, groß zu machen, trug man Perücken, führte lächerliche Titulaturen ein, glaubte an den Stein der Weisen und trat in geheime Gesellschaften. Und wer eine Geschichte des deutschen Gemüts schriebe, der dürfte diese ganze Zeit wohl die Periode der Sehnsucht nennen. Diese Sehnsucht war nicht gerade liebenswürdig, nach der Reihe unklar, kindisch, tölpisch, überfromm, sentimental, zuletzt liederlich, immer aber lag die Empfindung zugrunde, daß dem deutschen Leben etwas fehle. War es gute Sitte? war es Lustigkeit? vielleicht die Gnade des Herrn? war es Schönheit oder leichter Lebensmut? — Oder fehlte vielleicht dem Volke noch, was die Fürsten schon lange besaßen, der Staat? — Mit den zerbrochenen Fensterscheiben des Dreißigjährigen Krieges und den gesuchten Phrasen der jungen Obersten, die im Zelt des Generals Hatzfeld tafelten, fängt diese Zeit des Suchens an, sie erreicht ihren Höhepunkt in den schönen Seelen, welche um Goethe schwärmten, und in den Brüdern, welche einander im Orient umschlangen, und sie endete vielleicht mit den Freiheitskriegen und unter dem Straßenlärm von 1848.

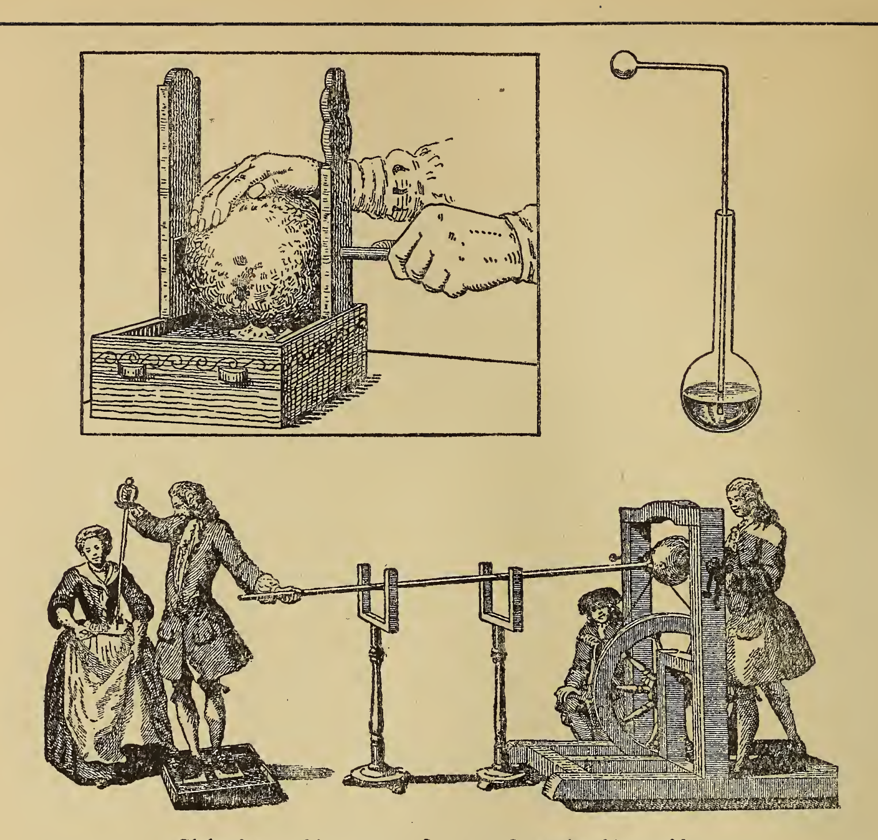
Wie die Werbung des ehrenhaften Bürgers im 17. Jahrhundert, so war auch das Leben im Hause fest geordnet, klug überdacht bis auf das Kleinste. Die Tätigkeit war angestrengte Arbeit vom Morgen bis zum Abend, aber sie brachte ihm auch heimliche Freude. Sinnig und grübelnd saß der Handwerker über seinem Werk, auch in die Arbeit seiner Hände suchte er etwas von seinem Behagen zu legen. Die meisten großen Erfindungen der neueren Menschen sind in den Werkstätten deutscher Bürger ausgesonnen, freilich haben sie ihre praktische Nutzbarkeit zuweilen erst in der Fremde erlangt. Kaum war der Krieg geendet, so schnurrte die Arbeit wieder in allen Werkstätten, der Hammer pochte, das Schifflein des Webers flog, emsig suchte der Tischler schöngefasertes Holz zusammen, um mit zierlichen Arabesken Schreibtisch und Kommode auszulegen. Der arme kleine Schreiber fing



Feierliche Grundsteinlegung einer evangelischen Kirche. Regensburg, 1627. (Kupferstich von M. Merian d. ä.)



Otto von Guerickes Versuch mit den luftleeren Halbkugeln.
(Kupferstich aus: Ottonis de Guericke Experimenta nova Magdeburgica de vacuo spatio.
Amsterdam, 1672.)



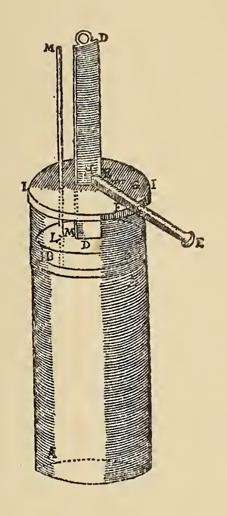
Elektrisiermaschine von O. von Guericke. Um 1662.
(Nachdem die Beobachtungen und Versuche des englischen Arztes William Gilbert im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts gezeigt hatten, daß die Anziehungskraft des geriebenen Bernsteins einer anderen Naturkraft — die er als vis electrica bezeichnete — entspringe als der des Magnetes, beschäftigte man sich seit dem 17. Jahrhundert vielfach mit den elektrischen Experimenten, für die O. von Guericke die erste Elektrisiermaschine baute: eine in einem Gestell um ihre Achse drehbare Schwefelkugel.)

Kleist'sche (sg. Leydener Verstärkungs-)Flasche, erfunden am 11. Oktober 1745 von E. J. von Kleist.
(Nach Krüger, Geschichte der Erde, 1746, und F. M. Feldhaus.)

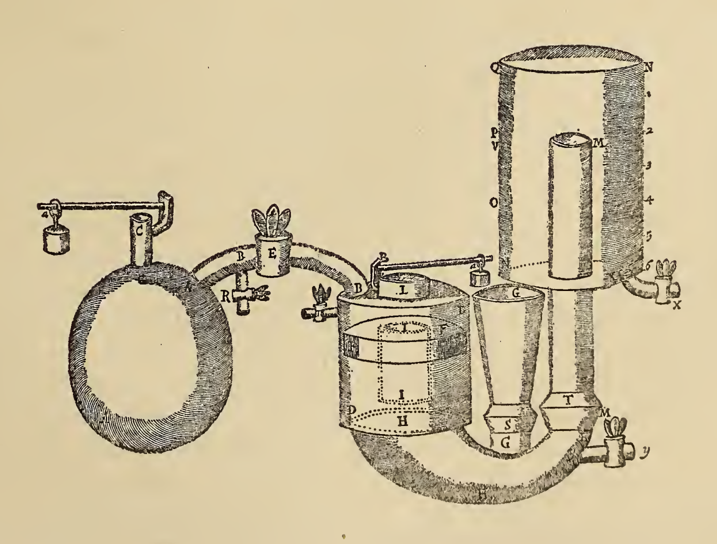
Elektrisiermaschine nach Bose mit dem von diesem deutschen Physiker erfundenen Konduktor. 1744.
(Der rechts knieende Mann dreht die Maschine, der rechts stehende reibt die Glaskugel, an die sich der aus einer Blechröhre gefertigte Konduktor anschließt. Der links auf einem Harzkuchen — Isolierschemel — stehende Mann entzündet mit dem aus dem Degen kommenden Funken Spiritus, den die Frau in einer Schale hält.
Nach F. M. Feldhaus.)

Die erste Kolbendampfmaschine Papins. 1690.
(Kupferstich aus: Acta eruditorum. 1690.)

Die Dampfmaschine Papins von 1705/06.
(Kupferstich aus: D. Papin, Ars nova. Frankfurt, 1707.)



Denis Papin, seit 1687 Professor an der Universität Marburg, erfand hier 1687 die Dampfmaschine. Nachdem die erste, von ihm um 1698 gebaute größere Maschine durch den Eisgang der Fulda vernichtet war, stellte er, mit Unterstützung des Landgrafen Carl von Hessen und gefördert von Leibniz, in den Jahren 1705/06 eine verbesserte andere Dampfmaschine her, die im Juli/August 1706 fertig wurde.



wieder an, seine Feder mit Genuß zu führen, mit schönen Schnörkeln umzog er seine Buchstaben und sah mit herzlichem Stolz auf seinen weitberühmten sächsischen Duktus. Auch der Gelehrte schrieb rastlos über dicken Quartanten. Noch war die Blütezeit deutscher Wissenschaft nicht gekommen. Zwar regte sich überall die Freude an dem Stoff, der gründlichen Forschung, und ungeheuer erscheint der Fleiß, das Wissen mancher einzelnen. Aber noch versteht man das gewonnene Material nicht zu verarbeiten, es ist überall die Zeit des Sammelns. Geschichtliche Urkunden, Rechtsgebräuche des Volkes, die alten Werke theologischer Lehrer, die Leben der Heiligen, der Wörtervorrat aller Sprachen werden in massiven Werken zusammengetragen, der forschende Geist verliert sich an dem Unbedeutenden, ohne zu verstehen, wodurch erst das Einzelwissen lebendig gemacht wird. Er schreibt über antike Tintenfässer und Schuhe, er rechnet wohl gar Länge und Breite der Arche Noäh aus und untersucht gewissenhaft, wie lang der Spieß des alten Landsknechts Goliath gewesen sein muß. So bringt dem Fleißigen die Arbeit nicht immer den vollen Segen — sie hat doch unsere großen Astronomen, das Genie des Leibniz großgezogen —, immer aber hilft sie dazu, dem Manne einen idealen Inhalt zu geben, ein Geistiges, wofür er lebt.

Wieviel auch der Krieg verschlechtert hatte: in der Werkstatt, als Vater des Hauses fand der Bürger sich zuerst wieder. Der Schwächere zog sich ganz dahin zurück. Freude am öffentlichen Verkehr, auch die Wehrhaftigkeit wurden geringer. Knarrend drehten sich die alten Tore in den zerschossenen Stadtmauern, kleinliche Händel kreuzten sich am Ratstisch, mißgünstiges Geklätsch, boshafte Verleumdung verbitterten dem Stärkeren, der über sein Geschäft hinaus für andere tätig war, die Stunden des Jahres. Eine krankhafte Scheu vor der Öffentlichkeit nahm überhand. Als im Beginn des 18. Jahrhunderts die ersten Anzeigeblätter entstanden und der Rat von Frankfurt am Main dem Unternehmer verstattete, eine wöchentliche Liste der Getauften, Getrauten, Verstorbenen zu veröffentlichen, erhob sich ein allgemeiner Schrei des Unwillens, es sei unerträglich, daß man diese intimen Verhältnisse publik mache. So vollständig zum Privatmann war der Deutsche geworden.

Es gibt wenige Stellen des deutschen Grundes, auf deren städtischem Gemeindeleben der Blick mit Befriedigung weilt. Vielleicht die beste Ausnahme ist Hamburg. Auch dort hatten der Krieg und sein Gefolge vieles verwüstet, aber die frische Luft, welche von dem weiten Weltmeer her in die Straßen der ehrsamen Freibürger wehte, stählte schnell ihre Kraft. Daß sie sich selbst regieren konnten und als ein kleiner Staat mit fremden Mächten in Verbindung standen, bewahrte ihr Bürgertum vor übergroßer Engherzigkeit, und es scheint, daß gerade sie nach dem Dreißigjährigen Kriege am meisten von den Vorteilen erwarben, welche in einer Zeit der Abspannung und Schwäche dem Tatkräftigen leicht zuteil werden. Der Landhandel nach dem Innern von Deutschland wie der Schiffsverkehr durch die Wogen der Nordsee und des Atlantischen Ozeans sind kurz nach dem Kriege wieder in Aufschwung. Hamburgische Gesandte und Geschäftsträger verhandeln bei den Generalstaaten wie

am Hofe Cromwells. Die Hamburger besitzen nicht nur eine Kauffahrteiflotte, sondern auch eine kleine Kriegsmarine. Ihre beiden Fregatten werden mehr als einmal ein Schrecken der Seeräuber im Mittelmeer und in den Fluten der Nordsee. Sie geleiten bald Grönland- und Archangelfahrer, bald große Flotten von vierzig bis fünfzig Kauffahrern nach Oporto, nach Lissabon, Cadix, Maltá, Livorno, wo überall hamburgische Niederlassungen waren.

Dieser Verkehr, wie sehr er der Gegenwart nachsteht, war vielleicht im Verhältnis zu anderen deutschen Seestädten des 17. Jahrhunderts bedeutender als jetzt. Wie jetzt nach Amerika, so gingen damals junge Hamburger nach den Küstenstädten der Nordsee, des Atlantischen Ozeans und des Mittelmeeres und gründeten dort Geschäfte, für Kommission und Spedition, auf eigene Rechnung. Auch in Hamburg bildete sich das Weltbürgertum aus, welches noch jetzt für den Geschäftsmann der gewaltigen Stadt bezeichnend ist. Aber freilich wurde es damals den Männern schwerer, sich in die Sitten der Fremde zu schicken, als dem jetzt lebenden Geschlecht. Es war nicht Treue gegen das deutsche Reich, sondern das Festhalten an den kleinen Gewohnheiten des Lebens, die Sehnsucht nach dem guten, innigen Familienzusammenhang, und wie noch jetzt betrachteten die Hamburger das fremde Land nicht gern als ihre neue Heimat. Waren sie dort eine Reihe von Jahren in gewinnbringender Tätigkeit gewesen, so eilten sie nach Hause zurück, um mit einer deutschen Frau ihren Hausstand zu gründen. Die warme Anhänglichkeit an die Vaterstadt und die kluge Gefügigkeit in fremde Sitten, welche den Bürgern kleiner Freistaaten eigen ist, bildete sich in solchem Leben aus, aber auch die Unternehmungslust und Größe des Urteils, welche damals an den Fürstenhöfen des Binnenlandes nur selten zu finden war. So zeigt die Familie eines Hamburger Patriziers in jener Zeit eine Anzahl von Eigentümlichkeiten, welche wohl wert sind, daß man bei ihnen verweilt.

Eine solche Familie ist die des Bürgermeisters Johann Schulte, welche durch ihre weiblichen Nachkommen noch jetzt in hamburgischen Geschlechtern fortlebt. Johann Schulte (1621—1697), aus einer alten Familie, hatte in Rostock, Straßburg, Basel studiert, Reisen gemacht, geheiratet, als Ratssekretär, dann aber zehn Jahre als hamburgischer Gesandter bei Cromwell zugebracht. Er wurde im Jahre 1668 Bürgermeister, ein würdiger, gemäßigter Herr, wohlerfahren in allen Welthändeln wie in der Verwaltung seiner guten Stadt, ein glücklicher Gatte und Familienvater. Von ihm sind Briefe an einen seiner Söhne erhalten, der im Jahre 1680 als Teilhaber in ein Lissaboner Geschäft trat[145]. Diese Briefe enthalten eine Menge von belehrenden Einzelheiten. Am anziehendsten aber ist der hübsche Einblick in das Familienleben der damaligen Zeit, in das Verhältnis eines Vaters zu seinen Kindern. Innigkeit der Empfindung von beiden Seiten, im Vater die ruhige Würde und die Weisheit des vielerfahrenen Mannes, ein starkes Gefühl seiner hervorragenden Stellung, ein festes Zusammenhalten der Familienglieder, welche bei allen unvermeidlichen Zwistigkeiten im Innern gegen außen einen festgeschlossenen Kreis bilden.



Das älteste Augsburger Posthaus. 1616. (Kupferstich von R. Custos nach L. Kilian.)

Aviso des Postmeisters Antonio de Tassis, Rom, nach Brüssel, in italienischer Sprache, vom 4. März 1609.
(Urkunde im Fürstlich Thurn und Taxisschen Zentralarchiv, Regensburg.)

Die Postavisi waren die Begleitschreiben, welche den reitenden Postillonen für den Postmeister ihres Bestimmungsortes mitgegeben wurden und die die Vermerke über den Abgang der Post und über die Anzahl der zu befördernden Poststücke trugen, die

Oggi otto scrissi a V. S. mia ultima con tutte le recapitatomi;
che della ricevuta ne starò aspetando auiso —
Dappoi mi trovo la sua delli 14 del passato con tutte le mandomi
alle quale ho fatto havere a tutte il suo buo' recapito —
Il medemo farà V. S. che segua delle qui allegate,
con auisarne la ricevuta; e per fine a V. S. baccio
le mani, e le prego dal sig. ogni colmo di felicità —
Di Roma li 4 di Marzo 1609

Antonio de Tassis

aber anfangs auch zum Austausch persönlicher Mitteilungen benutzt wurden. Das Aviso des Postmeisters Antonio de Tassis in Rom vom 4. März 1609 zeigt die Anfänge einer Ausbildung des Formulars, die Datierung ist nachgetragen. Ursprünglich wurden die Avisi von Fall zu Fall geschrieben, dann aber von einzelnen Postmeistern als Formularniederschriften in größerer Anzahl bereitgehalten, so daß nur die beim Abgange einer Post notwendigen Bemerkungen und Zahlen einzufügen waren, bis endlich, seit etwa 1624, diese Formulare, die sich mit geringen Änderungen bis ins 19. Jahrhundert erhielten, gedruckt wurden.

Ill.re S.r mio oss.mo:

Hoggi *3.* ſcriſſi à V. S. Ill. con l' Ordinario, con-quale mandai le ſolite pieghi & lettere, per diuerſi, n'a-ſpetto della riceuuta auiſo.

Trouo mi poi con la di V. S. Ill. dalli *26. stante*, l' Ordinario, alla quale reſpondendo dico, d'hauer fat-to dar à tutte il douuto ricapito, *ma l'ord.o fu ssal, leggita, et molti plichi et lre mal conditiona, te & Auiso.*

Il medeſimo piacerà à V. S. Ill. ſegua delle congionte. che ſono per diuerſi, auiſando me con la prima il ſeguito, con bacciargli le mani N. S. Iddio guardi V. S. Ill. di Malo. Di Francafotte. *31. di Marzo 1614*

D. V. S. Ill.

Affett.mo Ser.re

Gio: Van den Birghden

Un plicho p. Brusselles
Doi p. Anuersa nel quale
...
113 pagabile

Ein Verzeichnis der Brieffe darinnen die Ordinari



Aviso des Kaiserlichen Postmeisters Johann von den Birghden, Frankfurt a. M., nach Brüssel, in italienischer Sprache, vom 31. März 1624.
(Urkunde im Fürstlich Thurn und Taxisschen Zentralarchiv, Regensburg. — Ausgefüllter Formulardruck.)

Postzettel des Augsburger Postmeisters Octavio von Taxis nach Rheinhausen und Brüssel vom 25. Mai 1611. (Urkunde im Fürstlich Thurn und Taxisschen Zentralarchiv, Regensburg. — Die Stafetten-, Paß- und Stundzettel, mindestens schon seit dem Ende des 15. Jahrhunderts in Gebrauch, waren die Bescheinigungen, mit denen jeder Postverwalter dem betreffenden reitenden Postillon Ort und Zeit der Übernahme und Abgabe einer Postsendung bezeugte; auch sie wurden später formularmäßig gedruckt.)

Brandenburgischer Postreiter. 17. Jahrhundert. (Kupferstich von J. Lindnitz.)

Es war damals eine Reise nach Lissabon und eine vieljährige Trennung vom elterlichen Hause für den Scheidenden eine große Sache. Als der Sohn nach seiner Abreise unter Tränen und den frommen Segenswünschen der Eltern und Geschwister in Cuxhaven durch widrige Winde zurückgehalten wird, sendet ihm der Vater noch schnell „ein kleines Gebetbuch, item ein Buch, die lustige Gesellschaft genannt, und Gottfried Schulzes Chronika, dann auch eine Schachtel mit Cremor tartari und eine blaue Kruke mit Tamarinden und eingemachten Zitronenschalen für das Übelwerden". Der Sohn erinnert sich noch während der Fahrt, daß er seinem Bruder drei Mark sechs Schilling schuldig geblieben ist, und bittet ängstlich, daß die Mutter ihm die Summe von den acht Talern abziehen möge, die sie von ihm in Verwahrung hat. Der Vater bemerkt dagegen freigebig, die acht Taler sollten ihm unverkürzt aufgehoben werden, der Sohn wisse wohl, daß es seiner Mutter auf drei Mark nicht ankomme. Seit der Sohn in Lissabon sich geschäftlich niedergelassen hat, gehen dorthin regelmäßige Sendungen von Zerbster und Hamburger Bier, Butter, geräuchertem Fleisch, sowie Rezepte gegen Krankheiten und was sonst die Sorge der Hausfrau dem entfernten Sohne zuwenden möchte; der Sohn dagegen schickt Sinaäpfel zurück und Fäßchen mit Wein. Genau berichtet der Vater die Veränderungen, welche in der Familie und der Bürgerschaft der guten Stadt Hamburg vorgefallen sind, und eifrig ist er bemüht, dem Sohne Aufträge und Kommissionsartikel von seinen Hamburger Freunden zuzuweisen. Bald gesteht der Sohn aus der Fremde den Eltern, daß er ein Mädchen in Hamburg liebe, natürlich eine von den Bekannten des Hauses, und auch diese Liebesangelegenheit wird von dem Vater mit Teilnahme, aber immer als ein ernstes Geschäft, welches sehr vorsichtig und zart angegriffen werden müsse, behandelt. Offenbar ist das Bestreben des Vaters, die Werbung und Erklärung hinauszuschieben, bis der Sohn seine Jahre in der Fremde ausgehalten habe, und mit Klugheit geht er gerade so weit auf die Wünsche des Sohnes ein, um das Vertrauen desselben zu erhalten.

Vielleicht am meisten bezeichnend für jene Zeit aber sind die Ratschläge, welche der Vater dem Sohne über die Notwendigkeit gibt, sich in die Gewohnheiten der Fremde zu schicken. Der Sohn ist ein frommer, eifriger Protestant, dessen Gewissen sehr dadurch beunruhigt wird, daß er unter strengen Katholiken leben und sich in die für ihn anstößigen Gebräuche des katholischen Landes fügen soll. Was der Vater ihm darüber schreibt, sei aus den ersten Briefen mit den geringen Veränderungen, welche zum leichteren Verständnis nötig sind, mitgeteilt.

„Geliebter Sohn! Heut vor acht Tagen war mein letzter Ratsgang bei dieser meiner Regierung für dieses Jahr, und schickte ich den Nachmittag nach dem Posthause und ließ anfragen, ob die hispanischen Briefe angekommen, bekam aber zur Antwort nein. Den folgenden Tag, am Sonnabend zu Mittag, sandte mir Herr Brindts durch seinen Diener dein Schreiben vom 11/22. noch währenden Monats. Soviel dein Schreiben anbelangt, so ist es uns allen zuvörderst erfreulich, daß du dich, Gott lob, bei guter Leibesdisposition befindest, welches eine große Wohltat

Ob woll Wir Leonardt Graff von Taxis/Röm. Kays. Mayest. Cammerer/vnd Erb-General Obrister Postmeister im Heiligen Reich vnd den Nieder: vnd Burgundischen Landen/ rc. Bey jetzigen kostbähren zeiten/ da alles zu stäigerung gerahten/ die Postbotten auch jhren bedingten Soldt jedes Jahrs begeret zuergrössern/ dardurch nit vnbefügt/ auch den alten Porto der Brieffen zuerhöheren: Dannoch damit männiglich sihe vnd spüre/ daß hierinnen vnser eigen Vortheil/ so gar nicht als die beförderung Gemeines Nutzens vns angelegen sein lassen; Als haben wir auch/ nach gutwilliglich mit eines Ers: Rahts Herren deputirten/ sampt zuziehung etzlicher der fürnembsten Kauff- vnnd Handelsleuthen hie selbsten gepflogener vnderrede/ diese vber jedere ankommend: vnd abgehende Brieff vnd Pacquetten/ wie dieselbe in vnserm PostAmpt Cölln Vntz: vnd stückweiß/ hinführter bezahlet werden sollen/ folgende Tax vnd Ordnung in offenen Truck/ zu eines jedern/ so sich der Post gebrauchen wollen/ Wissenschafft vnd nachrichtung/ verfassen lassen.

Taxa der Brieffen vnd Pacquetten.

Von vnd auff:

Venetia vnd Mantua.	10. albus
Nürnberg/ Augßspurg vnd Brüssel.	8. alb.
Rheinhausen vnd Antorff.	6. alb.
Franckfurt	5. alb.
Hamburg.	9. alb.

Diese obspecificirte Porto ist zuuerstehen von jeder Vncia. Was aber vber ein Punt weiget/ vnd nicht Brieff seind/ solle halb Port bezahlen.

Von den einfachen Brieffen soll gegeben werden. Von vnd nach Italia 6. alb.

Von vnd auff:
- Nürenberg/ Hamburg/ Brüssel/ Rheinhausen/ Straßburg/ Franckenthal/ Wormbs/ Würtzburg vnd Aschaffenburg. . . . . . . 5. alb.
- Franckfurt/ Meintz/ Creutzenach/ Hanaw/ Vierdenhalben albus.
- Antorff/ Fünffdenhalbenalbus.

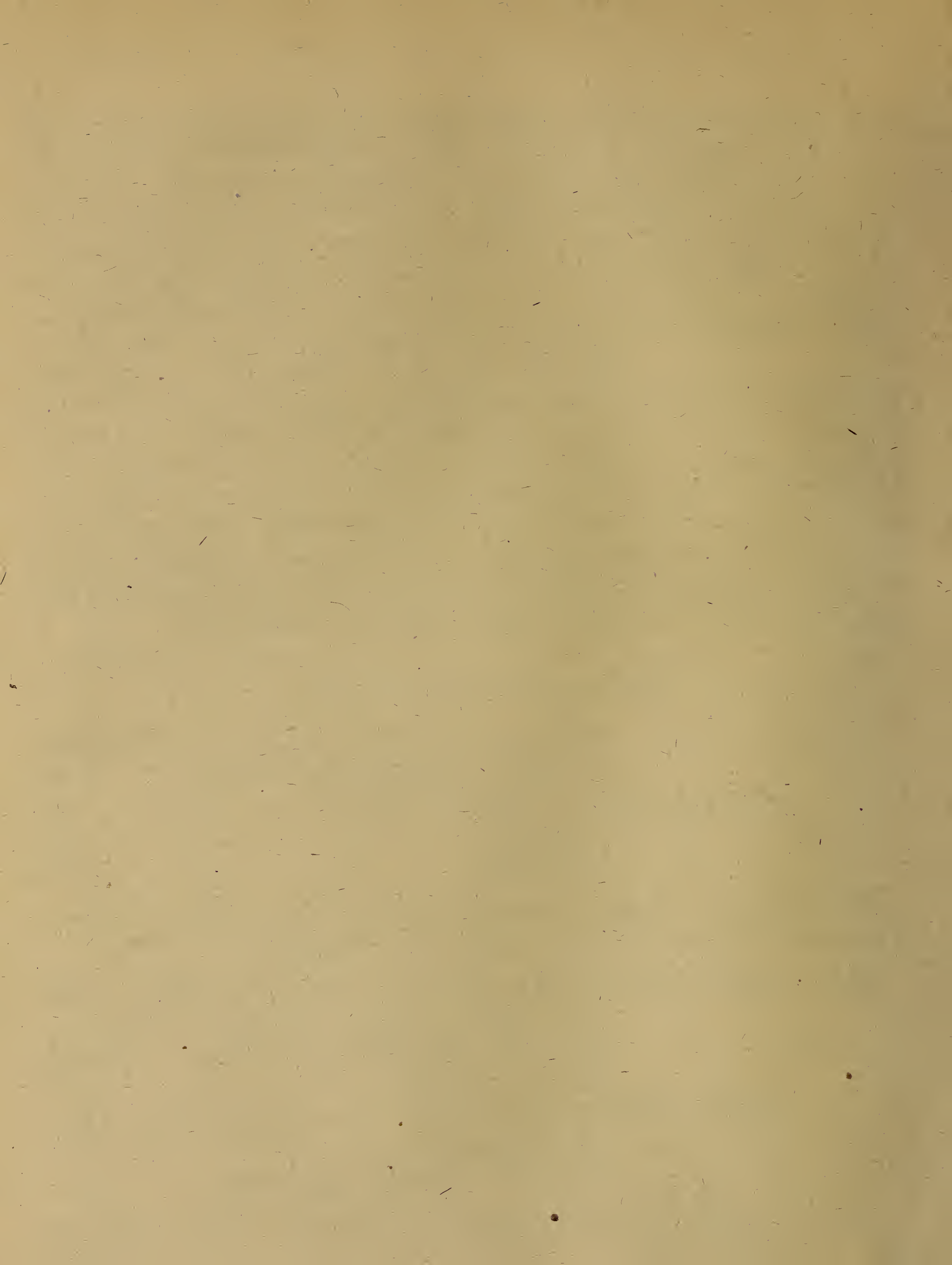
Von zween einfachen Brieffen nach Italien, so sünsten jeder/ wie obspecificirt ad 6. alb. Porto gibt. . . . . 10. alb.

Von dreyen. . . . . 12. alb.

Dafern aber drey eine Vntz oder darüber schwär/ sollen die zusamen gewogen/ vnd nach dem gewicht/ wie auch die geduppelte Brieff/ nach discretion, vnnd bescheidenheit taxiret/ vnd bezahlet werden.

Brief-Taxordnung des Kaiserlichen Erbgeneraloberpostmeisters Leonard Reichsgrafen von Taxis für das Postamt Cöln. 1624—28.

(Einblattdruck. Nach dem Original im Fürstlich Thurn und Taxischen Zentralarchiv, Regensburg. — Die Brieftaxordnungen und Postberichte [Postordnungen für die Abfertigung der Briefposten] kamen seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts zu allgemeiner Anwendung.)



1649.

Männiglich zur Nachricht.

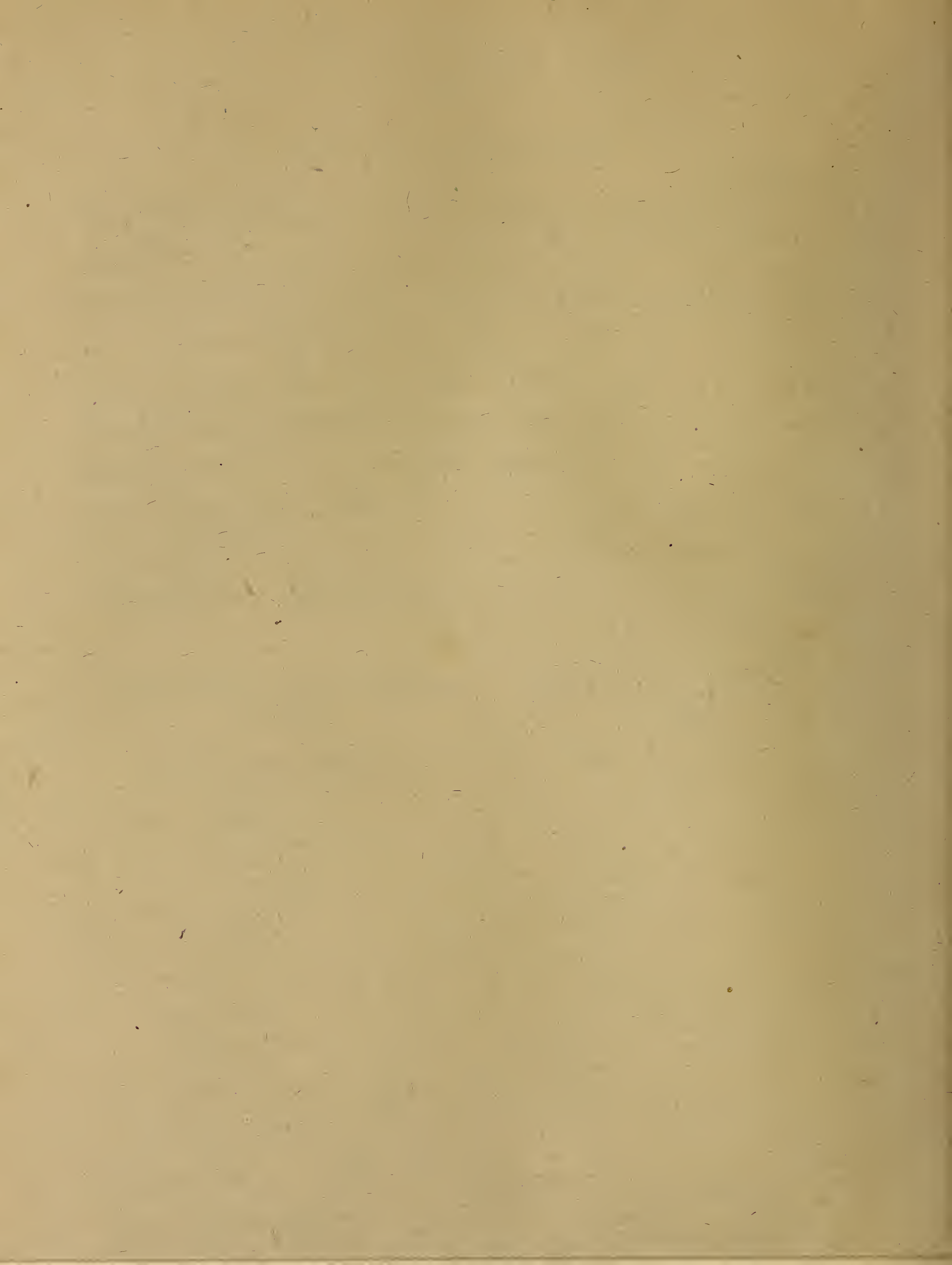
ZV Cassel ist durch den Postmeister Bernhard Parwein/ den gemeinen Commercien vnnd dem reisenden Mann zum besten angerichtet worden / daß alle vierzehen Tage auff gewisse hierzu bestimbte Tage / jedesmahl auff Mitwochen eine PostCalesch/von Cassel nacher Franckfurt am Mayn abfahren / welche Freitag Abends/oder Sonnabendt frü/daselbst anlangen / vnd Montag Morgens von dannen wieder abfahren solle / logirt zu Franckfurt in der Fahrgassen im Gasthoff zur Gerste / vnnd gehet obgedachte PostCalesch ab:

Von Cassel nach Altem Calender.	Von Franckfurt nach Altem Calender.
Mitwochs den	Montag morgens den
11. Julii.	16. Julii.
25. Julii.	30. Julii.
8. Augusti.	13. Augusti.
22. Augusti.	27. Augusti.
5. Septembris.	10 Septembris.
19. Septembris.	24. Septembris.
3. Octobris.	8. Octobris.
17. Octobris.	22. Octobris.
31. Octobris.	5. Novembris.
14. Novembris.	19. Novembris.
28. Novembris.	3. Decembris.
12. Decembris.	17. Decembris.
26. Decembris.	31. Decembris.

Wer nun solche Gelegenheit zu reisen vor die Gebür gebrauchen wil/kan zu Cassel im Posthauß wie auch zu Franckfurt im Gasthoff zur Gerste auff vorbemelte Tage sich anmelden.

Nachricht über eine 14-tägige „Post-Kalesch" zwischen Cassel und Frankfurt. 1649. (Einblattdruck. Nach dem Original im Fürstlich Thurn und Taxischen Zentralarchiv, Regensburg. — Die Einrichtung des „fahrenden Posten" reicht bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts zurück.)

IV S. 320, 2



The Counte de la Tour, & Tasſis,

General Hereditary of the poſt for his Imperiall Majeſty & the Empire in the whole diſtrict therof, & of his Catholycke Maieſty the King of Spagne, in his low Countrys, Burgundy, &c.

DOth undertake in his diſcharge of that place, & for the benifit of the Marchands, particularly, of te English, in the exerciſe of their commerce, wherof a principall part doth conſiſt in the ſafe ſpeedy convayance of their letters, to & from their correſpondents in foraine parts.

Not only to performe the agreement made betweene the ſaid Counte & late Mr. Mr. Thomas Witherings & VVilliam Frizell, in the yeare 1633. but, to improve it.

Firſt, by the more frequent tranſportation of the ſaid letters, that is to ſay, wheras the Males of letters betvveene London, Antwerp, & Bruxells, vvent but once à vveecke, namly on ſatterday night, or the ſunday morning, they shall novv goe tvvice a vveecke

A

Bekanntmachung des Kaiserlichen und Spanischen Generaloberpostmeisters Graf Lamoral von Thurn und Taxis über die Verbesserungen im Postverkehr zwischen England und dem Kontinent. Um 1660.
(Nach dem Original im Fürstlich Thurn und Taxischen Zentralarchiv, Regensburg.)
IV S. 320, 3

ke, that is to ſay, the vveddenſday, & ſatterday nights.

Secundly, wheras the ſaid Males, were for the moſt part, fowre, or fiue days, on the way, ſomtimes longer, they shall be now carried in the ſpace of two days & two nights; & that both, in winter & ſummer, no other impediment, but the wind & weather excepted.

All this, upon conditon, that in England, they doe the like, that is, that twice in the weecke, namly upon the fridays & tueſdays, they likewiſe diſpatch the Male for Flanders,

Wherby theſe advantages will enſue to the English & other Marchands of his Maᵗʸˢ ſubjects.

That their letters of fridays night, which, as has beene ſaid, were fowre, or fiue days, ſomtimes longer, on the way, & at the ſooneſt, came not (even in the midd'ſt of the ſummer) but upon the mundays, in the evening to Antwerp & Bruſſells, will be there the ſunday at noone or in the evening, at the furtheſt.

Thoſe for Zealand, about the ſame time, in Zealand.

Thoſe for Dort, & Rotterdame, the Munday very early.

Thoſe for the Hagh & Amſterdame, the ſame munday before the Burſe or Exchange beginn's.

Thoſe for Hamborough, the vveddenſday morning: & ſoe to Coppenhaghen, Stockholme, the whole Kingdome of Dennemarcke & Sweedland.

Alſoe

Alſo to Dantzick, Coninncksbergh, Riga, Warſovia, & all Poland.

And upon the arrivall of the ſaid Male to Antwerp & Bruxells on ſundays, as is afor ſaid, thall be likewiſe ſent away, on munday, the letters for Liege, Cologne, Francfort, Norimberg &c.

Alſo for Treves, upper & lower Palatinate, Bavaria, Bohemia, & Auſtria, &c.

Alſo for Strasbourg, Baſile, Zwitzerland, Geneva, Lorrain, Burgundy, & Savoy.

As alſo the letters for upper Germany, Italy, & the Levant.

And in the tranſportation of theſe laſt eſpecially, that is to ſay, the letters for upper Germany, Italy, & the Levant, this new eſtablishement of ports, will prove of ſingular advantage to the English Marchands.

For, wheras the letters of England for thoſe parts which were ſent friday from London, ſtayd att Antwerp, till the friday following, to goe with the poſt of that day, they will now be ſent forward, the munday night, or tweſday morning very early, from Antwerp.

And the tweſday nights letters from London for thos parts, & all others for other parts, that shall come with the ſaid tweſday Male from London to Antvverp, shall be diſpatched avvay from thence, on thurſday night, or friday morning in the ſame manner, & vvith the ſame diligence as thoſe, that came vvith the friday Male, from London.

And thus much for the tranſportation of the letters from London, ouvvards.

There vvill be no leſſe advantage, to the English Marchands by the convaying into England, their letters from forrain parts.

Not to ſpeake of the receaving, inſteed of once, their letters, tvvice every vveeke, & vvith them by ſo much the fresher aduiſes, vvherin the marchands on this ſide the ſea, & eſpecially the Hollanders, have hitherto had a great advantage of the English, this farther benefite vvill accrevv unto them, by this nevv eſtablishment of a secound male.

That they may write, & have a anſweare, even from Amſterdame & the Hagh, in leſſe time then a weecke, which is thus demonſtrable: That the English letters from London of the friday night, comming on the munday to the Hagh, & Amſterdame, there will be time enough (& to ſpare) to ſend anſweare, to thoſe letters from thos two places, by the Male that goes for London from Antwerp upon the weddenſday night, or thurſday morning, which is to be at London upon friday.

And the letters which come from London on tweſday, being to be at the Hagh & Amſterdame on the friday they of Amſterdame & the Hagh, will have time, till 6. or 8. of the clock the next ſatterday morning to give anſweare to them, & ſend it by the poſt vvhich vvill be that night at Antvverp, at leaſt, ſoone enough, to goe vvith the male, vvhich goes thence, for England at the furtheſt, by three or fovvre a clock on ſunday morning, & ſo be at London upon munday night, at the furtheſt.

And

And for the letters from Hamborough, wheras heretofore, the English marchands in that place could not ansvveare the London letters in lesse time, then 14. 13. 12. 11. or 10. days at the least, they receaving novv upon the Sunday follovving the letters from London of the vveddensday, & upon the thursday night, or friday morning very early, the letters of the precedent friday, they vvill be able to ansvveare the first, on the vveddensday, & the other, on the sunday, that is, in the space, of lesse then nine days.

Which is of soe much the more importance, because vvith the Male of Hamborough, come the letters from vvhole Svveedland, Dennemarke, Poland, &c.

The like & greater advantage, vvill accrue to the English Marchands in their letters from upper Germany, Italy, & all the Levant, because that those letters, vvhich came heretofore to Antvverp on the vveddensday (as they vvill doe still) & stayd there, till sunday morning, to goe vvith the Male of that day, novv vvill goe, vvith the vveddensday Male. And the letters from the parts aforesaid, vvhich vvill come to Antvverp, on satterday, vvill be sent, vvith the Male, that goes for London, on sunday morning.

By that vvhich is said, t'is evident, that the correspondence betvveene England & all forrain parts, vvill not only be more frequent, by the one halfe, then heretofore but farr greater expedition used, in the convayance of letters.

Which to make appeare, by particulars, the Counte undertakes that by meanes of the fresh horses he vvill

caufe to be layd ,on the vvay,betvveene Antvverp & O-ftend, & likvvife betvveene Bruxells & Oftende, the Male of fatterday night or funday morning from Bruxells & Antvverp, shall be at Oftende,the fame fuuday, & likvvife the Male of vveddenfday,night on thurfday, in the evening.

Where the paket boate being ready to put to fea, the letters may be at Dover the fame night,or early,on the munday & friday morning , & fo be at London at the furtheft vvithin tvvelve hovvres after , if the agreement made 1633. betvveene the Counte, & the aforefaid Mr. Mr. Witherings & Frizell be duly performed in this particular, that the Male of letters betvveene London & Dover shall be noe longer then tvvelve hovvres on the vvay.

Upon vvhich condition ,the Counte vvill undertake, (& if need be) give fufficient caution for it, that the impediments of vvind & vveather excepted , the Male betvveene London & Antvverp,& London & Bruxells, shall be no longer, as is above faid, then tvvo days & tvvo nights a going, & that as vvell in vvinter as in fummer.

In like manner, that the letters betvveene London, Amfterdam, & the Hagh , vvhich vvent but in five or fix days , fomtimes longer, vvill goe novv in tvvo days & a halfe, or three days, at the moft.

There vvill be gained in the letters from Hamborough, & all thos that come & goe in that Male, at the leaft, tvvo vvhole days.

The letters to Rome , inftead of 20. or 21.days, vvill be novv but 16. or 17. days old.

For

For Napels, but 18. or 19. in ſteed of 23.or 24.

For Milan, 12. or 13. vvhich vvere 17. or 18.

For Genua, Livorné, &c. not 16. or 18. as before, but only 14. or 15.

For Venice, in 10. or 12. in place of 14. or 15.

The letters for upper Germany, & other parts of Italy, & the Levant, proportionally.

Not to ſpeake of the intereſt of State, vvherin, in point of honnor, hovv farr the King of England, may thinke himſelfe concerned, to ſee the accuſtomed & eſtablished courſe obſerved & maintained, & not to give vvay, unto interloopers, vvho by bribes & other vvays doe endeavour to intervert it, & to introduce nevv hazardous & uncertaine prejucidiall vvays to his Ma^tys ſubjets, is left to his great vviſedome & prudence, to conſider.

FINIS.



Gottes ist, und dann, daß du mit deinem Kompagnon wohlvergnügt bist, wofür du ebenfalls Gott dem Herrn zu danken hast, daß du in der Fremde einen so ehrlichen und dir wohlwollenden Menschen angetroffen hast. Gott lasse euch fernerhin in Friede und Einigkeit, auch einem gesunden und wohlgesegneten Stand eure Zeit, bis du, beliebt es Gott, repatriieren wirst, mit allem Vergnügen zubringen. Sonsten habe in Verlesung deines Schreibens angemerkt, daß dir der Ort Lissabon und die Einwohner, so geistliche als weltliche, noch nicht allerdings anständig seien, und du dich in deinen jetzigen Stand noch nicht recht finden könntest, daher ich denn noch einige Ungeduld von dir verspüre. Aber das kann nicht wohl anders sein, daß dir die Veränderung zwischen Hamburg und Lissabon, jener und dieser Einwohner und Sitten, jener und dieser Gebärde und sonsten, nicht sollte mit Befremden, ja, fast mit Bestürzung und Alteration auffallen; aber du mußt wissen, daß du in diesem passu alldorten und an andern Orten gar viele Vorgänger gehabt hast, denen es ebenso ergangen und denen die große Veränderung in allen Dingen und in Religionssachen sehr befremdlich vorgekommen.

Im lateinischen Sprichwort pflegt man zu sagen: post nubila Phoebus, das ist, auf übel Wetter pflegt ein heller und angenehmer Sonnenschein zu folgen, welches der grundgütige Gott an dir in Gnaden erfüllen und geben wolle, daß, nachdem du in der See ungemeine Gefahr und Leibesschwachheit sattsam empfunden und ausgestanden, die Tage und Zeit, welche du in Portugal zubringen wirst, die vorigen sauren und bittren Tage verzuckern und versüßen, und du allgemach die bösen Tage vergessen und der guten dich getrösten und erfreuen mögest, welches der Allerhöchste dir aus Gnaden beständig geben, gönnen und verleihen wolle. Amen. —

Es sagte Schwager Gerdt Buermeister (welcher dich wie sein Kind liebet) dieser Tage zu mir, es würden dir zwar bei deiner Ankunft in Lissabon viele Dinge etwas befremdlich vorkommen, insonderheit auch wenn du allerhand Gesichter von weißen, schwarzen, grauen Mönchen und andern Personen sehen würdest; allein es wäre eine Sache von etwa drei bis vier Monaten, so würde man dessen und anderer Dinge all gewohnet. Nun ist es also, daß man mit der Zeit alles gewohnet wird. Ich bin beständig vier Jahre zu Straßburg gewesen und daselbst es so gewohnt geworden, daß es mir gleich viel war, ob ich in Straßburg oder Hamburg lebete, war auch ums geringste nicht bekümmert.

Traue mir und andern, die dergleichen erfahren, daß eine kurze Zeit und kleine Geduld alles zu ändern und korrigieren pfleget. Ich hoffe zu Gott, daß ich deswegen innerhalb acht bis zehn Wochen bessere Briefe, insonderheit wenn du allgemach in der Sprache etwas avancieren wirst, von dir empfangen werde. Schwager Gerdt Buermeister sagte, er wäre zwölf Jahre gewesen, wie er nach Lissabon gekommen, und er könnte nicht genug beschreiben sein Mißvergnügen, welches er empfunden; und wie er die Mönche ansichtig geworden, hätte er gemeinet, daß es Teufel wären, hätte sie auch von oben herab mit Wasser begossen, aber

darüber hätte er bald Händel gekriegt; er sagte, daß, wenn er hätte ausgehen sollen, so hätte ihm dafür gegrauet, aber es wäre ein Angewöhnis für eine kleine Zeit. — Was die Religion betrifft, so wirst du vernünftig sein und so viel immer möglich alle Heuchelei und alle Okkasion vermeiden und mit niemandem, auch nicht einmal mit deinem Kompagnon, von Religionssachen reden oder Diskurs führen, sondern für dich zu rechter Zeit lesen, auch morgens und abends dein Gebet zu Gott mit Andacht tun und das feste Vertrauen zu Gott haben, daß, weil er dich an den Ort so wunderbar berufen, er auch dein gnädiger Vater und Schutzherr wider alle vorkommende Widerwärtigkeit sein und verbleiben werde. —

Du meldest, daß du allbereits einmal aus Not daselbst gesündiget, als man die gesegnete Hostie daher getragen — man pflegt es sonsten das Venerabile zu nennen — und hast du wohlgetan, daß du für dich ein Gebet getan, und wird der gute Gott das wohl erhöret und dir die Sünde vergeben haben. Ich kann nicht umhin, bei dieser Okkasion zu berichten, wie es mir zu Mainz ergangen; denn als ich Anno 1642 von Hamburg nach Straßburg reisete, und zu Frankfurt in der Messe vierzehn Tage stille liegen mußte, bin ich nach Mainz, vier Meilen von dorten, abgefahren. Da auch eben der Sonntag einfiel und ein sonderliches Fest bei den Katholicis gehalten wurde, so erkundigte ich mich, in welche Kirche der Kurfürst zur Messe fahren würde, begab mich auch dahin und fand in der Kirche viele devote Leute, die auf ihren Knien saßen. Der eine hatte sein rosarium oder Rosenkranz in der Hand und betete das Ave-Maria oder Pater-Noster, andere schlugen mit ihrer Hand an die Brust, wie der bußfertige Zöllner, und bereueten ihre Sünde. Ich besahe das Völkchen so etwas und lobete ihre Devotion, und wünschete dabei, daß man bei uns Lutheranern auch eine gute Devotion in äußerlichen Gebärden in den Kirchen verspüren möchte. Inmittelst kam der Kurfürst gefahren und ging ins Chor. Ich als ein vorwitziger junger Mensch drang mit hinein, und weil ich wohlgekleidet war und einen roten scharlachnen Mantel um hatte, so ließen auch die Hellebardiere mich passieren und sahen mich für einen jungen Edelmann an. Unterdessen sang der Herr von Andlaw die Messe in pontificalibus, das ist, er hatte einen Bischofshut oder Mütze auf seinem Haupt und einen Bischofsstab in seiner Hand. Ich sahe allen diesen Zeremonien mit guten Gedanken zu, und alles war noch gut. Als aber der Herr von Andlaw den gesegneten Kelch emporhielt, da knieeten alle, die bei mir standen, nieder, welches ich auch tat und ein Vaterunser betete. Hierzu bin ich aus Vorwitz gekommen, du aber aus Not, und hoffe zu Gott, er werde mir und dir den Fehler vergeben haben. Ich bin sonsten in Frankreich und sonderlich zu Orleans des Sonntags nachmittags öfters in den katholischen Kirchen gewesen und habe eine gute Musik gehöret, und haben mir weder Arme noch Beine gebebet, wie du schreibest, daß dir widerfahren. Man muß so kein Banghase sein, sondern allemal ein beständiges standhaftes Herz haben. Du meldest, daß in Lissabon viel Pfaffen, auch viel Kirchen und Klöster seien. Wohl! laß da noch so viel sein, das gehet dich nichts an; laß nochmal so viel Pfaffen da sein, sie werden dich nicht

beißen, warte du das deinige ab. In die Messe zu gehen und in die Kirche, dazu nötiget man niemanden, und wenn du um die Osterzeit einen Zettel von einem Geistlichen haben kannst, als ob du gebeichtet und kommunizieret hättest, so hast du um die Geistlichkeit dich nicht mehr zu bekümmern. Wenn dir aber von ferne die Pfaffen mit der gesegneten Hostie werden begegnen, wirst du alle Vorsichtigkeit gebrauchen und einen Umweg nehmen oder in ein Haus gehen.

Du schreibst auch, daß du allbereits viele Mißgönner da habest, und daß Frick und Amsing die größesten seien. Mein Sohn! wer hat keine Mißgönner? Je besser es einem gehet, je mehr Mißgönner hat man. Darum sagen die Holländer: idt is beter, beniedt, als beklaegt, als idt man onsen lieven Heer behaegt. Was meinst du wohl, wie viel Mißgönner ich habe, wovon ich aber die wenigsten kenne, die meisten aber kenne ich nicht. Dawider muß man aus der Litanei singen: unsern Feinden, Verfolgern und Lästerern wollest du, Herr, vergeben und sie bekehren. Ich hätte gern gesehen, daß, als Frick und Amsing dich zwei Mal invitieret, du zu ihnen gegangen wärest. Du schreibest, daß sie dich würden haben etwas abfragen wollen. Aber du bist ja kein Kind, daß sie dir hätten können was abfragen, besonders hättest du ihnen ja nur können antworten, was du gewollt und sie wissen sollen. Du schreibst auch, daß Frick vor dir den Hut nicht abnähme; nun bist du ja jünger als Frick, und kommt also dir ja zuvörderst zu, daß du ihn zuerst grüßest. Du meldest auch, daß Amsing gute Worte gebe und Galle im Herzen habe; darauf dienet, daß man Füchse mit Füchsen müsse pflügen. Gib du auch allen Leuten, sie seien geist- oder weltlich, zu allen Zeiten gute Worte und gedenke das deine daneben, das ist der Welt Lauf.

Es ist uns aus deinem Schreiben sonderlich lieb, zu vernehmen, daß du hoffest, in der portugiesischen Sprache bald zu avancieren, welches dir ein groß contentement geben wird, und ob du zwar wegen Mangel der Sprache für jetzt keine sonderliche Hilfe und Assistenz im Kaufen und Verkaufen leisten kannst, so kannst du doch die Bücher halten und alles fleißig anschreiben und verzeichnen. —

Vermahne deinen jungen Heinrich zur Gottesfurcht und mithin zu Beten und Lesen, und laß ihn des Sonntags vormittags dir des Molleri postilla auf deiner Kammer vorlesen.

Deine Mutter hat mit Günther Andreas geredet und ihm gesaget, er soll acht haben, wenn ein Schiffer an der Börse angeschlagen wird, daß er auf Lissabon laden wolle, alsdann soll die Tonne Bier mitgesandt werden. Du hast bei deiner Frau Mutter nicht acht Mark zehn Schilling, sondern acht Rthlr. gut, das habe ich dir auch vor diesem geschrieben. Und wenn die acht Rthlr. schon zu Ende sind, so wird es auf eine Tonne Bier nicht ankommen. Du hast alle Zeit so viel und mehr gut. Wir werden dir, ob Gott will, auch einen frischen geräucherten Elblachs übersenden und verehren, denn ich habe bereits vor drei Tagen zwei Lachse in den Rauch schneiden lassen, wovon wir dir einen zugedacht haben. Und läßt sich der Lachsfang ziemlich an, wiewohl sie das Pfund annoch für eine Mark verkaufen.

Am vergangenen Montag hielten wir unsere Petri- und gestern unsere Matthäi-Kollation, da ich denn bequeme Gelegenheit gehabt, dich und deinen Konfrater dem Herrn Bümmelmann zu rekommandieren. Derselbe rühmte mir, daß er Briefe von dir hätte, und ließ sich der gute ehrliche Mann gegen mich sehr wohl aus, sagte auch, daß er mit dieser Post euch antworten wollte, also daß ich keinen Zweifel trage, Gott werde dich und deinen Konfrater wohl gesegnen, daß ihr nicht werdet zu klagen haben. Gott gebe dir Gesundheit, Geduld und einen beständigen freudigen Mut, auch Lust und Liebe zu deiner Handlung und vorstehenden Arbeit. Im gemeinen Sprichwort sagt man: ora et labora und laß Gott raten. Das tu du auch und wirf all dein Anliegen auf den Herrn, er wird's wohl machen. Womit ich für diesmal schließe, da ich vorgestrigen Tages mein siebentes Regierungsjahr zu Ende gebracht und durch Gottes Gnade und Beistand beschlossen habe; und tue dich nebst freundlicher Begrüßung von all deinen lieben Angehörigen dem sichern Schutz des großen Gottes getreulich empfehlen und verbleibe jederzeit

Hamburg, den 25ten Februari 1681.

dein wohlaffektionierter Vater
Johann Schulte, Lt.

PS. Ich habe in meinem Schreiben, wo mir recht ist, vom 14ten Januari, erwähnet, daß der kurzweilige Heinrich Mein uns in der Schiffergesellschaft eine Rarität und Schüssel mit Fischen, welche in Lissabon gebraten waren, aufgesetzet hat. Nun könntest du etwa auf die Gedanken kommen, mir dergleichen inkünftig zu verehren, aber das tu ja nicht, denn einmal kostet es Mühe und Geld und ich frage nicht groß danach. Vale.

PS. Deine Frau Mutter läßt dich apart gar freundlich grüßen und siehet gerne par curiosité, daß du hie und da in deinem Schreiben erwähntest, wie und in welcher Jahreszeit ihr daselbst lebet und was ihr für Erd- und Baumfrüchte nach und nach habet. Auch kannst du mit wenigem berühren, was ihr an Fleisch und Fisch oder Zugemüse für Speise esset. Und du sollst ja zusehen, daß du gesunde Speise und von allem nicht zu viel issest. — Allhie ist zwar die Elbe auf und ziemlich gelindes Wetter, haben gar gute Elb- und Seefische, allein wir haben gar tiefe und kotige Wege und eine neblichte und dicke Luft, da bei euch außer Zweifel alles zu dieser Stunde grün und lustig ist und alles in der Blüte steht!

PS. Weil das Brieflohn auf Hispanien und Portugal etwas höher sich beläuft als auf andere Plätze, so schreibe ich wider meine Gewohnheit und Manier etwas kleiner und compresser. Mache kleine und leichte Briefe, schreibe aber ziemlich viel darauf und menagire auch hierin. Vale[146]."

So weit der kluge Bürgermeister Johann Schulte. Er erlebte die Freude, daß sein Sohn wohlbehalten aus dem Lande der Mönche zurückkam und nach vielen Familienverhandlungen mit der Jungfrau seiner Wahl verbunden wurde. —

Wohl macht die Arbeit fest und dauerhaft, aber es ist zunächst der persönliche Vorteil des tüchtigen Mannes, dem sie dient. — Wer aber den Beruf hat, zum Nutzen anderer tätig zu sein, dem wird durch Pflichtgefühl sein Amt geweiht. Jede Tätigkeit, welche stark genug ist, das Leben zu erhalten, gibt dem Mann auch ein Amt. Der Gesell ist der Beamte seines Meisters, die Hausfrau bekleidet das Amt der Schlüssel, und jede Arbeit entwickelt auch im kleinsten Kreise ein Gebiet von sittlichen Pflichten. Das Pflichtgefühl des Hauses, der Werkstatt hat den Deutschen niemals gefehlt. Immer hat es Bürger gegeben, die für ihre Stadt nicht nur in den Tod gegangen sind, die ihr auch im Leben zuweilen mit Aufopferung gedient haben. Die Reformation hatte das Gefühl der Pflicht für große Gebiete irdischer Tätigkeit gesteigert, Selbstverleugnung und Opfermut der frommen Seelsorger sollen immer hochgehalten werden. Sieht man aber näher zu, so war der letzte Grund des gesteigerten Pflichtgefühls doch vorzugsweise religiöser Natur. Es war das Gebot Gottes, dem der Mensch zu gehorchen suchte; wo die Schrift nicht mit starker Stimme befahl, war der Sinn für das Allgemeine noch nicht kräftig entwickelt, die Vorstellung von den Pflichten des eigenen Amtes unsicher.

Es ist lehrreich, daß gerade die Heere des Krieges dazu beitragen sollten, dem Bürger die Pflicht des Berufes höher zu stellen. Aus der Soldatenehre entwickelte sich nicht nur ein adliges Korpsgefühl, auch dem Bürger kam aus dieser Quelle allmählich die Amtsehre. Zuerst allerdings gab es ihm Ehre vor anderen, wenn er seine Pflicht erfüllte, aber auch in seinem Innern schaffte ihm solches Tun Befriedigung und gerechten Stolz. So erwuchs nach der Treue des Mittelalters, nach der Frömmigkeit der Reformationszeit ein neues Gebiet von sittlichen Forderungen. Noch mehr Empfindung als konsequenter Gedanke, aber es war doch ein Fortschritt. Zunächst freilich nur in den Besten.

Zwei Jahre, nachdem Herr Bürgermeister Schulte seinen Sohn so väterlich ermahnt hatte, endete wenige Grade südlich von Lissabon das Leben eines Hamburgers in furchtbarer Katastrophe. Auch davon soll ein alter Bericht erzählen.

Einer der Kriegskapitäne Hamburgs war Berend Jakob Carpfanger[147]. Im Jahre 1623 in der Stadt geboren, machte er seine Schule, wie Brauch war, auf den Kauffahrern durch, früh wurde er Mitglied der Admiralität und endlich als Konvoikapitän Befehlshaber eines der Kriegsschiffe, welche den Kauffahrer gegen Seeräuber zu verteidigen hatten. Diese Flaggenoffiziere der Stadt hatten außerdem die oberste Polizei in ihrer Flotte auszuüben, die diplomatischen Verhandlungen in den Häfen, zuweilen auch an fremden Höfen, geschickt zu leiten. Sie mußten einige Übung in Geschäften besitzen und mit großen Herren umzugehen wissen, damit die Stadt Ehre und Ruhm von ihnen habe. Carpfanger war nach dem Urteil seiner Stadt ein feiner, zierlicher Mann, der sich überall wohl zu führen verstand. Sein Bildnis zeigt ein ernstes Antlitz, fast melancholisch, hoch die Stirn, groß die Augen, kräftig Kinn und Mund. Seine Gesundheit war, so scheint es, weniger fest, als dem Seemann wünschenswert ist. Schon als Schiffer hatte er den Beweis geführt,

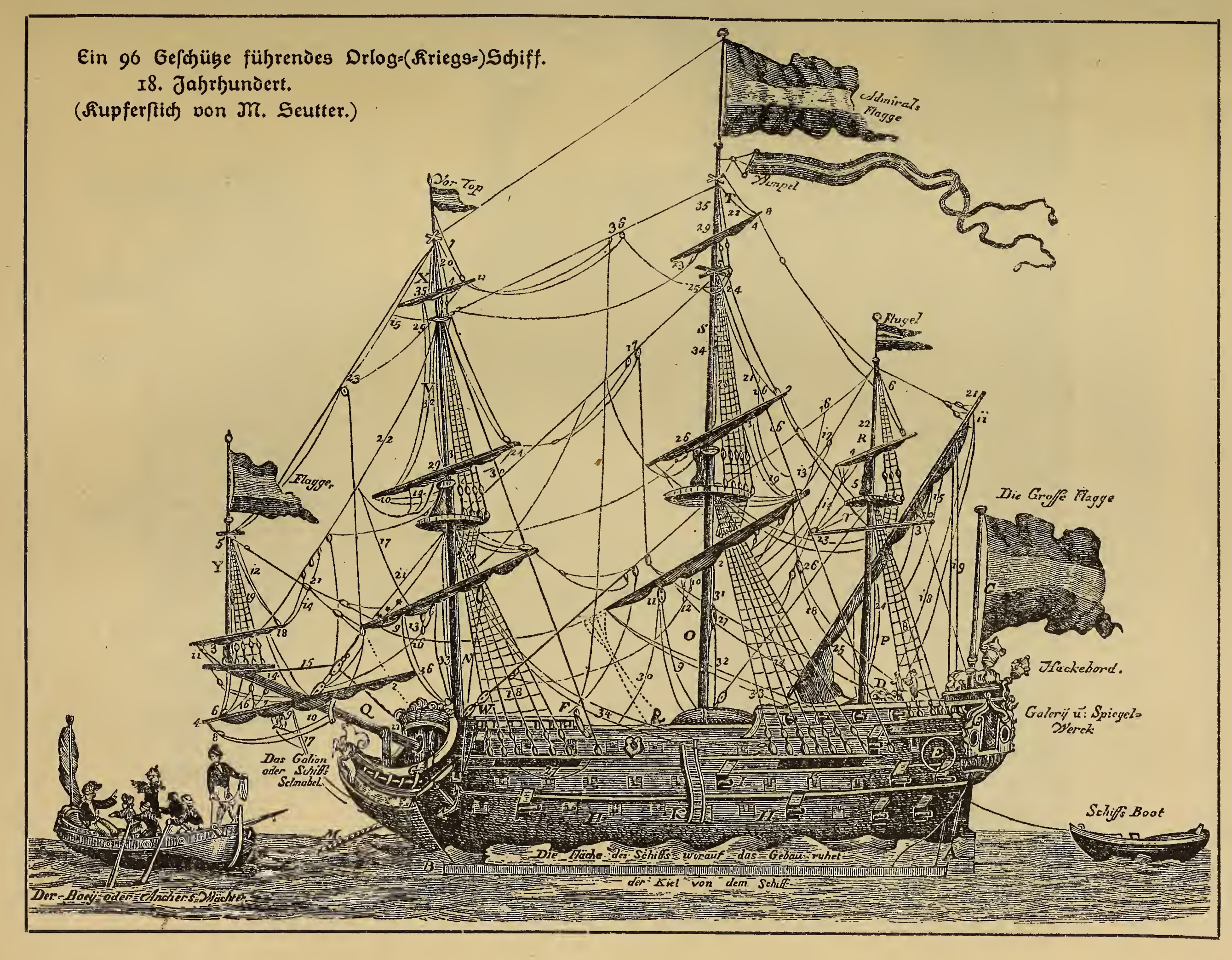


Kaufmann. 17. Jahrhundert.
(Holzschnitt aus der Folge des Totentanzes von M. A. Hannas. Um 1630. Der Kaufmann hält die für das Auswiegen der Geldsorten notwendige Handwage, am Boden eine Taschensonnenuhr.)



Ausschlachtung eines Walfisches unter Musikbegleitung. 16. Jahrhundert.
(Holzschnitt aus: Adam Lonicer, Kräuterbuch. Frankfurt a. M., 1582.)

Seefrachtschiff. 17. Jahrhundert.
(Kupferstich aus: J. Furttenbach, Architectura navalis. 1629.)



Ein 96 Geschütze führendes Orlog=(Kriegs=)Schiff.
18. Jahrhundert.
(Kupferstich von M. Seutter.)

Kriegsschiff des 18. Jahrhunderts.

(Erklärung des Kupferstiches von M. Seutter.

A. Die hintere Steven an welcher daß Steur Ruder befestiget ist.
B. Die vordere Steven.
C. Der Flaggen Stock und Esels Haupt.
D. Campanie, über der Hütte ist der Platz vor die Trompeter.
E. Ein Mars Ree, und Riemen, oder Ruders und vorrath.
F. Die Schantze oder daß Halbe verdeck.
G. Der Gron balcken womit der Ancker aufgewunden wird.
H. Die Barck höltzer.
I. Geschütz und Stuck pforten.
K. Val Reep, oder Treppe.
L. Das Pflicht Ancker.
M. Das Ancker Touw und Kluise Loch.
N. Focke oder Forderster Mast.
O. Grosse oder mittelste Mast.
P. Bezaan oder hinderste Mast.
Q. Boegspriet.
R. Kreutz Stange.
S. Grosse Stange.
T. Grosse Brand-Stange.
V. Focke Stange.
W. Die Backe.
X. Focke, Brand-Stange.
Y. Blinde, oder Boegspriets-Stange.

Specification
Der gewohnlichen See Officiers, oder Schiff bedienten vom Höchsten biß zum Nidrigst.

1. Admiral General. 2. Admiral. 3. Vice Admiral. 4. Schout bey Nacht, Commandirt die Avantgarte bey einer Flotte. 5. Chef d'Escadre. 6. General Intendant. 7. Commisarius.

Alle obige Hohe See Officier befinden sich bey einer Kriegs Flotte: folgende befinden sich auf einem Schiff. 1. Capitain. 2. Leutenant. 3. Commandeur. 4. Schiffs Praediger. 5. Schiffer. 6. Steur-Mann. 7. Hoch od. Haupt BootsM. 8. Schreiber. 9. Barbierer bestehet in Ob. u. Unt.M. 10. Schiffs-Zimmermann. 11. Constabler. 12. Büchsen Schiesser, der sind 10 à 12. 13. Schie Mann. 14. Buddelier od. Proviant Maist. mit Magd u. Gehilf. 15. Mund Koch. 16. Schiffs K. mit 3 Jungen. 17. Lots-Mann, od. Weegweisser. 18. Segelmacher. 19. Tischler. 20. Schmidt. 21. Feuerwercker. 22. Profos. 23. Bootsleuthe od. Matrosen. 24. Soldaten derer biß 300 gezehlt werden.

Erklärung und Anweisung der Ziffern und Buchstaben in dem Vollkommenen Schiff.

Der Bezaan Mast mit seiner Zugehör.
2. Bezaans-Ree und Segel.
3. Die Bagünen Ree.
4. Creutz und Ree Segel.
5. Mastaling und Esels Haupt.
6. Die Toppenants der Creutz Ree.
7. Die Toppenants der Bagynen Ree.
8. Die Haupt Touwe des Bezaans Mast.
9. Die Haupt Touwe der Creutz Stäng.
10. Die Bezaans ruhe und Ihre Bündung.
11. Der Bezaans Schooze.
12. Die Bratzen von dem Creutz Segel.
13. Die † von Creutz Segel.
14. Die Gy Touwe des Creutz Segels.
15. Die Gy Touwe des Bezaans.
16. Creutz Stänge Stäg.
17. Bezaans Stäg.
18. Beschlag Stäng von dem Bezaans.
19. Boclyins von dem Bezaans.
20. Haanepootje an der Bezaans Ree.
21. Reep von dem Creutz Segels val.
22. Die Bagynen Braffen.
23. Die Taly-reeps.
24. Reep und val von der Bezaans ree.
25. Bezaans Stäg.

Der Große Mast mit seiner zugeh.
2. Die Große Raa und Segel.
3. Grosse Mars Ree und Segel.
4. Grosse Brand Ree und Segel.
5. Mast saaling und Esels Haupt.
6. Die Toppenanis der Großen Ree.
7. Die Toppenanis der Mars Segels Ree.
8. Die Toppenanis des Brand Segels Ree.
9. Die Braffen von der Grossen Ree.
10. Die Schooten des Schofahr Segels.
11. Die Boclyins des Schofahr Segels.
12. Gy Touwe des Schofahr Segels.
13. Der Grosse Stäg.
14. Die Haupt Touwe des Grossen Mast.
15. Die Ruhe mit ihrer Bündung.
16. Perdon vor der Grossen Stäng.
17. Groß Stänge Stäg.
18. Die Braffen des Grossen-Mars-Segels.
19. Gy Touwe des Grossen-Mars-Segels.
20. Boclyins des Grossen-Mars-Segels.
21. Haupt Touw der Grossen Stäng.
22. Haupt Touw der Brandt Stäng.
23. Die Braffen des Großen-Brandt-Segels.
24. Gy Touwe des Großen-Brandt-Segels.
25. Boclyins des Großen-Brandt-Segels.
26. Peert lyne des Großen Mars Segels.
27. Demp Gürtel des Grossen Mars Segels.
28. Bauch Gürtel des Grossen Mars Segels.
29. Nord Gürtel des Grossen Mars Segels.
30. Die Grosse Schmitz.
31. Große Schoot.

32. Die Grosse Reep und Carbeel.
33. Der Grosse Lauffer Tockel u. Mantel.
34. Reep vom Groß. Mars Segels val.
35. Das Groß. Brandt Segels Reep u. val.
36. Brandt-Segels-Stäg.

Von dem Focke Mast u. Touw werck.

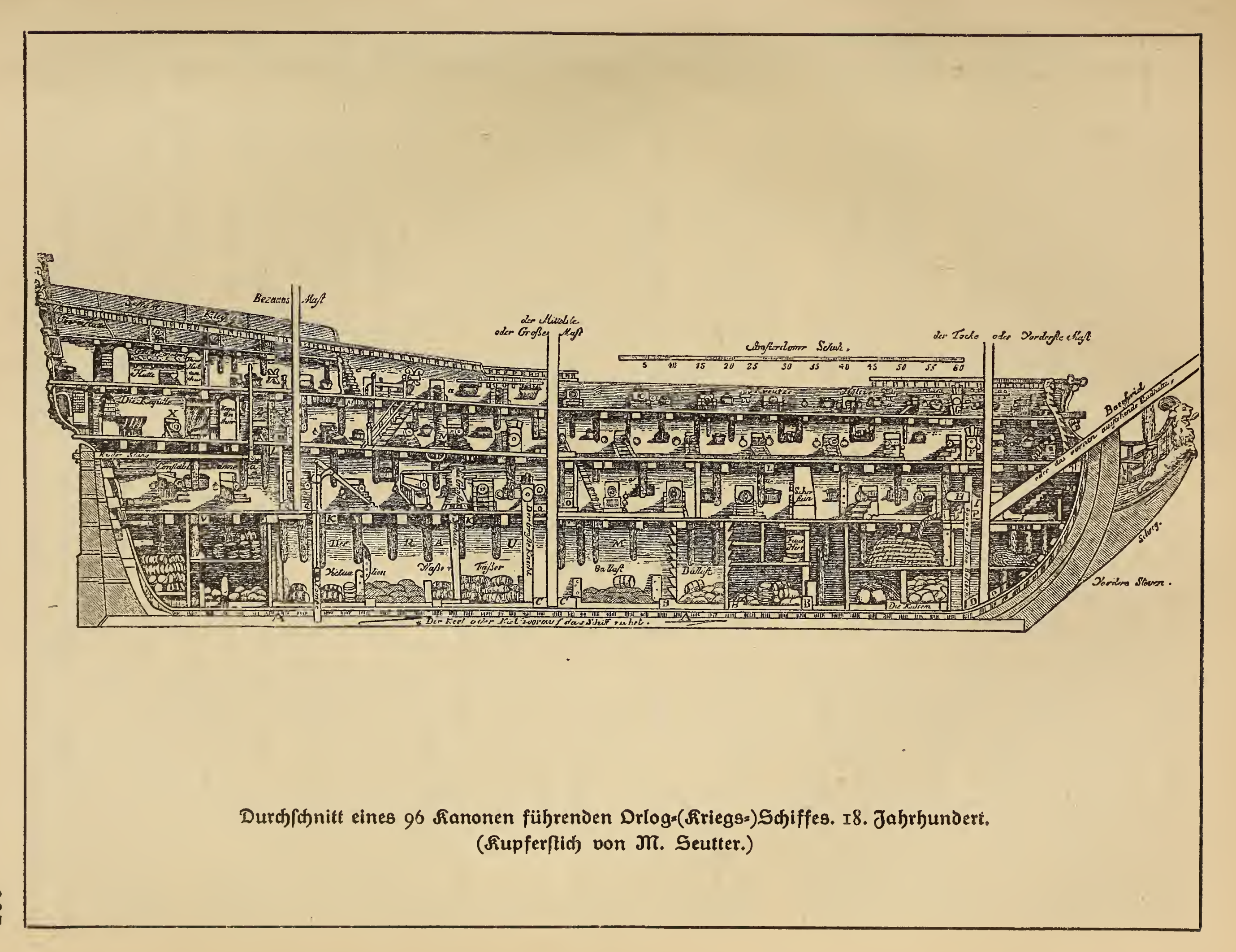
2. Focke Ree und Segel.
3. Vor Mars } Ree und
4. Vor Brandt } Segel.
5. der Focke Ree.
6. Toppenants } Vor Mars Segels Ree.
7. Vor Brandt Segels ree.
8. Mast saaling und Esels Haupt.
9. der Focke Ree.
10. Die Brassen } vor Mars Segels R.
11. vor Brandt Segels R.
12. Schooß und halß von der Focke.
13. der Focke.
14. Bocklyns } des vor Mars Segels.
15. des vor Brandt Segels.
16. Gy Touwen der Focke.
17. Gy Touwen des vor Brandt Segel.
18. des Focke Mast.
19. Haupt Touw } der vor Stäng.
20. der Brandt Stäng.
21. Focke Stäng.
22. Vor Stäng.
23. Vor Brandt Segels.
24. Peert-lyne des vor Mars Segels.
25. Gy Touw des vor Brandt Segels.
26. Perdon von der vor Stäng.
27. Ruhe und Bündung an vor Mast.
28. Demp } Gürttel des vor-
29. Bauch } Mars Segels.
30. Demp Gürttel der Focke.
31. Bauch Gürttel der Focke.
32. Reep und val des Mars Segels.
33. Focke reep.
34. Vortackel Mantel und Lauffer.
35. Vor Brandt Segels-reep und val.
36. Focke Schmiße.

Von dem Boegspriet u. seinem Touwerck.

2. Große Blinde Ree.
3. Boegspriets Mars und Esels haupt.
4. Boben Blinde Ree und Segel.
5. Boegspriets Stäng.
6. Toppenant von der Grossen Blinde.
7. Spannische Toppenants.
8. Brassen der Grossen Blinden Ree.
9. Schoot und hals d. Gr. Blinden Ree.
10. Gy Touw der Großen Blinde.
11. Brassen der Boben Blinden Ree.
12. Toppenants d. Boben Blinden Ree.
13. Haupt-Touw von d. Boegspriets Stäng.
14. Haupt-Touw von den Boegspriet.
15. Lauff Stäg von der Boben Blinde.
16. Trießg. vor der Grossen Blinde.
17. Reep u. val der Grossen Blinde.
18. Gy Touw von d. boben Blinde.
19. Boben Blinde val.
20. Boben Blinde Haanepot.
21. Woeling um das Boegspriet.

Erklärung des Durchgeschnidenen Schiffs.

A. Die Bauch Stücker in der Fläche.
B. Bauch Stücker im Raum.
C. Spur des Grossen Masts.
D. Spur des Focke Masts.
E. Knecht der Grossen Carbeel.
F. Focke Knecht.
G. Zwey Knecht zu den Schooten.
H. Beting balcken.
I. Knie von dem Beting.
K. } 1. Ver-
L. Balcken mit seinen Knie } 2.
M. } 3. deck.
N. Spühle oder Haspel in 2 Uberlauff
O. } Des Gr. Mast.
P. Visier } Focke Mast.
Q. Spur d' Bezaans Mast.
R. Die Große Lücke.
S. Lücke v. Kompaß.
T. v. Kabelloch.
V. v. der Brodt- und Bulfer Kammer.
X. Ligerstadt in der Kajuit.
Y. Nacht hauß darinnen sind die Compaß und Stunden Gläser.
Z. Kolder Stock.
a. Kugel Kästen.
b. Treppe nach dem Obersten Verdeck.
c. Treppe nach der Campanie.
Heck-back mit seinem Knie.
2. Zwey Wurff mit seinem Knie.
3. Brod Kammer.
4. Bulver Kammer.
5. Provisions Kammer.
6. Buddelery oder Speiß Kammer.
7. Kabelgat.
8. Kot.
9. Pis-Pack.
10. Kluis Gatten sind 4 Löcher wodurch die Ancker Seyle gehen wann das Schiff vor Ancker ligt.
11. Creutz-höltzer.
12. Geschütz oder Stück Pforten.
13. Knie.
14. Woeling am Boegspriet.
15. Federn oder Klotzen vor den Lauff der Wandt.



Durchschnitt eines 96 Kanonen führenden Orlog-(Kriegs-)Schiffes. 18. Jahrhundert.
(Kupferstich von M. Seutter.)

daß er ein Seegefecht zu leiten verstand; er war oft in blutigem Waffendienst gewesen. Denn noch raubten die Barbaresken zur See und am Strand. Nicht mehr mit Galeeren allein, in großen Fregatten fuhren die Raubvögel unter den Schwarm der Handelsmöwen. Gerade damals war der „Hund" das Schrecken der europäischen Meere, weit über die Meerenge von Gibraltar hinaus, oben im Großen Ozean, ja an den Küsten der Nordsee kreuzten seine schnellen Schiffe; greulich waren die Hafengeschichten von seiner Wut und Tollkühnheit, seinem Blutdurst. Erst im Jahre 1622 war ein Geschwader von acht Hamburger Kauffahrern die Beute der „Barbaren" geworden.

Im Jahre 1674 umgürtete der Bürgermeister der Admiralität den Kapitän Carpfanger mit silbernem Degen und überreichte ihm den Admiralsstab. Damals schwor der Seemann vor dem Senat, bei der Verteidigung der anvertrauten Flotte mannhaft zu stehen und eher Gut und Blut, Leib und Leben zu opfern, als sie und sein Schiff zu verlassen.

Seitdem machte er in den zehn Jahren bis zu seinem Tode alljährlich eine Fahrt, im Frühjahr mit seiner Flotte ausziehend, im Herbst heimkehrend. Schwere Kämpfe hatte er mit Sturm und Wellen zu bestehen; er selbst klagt, wie ungünstig ihm die Elemente seien.

So fuhr er nach Cadix, Malaga, ins Nördliche Eismeer, nach Lissabon. Von einer Fahrt nach Grönland brachte seine Flotte von fünfzig Schiffen die Beute von fünfhundertundfünfzig Walfischen heim. Einmal wurde der Heimkehrende an der Elbmündung von fünf französischen Kapern angegriffen: in zwölfstündigem Kampfe schoß er zwei in den Grund, daß sie vor seinen Augen mit Mann und Maus versanken, die anderen suchten das Weite. Auch gegen die brandenburgischen Kaper war er aus. Damals geschah es, daß die rote Admiralsflagge Hamburgs gegen den roten Adler Brandenburgs drohend an die Gaffel der Besan flog. Denn der Große Kurfürst war im Jahre 1679 den Hamburgern nicht hold und hatte ihnen durch seine kleinen Kriegsschiffe bereits mehrere Segler abgefangen. Die Gegner trafen einander, aber Carpfanger hatte strenge Anweisung, nur verteidigungsweise zu verfahren. Deshalb lief alles gut ab. Das große Schiff flößte den Brandenburgern Respekt ein, sie sandten eine Schaluppe mit zwei Offizieren zum Gruß und „um sich die Einrichtung des Schiffes anzusehen". Der Hamburger bewirtete sie in seiner Kajüte mit Wein, dann verabschiedeten sie sich höflich. Ihre Schiffe taten einige Salutschüsse, welche Carpfanger mit gleicher Artigkeit erwiderte, dann segelten sie auseinander.

Und wieder traf der Kapitän auf einer seiner Südfahrten die spanische Silberflotte im Kampf mit türkischen Seeräubern. Das Treffen stand ungünstig für die Spanier, einige schwere Gallionen waren abgeschnitten und wurden von den Räubern bewältigt. Carpfanger griff die Piraten an und befreite durch volle Lagen die spanischen Schiffe. Er wurde deshalb an den Hof Karls II. geladen und vom König mit einer goldenen Ehrenkette beschenkt.

Kam er nun im Herbst aus Wind und Wellen in die engen Straßen der alten Stadt, so war ihm auch da wenig Ruhe gegönnt. Dann begann ein Mäkeln mit dem Senat um die aufgewandten Unkosten, ein Schreiben von Berichten, Verantwortung wegen einzelner Anordnungen, die den Herren am Ratstisch nicht einleuchteten, oder die ein Privatinteresse verletzt hatten, aller Ärger der Schreibstube, den der Seemann so bitter haßt. Denn ein kleinlicher Krämergeist fehlte dem alten Hamburg nicht. — Im Winter 1680 starb ihm sein liebes Weib in den besten Jahren.

Wieder und wieder geleitete er seine Kauffahrer nach Cadix und Malaga, im Jahre 1683 auf der Fregatte „Das Wappen von Hamburg". Sturm und ein leckes Schiff der Flotte hatten die Fahrt verlängert, aber schon war an der Hamburger Börse bekannt gemacht, daß der Kapitän die Rückfahrt aus Hispanien via Insel Wight machen werde. Da kam statt seiner eine traurige Zeitung. Diese Zeitung wird hier mitgeteilt, sie ist zugleich ein Beispiel der alten Weise, im Fluge Neuigkeiten zu verbreiten.

„Traurige Zeitung aus Cadix in Spanien.

Cadix vom 12/22. Oktober. Guter und werter Freund! Wollte wünschen, daß dieses mein Schreiben lieber eine Freude erweckende als Trauer verursachende Zeitung sein möchte; allein wenn wir sterbliche Menschen in dem höchsten Grade des Glücks und der Freude zu sein vermeinen, schwebet über unsern Häuptern das größte Unglück.

Solches haben leider wider jedwedes Vermuten ich und alle empfunden, welche sich nebst mir auf das Konvoischiff ‚Das Wappen von Hamburg' begeben hatten.

Am 10/20. Oktober hatten ich und unsere Hauptoffiziere, wie auch des Herrn Kapitäns Sohn und dessen Cousin die Ehre, mit unserem Herrn Kapitän die Abendmahlzeit einzunehmen. Da es ungefähr acht Uhr und eben an dem war, daß man von Tische aufstehen wollte, brachte unser Kajütenwächter die betrübte Zeitung, daß in der Hölle unseres Schiffes Feuer vorhanden sei. Darauf sprangen der Herr Kapitän und wir allesamt erschrocken vom Tische auf und eilten nach dem Ort zu, wo wir denn fanden, daß derselbe mit allem darin liegenden Tauwerk schon in voller Flamme stand. Auf Anordnung des Kapitäns wurden geschwind Eimer und Schöpfen herbeigebracht, viel Wasser eingegossen und einige Löcher eingekappt, weil diesem Ort nicht wohl beizukommen war, in der Meinung, den Brand zu löschen. Von unserem Volk, absonderlich von den Soldaten, die ihr Kommandeur tapfer antrieb, ward fleißig gearbeitet, aber alles vergebens, denn man verspürte keine Minderung, sondern Zunahme des Feuers. Es wurden unterschiedliche Kanonen gelöst zum Zeichen unserer Not, um Hilfe herbeizuschaffen, aber umsonst, weil die andern Schiffer später vorgaben, daß sie nicht gewußt, was solches Schießen zu bedeuten hätte.

Wurde also der Kapitän genötigt, unsern Leutnant mit der kleinen Schlupe an die umliegenden Schiffe zu senden, ihnen unsern elenden Zustand zu berichten und dieselben um ihre Schlupen, Boote und um Herbeischaffung einiger Schöpfen

zu ersuchen. Sie kamen zwar, hielten aber von ferne. Denn da das Feuer dem Teil des Pulvers sehr nahe war, welcher vorn im Schiff zu liegen pflegt und unmöglich wegen der großen Glut herausgebracht werden konnte, so fürchtete jedermann, daß das Schiff und wir alle miteinander auffliegen würden, wenn die Flamme dasselbe erreichte. Deswegen ließen viele Bootsleute von der Arbeit ab und retirierten sich in die Boote und die große Schlupe hinter dem Schiff, oder machten sich auch mit fremden Fahrzeugen aus dem Staube, wie sehr man denselben auch zurief, uns kein Volk zu entführen.

Denen in dem Boot und der großen Schlupe rief der Kapitän aus dem Kajütenfenster zu, daß sie sich ihres Eides, den sie ihm und der Obrigkeit geschworen hätten, erinnern und ihn nicht verlassen, sondern wiederum an Bord kommen sollten, weil noch keine Not vorhanden sei und das Feuer mit Gott gelöscht werden könne.

Diese folgten zwar dem Kommando und fingen die Arbeit mit Ernst wieder an, allein es war alles ohne Nutzen, denn das Feuer wurde je länger je größer. Der Leutnant, der Schiffer, wie auch andere Offiziere gingen zu dem Herrn Kapitän, nachdem man schon über zwei Stunden allen Fleiß, aber ohne Frucht, angewendet, und berichteten, daß leider keine Hilfe mehr vorhanden sei und das gute Schiff unmöglich gerettet werden könne, sondern es wäre hohe Zeit, sich zu salvieren, wofern man nicht im Schiffe verbrennen oder mit demselben auffliegen wollte. Denn zwischen dem Feuer und Pulver wäre nur noch ein Brett, einen Finger dick, übrig. Der Kapitän aber, welcher das Schiff noch immer zu erhalten vermeinte und seine Ehre höher als das Leben und alles in der Welt schätzte, gab zur Antwort, er wolle nicht aus dem Schiff, sondern darin leben und sterben. Sein Sohn fiel vor ihm auf die Knie und bat um Gottes willen, daß er sich doch eines andern bedenken und sein Leben zu konservieren suchen möchte. Dem antwortete er: ‚Pack' dich weg, ich weiß besser, was mir anvertraut ist.'

Darauf befahl er dem Quartiermeister, diesen seinen Sohn nebst seinem Cousin an ein anderes Schiff abzusetzen, wie denn auch geschah. Er wollte auch nicht gestatten, daß das geringste von seinem eigenen Gute fortgeschafft werde, um dadurch nicht dem Volke den Mut zu benehmen.

Inmittelst schlugen einige vor, das beste wäre, ein Loch in das Schiff zu kappen und solches in den Grund laufen zu lassen; der Kapitän aber wollte dies nicht bewilligen, sondern sagte, er hätte noch immer Hoffnung, das Schiff zu salvieren. Andere rieten, man solle die Taue kappen und das Schiff an den Strand setzen. Dies wurde endlich bewilligt, und befohlen, die Taue zu kappen. Da man aber im Begriff war, dies zu verrichten, und eben die Besane und Focke hatte fallen lassen und das Volk noch auf der Fockraa saß, kam das Pulver vorn im Schiff in Brand. Es war ihm aber durch Eingießen vielen Wassers die Kraft benommen, und so flog es nur mit einem Zischen auf. Das Feuer brannte ungefähr bei dem Fockmast durch das Deck, lief, weil oben ein harter Levant wehte und das Schiff auf den Wind lag,



Untergang des Hamburger Admirals Jakob Carpfanger und seines Flaggschiffes im Hafen von Cadiz am 10./20. Oktober 1683.
(Flugblatt. Kupferstich. — Die Ereignisse sind in ihrer Folge bis zum Leichenbegängnis nebeneinander dargestellt.)



den Mast hinauf in die Wanten, in die Segel und in einem Augenblick über das ganze Schiff.

Als das Volk, das noch im Schiff war, solches sah, suchte es mit erbärmlichem Schreien die Flucht. Etliche liefen nach der Kajüte, in der Meinung, dort Trost zu finden, etliche nach der Konstabelkammer. In dieser letzteren hatte sich der Leutnant auf Order des Kapitäns, neben sich einen Soldaten mit geladenem Gewehr, in die eine Pforte gesetzt, um zu verhindern, daß niemand durch die Kammer in die große Schlupe laufen möchte, die hinter derselben angebunden lag. Der Leutnant wurde durch die Pforte hinausgedrängt und dadurch genötigt, sich in die Schlupe zu begeben, ihm folgte alsbald ein Haufen Volkes; viele sprangen in das Boot. Da dasselbe aber schon vom Bord abgestoßen war, weil das Schiff nach hinten zu über und über brannte und die Meinung war, daß das Feuer das Pulver hinten im Schiff erreichen und alles, was um und neben dem Schiffe wäre, mit in die Luft sprengen möchte, so mußten die armen Menschen, die noch im Schiffe waren und nicht verbrennen wollten, sich den Wellen ergeben und ins Wasser springen. Es hätte einen Stein erbarmen mögen, mit was für Rufen und Schreien diese elenden Menschen häufig im Wasser umhertrieben, so daß nichts zu sehen war als lauter Köpfe.

Während nun das Feuer durch den Wind von vorn nach hinten zu getrieben wurde, mit aller Macht, je länger je stärker, stand ich in der Kajüte mit unterschiedlichen Personen um den Kapitän herum, sie winselten und weinten vor ihm und ermahnten ihn zugleich, daß nunmehr keine Zeit mehr übrig sei, länger zu verbleiben.

Ich ging von ihnen ab nach dem Fenster zu, um zu sehen, ob noch ein Fahrzeug vorhanden wäre, und fand die große Schlupe noch unten fest liegen; ich sprang in die darunter liegende Schlupe, welches mir auch so wohl gelang, daß ich ohne irgend welchen Schaden in derselben salviert wurde. Wie ich eben den Rücken vom Kapitän wandte, ging er mit den neben ihm stehenden Personen, worunter der Kommandeur mit einigen Soldaten und Bootsleuten war, zur Tür hinaus. Ich meinte, daß sie sich zu salvieren suchten, wie sie auch willens waren, denn wie ich vernommen, sind sie nach dem großen Rost gegangen, mit dem Vorhaben, den Kapitän in ein Fahrzeug zu zwingen. Allein sie haben keines mehr gefunden. Weswegen sie denn allesamt, da ihnen die Flammen bereits über dem Kopf waren, den Kapitän verlassen haben und über Bord gesprungen sind.

Sobald ich in der großen Schlupe, in welche ich gesprungen war, den Leutnant ansichtig wurde, fragte ich denselben, ob der Kapitän aus dem Schiff wäre. Er gab zur Antwort, ein holländischer Kapitän hätte ihn geborgen. Als wir nun davon vergewissert zu sein vermeinten, wurde die Schlupe in aller Eile losgeschnitten, denn viel Volk, das im Wasser herumschwamm, suchte sich darin zu salvieren, und die Schlupe wurde von ihnen beinahe in das Wasser gezogen, da viele an der Seite hingen. Auch stand zu besorgen, daß wir mit auffliegen würden, wenn die Flamme das Pulver erreichte.

Da wir ungefähr eine Kabellänge vom Schiff gekommen waren, gingen verschiedene Stücke durch die Hitze des Feuers los, und die Granaten sprangen eine nach der andern. Das Feuer erreichte endlich gegen ein Uhr das Pulver in der Krautkammer, und mit einem dumpfen Schlage flog das Hinterteil des Schiffes auf, worauf der noch übrige brennende Teil mit allem, was noch darin vorhanden war, zu Grund gehen mußte, nachdem das gute Schiff im ganzen ungefähr fünf Stunden gebrannt hatte.

Mittlerweile kamen wir mit unserer Schlupe an andere Schiffe, welche in der Bai lagen, und setzten das geborgene Volk aus, mit Ausnahme der nötigen Ruderer, mit welchen der Leutnant durch den übrigen Teil der Nacht an den Schiffen in der Bai den Herrn Kapitän mit Schmerzen suchte. Allein vergebens, indem derselbe nirgends anzutreffen war.

Am folgenden Tage um zehn Uhr vormittags wurde durch eine englische Schlupe an das Schiff von Kapitän Thomsen avisiert, daß die Leiche unseres Kapitäns leider auf ihr Bootstau zugetrieben wäre, welche sie auch geborgen hätten.

Darauf wurde der gute, nunmehr selige Mann alsbald an das Schiff von gemeldetem Kapitän Thomsen gebracht und, wie sich's gebühret, in eine reine Leinwand gekleidet, welche der Kapitän Thomsen für dankbare Bezahlung hergab.

Unter allen Menschen, die bei diesem großen Unglück um das Leben gekommen (an Bootsleuten zweiundvierzig und an Soldaten zweiundzwanzig Personen), ist der selige Herr Kapitän der erste gewesen, der wiedergefunden wurde. Zu seiner Bestattung wurde alsbald Anstalt gemacht, und als alles Nötige herbeigeschafft war, ist er am 13ten dieses, als Sonnabends, allhier hinter den Puntales, allwo man an diesem Ort die fremden Nationen zu begraben pflegt, nach christlichem Gebrauch zur Erde bestattet worden. Vorher wurde von unserem Domine eine herrliche Leichenpredigt gehalten, ihn geleiteten etliche zwanzig Schlupen, worin viele vornehme Kapitäne und Kaufleute gefahren wurden, jede führte die Flagge zu halber Stenge als Zeichen der Trauer; gleichermaßen bezeigten die allhier liegenden englischen, holländischen und Hamburger Schiffe mit Wehen ihrer Flaggen und Göschen zu halber Stenge ihre Kondolenz, unter Lösung der Kanonen, woraus über dreihundert Schüsse gehört wurden.

Wer dieses erschreckliche Feuer und Unglück verursacht, oder durch welches Versehen dasselbe entsprungen, ist unbekannt. Der Junge des Hochbootsmanns, welcher in der Hölle gewesen war und die Lampe, die daselbst zu brennen pflegte, zu bewachen hatte, berichtet, daß er eben aus der Hölle auf das Verdeck gegangen wäre, um einen andern Jungen zu sprechen, beim Zurückkommen aber die Hölle in vollem Brande gefunden. Gott behüte ein jedes Schiff vor dergleichen Unglück und tröste diejenigen Witwen und Waisen, welche die Ihrigen dabei verloren."

So weit die Zeitung aus Cadix. — Nach anderen Nachrichten[148] ist der Kapitän allein auf seinem Schiff noch bis zuletzt umhergewandelt; andere wollen ihn an einer offenen Stückpforte gesehen haben, wie er die Hände gefaltet gen

Himmel hob; nach anderen soll er sich als letzter ins Wasser begeben haben, um sich nach Gottes Willen entweder zu retten oder unterzugehen, und es sei kein Wunder, daß der kränkliche alte Herr nach den erschrecklichen Affekten und Anstrengungen der letzten Stunden in die Tiefe gegangen sei. — Den Matrosen war etwas Wunderbares aufgefallen, drei Tauben hatten stundenlang über dem brennenden Schiffe geschwebt, so lange, bis es in die Luft flog[149]. — König Karl II. von Spanien ließ auf dem Grabe des Hamburger Seemanns ein Denkmal errichten, welches nach Konsularberichten erst im Anfange dieses Jahrhunderts durch den spanischen Krieg zerstört wurde.

Wir freuen uns, daß der Admiral seinen Eid hielt. Die Ehre seines Berufes forderte seinen Tod, und er starb. Denn es ist besser, daß einmal ein tüchtiger Mann, der sich wohl noch retten könnte, mit seinem guten Schiffe untergehe, als daß dem seefahrenden Volk in Todesgefahr das Vorbild ausdauernder Kraft fehle. Er starb, wie dem Seemann ziemt, schweigsam und kalt, den eigenen Sohn wies er kurz ab, seine ganze Seele war bei seinem Amt. — Möge der deutsche Bürger nie so weit kommen, daß er die Tat des Mannes für etwas Seltenes und Unerhörtes halte. Auch im Binnenlande sind seit ihm viele Hunderte friedlicher Bürger gestorben, weil sie bis zum Äußersten und darüber ihre Schuldigkeit taten, Seelsorger bei der Seuche, Ärzte im Lazarett, hilfreiche Handarbeiter in Feuersgefahr. Und wir hoffen, daß der Leser annehme, dergleichen gebühre sich und sei bei uns in Ordnung.

Und doch hebt sich unser Herz bei dem Gedanken, wie in denselben Jahren, in welchen Straßburg so schmählich verloren ging, ein Landsmann gerade so empfand, wie wir empfinden sollen, daß nämlich da nicht viel zu erstaunen ist, und auch kein großes Geschrei und Winseln zu erheben ist, wenn einer für seine Pflicht stirbt. Und wer das Meer befährt, und wer die See nie rauschen hörte, beide sollen sein Gedächtnis ehren. Der Deutsche war nach 1648 sehr heruntergekommen, aber er verdiente doch ein besseres Leben, denn er verstand noch für eine Idee zu sterben.





XI. Jesuiten und Juden

(Um 1693.)

Auch die Kirchen in Deutschland litten durch die Schwäche der Nation. Beide waren daran, in gemütloser Orthodoxie zu erstarren. Die protestantische wie die katholische Kirche hatten mit dem Leiden zu kämpfen, welches jedem festgeschlossenen kirchlichen Lehrgebäude Verderben droht, sie wurden zu enge, das gesamte geistige und gemütliche Leben der Menschen zu umfassen. Beiden drohte die Gefahr, daß die Sittlichkeit der Besten, daß die Wissenschaft, daß sogar das Bedürfnis eines herzlichen Verhältnisses zu Gott allmählich eine reinere Auffassung der Erdenpflichten, eine höhere Idee von dem Walten der Gottheit, ein gemütvolleres Erfassen des Ewigen hervorbringen möchte, als sie selbst vertraten. Beide machten Anstrengungen, die großen geistigen Prozesse der Nation sich entweder anzueignen oder zu vernichten, beiden gelang es nur unvollständig. So war seit dem Kriege den Menschen allmählich das Bedürfnis der Duldsamkeit gekommen. Langsam entwickelte sich diese große sittliche Forderung; zuerst zwang die äußere Notwendigkeit, die Anhänger der verschiedenen Bekenntnisse lebten miteinander im Verkehr durch Familienbande vereinigt, dann half die Gleichgültigkeit und der Mangel an kirchlicher Frömmigkeit, der seit dem Frieden von Geistlichen häufig beklagt wurde, endlich wurde bei den Protestanten der Grundsatz Luthers wieder lebendig, daß nur von innen heraus durch Überzeugung und Drang des Gemütes der Mensch zur Kirche gebracht werden dürfe. Spät und zögernd bequemte sich auch die alte Kirche zu mürrischer Duldung. So hatte die Wissenschaft unter anderem gefunden, daß trotz vielen Stellen der Heiligen Schrift die Sonne sich doch nicht um die Erde drehe, sondern unsere Erde um die Sonne. Widerwillig nahmen die Kirchen die neue Wahrheit in ihre Kalender auf, nachdem sie den Entdeckern schweres Herzeleid bereitet hatten.

Wer eine Geschichte des religiösen Bewußtseins unter den Deutschen schriebe, der würde die merkwürdige Tatsache zu erörtern haben, daß nach dem Kriege gleichzeitig unter Evangelischen und Katholischen gegen die herrschende Partei eine Auflehnung des Herzens eintritt, welche trotz der Verschiedenheit der Glaubenssätze und trotz einiger Verschiedenheit in ihrem innern Fortschreiten den Vertretern dieser Richtung sehr viel Ähnliches gibt. Das Bedürfnis nach Erhebung macht in einer Zeit, die an großen Empfindungen arm war, den Protestanten Spener zum Pietisten, die Katholiken Spee und Scheffler zu Mystikern. Zwar der Zwang der prote-

stantischen Kirche vermochte die freiere Entwicklung der Geister nicht mehr zu hindern. Mit ihr konnte sich der Gelehrte wohl abfinden, wenn er aus der geschichtlichen Forschung, aus Beobachtung des Himmels, aus dem Geheimnis der Zahlen, durch Abwägen und Messen der Naturkräfte zu neuen Vorstellungen von der Welt des Geschaffenen und dadurch auch zu neuen von dem Wesen der Gottheit kam. So erwuchs aus der protestantischen Kirche das Genie des großen Leibniz. Auch jeder, dem die Phantasie wild umherflog, oder dem ein tiefsinniges Grübeln eigentümliche Anschauungen des Göttlichen erschloß, vermochte sich verhältnismäßig leicht von der Kirchengemeinschaft seiner Mitbürger zu lösen, vielleicht mit Geistesverwandten zu selbständigen Gemeinden zu vereinigen; so die frommen Konventikel der Pietät, so Böhme und der verschrobene Kuhlmann, so Zinzendorf und die Herrnhuter. In der katholischen Kirche war das unendlich schwerer. Wer seine eigenen Wege ging, hatte den Zorn einer strengen Herrin zu empfinden, und nur selten bäumte ein starker Geist gegen den Zwang auf, in den Frömmsten und Weisesten ist ein Zug von Weichheit und Entsagung, wie bei Frauen.

Die herrschende Mehrheit der Geistlichen aber hatte auch in der alten Kirche viel von ihrer Schärfe verloren. Dasselbe Schicksal, welches den Protestantismus seit dem Ende des 16. Jahrhunderts erreicht hatte, drückte jetzt auch die katholische Hierarchie. Selbst der kriegerische Vorkämpfer der wiederhergestellten Kirche, der Jesuitenorden, hatte von seiner Hoheit eingebüßt; er war mächtig und reich geworden, der Zusammenhang zwischen den Provinzen und Rom war gelockert, die Unabhängigkeit der einzelnen Häuser war größer, auch ihn hatte der Fluch getroffen, welcher den Genießenden verfolgt. Er vorzugsweise wurde Vertreter des modernen und höfischen Gepränges in Kirche und Schule. Auch früher hatte der Orden glänzende Schaustellungen und das Eingehen in die Launen der vornehmen Welt nicht verschmäht, aber damals war er gewesen wie der Prophet Daniel, der das persische Kleid nur darum trägt, um seinem Gott unter den Heiden zu dienen, jetzt war Daniel selbst ein Satrap geworden. Durch den Westfälischen Frieden war auch die große Missionstätigkeit des Ordens beschränkt. Immer noch zog er klug seine Kreise um einzelne Seelen, wer reich oder vornehm war, der wurde fest umgarnt. Die Bekehrungen protestantischer Fürsten und Fürstenkinder wurden sehr häufig, sie erregten ohnmächtiges Poltern auf norddeutschen Kanzeln, eitele Freude im katholischen Süden. Aber auch hier waren die Mittel gemeiner, durch welche der Orden bekehrte: nicht das Seelenheil der Geretteten, sondern der Ruhm, welcher dem Orden daraus erwuchs, wurde die Hauptsache. In den Ländern des Kaisers war an den Untertanen die größte Arbeit getan. Wo hier und da noch das Ketzertum aufglimmte, half die weltliche Obrigkeit. Nur ein Geschlecht, zäher und hartnäckiger als die Hussitensöhne und die mährischen Brüder, reizte die Bekehrungslust des Ordens ohne Aufhören, das waren die Juden.

Seit den Kreuzzügen trachtete die sinkende Kirche und die Habgier des Stadtpöbels diesen Finanzleuten des Mittelalters nach Gold, Glauben und Leben. Was

Der Jesuiten Monarchi.



ICh meynt'/es hetten nur vier Monarchien Zünffte
Auff Erden sollen seyn? Wo kömt denn her die
Fünffte?
Die fünffte / die nun gleich so hoch gestiegen ist/
Daß man der andern Macht vnd Grossseyn gar
vergist/
In dem sie stärcker viel vnd höher noch ist worden.
Vnd zwar jhr Vrsprung ist aus einem solchen Orden /
Der schlecht gnug kunte seyn. Jetzt/weil das Glücke lacht,
So haben sies so hoch/als wol am Tag ist/ bracht.
Ihr ist die Monarchi. Der Keyser ist nicht Keyser/
Im fall von jhnen Er die werthen Keyser-Reuser
Erflehn vnd heischen mus. Er hat die meiste Macht
In Reiches Sachen nicht. Er ist vor nichts geacht
Nur jhr Vasall ist er. Hat er wol ehe doch müssen
Vou einem stoltzen Pabst sich treten lan mit Füssen/
Vnd mehr als hündisch seyn. Den Namen führt er zwar/
Was aber der jhn hilfft/ das ist ja offenbar.
Kein König ist so hoch/ Er mus sich jhnen beugen/
Vnd vor dem hohen Rom sein Knechtlichs Scepter neigen.
Dis Gantze wollen sie zu eigen haben gantz/
Vnd lies so mancher Printz sein Häupt vor jhrer Schantz.

Ihr Reich sol ewig seyn. Doch siht man wie es gangen/
Seyd diese Monarchi zu herrschen angefangen/
Wie mehr als Heydnisch noch. So mancher frommer
Fürst/
Hat müssen halten her/ nach dem sie hat gedürst.
Venedig weis es wol/ wie es die Herren karten/
Drümb heissen sie sie noch von jhnen seyn/ vnd warten/
Bis gar nichts werde draus. Wie wenig Oerter seyn/
Da sich das lose Volck nicht hat gedrungen ein.
Wir solten auch nun dran. Die Chur war schon verredet/
Ehe sie sie kriegten noch. Es ward vns auch verödet
So manches schönes Feld. Doch schickte Gott es so/
Daß sie geflohen sind / vnd wir noch frey vnd fro/
Ihr Stifft in Augen/ wir sind doch/ Gott Lob/ geblieben/
Wie nichtig man vns hielt / jhr wüten ist vertrieben.
Sie stürtzen Tag für Tag. Ihr Scepter neiget sich.
Die Monarchi geht ein/ gedencket nur an mich/
Vnd trawt auff vnsern Gott. Wie wird/ wiewol zu späte/
Der fromme Keyser doch beseufftzen jhre Räthe/
Wie sies so falsch gemeynt. Wie wird er wündschen doch/
Daß er die nie gesehn/ den'n er doch folget noch.

Gedruckt im Jahr M DC XXXII

Flugblatt gegen die Jesuiten. (Einblattdruck mit Kupferstich. 1632.)



Spottbild auf die Jesuiten. (Einblattdruck mit Kupferstich. 1632.)



Der Priester küßt den Altar.
(Kupferstich aus: J. P. van der Schlichten, Tableaux de la Sainte Messe.
[Mannheim], 1738.)



Der „ewige Jude".
(Titelholzschnitt aus: Wunderbarlicher Bericht von einem Juden aus Jerusalem bürtig und Ahasverus genannt. [Ohne Ort und Jahr, um 1603.])



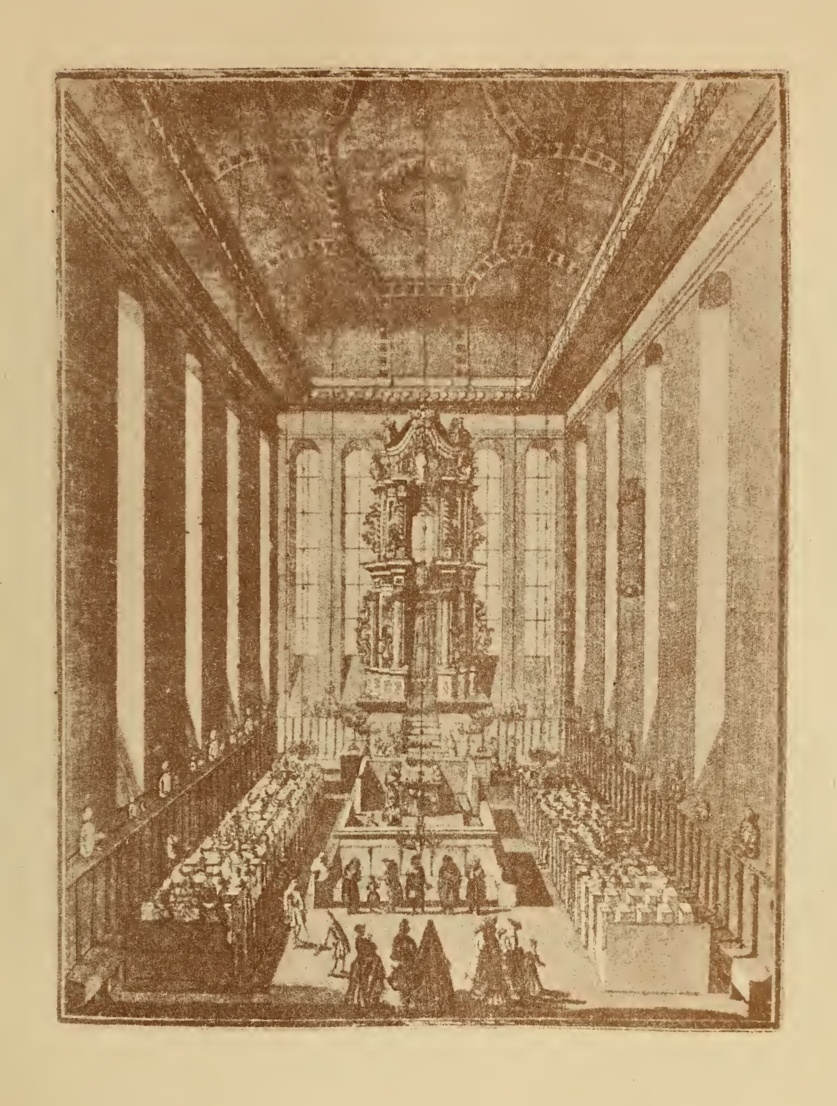
Deutsche Judentracht. Um 1700. (Kupferstich von C. Weigel.)



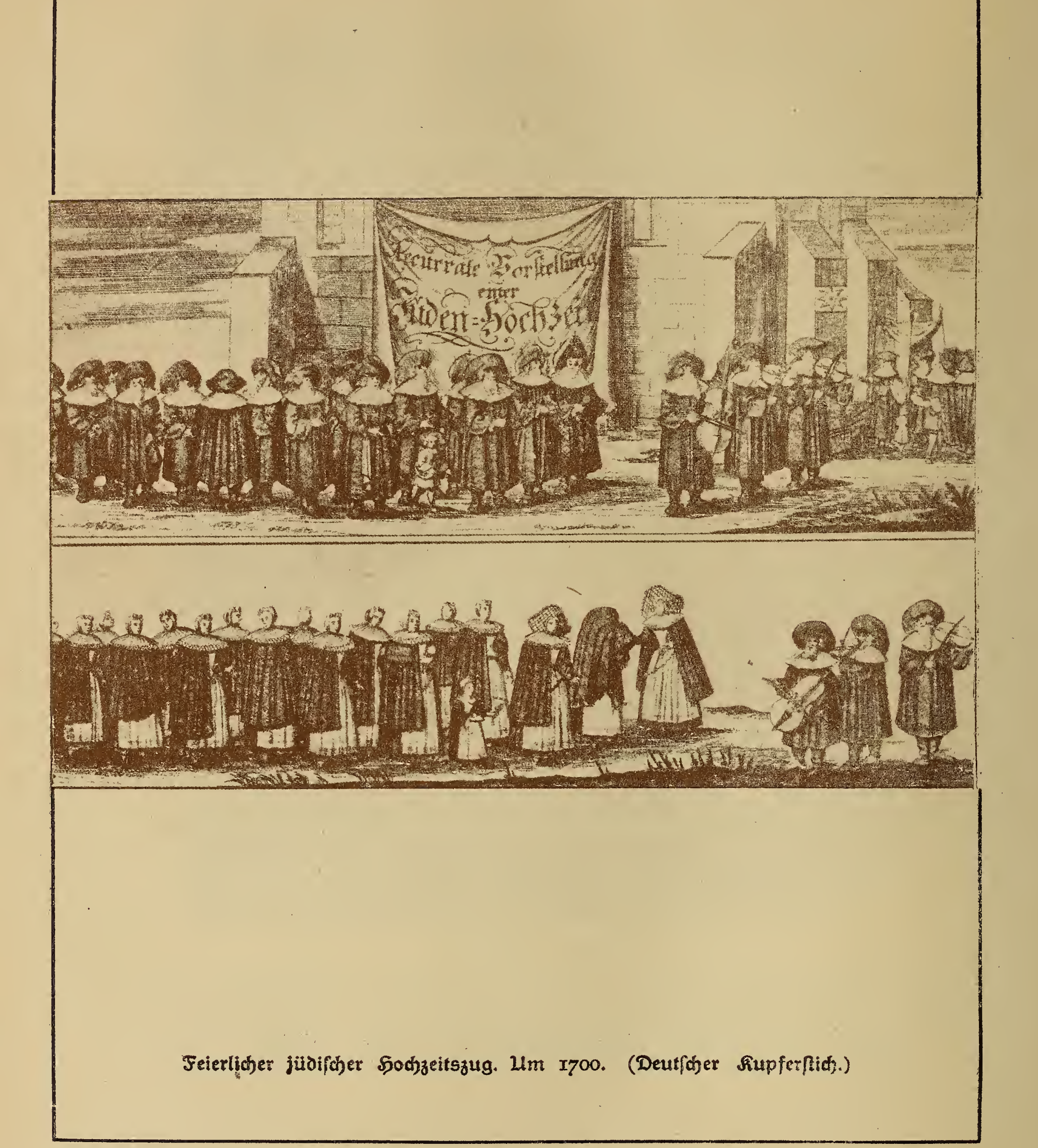
Das Reinigungs- und Tauchbad der Weiber nach jüdischem Ritus.
(Kupferstich von C. C. aus: Kirchner, Jüdisches Zeremoniell. Nürnberg, 1724.)



Jüdische Sabbatsfeier.
(Oben: Gottesdienst in der Synagoge, links unten „Kiddusch“ in der Synagoge, rechts unten „Hawdalah“ in der Synagoge, in der Mitte unten: Häusliche Sabbatfeier [Mahlzeit, Lichtsegen, Kiddusch]. — Kupferstich von G. P. Nusbiegel nach einer Zeichnung von G. Eichler aus: Bodenschatz, Kirchliche Verfassung der heutigen Juden.)



Synagoge, Berlin, Heidereutergasse, 1712/14 gebaut.
(Kupferstich von A. B. Gobelin nach einer Zeichnung der A. M. Wernerin. 1714.)



Feierlicher jüdischer Hochzeitszug. Um 1700. (Deutscher Kupferstich.)

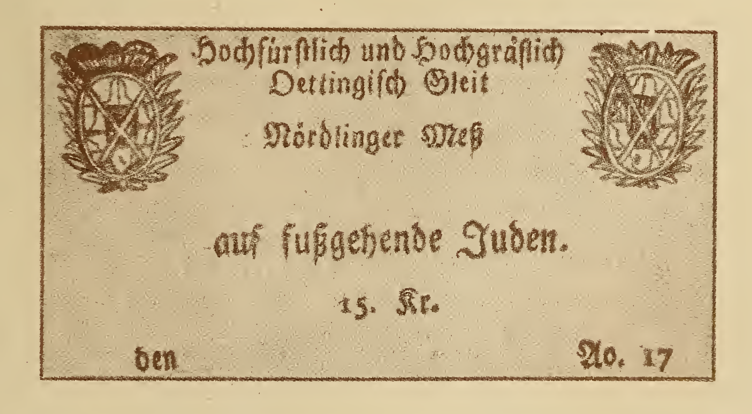


Jüdische Sterbe- und Trauergebräuche.
(Kupferstich von H. Puschner aus: Kirchner, Jüdisches Zeremoniell. Nürnberg, 1724.)



Gebräuche der Juden bei einer Geburt. 18. Jahrhundert.
(Gebetsversammlung und Wachnacht bei einer Wöchnerin. — Kupferstich von J. C. Müller aus: Bodenschatz, Kirchliche Verfassung.)





Hochfürstlich und Hochgräflich
Oettingisch Gleit
Nördlinger Meß

auf fußgehende Juden.

15. Kr.

den No. 17

Beschneidung. 18. Jahrhundert.
(Kupferstich von G. Scotin nach einer Zeichnung von Gravelot.)

Geleitschein für fußreisende Juden. 18. Jahrhundert.

noch heut als Sage unter den Einfältigen umherläuft, wurde schon damals gegen sie vorgebracht. Sie sollten die Brunnen vergiften und die Pest herbeiführen; sie sollten Christenkinder ermorden und ihr Blut am Passahfest gebrauchen, ihr Herz genießen; sie sollten geweihte Hostien mit Ruten peitschen usw. In beinahe regelmäßigen Zeiträumen kehren die Verfolgungen wieder, Plünderung der Häuser und massenhaftes Hinschlachten. Durch Waffen, Qualen, Gefängnis wurde ihnen das Christentum aufgedrängt, fast immer vergebens. Kein streitbares Volk hat heldenmütiger roher Gewalt widerstanden als diese Waffenlosen. Die großartigsten Beispiele von beharrlichem Heldenmute werden selbst von christlichen Erzählern berichtet. So ging es durch das ganze Mittelalter, auch noch im 16. Jahrhundert suchten die Landesherren leere Kassen aus dem Beutel der Juden zu füllen, noch immer stürmte der Pöbel ihre Häuser, so 1614 in dem wilden Judenaufstand zu Frankfurt am Main. Einige große Gelehrte, Ärzte, Naturkundige erlangten ein Ansehen, welches durch alle Länder Europas ging, selbst den Christen widerwillige Achtung einflößte, aber das waren seltene Ausnahmen.

Unter diesen Gegensätzen zog sich die unzerstörbare Lebenskraft dieses Volkes in die Form, welche den Juden bis heut geblieben ist. Vom Kaiserrecht begünstigt, vor dem Landrecht hilflos, unentbehrlich und tief verhaßt, begehrt und verflucht, in täglicher Gefahr des Feuers, Raubes, Mordes, und wieder der stille Herr über Habe und Wohlfahrt von Hunderten, in unnatürlich abenteuerlicher Stellung und doch in durchaus nüchterner Tätigkeit, mitten unter dem dichtesten Schwarm der Christen und doch durch eherne Schranken von ihnen getrennt, lebten sie ein zwiefaches Leben. Allen Stolz edlen Blutes, großen Reichtums, hoher Geistesanlagen, die volle Glut südlicher Empfindung, jede holde und jede dunkle Leidenschaft umschloß das Haus, die Familie, die Gemeinde; vor den Christen waren sie kalt, zäh, geduldig, furchtsam, kriechend und lauernd, gebeugt unter tausendjährigem Druck.

Bei der deutschen Beamtenherrschaft, welche sich seit dem Dreißigjährigen Kriege ausbildete, fanden die Juden kaum größeren Schutz vor der Wut der Menge, und ihre geistlichen Anfechtungen wurden fast ärger. Wenn der Protestantismus, damals schwach und verkümmert, sie mehr durch abstoßenden Hochmut als durch seine Bekehrungskünste kränkte, war die alte Kirche um so eifriger, zu taufen. Dagegen gedieh ihnen Handel und Erwerb, ja, seit dem Westfälischen Frieden war für sie eine glänzende Zeit gekommen. Die Verminderung des internationalen Großhandels, der Niedergang alter Handelshäuser zu Nürnberg und Augsburg, die dauernde Münzverschlechterung, die unaufhörlichen Geldbedürfnisse der großen und kleinen Landesherren begünstigten eine vielseitige Tätigkeit des jüdischen Geschäftes, welches durch ganz Deutschland gewandte Werkzeuge und von Konstantinopel bis Cadix Gastfreunde und Verwandte fand. Die Bedeutung, welche der innige Zusammenhang der Juden für den deutschen Handel in einer Zeit hatte, wo schlechte Wege, schlechte Zölle und eine sehr unwissende Gesetzgebung dem Verkehr die größten Schranken auflegten, ist noch lange nicht zur Genüge gewürdigt. In

unermüdlicher Tätigkeit gruben sie wie Ameisen überall ihre geheimen Wege durch das morsche Holz des römischen Reichs; lange bevor die Briefpost und Warenbeförderung ein großes Netz über die Landkreise gezogen hatten, bestanden ihre stillen Verbindungen für Brief- und Warensendung. Arme Schacherer und fahrende Bettler liefen als treue Vermittler zwischen Amsterdam und Frankfurt, Prag und Warschau hin und her, Wechsel und Juwelen unter ihren Lumpen, ja, im eigenen Leibe verbergend. In gefährlichster Zeit, durch Heere und polizeiliche Verbote schlich der wehrlose Jude geschäftig aus einer deutschen Landschaft in die andere. Dort trug er vollwichtige Kremnitzer Dukaten nach Frankfurt und brachte die leichten unter das Volk, welche die christlichen Bankhäuser der Reichsstadt so lange gewissenlos beschnitten hatten, bis sie durch eine kaiserliche Untersuchungskommission gezwungen wurden, den ungerechten Gewinn in Bestechungsgeldern zu opfern. Hier kaufte er Spitzen und neue Kirchengewänder für seine Gegner, die geistlichen Herren, dort schmuggelte er einem Landesherrn Waffen und Kriegsgerät durch ein feindliches Gebiet, hier geleitete er eine große Ladung feiner Leder aus dem Innern Rußlands bis auf die Messe von Leipzig, er allein befähigt, durch Schmeichelei, Geld und Branntwein die Habsucht der slawischen Adligen zu überwinden. Unterdes saßen die reichsten in den wohlvergitterten Zimmern ihrer Judenstadt, die Wechsel und Unterpfänder der höchsten Herren im sicheren Verschluß bergend, große Bankiers, vielvermögende Leute auch nach heutigem Maßstabe.

So waren die Juden damals im Verhältnis zu den Christen wahrscheinlich reicher als jetzt, jedenfalls mit den Eigentümlichkeiten ihres Verkehrs unentbehrlicher. Sie hatten schützende Freunde am Kaiserhof wie im Harem des Sultans und im Geheimzimmer des Papstes, sie hatten eine Aristokratie des Blutes, welche damals von den Glaubensgenossen noch hoch in Ehren gehalten wurde und bei Brautfesten mit Stolz die Juwelen trug, welche ein Ahnherr vielleicht lange vor Marco Polo unter hundertfacher Lebensgefahr aus Indien gebracht, oder ein anderer von einem der großen Maurenkönige in Granada eingetauscht hatte. Auf der Straße aber trug der Jude noch die schimpflichen Zeichen des ungeehrten Fremdlings, im Reiche einen gelben Ring von Stoff an seinem Rocke, in Böhmen die steife blaue Halskrause, wie er im Mittelalter den hohen gelben Hut, in Italien den roten Mantel getragen hatte. Zwar war er der Gläubiger und Arbeitgeber zahlreicher Christen, aber seine Gemeinde lebte in den größeren Städten noch zusammengedrängt in bestimmten Straßen oder Stadtteilen, in anderen war den Juden fester Wohnsitz überhaupt nicht oder nur in beschränkter Zahl gestattet.

Wenige deutsche Judengemeinden waren damals größer und wohlhabender als die zu P r a g. Sie war eine der ältesten in Deutschland; sagenhafte Überlieferungen führen sie auf eine Zeit zurück, wo der Glaube des Gekreuzigten an der Moldau noch unbekannt war. Selten versäumt ein Reisender, die engen Gassen der Judenstadt zu besuchen, wo die kleinen Häuser, wie Bienenzellen aneinander gedrängt, einst den größten Reichtum und das größte Elend des Landes um-

schlossen, und wo der Todesengel so lange den Tropfen Galle in den Mund der Gläubigen träufeln ließ, bis auf dem unheimlichen Kirchhofe jeder Zoll Erde zu Menschenasche wurde. Auf engem Raume hausten dort am Ende des 17. Jahrhunderts nahe an sechstausend fleißige Menschen, der große Geldhändler wie der ärmste Trödler und Lastträger, in fester Genossenschaft und gemeinsamen Vorteilen wie Bedürfnissen eng verbunden, durch ihre Gewerbtätigkeit und unermüdliche Unternehmungslust dem verarmten Lande unentbehrlich, und doch in einem fortwährenden Kriege gegen die Sitten, die Roheit und den Glaubenseifer des neubekehrten Königreichs.

Denn damals lebte die zweite Geschlechtsfolge des neuen Böhmens, welches sich die Habsburger nach der Schlacht am Weißen Berge durch Blutgerichte, großartige Vertreibungen und furchtbare Dragonaden zurückgewonnen hatten. Die alten Adelsgeschlechter waren zum großen Teil ausgerottet, ein neuer kaiserlicher Adel fuhr in vergoldeten Karossen durch die schwarze Hussitenstadt, die alte biblische Wissenschaft war in die Fremde gewandert oder im Elend des langen Krieges verkommen, an die Stelle der Kelchpriester und der böhmischen Prädikanten waren die Patres und Bettelmönche getreten; wo einst Huß die Lehre Wiklifs verteidigt und Ziska die Lauheit der Altstädter gescholten hatte, erhob sich jetzt siegstrahlend das vergoldete Steinbild der Himmelskönigin. Wenig war dem Volke von seiner Vergangenheit geblieben als die düstern Steine der Königsstadt, ein roher Pöbel und eine Neigung zu herber Frömmigkeit, welche jetzt vor den neuen Bildern der Heiligen die Ketzer verfluchte.

Aus solcher Zeit ist uns eine kleine Schrift geblieben[150], welche zwei von den Prager Berühmtheiten des Jesuitenordens, die Patres Eder und Christel, der erste lateinisch verfaßt, der zweite ins Deutsche übertragen haben; beide Verfasser auch sonst bekannt, der zweite als ein eifriger, aber geschmackloser deutscher Dichter. Aus dieser Schrift ist der folgende Bericht entnommen. Der Auszug gibt so treu als möglich die Worte des ursprünglichen Werkes und das Eigenartige des Ausdrucks wieder. Die Erzählung lautet folgendermaßen.

„— So sind in wenigen Jahren von einem einzigen Priester unserer Sozietät in der akademischen Salvatorkirche des Kollegii der Gesellschaft Jesu hundertundsiebenzig Personen jüdischen Standes durch das heilbringende Taufwasser gereinigt worden.

Nebenbei will ich allhier kürzlich einiger Judenkinder sonderbare Neigung zum christlichen Glauben erwähnen. Auf der Zinkower Herrschaft trug vor etlichen Jahren eine Jüdin ihr Töchterlein auf dem Arm, damit begegnete sie zufällig einem katholischen Priester, dem sie antrug, ihr Kind anzuschauen, indem sie den Schleier von dessen Gesichtlein abstreifte, nicht ohne sich zu berühmen, daß sie ein dermaßen wohlgestaltetes Töchterlein zur Welt gebracht hätte. Der Priester wurde durch dies ebenso ungereimte als unerwartete Vertrauen angemutet, das enthüllte Kind mit dem heiligen Kreuzzeichen zu segnen, mit der beigefügten Ermahnung, daß die

Mutter selbiges zur Furcht und Liebe Gottes auferziehen, im übrigen aber der göttlichen Vorsicht überlassen sollte. Und siehe, diese kleine Jüdin war kaum auf ihre Füße gekommen, so hielt sie sich alsbald zu christlichen Mädchen, bog mit ihnen, wenn sie niederknieten, ihre Knielein, sang mit den singenden, ging mit ihnen auf die Auen und Wälder hinaus, graste mit ihnen, pflückte Erdbeeren und klaubte Holz zusammen, erlernte nebenbei von ihnen das Vaterunser und den englischen Gruß wie auch den Glauben auffsagen, mit einem Wort, sie machte sich in christlicher Lehre bekannt und verlangte eifrig, getauft zu werden. Die hoch- und wohlgeborene Gräfin von Zinkow, um dieses Mägdleins Begehren zu erfüllen, führte die Frohlockende in ihrem Wagen mit sich nach Prag, auf daß sie allda außerhalb der Eltern Angesicht sicherer zur Taufe befördert werden möchte. Nachdem die Eltern aber erkannt hatten, daß ihre Tochter durch so geraume Zeit ihre Anschläge behutsam geheim gehalten hatte, bejammerten sie schmerzlich, daß ihre Tochter eine Christin war, und waren auf den Priester, der sie im Arm der Mutter mit dem Kreuzeszeichen gesegnet hatte, herb und ungehalten, denn ihm schrieben sie die ganze Zuneigung des Kindes zum Christentum zu.

Durch welche Ränke aber der Juden Treulosigkeit bemüht war, jede Bekehrung zu hintertreiben, habe ich selbst unlängst erfahren, als mir zum ersten Mal ein Glaubenslehrling vom Judengeschlecht, Samuel Metzel, zur Belehrung überwiesen wurde. Als Vater von vier noch unmündigen Kindern hat dieser sich eifrig und viel bemüht, selbige alle, ein wahrer Israel, aus dem Ägypten der Judenstadt mit sich zur Freiheit herauszuführen. Siehe aber! ihm wollte Rosina Metzelin, seine Ehegattin, die damals noch großen Abscheu vor dem christlichen Glauben hatte, nicht Folge leisten; und weil sie beobachtete, daß ihr die vier Kinder zugleich entzogen wurden, war ihr dieser Kinderraub, wie einer Löwin der Verlust ihrer Jungen, schwer zu ertragen. Sie forderte ihren Mann vor das bischöfliche Ehegericht, wo sie wenigstens um zwei von den vier entrückten Kindern anhielt, weil sie ihr, der Mutter, vor der Geburt beschwerlich, bei der Geburt schmerzlich und nach der Geburt mühsam zu erziehen gewesen seien. Das hochweise erzbischöfliche Amt aber gab das Urteil von sich, daß dem Mann, der nächstens getauft werden sollte, alle Kinder zugehörten. Da hat das Weib mehr, als sich sagen und glauben läßt, den Verlust überaus kläglich bejammert, und da sie besorgte, daß sie auch der fünften Leibesfrucht, die noch unter ihrem Herzen verborgen lag, nach der Geburt beraubt werden möchte, war sie emsig beflissen, die Zeit ihrer Niederkunft vor den Christen zu bergen. Deshalb beschloß sie vor allem, ihre bisherige Herberge, die dem Ehemann und den Kindern bekannt war, zu ändern. Es ist aber kein Rat wider den Herrn! Der Vater kam durch sein unschuldiges Töchterlein dahinter, das durch einige Monate beständig in eines Christen Behausung gehalten worden war und von der Kindbettin in ihre verborgene Herberge unbehutsam eingelassen wurde. Auf diese Kundschaft habe ich der Altstadt Prag wohlbestallten Kaiserrichter ersucht, welcher seinen Amtsschreiber unverweilt in das Geburtshaus ab-

fertigte, um von der Kindbettin, und im Fall diese sich weigern würde, von den Ältesten des Judenvolks, das neugeborene Kind, als dem nunmehr getauften Vater zuständig, herauszubegehren. Weil aber die arglistigen Judenköpfe zu des Kindes Auslieferung sich nicht verstehen wollten, wurde zu der jüdischen Wöchnerin eine christliche Hebamme beordert, ob diese durch einen weiblichen gottseligen Fund das Kind der Mutter heimlich entrücken könnte. Diese Hebamme begleiteten freiwillig etliche kühne christliche Matronen. Als Anführerin die durch mannliche Gottseligkeit allbekannte Ludmilla, Gemahlin des in Wasser und Blut getauften Wenzeslaus Wymbrsky. Ihr Ehemann Wenzeslaus war mit dieser Ehefrau und fünf Kindern von Sr. Eminenz dem Kardinal und Erzbischof von Prag 1646 in unserer Kirche getauft worden. Es war der tobenden Judenschaft überaus mißfällig, daß dreizehn Mann aus andern Geschlechtern, dem Beispiel des Wenzeslaus folgend, in demselben Jahre das Judentum abgeschworen hatten. Endlich kam ihnen unerträglich vor, daß Wenzeslaus in seinem Kaufladen, bei dem viele Juden täglich auf ihren Tandelmarkt vorbeigehen mußten, das Bildnis des gekreuzigten Heilandes öffentlich ausstellte und jeden Freitag davor eine brennende Ampel unterhielt. Deshalb war er dem Judengeschmeiß höchst verhaßt und wurde oft mit Schmach und Spottreden angefallen. Als er nun einst seiner täglichen Gewohnheit gemäß eine Stunde vor Tage in die Teynkirche ging, wohin ihm sein Bedienter vorleuchtete, fielen ihn drei bewaffnete Juden an, von denen er mit zwei vergifteten Pistolkugeln tödlich verwundet wurde, so daß er am fünften Tag darauf gottselig sein Ende nahm, nachdem er nicht zu bewegen gewesen war, die Mörder namhaft zu machen. Der Rädelsführer derselben wurde später ertappt und zum Rad verdammt, brachte aber, als sein eigener Henker, sich selbst durch den Strick um. Des Getöteten Witwe, Ludmilla, war mit dem Häuflein der gottseligen Frauen nun nicht imstande, sich zu der jüdischen Kindbettin unvermerkt einzuschleichen, weil die Hebräer mit ihren scharfen Luchsaugen genau aufpaßten. Im Augenblick rotteten sich viele derselben zusammen und drängten sich mit in das Zimmer der jüdischen Sechswöchnerin. Es ließ sich aber Ludmilla durch ihre Anwesenheit und die mögliche Todesgefahr nicht abschrecken. Sie überreichte das mitgebrachte Weihwasser der christlichen Hebamme und forderte sie mit kräftigen Worten auf, die Mutter zu entbinden und das Kind zu taufen. Die Sache ging an. Die Hebamme erwischte das Kind und taufte das neugeborene. Die Kindbettin aber sprang rasend aus dem Bette und riß ihr das Kind mit heftigem Geschrei gewalttätig aus den Händen. Sofort fand sich der Stadtrichter mit bewaffneten Männern ein, um das nunmehr christliche Söhnlein von der Mutter abzusondern. Da aber diese gleichsam rasend das Kind so fest in ihren Armen umschlossen hielt, daß man zu besorgen hatte, es möchte eher erdrückt als ihr entwunden werden, begnügte sich der verständige Stadtrichter damit, den versammelten älteren Juden streng zu verbieten, daß sie das Kind nicht zum Juden machten. Darauf wurde durch Se. Exzellenz, Herrn Reichsgrafen von Sternberg, Oberst-Burggrafen des Königreiches Böhmen, geboten, daß dieses fünfte

Kind dem Vater ausgehändigt werden sollte. Nicht lange danach ergab sich auch die dem Judentum hartnäckig zugetane Mutter und wurde getauft. Dies zur Einleitung. —

Der jüdische Knabe Simon Abeles hatte zum Vater den Lazarus, zum Ahnherrn aber Moses Abeles, welcher der Judenschaft viele Jahre als Primas vorgestanden hatte. Schon in zarten Jahren wurde an diesem Knaben eine besondere Gemütsneigung zum Christentum verspürt. Wo er konnte, sonderte er sich von jüdischer Jugend ab und gesellte sich Christenknaben zu, spielte mit ihnen und beschenkte sie, um ihr Wohlwollen zu erwerben, mit süßen Leckerbissen, die er am väterlichen Tisch zusammengebracht hatte; der jüdische gekrauste Kragen, welchen die Juden, mit blauem Kraftmehl gestärkt, ringförmig um den Hals tragen und sich dadurch hier in Böhmen von den Christen unterscheiden, war dem Simon durchaus zuwider. Als das Licht seiner Vernunft heller wurde, erkundigte er sich bei jeder Gelegenheit nach den christlichen Geheimnissen.

Es begab sich, daß er von seinem Vater, einem Handschuhhändler, in Geschäften mehrmals nach dem Haus eines Christen, des Handschuhmachers Christoph Hoffmann, geschickt wurde. Dort verweilte er in Betrachtung der heiligen, aber nicht der weltlichen Bilder, welche an den Wänden hingen, obgleich die letzteren kostbarer und wegen künstlicher Malerei ansehnlicher waren, und forschte begierig die christlichen Inwohner aus, was unter selbigen Bildern zu verstehen sei. Als ihm geantwortet wurde, daß durch das eine Christus, durch ein anderes die Mutter Christi, die wundertätige Gottesgebärerin von Buntzel (Bunzlau), durch jenes der heilige Antonius von Padua angedeutet werde, rief er von ganzem Herzen seufzend aus: ‚O, daß ich ein Christ werden könnte!' Überdies bezeugte ein Jude, Rebbe Liebmann genannt, daß der Knabe zuweilen ganze Nächte unter Christen zugebracht und sich im väterlichen Hause nicht eingestellt habe.

Viele nun hielten dafür, daß solche Zuneigung zum Christentum einen übernatürlichen Ursprung habe und von einem Taufzeichen herrühre, das ihm schon in der Wiege von einem Christen eingedrückt worden sei. Als man später diesem ausgesprengten Gerücht emsig nachgrübelte, wurde bezeugt, daß ein Präzeptor, Stephan Hiller, einst zu Lazarus Abeles geschickt worden sei, eine Geldschuld abzuholen, daß er allda ein allein in der Wiege liegendes Kind gefunden und dasselbe in innerlicher Herzensregung mit elementarischem in der Nähe befindlichem Wasser getauft habe. Auf Nachforschung des hochehrwürdigen erzbischöflichen Konsistoriums sagte dieser Präzeptor, welcher jetzt eine Kaplanstelle bekleidet, aus, daß er nicht wisse, ob das Kind des Lazarus Söhnlein gewesen sei; ja, seinem Dafürhalten nach wäre selbiges vielmehr einem jüdischen Schneider zugehörig gewesen. Durch solche Aussage blieb dieser wichtige Umstand zweifelhaft.

Nachdem sich durch etliche Jahre in Simons Gemüt die standhafte Zuneigung zum Christentum so vergrößert hatte, daß sie von Einheimischen deutlich bemerkt wurde, und der schlaue Knabe wohl voraussah, daß die Eltern und Blutsver-

wandten keine Mühe sparen würden, ihm einen Stein in den Weg zu rücken, dachte er vorzubauen und dem väterlichen Hause und seiner jüdischen Freundschaft zu entfliehen, bevor ihm der Paß verhauen würde. Als nun am 25ten des Heumonats 1693 der Vater Lazarus feierlichen Rasttag in der Judenschule hielt, begab sich der Sohn in ein der Judenstadt nahe gelegenes Christenhaus, welches von dem neulich getauften Juden Kawka bewohnt war, und ließ am selben Abend den Johannes Tanta zu sich berufen, einen vor mehreren Jahren mit seinem ganzen Geschlecht bekehrten Juden, den er schon durchs Gerücht als einen eifrigen Mann und emsigen Anführer zum christlichen Glauben kennengelernt hatte; denn dieser Mann, öfter sein Leben in Gefahr stellend, hatte Juden, die nach dem christlichen Glauben verlangten, und ihre neugetauften Kinder aus der Judenstadt herausgezogen, in unser Kollegium St. Clement zum Unterricht geführt, war ihnen mit Nahrung, Kleidern, Fach und Dach behilflich gewesen, hatte solchen, die nicht lesen konnten, geistliche Bücher, vornehmlich aber das Leben Christi mit sonderlicher Andacht stundenlang vorgelesen, und fand seine beste Freude darin, wenn er sah, wie sie durch die heilige Taufe abgewaschen wurden. Diesem nun öffnete Simon sein Herz treulich und bat, daß Johannes ihn ins Kollegium der Sozietät Jesu führen wolle.

Es bedurfte nicht viel Bittens, der Mann borgte bei einem christlichen Jüngling Kleider, überdeckte dem Simon den nach jüdischer Art geschorenen Kopf mit einer Perücke und führte ihn über den Altstädter Platz ins Kollegium. Mitten auf besagtem Platz steht, aus einem einzigen Steine gehauen, das große, reich übergoldete Bildnis der seligsten Gottesgebärerin. Johannes erklärte seinem christlichen Lehrling, daß dies mit Goldglanz reich überzogene Bildnis die Himmelskönigin und die besonders treue Fürbitterin aller Gläubigen bei Gott bedeute. Das hörte Simon begierig an, zog unverweilt den Hut ab, verneigte tief seinen ganzen Leib und empfahl sich mit gottseligem Seufzen der seligsten Gottesgebärerin als Pflegekind. Darauf wandte er sich zu seinem Anleiter und redete ihn so an: ‚Wenn dies mein Vater sähe, stracks würde er mich umbringen.' So erreichten sie unser Kollegium abends zwischen sieben und acht Uhr. Simon trug mir, der ich zum Tore berufen war, sein Verlangen mit ungemeiner Beredsamkeit vor, zugleich begehrte er mit so hitzigem Eifer, im christlichen Glauben unterwiesen zu werden, daß ich mich verwundern mußte. Ich stellte den Knaben noch denselben Abend dem ehrwürdigen Pater, Rektor des Kollegiums, vor. Es sah fast so aus, als befände sich der zwölfjährige Knabe, wie vor Zeiten Jesus, unter den Schriftgelehrten, indem er verschiedene Fragen wohlberedt, scharfsinnig und mit einem Urteil, welches sein Alter überstieg, beantwortete. Als ihm vorgerückt wurde, sein später Eintritt errege den Verdacht, daß er in der Judenstadt ein Lasterstücklein begangen habe und in dem geistlichen Haus eine Zufluchtsstätte suche, antwortete Simon mit heiterem Angesicht: ‚Hat man Argwohn wegen einer Missetat, so forsche man nach der Wahrheit durch Ausrufen, wie es in der Judenstadt gewöhnlich ist. Wäre ich mir einer Lastertat bewußt, so hätte ich mehr Hoffnung, unter den Juden ungestraft zu

bleiben als unter den Christen, denn ich bin ein Enkel des Moses Abeles, ihres Primators.' Als man ihm aber wieder zusetzte, daß er gekommen wäre, um unter den Christen eine Perücke, ein Deglein und alamodische Kleider zu tragen, machte der Knabe ein saures Gesicht und sprach: ,Ich muß bekennen, daß ich lange Zeit keinen Judenkragen getragen. Übrigens verlange ich unter den Christen in keiner Kleiderpracht zu prangen und will mit alten Lumpen zufrieden sein.' Nachdem er solche ernsthafte Antwort von sich gegeben, fing er an, die Handschuh von den Händen abzustreifen, den kleinen Degen abzugürten, die Perücke vom Kopf zu reißen und das saubere Oberröcklein aufzuhefteln, entschlossen, so es nötig wäre, dem entblößten Jesus unbekleidet nachzufolgen.

Durch solche unerwartete Antwort und heldenhaften Entschluß zur Armut trieb er den Anwesenden Zähren aus den Augen. Als ihm aber befohlen wurde, sich wieder anzukleiden, zog er sich bald wieder an und bezeugte mit gewichtigen Worten, die er öfter wiederholte, daß er von den Juden abtrete wegen ihres ärgerlichen Lebenswandels, sich aber den Christen zugeselle, um sich seines Heils zu versichern, weil ihm wohl bewußt wäre, daß es unmöglich sei, ohne Glauben selig zu werden. Als er aber gefragt wurde, wer ihn gelehrt, daß der Glaube notwendig sei, das ewige Leben zu erwerben, sprach er sieben oder acht Mal: ,Gott, Gott, Gott allein', wobei er ebenso oft seufzte und mit beiden Händen auf seine Brust schlug. Jetzt trat er bald zu diesem, bald zu jenem Priester, küßte ihnen die Hände, fiel ihnen um die Knie und rief: ,Patres, verlasset mich nicht, verstoßet mich nicht, schicket mich nicht wieder unter die Juden, unterweiset mich geschwind, geschwind, und (als ahnte und schwebte ihm das anstehende Übel vor) taufet mich geschwind.' Als nun Simon die Versicherung bekam, daß er den Lehrlingen im christlichen Glauben beigezählt werden sollte, schlug er in beide Hände und hüpfte vor Freuden auf. Alle seine Rede ging ihm so reif und bescheiden, hurtig und ohne alles Stammeln vom Munde, als hätte er es vorher lange erwogen und aus dem Schreibtäflein auswendig gelernt, so daß sich einer von den vier anwesenden Priestern mit Verwunderung zum andern wandte und lateinisch sagte: ,Dieser Knabe hat ein Mundwerk und Verstand wenn nicht über die Natur, doch wahrlich über sein Alter.'

Unterdes war die finstere Nacht herangekommen. Da aber für dieses neue Nikodemerlein keine bequeme Nachtstätte vorhanden war, wurde er unter innerlichem Widerstreben meines Gemütes in das Christenhaus, aus welchem er hergeführt worden war, wieder zurückgelassen, um die Nacht in Ruhe bei dem neugetauften Georg Kawka zu verbringen. Dieser wurde an die Pforte des Kollegiums gerufen, und der Knabe wurde ihm mit dem ausdrücklichen Befehl anvertraut, daß er ihn am nächsten Morgen in aller Frühe wieder in dem Kollegium stellen solle, damit man ihn mit einer sichern Wohnung versorge.

Unterdes nahm Lazarus die Abwesenheit des Sohnes wahr. Da er ihn weder bei Freunden noch bei andern Juden fand, fällte er bei sich das sichere Urteil, daß

sein Sohn zu den Christen übergegangen sei. Am Sonntag früh verfügte sich Lazarus in jenes Christenhaus des Handschuhmachers Hoffmann. Er fand diesen nicht zu Hause, hielt mit dem Verlust des Sohnes und seinen Schmerzen hinter dem Berge und bat des Handschuhmachers Ehefrau Anna inständig, den Georg Kawka herbeizurufen, weil er mit ihm, der sein Schuldner sei, ein wichtiges Geschäft abzumachen hätte. Nach langer hebräischer Unterhaltung mit Lazarus kam Georg Kawka eilfertig ins Kollegium, aber, was mir am schmerzlichsten fiel, ohne Begleitung des christlichen Lehrlings. Er schien sehr ängstlich beunruhigt, meldete aber mit keinem Wort die Unterredung mit dem Vater, sondern sprach nur, daß Simon in seiner Herberge nicht sicher genug sei, man hätte wohl zu besorgen, daß er durch arglistige Anschläge der Juden herausgespielt werden möchte. Nach scharfem Verweise, weil er den Knaben gerade bei solcher Gefahr nicht nach gestrigem Befehl mit sich gebracht, befahl ich ihm, sofort nach Hause zu gehen und den Simon herzuführen. Er versprach dies zwar, setzte es aber nicht ins Werk. Als nun Georg Kawka zu Hause vorgab, daß er in die Kirche gehen wolle, flehte Simon, als ahnte ihm etwas von bevorstehender Verräterei, mit Worten und Tränen, daß Georg ihn nicht im Stiche lasse und den Juden, welche ihm heut unfehlbar nachstellen würden, zum Raube im Hause halte, sondern mit sich in die Kirche nehme und so ins Kollegium bringe. Da er aber unter großen Schmerzen seines Gemüts wahrnahm, daß Georg Kawka mit faulen Fischen handelte, zog er sich nach dessen Abgang wieder in seinen Schlupfwinkel unter dem Dache zurück.

Kaum hatte Georg seinen Fuß über die Schwelle gesetzt, da kam Katharina Kanderowa, ein Zinsweib, vom Lande in ihre gemietete Kammer, bei welcher Simon seinen Schlupfwinkel hatte, und sah den Knaben im jüdischen Röcklein, das er wieder anzulegen genötigt worden war. Da nun besagte Katharina soeben von den Juden, welche um die Haustür herumstanden, vernommen hatte, daß sie einen Judensohn suchten, der dem Vater entflohen sei, und da sie nicht wußte, daß Simon ein Lehrling im christlichen Glauben geworden war, zog sie ihn aus seinem Winkel hervor und führte ihn gewalttätig ins untere Vorhaus. Als der Vater den Sohn erblickte, überreichte er dem ziemlich starken Weibe dreißig weiße Groschen, damit sie den Knaben, der nicht stark genug war, sich aus ihren Händen zu winden, aus dem Hause über die Schwelle herausstoßen sollte. Gegen solche Gewalttat rief er die Christen um Beistand an, aber vergebens, denn zwei baumstarke Juden faßten ihn, ein jeder bei einem Arm, und trugen ihn, der gleichsam in der Luft schwebte, mit größter Eilfertigkeit in die Judenstadt und seines Vaters Haus. Lazarus der Vater aber ging arglistig Schritt für Schritt langsam hinterher, um den Christen vorzuplaudern, daß sein Sohn zu den Christen flüchtig geworden sei, um rechtmäßig verdienter Strafe zu entgehen. Dies schwatzte er dem Pöbel leicht ein.

Georg Kawka aber fand sich bald nach beendetem Trauerspiel bei mir ein, erzählte mir zuerst die klägliche Entführung des Simon mit nichtswürdigen liederlichen Entschuldigungen. Ich aber redete ihm scharf zu, legte ihm klar vor Augen,

weshalb sich abmerken lasse, daß er mit den Juden unter dem Hütlein gespielt habe, und befahl ihm ernsthaft, wenn er nicht der verräterischen Auslieferung des Simon vor Gericht schuldig sein wolle, den Simon ohne Verschub und mit allen Mitteln, auch durch Requisition christlicher Richter, wieder aus den Händen der Juden herauszuziehen und ins Kollegium zu liefern. Und wahrlich, es hatte das Ansehen, als folge er treulich und emsig dem Befehl. Er durchsuchte mehrere Tage die ganze Judenstadt und durchstrich fast alle Häuser, wie die ihm zugesellten Begleiter bezeugten. Dadurch wandte er fast allen Argwohn der Verräterei von sich ab, und da Simon nirgends zu finden war, befestigte er das allgemeine Gerücht, Simon sei heimlich nach Polen geschafft worden. Später wurde Georg Kawka selbst in bösem Gewissen nach Polen flüchtig und ist bis heut unsichtbar geblieben.

Simon aber, gewalttätig in das väterliche Haus gerissen, wurde seit diesem Tage nicht mehr außerhalb der Hausschwelle gesehen. Nach der Ankunft im Hause war der Vater seines Zornes nicht mächtig und schlug den Sohn so wild mit einem Stock, daß die anwesenden Juden schon damals besorgten, er werde ihn entseelen. Sie sperrten den Simon deshalb in eine Kammer, in der sich ein späterer Zeuge, die Sara Bresin, aufhielt. Der Vater aber versuchte durch wiederholtes kräftiges Anrennen die Kammertür aufzubrechen und entfernte sich endlich entrüstet aus dem Hause. Als sein Zorn sich ein wenig gelegt hatte, übergaben ihm die Juden den schwarz geschlagenen Knaben mit dem Rat, ihn durch Fasten zu zähmen. So wurde Simon in eine andere Kammer gesperrt. Dort verbrachte er sieben schmerzvolle Monate in Hunger, Gefangenschaft, täglichen Verfluchungen, in Erwartung des oft angedrohten Todes. Als aber der Vater sah, daß des Sohnes Gemüt unbeweglich war, und Simon am Sonnabend vor dem Fastnachtsonntag wieder vor allen Hausgenossen unerschrocken erklärte, daß er getauft sein wolle, entschloß sich Lazarus zum Äußersten. Und damit nicht Zuneigung seine Hand hemme, wählte er einen Juden, Levi Kurtzhandl, zum Gehilfen, einen Mann von wildem Gemüt und frischem Alter, der ihm schon früher den Rat gegeben, den Knaben durch Gift zu töten. Levi Kurtzhandl lud den Knaben in die Kammer der Stiefmutter desselben und führte ein Gespräch mit ihm aus dem Talmud, um ihn zu bekehren. Als aber Simon auf seinem Vorhaben beharrte, wurde er von den Fäusten des Levi zerschlagen und von ihm und dem Vater in die nächste Kammer gerissen. Dort fielen ihn beide grimmig an, brachen ihm das Genick und trieben seinen Kopf gewaltsam an die Ecke eines hölzernen Kastens, wodurch der glorreiche Kämpfer Christi einen letzten Stoß an der linken Seite des Schlafes erhielt.

Während diese Grausamkeit in der Kammer verübt wurde, war Lia, Stiefmutter des Simon, nebst einem Gesellen, Rebbe Liebman, in der Nebenstube mit Handschuhmachen beschäftigt. Bei dem Winseln des Knaben und dem Getös der Totschläger eilte sie in die Kammer. Dort sah sie den entseelten Leib auf dem Boden und beide Mörder um ihn auf den Knien. Darüber erschrak die Frau so, daß sie in

Ohnmacht sank und von Kurtzhandl durch eingeflößten Essig zur Besinnung gebracht werden mußte.

Nach der Tat kam Hennele, die Köchin des Lazarus, zurück, welche er nebst seinen kleinen Kindern aus dem Hause geschickt hatte. Diese fragte bei der Nähe des Abendessens, wo Simon sei. Ihr wurde ein Eid abgefordert, die Sache geheim zu halten, worauf ihr der Vater selbst sagte, er habe mit Levi Kurtzhandl den Knaben, als einen Abtrünnigen vom Gesetz Mosis, nach dem Beispiel des Patriarchen Phineas ums Leben gebracht.

Darauf beratschlagte Lazarus mit Levi, wie die Untat geheim zu halten, nicht nur vor den Christen, auch vor den Juden, zumal vor dem Geschlecht der Burianer, welches allen, die zu den Abeles hielten, höchst feindlich war. Levi erbot sich, den Körper Simons noch während der Nacht in sein Haus zu tragen und im Keller eigenhändig zu beerdigen. Lazarus aber besorgte, der Buriansche Anhang möchte dahinter kommen. Deshalb beschlossen sie, den Leichnam auf dem öffentlichen Judenfriedhof begraben zu lassen. Und da an dem Leibe zwar der Hals unterlaufen, sonst aber keine aufgeschlagene Wunde zu sehen war, mit Ausnahme des Stoßes am linken Schlaf von der Größe eines Dukatens, so rief Lazarus seine Hausgenossen zusammen, beschwor sie und lehrte sie, wie sie einhellig sagen sollten, Simon sei in Tobsucht gefallen und so an die Ecke des Kastens gestürzt, wodurch er sich am linken Schlaf tödlich verletzt habe.

Am nächsten Morgen früh wurde der glorwürdige Kämpfer Christi durch zwei Juden, Jerochem und Hirsches Kesserlas, die Totenschauer, in höchster Stille unter die Erde gebracht.

Nach Simons Beerdigung kam aus dem Grabe der erste Gerichtsdiener, der Gewissenswurm, hervor, des gottlosen Lazarus Herz zu nagen. Die Erinnerung folterte sein Gewissen unablässig, und immer schwebte ihm die weltliche Strafe vor Augen. Diese Furcht vergrößerte sehr der Handschuhmachergeselle Rebbe Liebman. Dieser hatte nach der Tat stracks des Abeles Haus verlassen und sich aus dem Staube gemacht und erst nach der Beerdigung wieder bei seiner Arbeit eingefunden. Als ihm Lazarus den Verlauf zu erzählen begann, fiel ihm Rebbe in die Rede mit der Beteuerung, daß er kein Wort über die Untat zu hören verlange, da er die Judenkinder schon auf öffentlicher Gasse das ganze gestrige Trauerspiel hätte erzählen hören. Dies traf den bestürzten Lazarus wie ein Donnerschlag; ohne Zögern packte er alle leichteren Sachen zusammen, verkaufte das in der Judenstadt erbaute Haus und trat den in einem hochadligen Hause gemieteten Kaufladen einem andern Juden ab, um sich in Polen niederzusetzen. Er war auch schon fertig, am folgenden Tage die Flucht vorzunehmen, aber durch göttliche Schickung wurde der hochadlige Hausherr, welcher ihm den Kaufladen verpachtet hatte, gerade durch Gicht in der Hand verhindert, die Abtretungsschrift eigenhändig zu unterzeichnen.

Unterdes ging am 23. Februar ein den Christen nicht übel geneigter Jude, Johel, in der Judenstadt durch das Sommertor, wo er spielende Kinder antraf, die

einander erzählten, daß Simon Abeles, vor drei Tagen frisch und gesund, gestern früh ohne alles Leichengepränge begraben worden sei. Johel machte sich unverweilt auf den Begräbnisplatz, sah ein frisch aufgeworfenes Grab, erwog andere Umstände und Gerüchte und kam zu der verständigen Mutmaßung, daß Lazarus Mörder des Sohnes sei. Dies vertraute er sofort einem Konzipisten der königlichen Statthalterei in größter Heimlichkeit. Nachdem ich Nachricht davon erhalten, und der jüdische Angeber mehrmals mit Ernst zu treuem Bericht ermahnt worden war, schrieb er am folgenden Tage den ganzen kläglichen Verlauf nieder, um ihn der hochadligen Statthalterei zu überreichen. Diese befahl, den Körper des Simon ausgraben und durch bestimmte Ärzte genau besichtigen zu lassen, endlich die der Tat Verdächtigen wie auch deren Mitwisser in sichern Verhaft zu nehmen. Dies alles wurde behutsam ohne Verschub ins Werk gesetzt. Der Körper wurde unter dem Schutz bewaffneter Mannschaft ausgegraben; die zusammengelaufenen Juden und der herbeigerufene Judenarzt sagten aus, daß ein bösartiger Ausschlag am Haupte und zuletzt Tobsucht dem Knaben die Seele ausgetrieben hätte. Die Herren Ärzte aber gaben das Gutachten, daß mehrere Indizien, Bruch des Genickes und eine kleine runde Wunde im Schlaf, anzeigten, daß der Knabe durch einen gewalttätigen Schlag umgekommen sei.

Darauf wurde Lazarus Abeles vor den Leib seines Sohnes geführt. Er erblaßte und zitterte, wurde so verwirrt, daß er verstummte und eine gute Weile kein Wort richtig aussprechen und nichts deutlich beantworten konnte. Endlich, da die Herren Kommissarien beständig darauf drangen, ob er des Knaben Leib kenne, gab er mit geneigtem Kopf und schwacher Stimme zur Antwort, es sei der Leib seines Sohnes Simon, und als man ihm ferner zusetzte, woher die Wunde am linken Schlaf rühre, gab er verwirrte und widersprechende Antworten. So wurde er wieder in das Gefängnis geführt, der Körper des Knaben aber von dem jüdischen Leichenbrett in einen christlichen Sarg gelegt und unterdes in den tiefen Rathauskeller gestellt. Die Herren Kommissarien begannen unermüdlich, Christen und Juden auszufragen. Ungeachtet aller Indizien aber blieb Lazarus und die in besonderem Gewahrsam gefangenen Frauen, Lia, sein Eheweib, und Hennele, seine Köchin, fast einstimmig auf derselben Aussage, Simon habe nie die Flucht aus dem väterlichen Hause genommen, um ein Christ zu werden, sondern sei lange Zeit mit der Kopfkrätze behaftet gewesen und deshalb zu Hause gehalten worden; zuletzt habe er heftigen Widerwillen vor Speise bekommen, sei in gewalttätiger Tobsucht gestürzet und habe sich zu Tode gefallen.

Alle Mittel, die Wahrheit zu erforschen, halfen nicht, Lazarus Abeles und die beiden einzigen Zeugen, welche man damals kannte, blieben halsstarrig.

In Gedanken darüber ging der wohlgeborne Franz Maximilian, Freiherr von Klarstein, bestellter Kommissarius, eines Mittags heim und schritt die Treppe in seinem Hause hinauf; da kam ihm plötzlich vor, als würde er heftig in die Seite gestoßen, er wandte sich verdrießlich um, siehe, da kam ihm auf dem ebenen Plätz-

lein, welches beide Stiegen voneinander schied, ein stehender Knabe vor Augen, der den Kopf neigte und mit fröhlichem Angesicht holdselig lächelte, mit einem jüdischen Totenleilach überdeckt, am linken Schlaf verwundet, an Größe und Alter dem Simon gleich, wie ihn dieser Herr bei Besichtigung des Leibes mit eigenen Augen gesehen und mit lebhafter Einbildung in sein Gedächtnis gedrückt hatte. Der Herr erstaunte und dachte noch hin und her, was dies bedeuten möchte, als er mit seiner Gemahlin und etlichen Gästen bei Tische saß. Da hörte er einen Menschenfinger etliche Mal an die Türe des Speisesaales anklopfen. Der Diener wurde hinausgeschickt und meldete, ein unbekanntes Mädchen begehre inständig, hereingelassen zu werden. Eingelassen und gütig angeredet, antwortete das vierzehnjährige Mädchen, sie heiße Sara Vresin, wohne jetzt unter den Christen, um in dem christlichen Glauben unterwiesen zu werden, und hätte vor kurzem bei dem Zinsmann im Haus des Lazarus Abeles als Magd gedient; dort hätte sie mit ihren Augen gesehen, wie grausam Lazarus seinem Sohne Simon darum zugesetzt habe, weil dieser, um getauft zu werden, zu den Christen geflüchtet sei.

Auf diese und andere Aussagen wurde Sara dem Lazarus gegenübergestellt, dem sie mit großer Gemütsfreiheit und nachdrücklichen Worten alles, was sie wußte, vorhielt. Lazarus aber leugnete alles rund ab und rief in rasenden Verfluchungen alle Teufel auf seinen Kopf. Als er aber in seinen Kerker zurückkehrte, ergriff Verwirrung und Verzweiflung sein Gemüt, er erkannte, daß ihm sein Leugnen vor Gericht nicht mehr helfen werde, und beschloß, sich dem Rechtsverfahren durch ein letztes Mittel zu entziehen. Obwohl ihm beide Schenkel und eine Hand durch Fesseln gehindert waren, so schlang er doch statt eines Stricks die Tephilim genannten Riemen, womit die Juden beim Gebet den Kopf und die Arme umwinden, ans eiserne Fenstergitter und erwürgte sich daran. So wurde er am folgenden Morgen erdrosselt gefunden. Denn die Juden halten aus Irrtum für zulässig, sich selbst zu erwürgen, und verüben dergleichen öfter. — Sein toter Leib wurde gerichtet.

Nach seinem Tode legten seine Frau Lia und die Dienstmagd Hennele, der Sara Vresin gegenübergestellt, ein offenes Bekenntnis ab; auch der flüchtige Handschuhmachergeselle Rebbe Liebman wurde eingezogen und bekannte. Seine fürstliche erzbischöfliche Gnaden bestimmten, daß Simon in der Teynkirche in der Kapelle des h. Täufers Johannes, zunächst dem Taufstein in ausgehöhltem Mauergrab von poliertem Marmelstein begraben würde, in einem sauberen, eichenen, mit rotem Samt überzogenen und mit einem Schloß verwahrten Sarge mit drei Schlüsseln. Ferner, daß der Sarg von unschuldigen und adligen, mit Purpur gekleideten Jünglingen zur Begräbnisstätte getragen werde. Die hochadlige Frau Sylvia Katharina, geborne Gräfin Kinsky, Sr. Exzellenz des Herrn Reichsgrafen Schlick Gemahlin, ließ doppelte kostbare Kleider zu diesem Tage verfertigen, ein Unterkleid von weißem Atlas und ein rotes Oberkleid, beide mit Gold unterwirkt, mit goldenen Knöpfen besetzt und mit goldener Posamentierarbeit geziert, schaffte auch Strümpfe von gleichem Zeuge, um die Füße zu bedecken, und einen überaus schönen Kranz von

goldenen und silbernen Lilien und Rosen, um das Haupt des jungfräulichen Blutzeugen zu krönen.

Kaum war sein hochwerter Leib geschmückt und in den köstlichen Sarg versetzt, so fand sich der hohe Adel beiderlei Geschlechts ein und drang mit gottseligem Ungestüm in die Kapelle, wo alle erstaunten und den wundersamen Gott priesen, als sie das heilige Pfand (den Körper des Simon) fünf Wochen nach seiner Entleibung unversehrt sahen, kein Ausdämpfen eines Geruchs verspürten und wahrnahmen, daß aus seinen tödlichen Wunden fortwährend rosafarbenes frisches Blut abtröpfelte. Weswegen auch hochangesehene Personen mit ihren Handtüchlein diesen kostbaren Saft auffaßten. Andere aber, welche mit keinem saubern Tüchlein versehen waren oder wegen des großen Gedränges nicht zukommen konnten, machten sich über die alte Totentruhe und rissen die blutigen Hobelspäne darin weg. Darauf wurde der ehrenwerte Leib auf dem großen Rathaussaal diesen und den nächsten Tag ausgestellt. Es war aber auch allda überaus schwer, zu ihm zu dringen. Endlich, am 31ten März, wurde die Beisetzung ins Werk gerichtet. Bewaffnete Macht umgab in drei Reihen das Rathaus, durch die ganze Stadt begannen in siebenzig Kirchen die Glocken zu schallen und läuteten zwei ganze Stunden fort. Unterdes verschmachtete die Synagoge und ganze Judenschaft fast vor Todesangst, weil sie hoch besorgte, vom christlichen Pöbel aus Rache angefallen zu werden. Es schien aber einem Wunder nicht ungleich, daß keine Gewalttätigkeit vorgenommen wurde, da doch in den verwichenen Jahren die Christen mehr als einmal wegen geringerer Ursachen den Tandelmarkt und die Judenstadt angefallen und ausgeplündert, auch die Juden selbst angegriffen, etliche schwer beschädigt und, wie bekannt ist, gar ermordet hatten.

Als gegen zehn Uhr die Maler mit einer doppelten Abbildung des Blutzeugen Simon fertig waren, begannen die Kirchengebräuche. Nachdem der Sarg verschlossen war, schickten sich die Kommissarien an, die Schloßlöcher zu versiegeln. Da aber die papiernen Siegelzettel leicht verletzt werden konnten, wurde von den Herren Kommissarien ein bequemes Seidenband verlangt. Als dies hochadlige Personen wahrgenommen, rissen sie von ihrem Haupt, Brust und Armen solche Zeuge ab. Seine Exzellenz, der Reichsgraf von Martinitz, band ein an seinem Degenhefte hangendes Band ab. Es wurde aber zu diesem Gebrauche das Band von rotem Atlas gewählt, welches die hoch- und wohlgeborne Gräfin Kolowrat getragen, dies wurde entzweigeschnitten und über das Schloßloch herabgezogen und angesiegelt. Darauf wurde der Sarg des Märtyrers mit einer großen, von rotem Samt kostbar gefertigten Fahne bedeckt, mitten auf dem Totenschrein stand ein zierliches Bild Unserer Lieben Frauen, an beiden Ecken Engel mit Palmenzweigen. Sechzehn von gutem Adel herstammende Jünglinge legten ihre unschuldigen Achseln unter den Leichenschrein; sie trugen rote, mit goldenen Borten schimmernde Mäntel, Kränze von roter Seide gewunden, mit silbernen Rosen untersetzt. Dabei klang der Glockenklang durch alle drei Städte, die Wolken des Himmels heiterten sich plötzlich

auf, die Volksmenge bedeckte alle Dächer, nahm alle Fenster ein, sie war nicht nur aus den drei nahen Weingebirgen, sondern auch aus fernen Flecken und Städten zusammengeströmt.

Das Heer des Leichenzuges führten die ersten Stadtbeamten, darauf folgten die unlängst getauften Jüdlein, mit roten Feldzeichen geziert, denen zwei Kirchenfahnen von gleichem Zeuge vorangetragen wurden. Ferner eine unzählbare Menge von Schulknaben aus allen Schulen der drei Städte, in acht Purpurfähnlein abgeteilt; drittens unter roten Fahnen alle Studentlein aus den untern lateinischen Schulen. Viertens über vierhundert Köpfe der lateinischen Bruderschaft aus den Schulen; ihnen wurde Kreuz und Fahne, mit einem Sonnenschirm umgeben, mit angezündeten Wachslichtern vorgetragen. Ihnen folgte fünftens die ganze Studentenbruderschaft Unserer Lieben Frauen, darunter viele Doktoren, Gerichtsbeisitzer und verschiedene vom Reichsadel; vor ihnen wurde Kreuz und Fahne mit Sonnenschirm getragen, in ihren Händen führten sie brennende Wachskerzen und flammende weiße Windlichter. Sechstens kam das erste Sängerchor, dann die Klerisei in ihren Chorröcken, dann die zweite Sängerordnung, darauf die Leviten, Pfarrherren, hochwürdigsten Kapitelherren mit dem Offizianten, welchen Stadtsoldaten in langer Reihe zur Seite gingen. Siebentens trugen den hochwürdigen Leichnam des Blutzeugen (Simons) die sechzehn geschmückten Jünglinge. Zu beiden Seiten des Sarges gingen zwölf Knaben mit roten brennenden Fackeln, mit holländischem Purpurgewand ausbündig schön überkleidet. Achtens folgten dem Sarg die hochadligen Vorsteher und Statthalter des Königreichs, alle in ihren Händen rote Fackeln haltend, ihnen folgte der vornehmste Adel beider Geschlechter in großer Menge, endlich eine unzählbare gottpreisende Volksmenge. —

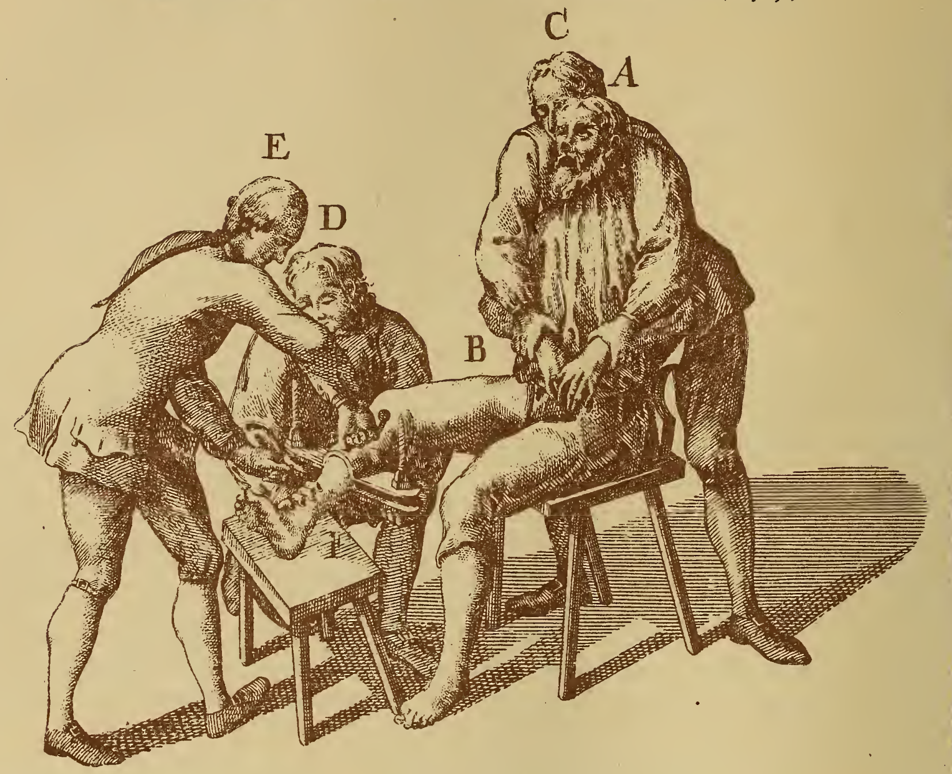
Der Gehilfe des Mordes, Levi Hüsel Kurtzhandl, von den Juden so genannt, nicht weil er Kurzhändler war, sondern weil sein Vater überaus kurze Hände gehabt hatte, war von wohlhabenden Eltern zu Prag geboren, von hoher Gestalt, zwanzig Jahre alt, stark, von trotzigem Gesicht, zornmütig, wacker beredt und witzig, in talmudischen Büchern, die er elf Jahre studiert hatte, ausbündig erfahren. Er hatte sich neun Meilen von Prag bei seiner jüdischen Braut geborgen. Nach emsigen Nachforschungen wurde bewaffnete Mannschaft abgefertigt, welche ihn in Eisen legte und zu Wagen mit untergelegten Pferden am 22ten März in Prag einbrachte. Obwohl die Kommissarien nach früheren ähnlichen Fällen zweifelten, daß sich aus diesem harten Kieselstein ein Tropfen Wahrheit würde auspressen lassen, wurden ihm doch die Zeugen gegenübergestellt. Er aber gestand trotz der Bekenntnisse dreier Zeugen gar nichts; man bedrohte ihn mit dem Henker und der Folterbank, aber das wirkte bei ihm so viel, als wenn man einem Krebs droht, daß man ihn ersäufen wolle. Denn er traute sich zu, auch die Folterung zu überstehen und so loszukommen. Ja, er erkühnte sich, zu sagen, man verfahre bei dem Gerichtshandel gegen ihn wider alles Recht und Gesetz. So wurde er dem Rechte gemäß nach der Aussage von drei Zeugen auch ohne sein Geständnis zum Rade verdammt.

Er aber unterbrach durch sieben Monate die Vollstreckung des Richterspruchs, indem er durch einen jüdischen Blutsverwandten den Handel vor Seine Kaiserliche Majestät Leopold brachte. Durch jüdische Ränke wurde jetzt das Verfahren gehemmt und dermaßen saumselig betrieben, daß man klar bemerken konnte, der Verurteilte suche nur einen Aufschub auf mehrere Jahre, um endlich Strafmilderung zu erhalten oder durch freiwilligen Tod vorzubauen. Endlich erwirkte das Tribunal, daß der Beschuldigte seine Schutzschrift binnen vierzehn Tagen einreichen mußte; ihre eitlen Entschuldigungen wurden zurückgewiesen und durch Kaiserliche Majestät der Richtspruch bestätigt. Er aber blieb bei seinem Wort: ‚Ich bin unschuldig am Blut des erschlagenen Knaben.' Dies wiederholte er öfter vor Pater Johannes Brandstedter von der Sozietät Jesu, einem unermüdlichen apostolischen Arbeiter, der vier Tage nach Kurtzhandl selig an dem heftigen Gifte starb, das er bei Liebesdiensten am Krankenlager in sich gezogen. Als dieser den Verurteilten fragte, ob er den Tod gutmütig überstehen könne, und ihn zur Annahme des seligmachenden Glaubens ermahnte, antwortete Levi mit fröhlichem Gesicht ohne Verwirrung: ‚Ich achte den Tod so wenig als diesen Strohhalm' — er hielt wirklich einen in der Hand und warf ihn darauf weg —, ‚was aber den Glauben anlangt, so wollen wir jetzt aus heiliger Schrift verhandeln, wer von uns beiden den wahren Glauben habe. Der Pater soll aber nicht denken, eine plumpe Einfalt vor sich zu haben, denn ich habe elf Jahre die talmudischen Bücher studiert.'

So begann ein Glaubensstreit, der Priester griff den Talmudisten mit theologischen Beweistümern an, und Levi faßte alles wegen der tapferen Fähigkeit seines Witzes; zuletzt warf er seine jüdische Bibel mit Ungeduld von sich: ‚Dem sei, wie ihm wolle, ich bleibe, wie ich geboren worden.' Da der verstockte Jüngling am nächsten Tage sein gestriges Liedlein wiederholte, griff der Priester die Sache wieder anders an, sprach ihm nicht mehr zu, sondern wandte sich zu andern Mitgefangenen und las diesen aus der h. Schrift verschiedene Zeugnisse vor, wodurch er bewies, daß der Messias schon dagewesen sei.

Dies hörte Levi still und bedächtig an, und obwohl er kein Zeichen gab, daß er geneigter zum heiligen Glauben sei, so war doch aus seinem Angesicht zu sehen, daß ihm des Priesters Gegenwart nicht so unangenehm sei wie gestern. Am dritten Tage begehrte Levi, so verhärtet er sonst war, doch, daß der Pater am Nachmittag wiederkomme, da ihm seine Anwesenheit in diesem elenden Zustand zum besonderen Trost diene. Da dies der Priester mutig versprach, schien das steinharte Herz erweicht, am Nachmittag verließ sich der Pater in heiliger Einfalt so auf das Zutrauen des Juden, daß er alle andern entfernt, mit ihm allein blieb und ihn freundlich und inständig bat, er möchte ihm selbst einen Trost geben und ihm, dem Pater, als höchstes Geheimnis bei Treue und Glauben, wenn es ihm gefällig sei, erzählen, was er von dem Tode des Simon wisse. Über diese unerwartete Anrede erstaunte Levi sehr, er schwieg lange still, endlich aber faßte er aus diesem seltenen Vertrauen eines christlichen Priesters zu einem Juden Hochachtung vor der Auf-

Folter. 18. Jahrhundert.
(Kupferstiche aus: Constitutio criminalis Theresiana. Wien, 1769.)



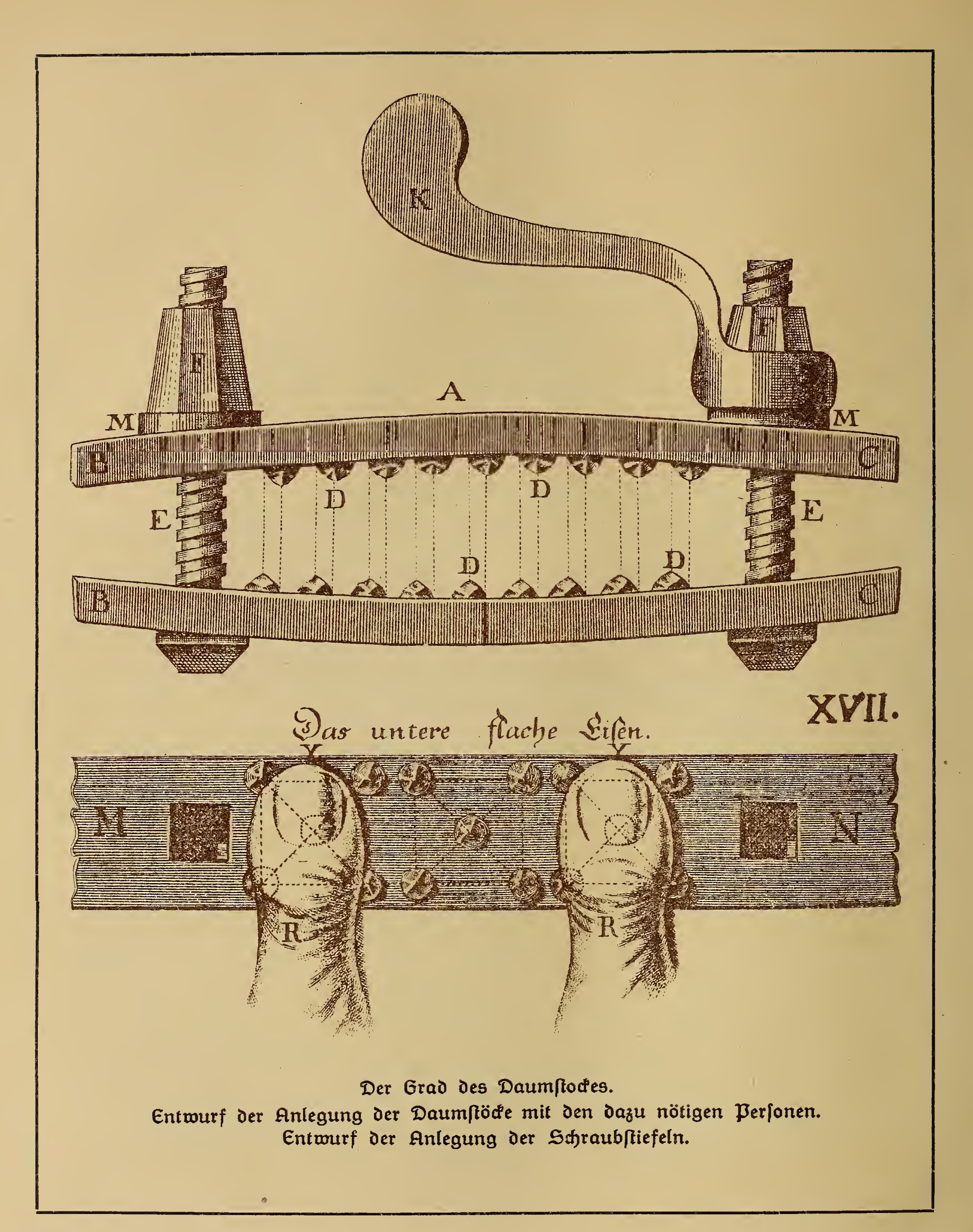
Vorstellung der eigentlichen Anlegung des Beinschraubens und der hierzu benötigten Personen.

Die Folter oder Tortur als Mittel, durch Erregung heftiger körperlicher Schmerzen ein Geständnis zu erzwingen, war für das Untersuchungsverfahren neben dem Vollstrekkungsverfahren der durch Folterungen verschärften Körper- und Todesstrafen seit dem späteren Mittelalter in Europa allgemein aufgenommen und ausgebildet worden, hatte aber in den verschiedenen Staaten eine abweichende gesetzliche und teilweise auch willkürliche Regelung gefunden. Durch eine Abstufung nach Graden, die die Schmerzen steigerten, sollte ein Geständnis des Schuldigen herbeigeführt werden. Die Grade reichten von der Bedrohung mit der Tortur [Verbalterrition] und ihrer scheinbaren Ausführung durch Anlegung der Folterwerkzeuge [Realterrition] bis zu dem als letzten bestimmten Grade der Marterung. Überstand der peinlich Befragte alle Grade ohne zu gestehen, so erfolgte in Deutschland in späterer Zeit Freisprechung. Den ersten Grad bildeten im



Vorstellung der Schnürung mit den hierzu erforderlichen Personen.

18. Jahrhundert in Deutschland Peitschenhiebe bei ausgespanntem Körper und Zusammenquetschen der Daumen in eingekerbten oder mit stumpfen Spitzen versehenen Schraubstöcken. Beim zweiten Grad kam ein Zusammenschnüren der Arme mit hanfenen Stricken, Zusammenschrauben der Beine mit den sogenannten „spanischen Stiefeln" hinzu. Der dritte Grad bestand im Ausrecken des Körpers mit rückwärts aufgestreckten Armen auf einer Bank oder Leiter oder durch die eigene Körperschwere, die durch angehängte Gewichte vermehrt wurde. Nebenfoltern, so das Brennen, sollten die Schmerzen noch steigern. In der Kriminalordnung der Kaiserin Maria Theresia von 1769 sind als in der letzten großen Zusammenfassung des deutschen Folterrechtes der Ausführung der Tortur noch bildliche Darstellungen auf 45 großen Kupferstichblättern gewidmet. Die Abschaffung der Tortur erfolgte in Deutschland nach den von Friedrich dem Großen in seinen Kabinettsordern von 1740 und 1754 gegebenen Beispielen nur allmählich, in Sachsen 1770, in Österreich 1776, teilweise erst im Anfange des 19. Jahrhunderts.

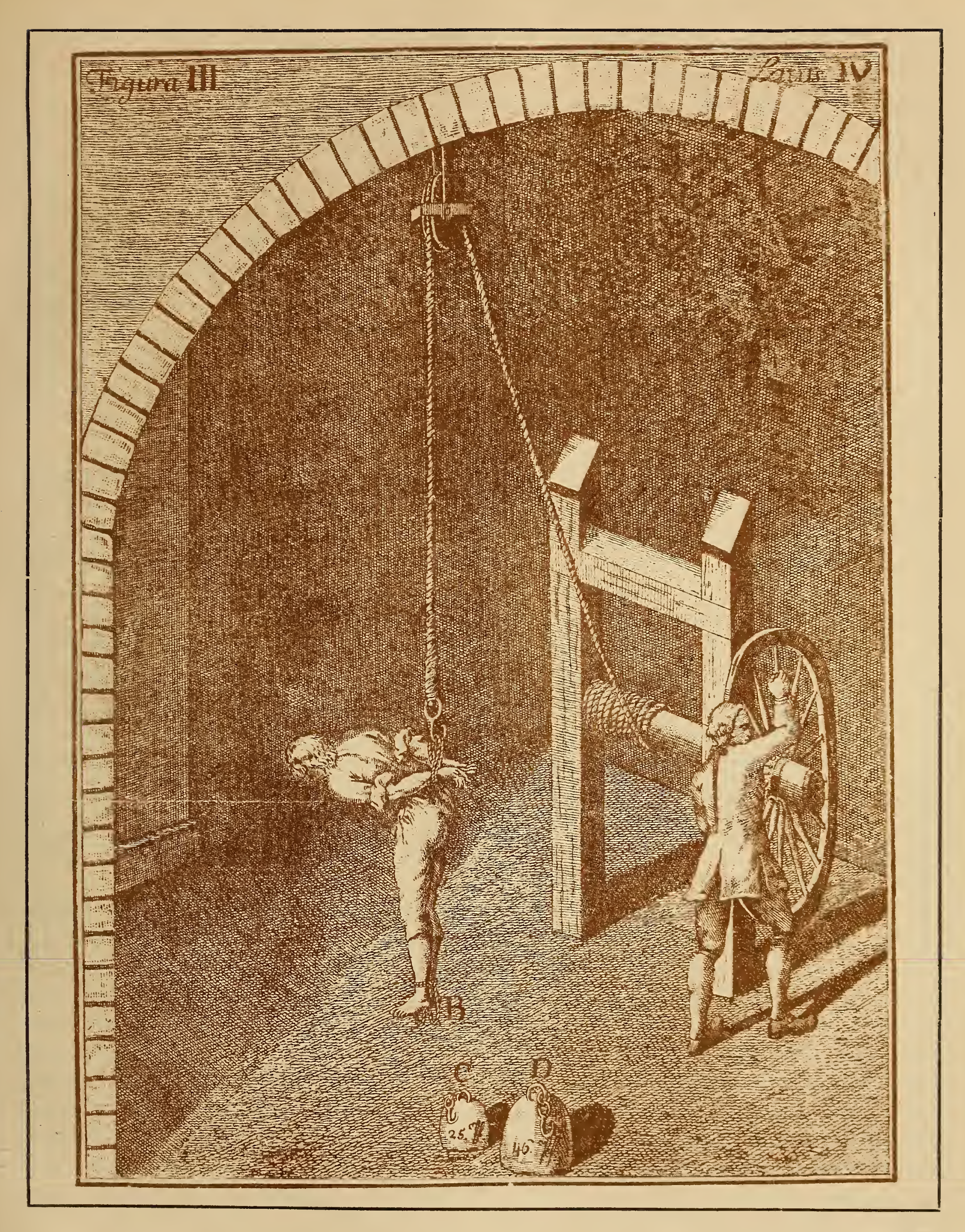


Der Grad des Daumstockes.
Entwurf der Anlegung der Daumstöcke mit den dazu nötigen Personen.
Entwurf der Anlegung der Schraubstiefeln.


C
A
B
D
F
E
D
A
B
C
K
E
H
F
G



Vorstellung des bereits in der Luft aufgezogenen Inquisiten.


Figura III
IV
B
C
D
25
46

richtigkeit desselben und bekannte, durch die versprochene Verschwiegenheit des Paters verführt, vor ihm selbst und vor einem Mitgefangenen unter großen Schmerzenszeichen, mit eingezogenen Achseln und auf die linke Seite niedergelassenem Kopfe, daß er auf Anstiften des Vaters Lazarus Abeles gewalttätige Hand an den Simon gelegt und ihn aus Eifer für das Gesetz Mosis umgebracht habe.

Über dieses Geständnis war der Priester überaus froh und bemühte sich, ihn durch Beweise und inständiges Bitten zu vermögen, daß er sich hochherzig zu Gott wenden möchte. Levi aber wollte darauf mit keiner rechten Antwort heraus. Und da der Priester sich bei schon heranschleichender Abenddämmerung zum Heimgehen rüstete, schlug Levi seine Augen zum Himmel und sprach mit tiefem Seufzer: ‚Vater, wo werde ich morgen um diese Zeit sein?‘ worauf der Priester versetzte: ‚Mein Kind, im Himmel, so du den christlichen Glauben annimmst; stirbst du aber im Judentum, als ein verstockter Jude in der Hölle.‘ Darauf wünschte er ihm aufs freundlichste eine gute Nacht und ein seliges Ende und ging davon.

Am andern Tage fand der Priester den Verurteilten zum bevorstehenden letzten Trauerspiel ganz weiß in weiße Leinwand gekleidet, gleichsam als hätte er sich ausgerüstet, getauft zu werden. Der Pater fragte ihn nach freundlichster Begrüßung, in welchem Glauben zu sterben er sich endlich entschlossen hätte. Darauf gab Levi diese Worte zurück: ‚In demselben Glauben will ich sterben, in welchem Abraham, Isaak und Jakob gestorben sind. Und wie vor Zeiten Abraham seinen Sohn, so will ich heut mich selbst für meine Sünden aufopfern.‘ Als ihm der Priester weiter zusetzte, sprach er mit gütigem Angesicht und unverwirrtem Gemüt: ‚Ich bitte zum demütigsten, der Pater wolle mir nicht weiter mit der Taufe lästig werden, denn ich will jetzt die Psalmen beten und mich zum glückseligen Tode vorbereiten.‘ Darauf begann er die Psalmen zu sprechen, aber ohne die Tephilim genannten Riemen, obwohl die Juden sonst das Gebet ohne Umwinden der Stirn und Hände für Sünde halten. Er betete aber mit solcher Herzenszerknirschung und solch heftigem Brustklopfen und Tränen, daß sich die Mitgefangenen und Anwesenden über diesen büßenden Menschen heftig verwunderten.

Nach einem Gebet, das über zwei Stunden dauerte, übergab er sich hurtig in die Hände des Henkers und redete ihn mit ganz heiterem Gesicht so an: ‚Mache mit mir, was dir Gott und mein Richter zu tun befohlen hat.‘ Darauf wandte er sich zu seinen Mitgefangenen, beurlaubte sich freundlich von ihnen und bat demütig, ihm seine begangenen Mängel zu verzeihen. Nach zehn Uhr führte man ihn unter dem Zuschauen einer unzähligen Volksmenge aus dem Gefängnis und band ihn in eine Ochsenhaut ein, wobei er kein Zeichen von Ungeduld oder Mißfallen von sich gab. Nur die gebundenen Hände hob er zuweilen betend zum Himmel auf. So wurde er von einem Pferde zur Walstatt geschleppt. Als er wahrnahm, daß der begleitende Priester mitten auf dem Platz in Gefahr war, von einem Pferde schwer beschädigt zu werden, und daß er durch das zulaufende Volk

Kurtze beschreibung vnd Erzehlung / von einem Juden / mit Namen Ahasverus:

Welcher bey der Creutzigung Christi selbst Persönlich gewesen / auch das *Crucifige* vber Christum hab helffen schreyen / vnnd vmb Barrabam bitten / hab auch nach der Creutzigung Christi nimmer gen Jerusalem können kommen / auch sein Weib vnnd Kinder nimmer gesehen: vnnd seit hero im Leben geblieben / vnd vor etlich Jahren gen Hamburg kommen / auch Anno 1599. Im December zu Dantzig ankommen.

Es hatt auch Paulus von Eitzen / der H. Schrifft D. vnd Bischoff von Schleßwig / beneben dem Rector der Schulen zu Hamburg / mit jhme conferiert: von den Orientalischen Landen / nach Christi zeit was sich verloffen / hatt er solchen guten bericht darvon gegeben / das sie sich nicht gnug darüber verwundern können.

Matthei am 16.

Warlich ich sage euch / es stehen allhie etliche / die werden den Todt nit schmecken / biß das sie deß Menschen Sohn kommen sehen in sein Reich.

Gedruckt zu Leyden / bey Christoff Creutzer. Anno 1602

Erster Druck des deutschen Volksbuches vom Ahasverus, dem ewigen Juden.

Weil dieser zeit bey vns alhie nichts
newes zuschreiben / will ich euch etwas altes/
welches doch bey vielen mit verwunderung / für
etwas newes gehalten wirdt: erzelen/ welches sich
volgender gestalt verhaltet.

ES hat Paulus von Eitzen/ der H: Schrifft Doctor: vnd Bischoff zu Schleßwig/ dann er von J. F. Gn: Hertzog Adolff von Holstein zum Bischoff erwöhlet vnd bestättigt ist / so nit allein bey meñiglichen in ansehen vnd glaubwirdig/ sondern auch durch sein in truck gegeben Schrifften ein berümbter Mann ist/ mir vnd andern Studiosis/ etlich mahl erzelet/ das als er in seiner Jugendt zu Wittenberg studiert/ vnd einmal im Winter in Anno 1542. zu seinen Eltern gen Hamburg gereyset: hab er den nechsten Sontag hernacher in der Kirchen/ vnder der Predigt einen Mann welcher ein sehr lange Person/ mit einem langen vber die Achsel abhangenden Haar/ gewesen/ gegen der Cantzel vber auff bloßen seinen barfüssig stehn sehen: welcher mit solcher Andacht die Predigt gehört/ das man an jm einige bewegung nicht spüren können: aussenthalb

wenn

wann der Name Jesus Christus genenet wor=
den / hab er sich geneigt / an seine Brust geschla=
gen / vnd sehr tieff geseufftzet: vnd hab kein an=
dere Kleidung angehabt / in demselbigen harten
Winter / als ein par Hosen / die an den Füssen
durch gewesen / ein Rock biß an die Knie: vnnd
darüber ein Mantel / biß auff die Füß / sonsten
sey er Alters halben anzusehen gewesen / als ein
Mann von 50. Jahren vngefährlich / als er nun
sich wegen seiner grossen gestalt / Kleydung vnd
Geberden vber jhme verwundert: hab er nach
jhme / wer er were / vnd was sein gelegenheit seye /
geforschet / da hatt man jhn berichtet: Das der=
selbige sich nun den Winter vber etliche Wochen
lang daselbsten auffgehalten: vnd von sich auß=
geben das er ein geborner Jud von Jerusalem /
mit seinem Namen *Ahasverus* vnd seines Handt=
wercks ein Schuhmacher / auch bey der Creutzi=
gung Christi selbs Persönlich gewesen / vnd seit
hero im leben geblieben: vnd durch viel lender ge=
reiset seie / wie er dann zu bestetigung dessen viel
vmbstände / so sich mit *CHRISTO* nach dem
er gefangen / vnd für Pilatum geführt / darnach
für Herodē / auch biß er entlich gecreutziget wor=
den / zugetragen / von dem / weder die Evange=
listen noch Historischreiber meldung thun: Deß=

A 2 gleichen

gleichen auch von allerhandt geschichten vnd Re-
gimentē verenderungen/so in den Orientalischen
Landen nach Christi Leiden / in etlich 100. Jah-
ren hernacher sich zugetragen: Wie auch von den
Aposteln/wa jeder gelebt/gelehrt/ vnnd endtlich
gelitten/ vollkommen guten bericht zugeben wu-
ste. Als nun Paulus von Eitzen solches gehöret/
hat er sich noch mehr darab verwundert/ vnd ge-
legenheit gesucht/selbsten mit jm zureden. Da er
nun dasselbig entlich erlanget/ hab jhme der Jud
solches alles mit vmbstenden erzelet: das er nam-
lich zur zeit Christi zu Jerusalem wonhafftig/
auch jhme dem Herrn Christo/ welchen er für ein
Ketzer vnd Verfürer gehalten/ weil er anders
nichts gewußt/ auch von den hohen Priestern vñ
Schrifftgelehrten/denen er zugethan gewesen/
anders nit gelehrnet gehabt/gram gewesen/ vnd
hab derwegen allezeit sein bestes gethan/ damit
dieser Verfürer/ wie er darfür gehalten/möchte
vertilget werden: Hab auch endtlich jn fangen/
für die Hohenpriester vñ Pilatum füren/ ankla-
gen/vber in das *Crucifige* schreyen/vnd vmb Bar-
rabam bitten/ auch so weit bringen helffen/ biß
er zum Tod verurtheilt wordē Da nun der Sen-
tentz gesprochen gewesen/hab er alsbald nach sei-
nem Hauß/da der HErr Christus hatt fürvber
sollen

sollen gefürt werden / zu geeylet / vnnd es seinem Haußgesindt angesagt / damit sie jhn auch sehen möchten / da hab er selbsten sein kleines kind vff seinen Arm genommen: mit jme für die Thür gestanden / jn den Herrn sehē zulassen. Als nun der Herr Christus vnder seinem Creutz herzu gefürt worden / hab er sich an sein Hauß etwas angelehnet: da sey er zu merer seines Eyfers anzeigung herzu gelauffen: vnd mit scheltworten sich von dannen wegk zu packen / vnd hinauß / da er hingehört / zu verfügen / fort gewisen. Da hatt jhn Christus starck angesehen / vnd jhn auff die meinung vngefärlich angeredt ICH WILL STEHEN VND RVHEN / DV ABER SOLT GEHEN: Als bald hab er sein Kind nidergesetzt / vnnd im Hauß nicht bleiben können: Sondern mit nach gefolget vnd zugesehen, wie er ist hingerichtet worden. Nach dem solches alles vollendet worden / sey jm vnmüglich gewesen widerumb in die Statt Jerusalē zu gehn / wie er auch nie mer darein komen: Sein Weib / Kind vnd Gesind / nit mehr gesehen sondern also bald fort in frembde / vnnd also eins nach dem andern biß daher durchzogen hab / vnd ob er wol vber erlich 100. Jahr widerumb ins Land kommen / hab er es doch also verwust vnnd Jerusalem verstört gefunden / das er es nit mehr

 gekandt

gekandt habe. Was nun Gott mit jme für habe/ das er jhn so lang in disem elenden Leben herumb führe/ ob er jn villeicht biß am Jüngsten tag/ als ein lebendigen zeugen des Leyden Christi zu mehrer vberzeigung der Gottlosen vnd vngleubigen also erhalten wolle/ sey jm vnwissent/ seines theils möchte leiden/ das jn Gott auß diesem Jamerthal zu ruhe abforderte. Auff dises/ habe er Paulus von Eitzen/ bey neben dem *Rector* der Schulen zu Hamburg/ welcher ein gelerter vnd in Historijs erfahrner Mann gewesen/ mit jme von allerhand geschichten/ so sich in den Orientalischē Landen/ nach Christi zeiten hero verloffen/ *conferiert*: Da hab er jnen alle vmbstände vnd gnugsamen bericht davon gegeben/ das sie sich darůber nicht gnugsam verwundern können. In seinem leben sey er still vnd eingezogen gewesen/ nit geredt/ als wann man jn gefragt/ wañ man jn zu Gast geladen sey/ erschienen/ doch wenig gessen vnd getruncken/ da man jm Gelt verehret/ hab er nit vber 2. schilling genommen/ doch also bald wider vnder die Armen getheilt/ mit vermelden/ er bedörffe es nicht/ Gott werde jn wol versorgen. So hab man jn die zeit vber/ weil er zu Hamburg gewesen/ nie sehen lachen: In welches Landt er kommen/ desselbigen sprach hat er geredt/ wie er dann damahl die Sächsische sprach als wol geredt/

redt/als wann er eingeborner Sachs were. Es sein auch/wie D. Eitz berichtet damahln vil Leut auß vielen Landen/vnd weit gelegenen Orten/jn zusehen vnnd zu hören gen Hamburg kommen: auch vilerley Judicia vber jm ergangen: der mehrer theil aber habe dafür gehalten/er habe ein fliegēden Geist bey sich/der jm solche ding offenbare: Welches aber er nit dafür gehalten/weil er nit allein Gottes wort gern gehört vnd davon geredt/auch alwegen mit grosser andacht vnd grossem seufftzen den Namen Gottes geneñt: Sondern auch das er kein Fluchen dulden köñen/dañ wann er iemandt bey Gottes leyden vnd wunden Fluchen höret/er darüber erzittert vnd mit grimmigem eyffer getrawet. Du Elender Mensch/ du Elende Creatur/soltu denn Namen Gottes vnd seine Marter also mißbrauchen/Ja soltestu gesehen vnnd gehört haben/wie sawr dem Herrn Christo seine Wunden vnd Leyden/dein vnd meinet wegen wordē were/wie ichs gesehen/du würdest dir ehe leidt thun lassen/dann daß du also seinen Namen nennest. Vnnd dieses hat Ehren gemelter HEr: Paulus von Eitzen mir vñ andern mündlich doch mit vil mehr vñ weitern vmbstånden erzelet/welches ich gleichwol seithero von etlichen altē burgern/alhie zu Schleßwig/die auch zum theil denselbigen damaln gesehen/vnnd mit jhme geredt/*affirmieren* gehört.

Diß

DIß verschienen 75. Jahr seyndt *Secretarius* Christoph Ehringer vñ M. Jacobus / welche vnser Gnediger Herr / Hertzog Adolff zu Holstein vngefärlich vor fünff viertheil Jaren als Lezaten an König in Hispanien abgefertiget / wegen der bezalung / so sein Königlich W: Ihr Fürstlichen Gnaden: Vnd dem Kriegsvolck / mit dem sie in Anno 1572. dem Duc. de Alba in des Niderland gezogen / noch schuldig verblieben: vmb befürderungen angehalten. Widerumb zu Hauß kommen vnd alhie zu Schleßwig angelangt / die berichten das sie zu Malduit obgedachten man in aller gestalt / mit Kleider / geberden / vnd Alter noch zu sehen / angetroffen / mit jhme geredt vnnd eben / wie der abgemelt neben andern Leuten von im verstanden haben / vnd hab er sein gut Spannisch geredt.

Was nun von dieser Mans Person zuhalten: davon steht jedem sein Iudicium frey: Die werck Gottes seind wunderbarlich vnd vnerforschlich / vnd werden je lenger je mehr ding / die bißhero verborgen gewesen / Nun mehr gegen dem zunahenden Jüngsten Tag vnd ende der Welt offenbaret / wol dem der es in rechtem verstandt auffnimbt vnd er kennete vnnd sich daran nicht Ergert.

Datum Schleßwig den 9. Junij Anno 1564.

Dieser Mann oder Jud / soll so dicke Fußsolen haben / das mans gemessen / zweyer Zwerch Finger dick gewesen / gleich wie ein horn so hart wegen seines langes gehen vnnd Reysen / er soll auch Anno 1599. zu Dantzig in December gesehen worden sein:

ENDE.

gedrängt wurde, bat er mit mitleidiger Stimme, daß er vorangehen möge, sich der Gefahr zu entziehen." —

So weit die Worte des Jesuitenberichts. Auf dem Schafott legte Levi allem Volk ein männliches Bekenntnis seiner Tat ab, mit der Bitte, die Zeugen, welche nur die Wahrheit gesagt, nicht länger im Gefängnis zu halten. — — Die Einzelheiten der Hinrichtung waren besonders grausam, der erfahrene Henker vermochte — so erzählen die Verfasser — den starken Körper des Verbrechers mit dem Rade nicht zu töten. Zuletzt rief Levi den Priester an seine Seite und fragte ihn mit klarer Stimme, was er ihm verspräche, wenn er sich taufen ließe? Als ihm der Pater außer der Vergebung aller Sünden auch noch schnellen Tod versprach, antwortete Levi: „Ich will getauft werden." Siegreich eilte die Kirche mit einer Nottaufe, sehr geneigt, die unerhörte Körperkraft und Ruhe des Verbrechers für ein besonderes Wunder göttlicher Vorsehung auszugeben. Levi sprach die vorgesprochenen Formeln kräftig nach und empfing ruhig den jetzt wirksamen Todesstreich. —

Das ist die traurige Geschichte von Simon Abeles. Wer den Jesuitenbericht unbefangen beurteilt, wird einiges darin finden, was die Erzähler zu verschweigen wünschen. Und wer mit Abscheu auf die fanatischen Mörder sieht, der wird doch den fanatischen Priestern keine Teilnahme zuwenden. Sie reißen das kaum geborene Kind aus dem Arm der Mutter, sie halten für einen gottseligen Fund, den Säugling seiner Mutter heimlich zu stehlen, sie werben durch Spione und Zuträger, durch Versprechungen, Drohungen, Aufregungen der Phantasie ihrem Gott, der dem Gott des Evangeliums sehr unähnlich ist, Scharen von Proselyten zum „Abwaschen"; sie benutzen einen jammervollen Mord mit der Geschicklichkeit erfahrener Regisseure, um ein wirksames Trauerspiel in Szene zu setzen, und den toten Leib eines Judenknaben, um durch Pomp, Flitter und massenhafte Aufzüge, womöglich durch Wunder, ihren Glauben bei Christen und Juden zu empfehlen. Ihr Fanatismus, im Bunde mit der bürgerlichen Obrigkeit und willfährigem Gesetz, steht gegen den Fanatismus eines geschmähten, verfolgten, leidenschaftlichen Stammes; List und Gewalttat, Frevel und verkümmerte Sittlichkeit hier wie da.

Noch durch zwei Menschenalter arbeitete der Eifer der Jesuiten gegen die Juden, ein Kampf von zwei fremden Genossenschaften auf deutscher Erde. Die eine bestand aus den Söhnen der alten Wüstenbewohner, denen ihr oberster Scheich, der wilde Jehova, vor Kamelen und Herden im feurigen Wirbel des Wüstensturmes vorangegangen war, jeden tötend, der von ihm abfiel. Und gegen diese die Nachkommen des spanischen Edelmanns, der das Ungeheure unternommen hatte, die Seelen der Menschen zu formen wie Räder einer Maschine, alle höchste Geisteskraft dienstbar zu machen einem einzigen Zweck, einer Priesterschaft, einem bestellten Obersten des höchsten Kriegsherrn Jesus.

Was war dem Levi Kurzhand und dem Kohn Abeles der Loyola und seine Schule? Loyola, wie alt war er? Ihre Väter hatten das Opfertier geschlachtet dreitausend Jahre, bevor der erste Jesuit ein Judenherz gepeinigt hatte, ihre Enkel, so

wußten sie, würden das Opfer darbringen im Reich des Messias noch dreitausend Jahre, nachdem der letzte Jesuit zu seiner Mutter Lilith versammelt wäre. Das furchtbare S. J., welches golden auf dem Stein des Kollegiums prangte, wie lange konnte es dauern? Zur Zeit ihrer Großväter war es aufgekommen, zur Zeit ihrer Enkel würde es wieder ausgekratzt werden. Was war dem Samen Abrahams diese neue Erfindung? Ein Schwindel, eine kurze Plage Ägyptens. Stolz sah die katholische Kirche auf siebenzehnhundert Jahre der Siege und Eroberungen, stolzer aber der verachtete Jude auf eine Vergangenheit, welche bis in das Grauen der ersten Erdentage hinaufreicht, denn sein Glaube war schon siebenzehnhundert Jahre alt gewesen, bevor der erste Christ getauft wurde. Beiden, den frommen Vätern der Kirche und den frömmeren Juden, war das Urteil befangen, das Verständnis des Höchsten gestört durch alte Überlieferung.

Als Jehova auf dem Berge zu Moses sprach, wurde sein Gesetz den Wüstenhorden die Grundlage eines höher gesitteten Lebens; als Jesus den Aposteln die holde Botschaft der Liebe verkündigte, war seine Lehre ein heiliger Fund für das Menschengeschlecht. Seitdem feierten die Juden unermüdlich ihr Passahfest, mieden noch immer Borstenvieh und schwenkten den Hahn am Versöhnungstage, aber längst war ihnen die vernünftige Grundlage ihres Glaubens geschwunden, der Hirtenstaat am Rande der syrischen Wüste. Seit vielen hundert Jahren boten auch die frommen Väter der Kirche alltäglich ihr heiliges Opfer, aber schon hatten auch sie aufgehört, die Tüchtigsten unter denen zu sein, welche im Gesetz des neuen Bundes lebten. Jeder böhmische Bauer, der den kranken Juden auf der Landstraße gutherzig aufhob, ohne die Seele des Fremdlings durch Bekehrungskünste zu quälen, war christlicher als sie; jeder Gelehrte, der unter dem Zorn der Kirche sein Leben darauf setzte, zu verstehen, wie Gott den Blitz machte und die Erde im Weltraum umhertrieb, war eher ein Verkünder des Ewigen als sie, und jeder Bürger, der für seine Pflicht starb, um andere zu lehren, daß gemeines Wohl mehr gelte als das Wohl des einzelnen, war ihrem erhabenen Vorbilde näher als sie. Auch unter ihnen lebten gute, hochgesinnte Männer, der Jesuit Friedrich Spee fand seinen Tod im Pesthause, ähnlich wie jener hamburgische Seemann in den Flammen. Aber die so lebten, sind uns wert, weil sie sich als gute Menschen erwiesen; ob sie für gute Priester galten, wissen wir nicht. Als derselbe Spee sich gegen das Verbrennen der Hexen empörte, welches seine Kirche so eifrig betrieb, ließ er seine Schrift ohne Namen an einem protestantischen Ort erscheinen.

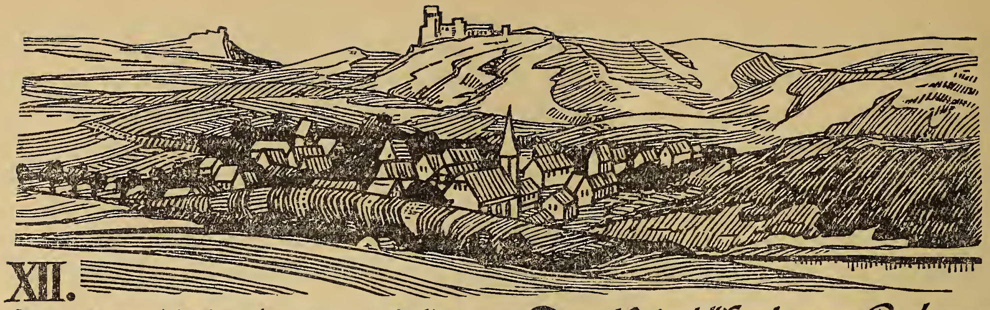
Seit Moses und seit dem ersten Pfingstfest hatte sich der Herr zu keiner Zeit unbezeugt gelassen, er hatte die Völker der Erde neuer Bildung, einem kunstvollern Leben zugeführt, er hatte neue Gebote der Sittlichkeit gegeben, welche einige der alten aufhoben, er hatte die andere Hälfte der Erde aufgeschlossen, er hatte gewollt, daß der Geist des neuen Menschen in den kleinen Raum eines Buches eingefaßt aus einer Hand in die andere fliegen konnte, aus einer Seele in die andere, aus einem Jahrhundert in alle folgenden. Rastlos und unaufhörlich schuf und wandelte

der Göttliche in den Menschen, um sie herum; immer gewaltiger, wichtiger, heiliger erschienen diese täglichen Offenbarungen des Ewigen dem kräftigen Manne; es war eine andere Offenbarung wie die der alten Schriften, es war auch eine andere Sprache Gottes und ein anderes Antlitz des Ewigen, welches geahnt wurde. So suchte jetzt der Mensch den Gott des Menschengeschlechts, der Erde, der Welt nicht nur im alten Glauben, auch in der Wissenschaft. Neben Jesuiten und Juden lebte Leibniz.

Lange war die Wissenschaft eine Dienerin des orthodoxen Kirchenglaubens, dann seine Gegnerin, endlich wird sie seine Herrin. Mit ihr kam eine höhere Form der christlichen Sittlichkeit in die Welt, als in den rechtgläubigen Kirchen gelehrt wurde, nach der religiösen Duldsamkeit kam die Humanität, die herzliche Achtung vor dem eigenartigen Leben auch des Fremden, sogar des Gegners, der zu bekämpfen war.

Diese neue Bildung hat auch die Juden gehoben, ihr Fanatismus ist geschwunden seit der christliche Eifer aufhörte, sie zu verfolgen. Und die Enkel der asiatischen Wanderstämme sind unsere Landsleute und brüderliche Mitstreiter geworden. Die geistliche Genossenschaft der Gesellschaft Jesu aber, schon einmal beseitigt, dann wieder lebendig gemacht, ist bis heut geblieben, was sie am ersten Tage ihrer Einwanderung in Deutschland war, — fremd dem deutschen Leben.





XII.
Der deutsche Bauer seit dem Dreißigjährigen Kriege.

Nach dem großen Kriege begann ein Kampf der Gutsherren und der neubefestigten Staatsgewalt gegen die wilden Gewohnheiten des Landvolkes. Der Landmann hatte sich gewöhnt, lieber das rostige Feuerrohr als den Pflug zu führen. Er war entwöhnt, seine Hofdienste zu leisten, und sein Sinn wurde nicht gefügiger, seit entlassene Soldaten sich auf den Trümmern der alten Dorfhütten niedergelassen hatten. Die Bauerburschen und Knechte trugen sich wie die Reiter, Kanonen an den Füßen, Mützen mit Marderaufschlägen, doppelte Hutschnüre, feines Tuch an ihrem Rocke, sie führten Büchsen und langstielige Äxte, wenn sie zur Stadt kamen oder am Sonntage sich zusammengesellten; das half ihnen vielleicht einmal gegen Räuber und wildes Getier, aber weit gefährlicher war es dem Herrn und seinem Verwalter, unerträglich bei untertänigen Leuten; es wurde mit Strenge immer wieder verboten[151]. Die Niederlassung verabschiedeter Soldaten, welche doch etwas Beutegeld in das Dorf brachten, war willkommen, aber wer eine Kriegsfeder am Hut getragen hatte, der sträubte sich gegen die harten Lasten eines Hörigen. So wurde festgesetzt: wer unter der Fahne gestanden hatte, ward für seine Person der Untertanenpflicht ledig, nur wer beim Troß gewesen war, blieb verpflichtet. Alles Volk war im Kriege durcheinander gelaufen, eigenmächtig hatten die Untertanen ihre Wohnsitze gewechselt, sich auf fremdem Grunde niedergelassen, mit und ohne Erlaubnis der neuen Gutsherrschaft. Das war unleidlich; dem Gutsherrn wurde das Recht gegeben, sie zurückzuholen, und wenn der neue Gutsherr zu seinem Nutzen sie schützte und nicht nachgeben wollte, sogar mit Gewalt. So ritten jetzt die Edelleute mit ihren Knechten aus, ihre Untertanen, die ohne „Paßzettel" entwichen waren, in der Landschaft einzufangen[152]. Heftig muß der Widerstand der Leute gewesen sein, denn die Verordnungen sehen sich auch in Landschaften, wo die Hörigkeit streng war, z. B. in Schlesien, genötigt, anzuerkennen, daß die Untertanen allerdings freie Leute seien und nicht Sklaven. Aber dieser Ausspruch blieb nur ein Satz auf dem Papier, er wurde in den nächsten hundert Jahren selten gehört. Sehr lästig war den Gutsherren in dem menschenarmen Lande der Mangel an Dienstboten und Arbeitern. Allen Dorfinsassen wurde verboten, Kammern an ledige Männer und Frauen

zu vermieten; alle solche Inlieger sollten der Obrigkeit angezeigt und in das Gefängnis gesteckt werden, falls sie nicht Dienstboten werden wollten, auch wenn sie sich von anderer Tätigkeit erhielten, den Bauern um Tagelohn säeten oder gar mit Geld und Getreide handelten[153]. Durch ein ganzes Menschenalter wird in den Verordnungen der Landesherren immer wieder bittere Klage geführt über das boshafte und mutwillige Gesinde, das sich in die harten Bedingungen nicht fügen, mit dem gesetzlichen Lohn nicht zufrieden sein will; den einzelnen Gutsherren wird verboten, mehr zu geben als die Landschaft in einer Taxe festgesetzt hat. Und doch sind die Bedingungen des Dienstes kurz nach dem Kriege zuweilen noch besser als sie hundert Jahre später waren; noch erhält das Gesinde 1652 in Schlesien zweimal in der Woche Fleisch; noch im 19. Jahrhundert hat es ebendort Kreise gegeben, wo sie es nur dreimal im Jahre erhielten[154]. Auch der Tagelohn war nach dem Kriege höher als in den folgenden Jahrhunderten.

So legte sich langsam wieder der eiserne Ring um den Hals des zuchtlosen Landvolkes, enger und härter als er vor dem Kriege gewesen war. In dem Kriege waren kleine Dörfer, noch mehr die einzelnen Höfe, welche die Unabhängigkeit des Bauern so sehr begünstigt hatten, von der Erde verschwunden, sie waren z. B. in der Pfalz, auf den Hügeln von Franken zahlreich gewesen, noch heut haften ihre Namen an der Scholle. Eng zogen sich die Dorfhütten in der Nähe des Herrenhauses zusammen und leichter wurde die Herrschaft über die schwache Gemeinde, welche vom Morgen bis zum Abend unter den Augen des Herrn und seines Vogtes lebte. Wie ihr Leben verlief bis zu der Zeit unserer Großväter, das wird am deutlichsten, wenn man ihre Dienste näher betrachtet. Auch ein flüchtiger Blick darauf wird den jüngeren des lebenden Geschlechtes wie ein Blick in eine fremde unheimliche Welt. Allerdings waren die Verhältnisse, unter denen das deutsche Landvolk litt, sehr verschieden. Nicht nur in den Landschaften, fast in jeder Gemeinde bestanden besondere Bräuche. Schon die Namen der Dienste und Abgaben würden zusammengestellt ein kleines Wörterbuch unholder Namen bilden[155]. Aber bei aller Verschiedenheit der Namen und der Höhe dieser Lasten bestand doch in ganz Mitteleuropa in der Hauptsache eine Übereinstimmung, welche vielleicht schwerer zu erklären ist als die Abweichungen.

Die älteste Abgabe des Landmanns war der Zehnte, die zehnte Garbe, ja, der zehnte Teil des geschlachteten Tieres, selbst ein Zehntel von Wein, Gemüse, Obst. Der Landbauer zahlte ihn häufig doppelt, an seinen Gutsherrn und außerdem als Pfarrzehnten an seine Kirche. Wie niedrig dabei auch sein Ernteertrag veranschlagt sein mochte, die zehnte Garbe war weit mehr als der zehnte Teil seines Reinertrags.

Dem Gutsherrn aber hatte der Landmann von seiner Stelle zuerst Hand- und Spanndienst zu leisten. Seit frühem Mittelalter in dem größten Teile Deutschlands drei Tage wöchentlich, also die halbe Arbeitszeit seines Lebens. Wer auf seinem Besitz Zugvieh zu halten verpflichtet war, der mußte mit Ackergerät und Geschirr

die Arbeitsstunden fronen, bis die Sonne vom Himmel wich; die kleineren Leute mußten ebenso Handarbeit tun, je nach der Pflicht ihrer Stelle mit zwei, mit vier oder gar mit mehr Händen. Sie standen günstig, wenn sie während solcher Tagesarbeit Kost erhielten. Und selbst Bestimmung der Tage war der Gutsherrschaft überlassen. Diese uralte Verpflichtung wurde nach dem Kriege durch die Übergriffe der Herren nur zu oft gesteigert. Am meisten im östlichen Deutschland. Die Frontage wurden willkürlich in halbe, ja, in Vierteltage zerrissen und dadurch dem Landmann die Versäumnis und die Unordnung der eigenen Wirtschaft beträchtlich vermehrt. Vermehrt wurde auch die Zahl der Tage. Sogar noch in dem Jahrhundert, welches wir mit gerechtem Selbstgefühl die Zeit der Humanität nennen. Im Jahre 1790, als gerade Goethes Torquato Tasso zuerst in die gebildeten Edelhöfe Kursachsens drang, erhoben sich die Bauern in Meißen gegen die Gutsherren, weil diese die Dienste so übermäßig gehäuft hatten, daß den Untertanen selten ein Tag zu eigener Arbeit freiblieb[156]. Und wieder 1799, während Schillers Wallenstein in Berlin den kriegerischen Adel begeisterte, mußte Friedrich Wilhelm III. eine Kabinettsorder erlassen, worin er seinen Edelleuten einschärfte, den Hofdienst ihrer Bauern nicht häufiger als drei Tage in der Woche zu beanspruchen und den Leuten ein billiges Gemüt zu erweisen.

Eine zweite Last des Untertanen war die Abgabe bei Besitzveränderungen durch Tod oder Veräußerung: das Besthaupt und Laudemium. Das beste Roß, das beste Rind waren einst der Preis gewesen, um den ein Erbe den Besitz der Stelle von dem Gutsherrn erkaufen mußte. Längst war diese Abgabe in Geld verwandelt. Aber wenn im 16. Jahrhundert auch in Gegenden, wo der Bauer unter starkem Drucke saß, die Landesordnung gestattete, daß Bauergüter verkauft und gekauft werden konnten, und daß der Herr von dem Bauer, welcher verkaufte, keinen Abzug nehmen durfte[157], so wurde doch in derselben Landschaft schon 1617, vor dem Dreißigjährigen Kriege, festgesetzt, daß die Herrschaft widerwärtige Untertanen zwingen durfte, ihr Gut zu verkaufen, und daß sie, falls sich kein Käufer fand, dasselbe zu zwei Dritteilen der Taxe annehmen konnte. Erst unter Friedrich dem Großen wurde für die meisten Provinzen des Königreichs Preußen den Untertanen die Erblichkeit und das Eigentumsrecht gesichert. Und diese Verordnung half dazu, ein Leiden des Landvolkes zu enden, welches das Land zu entvölkern drohte. Denn gerade im 18. Jahrhundert, seit die Gutsherren darauf bedacht waren, den Ertrag ihrer Wirtschaft zu steigern, fanden sie es vorteilhaft, einzelne ihrer Untertanen auszutreiben und die Bauernäcker zum Herrengut zu schlagen. Die Ausgetriebenen verfielen als heimatlose Leute dem Elend; den übrigen Untertanen aber wurden dadurch die Lasten vollends unerträglich gemacht, denn ihnen wurde jetzt von den Gutsherren zugemutet, auch noch die früheren Bauernäcker zu bestellen, deren Besitzer sonst durch ihre Arbeit die Bestellung des Herrengutes erleichtert hatten. Dies „Bauernlegen" war im östlichen Deutschland besonders arg geworden. Als Friedrich II. Schlesien eroberte, waren dort viele tausend Bauergüter ohne Wirte; die Hütten lagen in

Trümmern, die Äcker waren in den Händen der Gutsherren. Alle eingezogenen Stellen mußten wieder aufgebaut, mit Wirten besetzt, mit Vieh und Geräte ausgestattet und als erblicher und eigentümlicher Besitz an Landbauer ausgegeben werden. Auf Rügen verursachte derselbe Mißbrauch noch in der Jugend von Ernst Moritz Arndt Aufstände des Landvolkes, Soldaten wurden entsendet, Aufrührer eingekerkert; dafür suchten die Bauern Rache, sie lauerten einzelnen Edelleuten auf und erschlugen sie. Ebenso war in Kursachsen noch 1790 derselbe Mißbrauch eine Ursache der Empörung.

Aber auch die Kinder des Untertanen standen unter dem Dienstzwang. Wurden sie arbeitsfähig, so mußten sie der Herrschaft vorgestellt werden und, wenn diese es forderte, einige Zeit, häufig drei Jahre, auf dem Hofe dienen. Für den Dienst an anderm Orte war ein Erlaubnisschein nötig, welcher erkauft werden mußte. Ja, auch wer bereits auswärts diente, hatte sich alle Jahre einmal — oft um Weihnachten — der Gutsherrschaft zur Auswahl zu stellen. Ging das Kind eines Untertanen in das Handwerk oder einen anderen Beruf über, so mußte der Herrschaft eine Summe erlegt werden, welche dafür den Entlassungsbrief ausstellte. Es war eine Milderung dieses alten Restes der Leibeigenschaft, wenn etwa einmal bestimmt wurde, daß Bauerntöchter auch auf andere Güter heiraten durften ohne Entschädigung des Herrn. Doch sollte dann der Gutsherr von dem neuen Herrn in freundlichem Schreiben wegen der Freilassung begrüßt werden[158]. Der Preis, um welchen der Untertan sich selbst und seine Familie freikaufen konnte, war nach der Zeit und den Landschaften sehr verschieden. Er wurde unter Friedrich II. in Schlesien auf einen Dukaten für den Kopf ermäßigt. Doch das waren ungewöhnlich günstige Verhältnisse der Untertanen. In Rügen war der Freikauf noch später ganz der Schätzung des Herrn überlassen, ja, er konnte verweigert werden; ein stattlicher Bursch mußte dort wohl 150, eine hübsche Magd 50—60 Taler bezahlen.

Aber noch nach anderen Richtungen wurde die Kraft des Landmanns von dem Gutsherrn ausgenutzt. Er war verpflichtet, mit Gespann oder Hand bei allen Bauten der Gutsherrschaft Hilfe zu leisten, er war verpflichtet, Botendienste zu tun. Wer nach der Stadt wollte, mußte den Vogt und Gerichtsherrn fragen, ob nichts zu bestellen sei. Kein Hausbesitzer durfte, bestimmte Fälle ausgenommen, ohne Vorwissen der Ortsbehörde über Nacht aus dem Dorfe bleiben[159]. Er mußte der Reihe nach die Nachtwache für den Edelhof stellen, je zwei Mann. Er mußte, wenn ein Kind des Gutsherrn sich verheiratete, eine Beisteuer an Getreide, Kleinvieh, Honig, Wachs, Leinwand zum Schlosse tragen, er hatte endlich fast überall seine Zinshühner und Eier, die alten Sinnbilder der Abhängigkeit von Haus und Hof, seinem Herrn darzubringen.

Doch widerwärtiger als manche größere Lasten war dem deutschen Landmann jenes Recht, welches dem Jagdwilde des Gutsherrn auf dem Acker des Bauern zustand. Der furchtbare Zwang, mit welchem das Jagdrecht von den deut-

schen Fürsten seit dem Ende des Mittelalters ausgeübt wurde, drückte nach dem Dreißigjährigen Kriege von neuem. Das Feuerrohr war dem Landmann verboten, die Raubschützen wurden niedergeschossen. Aber wo die Ackerflur an größere Wälder grenzte oder eine Herrschaft das Recht der hohen Jagd übte, dauerte durch Jahrhunderte ein heimlicher, oft blutiger Krieg zwischen Förstern und Wildschützen. Solange noch Wölfe um die Dörfer schlichen, grub der ergrimmte Bauer am Rande des Waldes Löcher, die er mit Reisig bedeckte, in der Tiefe mit spitzen Pfählen besetzte. Er nannte sie Wolfsgruben, das Gesetz aber wußte wohl, daß es Wildfallen waren, und verbot sie bei harter Strafe. Er nahm sich die Freiheit, solche Grundstücke, welche dem Wildschaden am meisten ausgesetzt waren, an Soldaten oder Städter zu vermieten, auch das wurde ihm verboten; er versuchte seine Äcker durch Zäune zu schützen, die Zäune wurden ihm niedergeworfen. Im sächsischen Erzgebirge wachten die Bauern im 18. Jahrhundert bei ihrer reifenden Saat; dann wurden Hütten an die Äcker gebaut, in der Nacht Feuer angezündet, die Wächter schrien und rührten die Trommel und ihre Hunde bellten, das Wild aber gewöhnte sich zuletzt an solche Scheuchen und fürchtete weder Bauern noch Hunde. Noch am Ende des 18. Jahrhunderts war unter einer milden Regierung in Kursachsen, wo für Wildschaden bereits nach mäßiger Taxe eine Entschädigung bezahlt wurde, verboten, die Umzäunungen der Felder über eine bestimmte Höhe zu errichten oder spitze Pfähle dabei zu verwenden, damit das Wild sich nicht beschädige und nicht verhindert sei, auf dem Ackerstück seine Nahrung zu suchen, bis sich endlich vierzehn Ortschaften im Amt Hohnstein zu einer allgemeinen Jagd verschworen und im erbitterten Treiben das Wild über die Grenze scheuchten. Sogar für die Schäferhunde war der Knittel, den sie am Halse trugen, nicht hinderlich genug, den Hasen lästig zu werden, sie mußten auf dem Felde an Stricken gehalten werden. Der Landmann selbst aber war verpflichtet, bei den Jagden seiner Herrschaft hinter den Netzen herzugehen und als Treiber die Klapper zu schwingen. Sogar die Hasenjagd verdarb ihm die Felder, seit die Reiter mit Windhunden die Saaten durchstöberten und zertraten. —

Zu diesen Lasten, welche allgemein waren, kamen zahllose örtliche Beschränkungen, von denen hier nur weitverbreitete aufgeführt werden. Häufig wurde dem Untertan die Zahl des Viehes, welches er halten durfte, nach seinem Ackermaß vorgeschrieben. Die Weide auf seinem Acker gehörte vor der Aussaat und nach dem Einbringen der Frucht zum Teil dem Gutsherrn. Dies Recht, schon im Mittelalter beansprucht, wurde gerade im 18. Jahrhundert, seit die Edelleute die Schäfereien vermehrten, eine arge Plage. Denn natürlich wurde die Bauernweide am meisten in Anspruch genommen, wenn das Futter der Tiere einmal mißraten war; wie sollte dann der Bauer seine Tiere erhalten?

Schon 1617 galt in Schlesien der Satz: Bauern dürfen keine Schafe halten, falls sie nicht alte Briefe darüber besitzen; Ziegen zu halten wurde hier und da überhaupt verboten. Dies alte Verbot ist eine der Ursachen, daß noch jetzt in weiten

Strichen des östlichen Deutschlands dies Nutztier der Armen ganz fehlt. Gegen die Tauben der Bauern hatte schon Kurfürst August von Sachsen um 1560 in seinen Ordnungen geeifert; seit der Zeit drängt sich das Verbot auch in andere Landesordnungen ein. Aber noch andere willkürliche Bedrückungen ersann die Gewinnsucht. Es kam kurz nach dem großen Kriege auf, daß die Pflicht des Bauern sei, alles Verkäufliche zuerst der Grundherrschaft anzubieten, Dünger, Wolle, Honig, bis auf Eier und Hühner; wollte ihm die Obrigkeit seine Ware nicht abnehmen, so war er verpflichtet, sie in der nächsten Stadt eine festgesetzte Frist auszulegen, dann erst war der Verkauf frei. Wahrhaft greulich aber war es, daß die Herrschaft ihre Untertanen zwang, dem Herrengut auch solche Waren abzukaufen, deren die Leute nicht bedurften. Diese Barbarei war wenigstens im östlichen Deutschland nach 1650 ganz gewöhnlich, zumal in Böhmen, Mähren und Schlesien. Wenn die Herrschaft die Teiche fischte und ihre Fische nicht am Weiher verkaufen konnte, mußten die Untertanen dieselben im Verhältnis ihres Vermögens nach der Taxe abnehmen; dasselbe geschah mit Butter, Käse, Getreide, Vieh. Dies war die Ursache, daß in Böhmen sehr viele Landleute kleine Händler wurden, welche dergleichen Waren in die Nachbarländer verfuhren, oft zu großem eigenen Schaden [160]. Vergebens suchte die Landesbehörde in Schlesien noch 1716 diesem Mißbrauch zu steuern [161].

Das Ärgste von allem sei hier nur erwähnt. Der Edelmann war auch Gerichtsherr; als solcher verhängte er durch den von ihm bestellten Gerichtsverwalter die Strafen für Polizeivergehen: Geldbußen, Gefängnishaft, körperliche Züchtigung. So gewöhnte er sich auch, bei der Arbeit den Stock gegen die Untertanen zu heben. Allerdings dringt schon im 16. Jahrhundert das menschliche Verbot in die Landesordnungen, daß der Herr seine Untertanen nicht schlagen solle. Aber in den folgenden zweihundert Jahren wurde dies Verbot wenig beachtet. Als Friedrich der Große die Verwaltung Schlesiens neugestaltete, gab er den Bauern das Recht, sich über strenge körperliche Züchtigung bei den Regierungen zu beklagen! Und das galt für einen Fortschritt!

Aber noch andere Lasten drückten auf das Leben des Bauern. Denn über dem Gutsherrn forderte der Landesherr seine Steuer oder Kontribution, Grundsteuer oder Kopfsteuer, er forderte den Sohn des Landmanns unter seine Fahnen und heischte Wagen und Geschirr zum Vorspann in Kriegszeiten. Und wieder über dem Landesherrn forderte wenigstens in dem Teile Deutschlands, in dem die Kreisverfassung nicht gelockert war, das Heilige Römische Reich Deutscher Nation die Umlagen für seine Kreiskasse.

Nicht überall stand der Bauer unter dem Fluche der Hörigkeit. Das alte Gebiet der ripuarischen Franken, die Landschaften jenseit des Rheins von Cleve bis zur Mosel, die Grafschaft Mark, Essen, Werden, Berg hatten sich schon im Mittelalter von der Hörigkeit befreit, wer dort als Landbesitzer nicht Eigentum hatte, saß als freier Mann in lebenslänglicher Pacht. Im übrigen Deutschland hatte sich die

Freiheit an die Grenzen im Süd und Nord, an das Nordmeer und die Alpen geflüchtet. Ostfriesland, die Marschländer an Weser und Elbe längs der Küste bis zu den Dithmarschen herauf, seit der Urzeit schwer zu bezwingende Sitze trotziger Bauergemeinden, waren frei geblieben. Im Süden waren Tirol und die benachbarten Alpen wenigstens zum größten Teil mit freien Landleuten besetzt, auch in Oberösterreich waren die freien Bauern zahlreich, in Steiermark drückte der Zehnte, welcher dort Hauptabgabe an die Gutsherren war, weniger als anderswo der Hofdienst. Überall, wo das Ackerland spärlich war und die Bergweide den Einwohnern das Leben sicherte, blieb die rechtliche Lage auch der kleinen Leute besser. Dagegen hatte sich in den Ländern der alten Sachsen schon seit der Karolingerzeit neben einzelnen freien Bauerhöfen eine strenge Hörigkeit entwickelt. Noch am günstigsten saßen die Braunschweiger, die Einwohner der Stiftsländer Bremen und Verden, am schlechtesten die von Hildesheim und der Grafschaft Hoya; im Bistum Münster waren die Frondienste der Eigenbehörigen, wie sie dort hießen, gewöhnlich in ein mäßiges Dienstgeld verwandelt, nur die Zwangsfuhren und der Freikauf drückten. Dagegen hatte dort das Recht des Gutsherrn auf den Nachlaß des Untertanen die weiteste Ausdehnung. Noch um das Jahr 1800 suchten die Landleute, welche — ausnahmsweise — die Lust behielten, Geld zu ersparen, ihr Vermögen durch Scheingeschäfte mit Bürgern ihren Erben zu retten; dafür lag auch noch mehr als der vierte Teil des Münsterlandes unbebaut. Ähnliche Verhältnisse in etwas milderer Form bestanden im Bistum Osnabrück. Unter den Stämmen des Binnenlandes, Hessen, Thüringen, Bayern, Schwaben, Alemannen war die Zahl der freien Bauern durch das ganze Mittelalter in dauernder Abnahme gewesen, nur in Oberbayern bildeten sie wohl noch einen starken Teil der Bevölkerung; auch in Thüringen war die Zahl der Freien nicht ganz unbedeutend. Dort hatte das Regiment der Landesherren auch den untertänigen Bauer geschont.

Ärger aber stand es in den Ländern östlich von der Elbe — überall, wo Deutsche auf neubesiedeltem Slawenboden saßen —, es ist fast die Hälfte des jetzigen Deutschlands. Am allerschlechtesten lebten die Untertanen in Böhmen und Mähren, in Pommern und Mecklenburg, in der letzteren Landschaft war die Untertänigkeit noch im 19. Jahrhundert nicht aufgehoben. Und gerade in diesen Ländern war die Untertänigkeit seit dem Dreißigjährigen Kriege immer drückender geworden, nur die „Freibauern" und die „Erb- und Gerichtsscholtiseien", wie sie in Erinnerung an die Zustände der alten Germanisierung noch hießen, bildeten eine — ohnedies auch verkümmerte — Aristokratie des Bauernstandes.

Oft war in den letzten Jahrhunderten an dem Ackerbau und dem Gedeihen der Dorfleute zu erkennen, ob sie freie Männer oder Hörige waren; noch jetzt ist zuweilen aus gewecktem Sinn und äußerer Stattlichkeit zu erraten, in welcher Lage die Väter des lebenden Geschlechtes arbeiteten. Die Bauern am Niederrhein, die westfälischen Markmänner, die Ostfriesen, Oberösterreicher und Oberbayern kamen bald nach dem Kriege in einiges Gedeihen, dagegen wurde von den übrigen

Bayern um das Jahr 1700 geklagt, daß der dritte Teil der Felder wüst liege; ebenso nahm man von Böhmen noch im Jahre 1730 an, daß der vierte Teil des Grundes, welcher vor dem Dreißigjährigen Kriege Ackerboden gewesen war, mit Wald bewachsen sei. Dort war der Wert des Bodens um die Hälfte niedriger als in anderen Landschaften.

Allerdings waren nur solche Freie beneidenswert, welche sich die Empfindung besserer Lage als einen Vorzug vor anderen Landleuten bewahrt hatten, so glücklich war aber nur ein kleiner Teil. Häufig fühlten sich noch im 18. Jahrhundert Freie mit keinem oder sehr geringem Ackerbesitz bevorzugt, wenn sie als Untertänige von einer Gutsherrschaft angenommen wurden. Als Friedrich I. von Preußen kurz nach 1700 die Leibeigenen in Pommern befreien wollte, weigerten sie sich, weil sie die neuen Pflichten, die ihnen aufgelegt werden sollten, für schwerer hielten als ihre bisherigen. Oft waren in der Tat die freien Bauern kaum weniger mit neuen Diensten belastet als solche, die seit alter Zeit untertänig gewesen waren.

Es ist schwer, die menschlichen Zustände, welche sich unter diesem Druck entwickelten, unbefangen zu beurteilen. Denn anders sieht im Verkehr des Tages solches Leben aus als in dem erhaltenen Statut. Vieles, was uns unerträglich erscheint, machte uralte Gewohnheit leidlich. Sicher hat oft gutherziges Wohlwollen der Edelleute, alter Familien, welche durch viele Geschlechterfolgen mit ihren Landleuten verwachsen waren, das Herbe gemildert und ein treuherziges Verhältnis zwischen Herren und Hörigen erhalten. Noch häufiger ist auch rohe Selbstsucht der Herren durch dieselbe Klugheit zu Maß und Rücksicht genötigt worden, welche jetzt den Sklavenhalter Amerikas bestimmen. Der Gutsherr mit seiner Familie verbrachte sein Leben unter den Bauern; wenn er bemüht war Furcht zu erwecken, so hatte doch auch er zu fürchten. Leicht loderte in stürmischer Nacht die Flamme über seine hölzerne Wirtschaft, und in keiner Landschaft fehlten unheimliche Geschichten von strengen Gutsherren oder Verwaltern, die eine unbekannte Hand in Feld und Wald erschlagen hatte. Aber wie großen Einfluß man auch der Güte und Klugheit der Herren einräumen mag, immer bleibt die Stellung der Bauern das schwärzeste Bild aus vergangener Zeit. Denn überall drängt sich auch aus den dürftigen Berichten des 17. und 18. Jahrhunderts der ungesunde und feindselige Gegensatz hervor. Und es war die größere Hälfte des deutschen Volkes, welche unter solchem Drucke verdarb[162].

Selten gelang einem Manne von ungewöhnlicher Kraft und Begabung, sich aus dem Bann, der sein Leben von der Geburt bis zum Tode umschloß, herauszuarbeiten. Immer größer wurde die Kluft, welche ihn von dem kleineren Teile der Nation schied, bei welchem jetzt Perücke, Haarbeutel und Zopf schon von weitem andeuteten, daß er zu einem bevorrechteten Stande gehörte. Und bis zum Ende des 17. Jahrhunderts trugen diese Gebildeten dem Bauer sehr selten ein freundliches Herz entgegen, von allen Seiten schallen die Klagen über seine Verstocktheit, Unehrlichkeit, Roheit. Zu keiner Zeit wurde härter über den leidenden Teil des Volkes ge-

urteilt als in dieser Periode, in welcher eine gemütlose Orthodoxie auch die Seelen solcher verkümmern ließ, welche das Evangelium der Liebe zu predigen hatten. Niemand war eifriger als die Theologen, über die Nichtsnutzigkeit des Landvolkes zu klagen, unter welchem sie leben mußten, immer hörten sie den Höllenhund um die Hütten der Untertanen heulen; freilich war die ganze Auffassung des Lebens bei ihnen finster, pedantisch, arm an Freude geworden. Ein vielgelesenes Büchlein aus der Landschaft des Christoph von Grimmelshausen ist besonders charakteristisch. „Des Baurenstands Lasterprob" wird nicht müde, bei jeder Tätigkeit der Dorfinsassen nachzuweisen, wie nichtswürdig und gottlos das Bauernvolk vom Schultheiß bis zum Gänsehirten lebe. Das Buch ist viel grausamer als das Betrugslexikon des hypochondrischen Koburgers Hönn, welches einige Jahrzehnte später die Betrügereien aller Stände, nicht zuletzt die der Bauern, nach dem Alphabet mürrisch und bequem zum Nachschlagen auseinandersetzte. Aus der feindseligen Klage der „Lasterprob"[163] werden hier einzelne Stellen herausgehoben, weil sie nicht nur den Bauern kennzeichnen, auch die Roheit seiner urteilenden Herren und Lehrer. Das Büchlein spricht wie folgt.

„Bauren sind zwar Menschen, aber etwas ungehobelter und gröber als die andern. Betrachtet man ihre Sitten und Gebärden, so ist unschwer, einen höflichen Menschen von einem Bauren zu unterscheiden. Einem Bauren gehört der Flegel in die Hand und ein Bengel an die Seite, ein Karst auf die Achsel und eine Mistgabel an die Tür. Ihre häßlichen Sitten sind jedermann bekannt, sowohl in Reden als Gebärden. Im Reden gilt's ihm allerdings gleich, was er vor Leute vor sich hat. In Gebärden wird er selten an seinen Hut gedenken, denselben abzuziehen; geschieht es aber, so geschieht es solchergestalt, daß er auf der Schulter liege, damit er ja nicht zu weit vom Kopfe komme, und wer ihn von weitem sieht, der vermeint anders nicht, als daß er demjenigen, mit welchem er redet, den Hut an den Hals werfen wolle; zieht er aber den groben Deckel gar ab, so dreht er denselben herum, wie eine Hafner- (Töpfer-) Scheibe, oder speiet auf die Hände und putzet ihn, oder er liest die Fäselein und Häckerling davon ab, oder sieht ihn sonst an, als ob er ihn erkaufen wollte. Wenn sie essen, so brauchen sie keine Gabel, sondern greifen mit allen fünfen in die Schüssel. Über das ist einem Bauren nicht wohl möglich, daß er frei stehn kann, er muß einen Ort suchen, wo er sich widerlehne; steht er aber frei, so steuret er sich mit gebogenem Rücken auf seinen Stock. —

Man sollte gänzlich vermeinen und auch dafür halten, der langwierige dreißigjährige deutsche und noch fortwährende schwere Reichskrieg hätte die Bauren zahm und fromm gemacht; allein sie sind durch dieses große Strafübel nur ärger und verzweifelter geworden, und Hans in eodem oder Schelmen wie vor so nach geblieben! Denn sie haben dadurch zu ihren bäurischen Sitten auch der Soldaten ihre an sich genommen. Was die schlimmsten Soldaten tun, eben das, und vielleicht ein mehreres tun die Bauren. Indem teils Soldaten stehlen, treibet sie die äußerste Not dazu; daß aber die Bauren gutes Teils zugreifen, dazu beweget sie ihr Mut-

wille. Ein Bauer hat sein Stück Brot, das oft ein redlicher Soldat nicht hat. Zwischen den Bauren und Soldaten ist eine natürliche Feindschaft, gleich wie zwischen Katzen und Mäusen, beide diese Arten stehlen und naschen gerne, und wird eine von der andern verfolget. Gleichwie die Soldaten denen Herren Bauren übel aufleuchten, wo sie ihrer mächtig werden, also und gleichergestalt legen die Bauren manchen, der dahinten bleibet, schlafen. Man hat zum öftern erfahren, daß sie von dem und dem unter ihnen gezeuget: er hat manchen schlafen geleget, er hat da und da einen Reuter danieder gebüchset. Was? Sie rühmen sich selbst ihrer Mord- und Diebsstücklein, und ist ihnen leid, daß sie es nicht ärger machen können. Öfters haben die Bauern mehr als über Fremde und andere, über einander selbst geklaget. Das ist nichts Neues, daß sie einander Butter, Käs, Fleisch, Speck, die Würste aus den Schornsteinen, Obst, Holz, Geld, Früchte, Wagenketten, Pflug im Felde, das weiße Zeug auf der Bleiche und sonst andere Sachen mehr aus- und durchführten. Ob sie es nun von den Soldaten, oder die Soldaten von ihnen gelernet, ist eine dunkle Frage, es scheint, es sei einer so wert und gut als der andere. Über das sollte einer ungern einem Bauren, der ihm auffässig ist, in einem wilden Wald begegnen, der Bauer dürfte ihm so trocken zutrinken, daß er davon taumelnd werden und des Aufstehens vergessen möchte. — Trinken die Soldaten viel Tabak: die Bauern tun dergleichen, ja, sie haben die Pfeifen stetig im Maul und gehn damit in die Ställe und Scheuren. Ach, wie bald könnte ein ganzes Dorf in Brand geraten und in lichter Flamme aufgehn bei solchen unbesonnenen Nußbengeln, da sie doch selbst hernach am meisten mit und darunter leiden müssen. Die Erfahrung hat es leider mehr als zu viel bezeuget! — Sonderlich ekelt einem zum höchsten, daß so junge Buben von zwölf oder dreizehn Jahren allbereit das Tabaksaufen sich angewöhnet. Von dem schrecklichen Fluchen will ich nicht sagen; wer weiß, ob nicht die Bauren mehr und grausamer als die Soldaten selbst fluchen. Es möchte einer Blut schreien, daß die kleinen Baurenkinder die größten Flüche und Schwüre tun, und ihnen oft viel deutlicher und leichter vom Munde gehn, als wenn sie ihr Vater Unser oder das ba be bi bo bu in der Schule sollen beten und hersagen. Wer unter den Bauren wohnen muß, kennet die Bauren. Manche Soldaten bekümmern sich nicht sonderlich um Gottes Wort; man dürfte sagen, daß unter dem Firmament des Himmels schier auch keine gottloseren Leute als etliche unter den Bauren sind. Der frömmste Soldat hat eine Kuh gestohlen, und ebenso der frömmste Bauer hat dreimal seinen Herrn betrogen. —

Überdies ist es nichts Neues, daß die Bauren der schuldigen Ehrerbietung gegen ihre Geistlichen vergessen. Und hat es oft das Ansehen, als seien die Hüte den alten und jungen Bengeln auf die Köpfe gepicht oder genagelt, weil sie so gar nicht damit herunter wollen. Gleichfalls ist auch nicht unwissend, daß diejenigen weidlich bei den Bauren herhalten müssen, die es mit dem Pfarrer halten; denn solchen geben sie allerhand Schandnamen, heißen sie Verräter, Dankverdiener, Fuchsschwänzer, Heimträger und dergleichen, und können diese guten Leute nun

und nimmermehr bei den andern Bauren Gnade erlangen oder ihnen angenehm sein. — Es ist ihnen eine verdächtige Sache, ins Pfarrhaus gehn. Geschieht's ja zuweilen, daß einer in einer Verrichtung zum Pfarrherrn geht und wird von ihnen erblicket, so gibt es gleich einen Zusammenlauf und Linden-Rat ab, und wird von dem ganzen Parlament darüber vernünftelt, was er doch wohl müsse daselbst getan haben.

Etliche sind auch gar so vertraulich mit ihrem Pfarrherrn, daß sie fein richtig mit ihm abteilen, und ihm oft das Holz auf dem Kirchhof oder an seiner Hofstätte nicht sicher ist; da wissen diese Holzmäuse so fein auf die Holzstöße hinauf zu skandieren, daß es eine ganze Lust zu sehen ist (wen es nicht betrifft). Die Bäume, Weintrauben und dergleichen helfen sie ihm so fleißig und getreulich abblatten, daß keine andern Diebe als sie darüber kommen.

Es gemahnet einen fast der Bauren als wie der Stockfische: dieselben sind am besten, wenn sie weich geschlagen und fein wohl geklopfet. Auch die lieben Bauren sind niemals geschlachter, als wenn man ihnen ihre völlige Arbeit auflegt, so bleiben sie fein unter der Zucht und mürb. Der Bauer will jedesmal ein Junker sein, wofern ihm der Herr zu viel Gnade erweist. Niemand weiß besser, wie hals-starrige Vögel die Bauren sind, als der sie eine Zeitlang kennet und verschiedene Jahre bei ihnen gelebt. Das ist gewiß: von bloßen guten Worten wird kein Bauer anders, sondern es müssen, so zu reden, Spieße und Stangen, d. i. scharfe Drohungen und ein rechter Ernst bei der Hand sein, soll er tun, was er tun soll. Die Bauren haben böse Gewissen. Und das ist nicht genug, sie müssen sich auch mit dem Leugnen noch ärgere machen. Viel eher darf man sich getrauen, Bauren zu finden, die ums Geld zehnfach einen (falschen) Eid schwören, als daß sie ein wahres Zeugnis geben sollten. Sonst ist bekannt und genugsam am Tage, wie die Bauren einander nicht leicht verraten; darum, wenn sie schon wider andere, so zeugen sie doch gar selten wider einander selbst. Und es ist auch eine gemeine Baurenregel unter ihnen, daß die Gemeinde zusammenhalten muß. Wer es nicht gesehen hätte, dürfte es nicht glauben. Je reicher die Bauren sind, je ärmer und unvermöglicher stellen sie sich; daher kommt es denn, daß sie manchmal weniger als die Armen von ihrem Gute geben. Nichtsdestoweniger verraten sich oft die reichen Bauren selbst, aber eher nicht, als wenn der Wein aus ihnen von Herzens-grund redet und sie die Nase begossen haben. Da saget mancher: Ich hab' alles genug, Korn genug, Geld genug, Wein genug, Haus und Hof, Vieh genug, liegend Gut genug; ich bin niemandem schuldig, was ich hab', ist mein allein, und sonst keinem! Ei, wenn ich gleich kein Junker oder Edelmann bin, bin ich doch ein reicher Bauer."

Soweit der harte Beurteiler aus der Genossenschaft des Simplicissimus. — Spott und Klage dieser Art ist in der kleinen Literatur jener Jahrzehnte häufig zu finden, und Ähnliches berichten Reisende über die Erfahrungen, die sie auf der Landstraße gemacht. Wenn ein Hausvater Fuhrleute beherbergte, mußte er das

kleine Gerät verstecken, Scheuer und Heuboden verschließen. In den Stuben der Dorfschenken waren um 1700 weder Leuchter noch Lichtscheren zu sehen, denn alles wäre von den Einkehrenden gemaust worden, es blieb kein Gebetbuch des Schenkwirts ungestohlen; an einen kleinen Wandspiegel war gar nicht zu denken — fünfhundert Jahre früher hatte jedes stattliche Dorfmädchen, wenn es zum Tanz auf den grünen Anger eilte, einen Handspiegel als Schmuckstück bei sich geführt. Für einen Durchreisenden war das Betreten der Schenke zuweilen sogar gefährlich. Der wüste Raum war nicht nur mit Tabaksrauch, auch mit Pulverqualm erfüllt. Denn noch war es ein Festvergnügen der Landleute, mit Pulver zu spielen und unglückliche Fremde durch Sprühteufel und kleine Raketen, die man ihnen vor die Füße oder an die Perücke warf, zu belästigen, dazu fehlten spöttische Reden und Grobheiten nicht[164].

Wir empfinden bei diesen und ähnlichen Klagen der Zeitgenossen nicht selten Erstaunen, wie die deutsche Natur noch in der tiefsten Entwürdigung eine Lebenskraft bewahrte, welche nach mehr als hundert Jahren den Beginn besserer Zustände möglich machte, und wir werden zuweilen in Zweifel sein, ob wir die Geduld der Unterdrückten bewundern oder die Schwäche einer Zeit betrauern sollen, welche so lange das Unerträgliche trug. Denn trotz allem, was der Parteieifer jemals zur Entschuldigung der Untertanenverhältnisse gesagt hat, sie waren eine endlose Quelle arger Unsittlichkeit für die Herren und ihre Beamten nicht weniger als für das Volk selbst. Die Sinnenlust des Gutsherren, der Eigennutz des Gerichtshalters und Verwalters kamen in dieser Zeit, wo das Pflichtgefühl in allen Ständen schwach war, in tägliche Versuchung. Mehr als einmal eifern die Landesregierungen dagegen, daß der Amtmann die Bauern zwang, für ihn selbst Vieh zu mästen, Lein zu säen, zu spinnen, und übel berüchtigt waren die Gutsförster, welche mit den Bauern stille Holzgeschäfte machten und ihnen durch die Finger sahen, wenn sie Stämme des herrschaftlichen Waldes fällten[165]. Wie aber die Stimmung des Landvolkes gegen die Gutsherren arbeitete, das mag man aus dem ruchlosen Sprichwort schließen, welches noch um 1700 geläufig war und aus dem Munde der reichen Mansfelder Bauern aufgezeichnet wurde: Jungen Sperlingen und jungen Edelleuten soll man bei Zeiten die Köpfe eindrücken[166].

Sehr langsam kam dem deutschen Landmann die Morgenröte eines neuen Tages. Zuerst half die Frömmigkeit der Pietisten dazu, Christenliebe, Erbarmen, inniges Mitgefühl mit den Armen und Leidenden modisch zu machen. Dann drangen die ersten Strahlen eines neuen Lichtes aus den Arbeitsstuben der Gelehrten, welche die fremdartigste und dem Landvolk unverständlichste Wissenschaft verkündigten, das, was man damals Philosophie nannte. Seit die Lehre von Leibniz und Wolff in einem größeren Kreise der Gebildeten Schüler findet, ändert sich fast plötzlich auch das Urteil über den Bauer und sein Schicksal. Überall beginnt humane Auffassung der irdischen Dinge den Kampf gegen den orthodoxen Wahn. Wieder kommt etwas von dem Eifer der Apostel zu lehren, zu bessern, zu befreien in die

Schüler und Verkünder der neuen Weltweisheit. Etwa seit 1700 zeigt sich in der kleinen Literatur wieder eine herzliche Teilnahme an dem Leben des Bauern. Die Gesundheit seines Berufes, der Nutzen und Segen seiner Arbeit werden gerühmt, seine guten Eigenschaften sorgfältig aufgesucht; alte Lieder desselben, in denen ein mannhaftes Selbstgefühl hübschen Ausdruck findet, die einst von treuherzigen Theologen des 16. Jahrhunderts überarbeitet waren, werden wieder in billigen Drucken verbreitet. Bescheiden rühmt sich darin der arme Landmann, daß schon Adam den Acker baute, er freut sich seines Federspiels: der Lerche im Felde, der Schwalbe im Stroh seines Daches und des „Hennemanns" auf dem Hofe, und tröstet sich in seiner schweren Arbeit immer wieder mit dem himmlischen Ackermann Jesus[167].

Von anderer Seite half sogar die Härte des herrischen Staates. Dem Landesherrn gab der gedrückte Bauer in seinen Söhnen bereits die Mehrzahl der Soldaten, durch seine Abgaben die Mittel, den neuen Staat zu erhalten. Man kam allmählich zu der Einsicht, daß solcher Besitz geschont werden müsse. Schon um 1700 ist das überall aus den Landesgesetzen zu erkennen. Auch der kaiserliche Hof folgte in seiner Weise der erwachenden Humanität. Er gab 1704 sogar den Schäfern ein schönes Privilegium, worin er sie und ihre Knechte für ehrlich erklärte und die deutsche Nation huldreich ermahnte, das Vorurteil gegen diese nützliche Menschenklasse aufzugeben und ihre Kinder nicht mehr wegen Abdeckerei und Zauberei vom Handwerk auszuschließen. Wenige Jahre darauf schenkte er ihnen einen gnädigen Wappenbrief, gab ihnen die Rechte einer Zunft mit Siegel, Lade und einer Fahne, auf welche ein frommes Bild gemalt war[168]. Schärfer griffen die Hohenzollern ein, sie selbst durch vier Geschlechter die fürstlichen Besiedler des östlichen Deutschlands. Die gründlichsten Umgestaltungen nahm Friedrich II. in der eroberten Provinz vor, aus welcher schon mehrere Beispiele seiner segensreichen Arbeit angeführt sind. Als Schlesien in seinen Besitz überging, waren die Dorfhütten Blockhäuser aus Baumstämmen mit Stroh und Schindeln gedeckt, ohne gemauerte Schornsteine, die feuergefährlichen Backöfen den Häusern angeleimt, der Ackerbau in traurigem Zustande, große Gemeindetriften und Weideplätze mit Maulwurfshügeln und Disteln bedeckt, kleine schwache Pferde, magere Kühe, die Gutsherren in der großen Mehrzahl harte Despoten, gegen welche bei der unbehilflichen kaiserlichen Rechtspflege und Verwaltung kaum irgendwie Recht zu finden war. Drei harte Kriege führte der König in Schlesien, Österreicher, Russen und seine eigenen Soldaten verzehrten und beschädigten viel in der Landschaft. Und doch waren wenige Jahre nach dem Siebenjährigen Kriege zweihundertfünfzig neue Dörfer und zweitausend neue Häuslerstellen erbaut, nicht selten waren steinerne Häuser und Ziegeldächer zu sehen. Alle hölzernen Rauchfänge, alle Lehmöfen an den Häusern hatte der Eroberer niedergerissen und das Volk zum Neubau gezwungen, Pferde aus Preußen, einschürige Schafe eingeführt, Torfgräber aus Westfalen, Seidenbauer aus Frankreich in das Land gerufen, Eichenwälder und Maulbeerbäume gepflanzt, sogar Geldpreise zur Anlage von Weinbergen ausgesetzt. Sein

Befehl führte beim Beginne des Siebenjährigen Krieges die neuen Kartoffeln ein, der berühmte Erlaß des Justizministers von Carmer verordnete Aufhebung der Gemeindetriften und Weiden und Teilung unter die Stellenbesitzer. Mit großem Blick wurden dadurch Verhältnisse eingeleitet, die erst in der neuesten Zeit zur Durchführung gekommen sind. Die Erblichkeit des Eigentums wurde den Gutsuntertanen durch das Gesetz gesichert. Der Bauer erhielt das Recht, bei der Regierung des Königs zu klagen, und dies war für ihn ein kurzes und scharfes Recht geworden; denn so sehr der König den Adel begünstigte, wo er seinem Staate diente, so unablässig war er auch mit seinen Beamten bemüht, die Masse der Steuerzahler zu heben. Der Geringste durfte seine Bittschrift überreichen, und das ganze Volk wußte aus zahlreichen Beispielen, w i e der König sie las. Manche Kulturversuche des großen Fürsten gelangen nicht, von vielen Seiten wurde der Druck einer Herrschaft empfunden, welche die Kraft des Volkes so emsig steigerte, um sie hoch für den Staat auszunützen. Aber nirgend ist von den Zeitgenossen die Arbeit dieses mächtigen Gutsherrn so dankbar anerkannt worden wie von den Bauern der eroberten Provinz. Wenn sich auf seinen zahlreichen Reisen nach Schlesien das Landvolk in stiller Ehrfurcht um seinen Wagen drängte, so dauerte jeder Blick, jedes flüchtige Wort, das er zu einem der Dorfschulzen sprach, als eine teure Erinnerung, die sorgfältig von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wurde und die noch heute in den Seelen haftet.

Immer größer wurde die Teilnahme der Gebildeten. Zwar Poesie und Kunst fanden in dem Leben der Bauern noch nicht einmal Stoffe, an welchen sich ein schaffendes Gemüt erwärmen konnte. Als Goethe Hermann und Dorothea schrieb, da war es ein neuer Fund für die Nation, daß auch das kleine Bürgertum künstlerischer Beachtung wert sei; tiefer hinein in das Volk wagte man sich noch lange nicht. Aber die ehrlichen Menschenfreunde, die volkstümlichen Verkünder der Aufklärung im Bürgertum lehrten, predigten und schrieben mit herzlichem Eifer über den wunderlichen, unholden und doch so häufigen Mitmenschen, den Bauer, dessen Wesen oft fast nur aus einer Vereinigung von unliebenswürdigen Eigenschaften zu bestehen schien, und der dabei doch für die übrigen Teile der menschlichen Gesellschaft unleugbar die unentbehrliche Grundlage abgab.

Eine der wirksamsten Schriften dieser Art war von Christian Garve „Über den Charakter der Bauern, Breslau 1786", nach Vorträgen, welche er kurz vor dem Ausbruch der französischen Revolution gehalten. Der Verfasser war ein klarer, redlicher Mann, der das Beste wollte und durch ganz Deutschland mit Achtung angehört wurde, so oft er über eine soziale Frage sprach. Sein Büchlein hat durchaus menschenfreundliche Ziele, das Leben des Bauern ist ihm genauer bekannt als manchem andern, welcher sich damals mit Besserung des Landvolkes beschäftigte. Auch die Vorschläge, welche er zur Hebung des Standes macht, sind zwar ungenügend, wie fast immer die Lehre gegenüber sozialen Schäden, aber verständig. Und doch, wenn man das wohlmeinende Buch jetzt durchblättert, so darf man wohl

einen Schrecken empfinden. Denn fürchterlich erscheint uns, nicht was er über den Druck der Bauern erzählt, sondern die Weise, wie er selbst von zwei Dritteilen des deutschen Volkes zu sprechen genötigt ist. Sie sind ihm und seinen Zeitgenossen Fremde, es ist etwas Neues und dem Humanitätsgefühl Lockendes, sich in die Zustände dieser eigentümlichen Menschen hineinzuversetzen. Es hat besonderen Reiz für ein pflichtvolles Herz, sich deutlich zu machen, wie die Dummheit, Roheit, Schlechtigkeit der Landleute im einzelnen beschaffen ist und woher sie kommt. Der Verfasser selbst vergleicht ihre Lage mit der des Juden, er erörtert ihre Seelenzustände ungefähr so wie unsere Philanthropen die der Bewohner eines Zellengefängnisses, er wünscht aufrichtig, daß das Licht der Humanität auch in ihre Hütten fallen möchte, er hält ihre Faulheit und Trägheit gegen die frische Arbeitskraft, welche, wie man damals schon wußte, die Ansiedler in den Urwäldern einer neuen Welt entwickeln. Und er erklärt diesen Gegensatz wohlmeinend daraus, „daß in unsern alten und gleichsam schon alternden Staaten viele für einen arbeiten", und eine Menge der Fleißigen fast ohne Belohnung ausgehe, deshalb sei Eifer und Lust bei einem großen Teile erloschen. Es ist fast alles wahr und gut, was er sagt, aber dies ruhige Wohlwollen, welches der Gebildete aus der Zeit von Immanuel Kant und dem Dichterhofe von Weimar seinem Volke gönnt, ist doch noch ohne jede Ahnung davon, daß der Kern der deutschen Volkskraft in diesem verachteten und verdorbenen Stande gesucht werden müsse, daß es hohle, unsichere und barbarische Zustände waren, in welchen er selbst, der Verfasser, lebte, daß die Regierungen seiner Zeit keinerlei Bürgschaft der Dauer besaßen, daß ein Staat, der große Quell männlicher Empfindungen und jedes edelsten Selbstgefühls, auch für den Gebildeten unmöglich ist, solange der Bauer wie ein Lasttier lebt; und wenig dachte er daran, daß schon der nächsten Folgezeit nach bitteren Leiden und einer herben Schule durch die Siege eines auswärtigen Feindes alle diese Überzeugung aufgedrängt werden würde. — Und deshalb verdient seine Schrift wohl, daß die Gegenwart sich ihrer erinnere; die folgenden Seiten sollen wieder nicht die Lage der Bauern allein schildern, auch die der Gebildeten. So aber spricht Garve:

„Ein Umstand hat großen Einfluß auf den Charakter der Bauern, der, daß sie sehr unter einander zusammenhängen. Sie leben viel gesellschaftlicher unter sich als die gemeinen Bürger in den Städten. Sie sehen sich einander alle Tage, bei jeder Hofarbeit, des Sommers auf dem Felde, des Winters in der Scheune und der Spinnstube. Sie machen ein Korps aus, wie die Soldaten, und bekommen auch einen esprit de corps. Hieraus entstehen mehrere Folgen. Erstlich, sie werden nach ihrer Art geschliffen, abgewitzigt durch den Umgang. Sie sind zum Verkehre mit ihresgleichen geschickter, — sie haben von vielen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens, von allen denjenigen nämlich, die in ihrem Stande und bei ihrer Lebensart vorkommen können, bessere Begriffe als der gemeine Handwerksmann. Dieser beständige Umgang, diese immerwährende Gesellschaft ist es auch bei ihnen wie bei den Soldaten, was ihren Zustand erleichtert. Es ist ein großes Glück, nur mit

seinesgleichen, aber mit diesen viel und ohne Unterlaß umzugehen, damit eine genauere Bekanntschaft und eine wechselseitige Vertraulichkeit, wenigstens dem äußern Betragen nach, entstehe, ohne welche der Umgang nie angenehm ist. Der Adel genießt diese Vorteile. Er geht meistenteils nur mit seinesgleichen um, weil er sich aus Stolz von den Niedrigeren absondert, und er kömmt mit seinesgleichen viel zusammen, weil Muße und Reichtum ihn dazu in den Stand setzen. — Dem Bauer werden durch entgegengesetzte Ursachen ähnliche Vorteile zuteil. Seine Niedrigkeit ist so groß, daß sie ihn hindert, auch nur den Wunsch, noch mehr aber daran, die Gelegenheit zu haben, mit Höhern umzugehen; er sieht fast nie andere Menschen als Bauern um sich. Und seine Dienstbarkeit, seine Arbeit bringt ihn mit diesen seinesgleichen häufig zusammen.

Eben dieser Umstand macht aber auch, daß die Bauern wie ein Corpus agieren, daß bei ihnen gewissermaßen die Unbequemlichkeiten der demokratischen Verfassung eintreten, daß ein einziger unruhiger Kopf aus ihrem Mittel so viel über sie vermag und oft ganze Gemeinden aufwiegeln kann. Er ist ferner Ursache, daß Personen anderer Stände so wenigen moralischen Einfluß über die Bauern haben können, es sei denn durch Herrschaft und Zwang. Die Urteile, Vorstellungen, Beispiele der Höhern hören und sehen sie selten, immer nur auf kurze Zeit.

Ich habe lange studiert, was das Wort tückisch, welches ich nie öfter gehört habe, als wenn von Bauern die Rede gewesen ist, eigentlich bedeute. Es soll ohne Zweifel ein Gemische von kindischem Wesen, von Einfalt, von Schwäche — mit Bosheit, mit List anzeigen.

Jeder erinnert sich ohne Zweifel, solche Gesichter von Bauerknaben gesehen zu haben, wo das eine oder beide Augen unter den halbgeschlossenen Augenlidern wie verstohlen hervorschielen, deren Mund offen und zu einem spöttischen, etwas dummen Lachen verzogen, der Kopf gegen die Brust angedrückt oder doch zur Erde gesenkt ist, als wenn er sich verbergen wollte, mit einem Worte, Gesichter, in welchen sich Furcht, Blödigkeit, Einfalt mit Spott und Abneigung vermischt abmalen. Solche Knaben stehen, wenn man etwas von ihnen verlangt oder zu ihnen redet, unbeweglich und stumm wie ein Stock, sie antworten auf keine Frage, die der Vorübergehende tut. Ihre Muskeln sind wie steif und unbeweglich. Sobald aber der Fremde sich ein wenig entfernt hat, laufen sie zu ihren Kameraden und brechen in ein lautes Gelächter aus.

Der niedrige Stand des Bauern, seine Dienstbarkeit, seine Armut bringen ihm eine gewisse Furcht vor den Höhern bei; seine Erziehung und Lebensart macht ihn auf der einen Seite unbiegsam und trotzig, auf der andern in vielen Stücken einfältig und unwissend; der öftere Widerspruch seines Willens und seiner Vorteile mit dem Willen und den Befehlen seiner Vorgesetzten gibt seinem Gemüte eine Anlage zum Hasse. Er wird also, wenn die Fehler seines Standes bei ihm nicht durch seine persönlichen Eigenschaften aufgehoben werden, jenem Knaben besonders im Betragen gegen seine Obern ähnlich sein. Und gerade die Obern und Herren

des Bauern sind es auch, die ihm den tückischen Charakter zuschreiben. Er wird Verstellung an die Stelle offenbaren Widerstandes setzen, er wird vor den Augen derselben demütig, nachgebend, sogar ihnen ergeben scheinen, und wo er glaubt verborgen zu bleiben, wird er alles wider ihren Willen und ihr Interesse tun. Er wird auf Ränke und Intrigen sinnen, die demohnerachtet nicht so fein ausgesponnen sein werden, daß sie sich nicht sollten bald durchsehen lassen.

Man kann zwei Hauptverschiedenheiten, wie in den Schicksalen, so in dem Charakter der Bauern annehmen. Der ganz Unterdrückte, der unter dem Joche einer völligen Sklaverei seufzt, wird in seinem gewöhnlichen Zustande ganz fühllos sich alles gefallen lassen, ohne den mindesten Widerstand zu tun, selbst ohne den Wunsch nach Erleichterung in sich zu fühlen; er wird sich selbst zu den Füßen desjenigen werfen, der auf ihn treten will. Dann aber, wenn er aus dieser Schlafsucht durch besondere Umstände, durch Aufhetzungen, durch einen listigen und kühnen Anführer gebracht wird, dann wird er wütend wie ein Tiger und verliert auf einmal mit der Demut des Sklaven auch alle Gefühle der Menschlichkeit.

Der halbleibeigene Bauer, der Eigentum hat und den Schutz der Gesetze genießt, aber doch unter mehr oder weniger lästigen Bedingungen an die Erdscholle und mit ihr an den Dienst des Eigentümers derselben gebunden und seinem Richteramt unterworfen ist, dieser Bauer erträgt gemeiniglich seine Beschwerden nicht ohne Empfindlichkeit. Man darf nicht befürchten, daß er sich dieselben durch offenbare Gewalttätigkeit als Rebelle vom Halse zu schaffen suche, aber er führt dagegen einen immerwährenden geheimen Krieg mit seinem Herrn. Dessen Vorteile zu schmälern, seine zu vergrößern, das ist ein Wunsch, den er im Grunde seines Herzens immer mit sich herumträgt, und eine Absicht, die er insgeheim, so oft es angeht, zu verfolgen sucht. Untreue und kleine Diebereien, verübt an den Gütern seines Herrn, hält er für lange nicht so schändlich, als wenn er sie sich gegen seinesgleichen erlaubte. Er ist nicht der ganz demütige Sklave, er ist nicht der fürchterliche Feind seines Herrn; er ist aber auch kein freiwilliger, aus gutem Herzen gehorsamer Untertan; er ist das, was man wahrscheinlicherweise durch das Wort *tückisch* hat ausdrücken wollen.

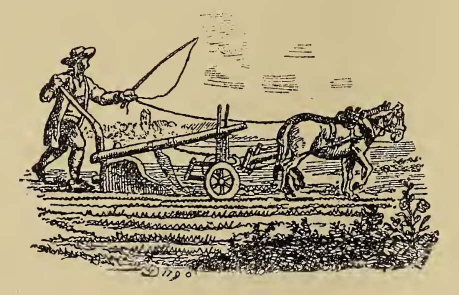
Zu dem tückischen Wesen kann man als einen Bestandteil oder als eine Folge einen gewissen Eigensinn setzen, der den Bauer, wenn er in Leidenschaft ist, oder wenn ein Vorurteil sich einmal bei ihm eingewurzelt hat, unterscheidet. So wie sein Körper und seine Glieder steif sind, so scheint es in diesem Falle auch seine Seele zu sein. Er ist alsdann taub gegen alle Vorstellungen, die man ihm macht, so einleuchtend sie sind und so fähig er mit unbefangenem Gemüte sein würde, ihre Richtigkeit einzusehen. Die richterlichen Personen, welche in Prozessen der Bauern arbeiten, werden zuweilen solche Individua gekannt haben, bei denen es zweifelhaft ist, ob die Hartnäckigkeit, mit der sie auf einer augenscheinlich absurden Idee bestehen, von ihrer Blindheit, oder ob sie von einer entschlossenen Bosheit herkomme. Zuweilen kann ganze Gemeinden ein solcher Schwindelgeist anfallen. Sie

sind alsdann gewissen Verrückten gleich, die, wie man es ausdrückt, eine ideam fixam haben, d. h. eine Vorstellung, welche ihr Gemüt ohne Abwechselung einnimmt oder bei der kleinsten Veranlassung wiederkömmt, und die, so falsch sie ist, nicht durch den Augenschein der Sinne, nicht durch Vorstellungen der Vernunft weggeschafft werden kann, weil sie wirklich nicht in der Seele, sondern in der Beschaffenheit der Organe ihren Grund hat."

So sprach Christian Garve. Sein letzter Rat war: bessere Dorfschulen. In ähnlichem menschenfreundlichen Sinne handelten einzelne Gutsherren. Gern möchten wir verkünden, daß ihre Zahl sehr groß gewesen sei, aber die häufigen Klagen über das Gegenteil, und der Eifer, mit welchem die humanen Aufklärer einzelne Beispiele — wie einen Rochow auf Rekahn, welcher auf eigene Kosten Dorfschulen eingerichtet hatte —, hervorheben, berechtigt zu dem Schluß, daß solche Humanität weniger aufgefallen wäre, wenn man sie häufiger geübt hätte. In der Tat gehörte für den einzelnen auch Klugheit dazu, gute Gesinnung für die Bauern in die Tat umzusetzen; es wurde mehrfach beobachtet, daß sie ihre Dienste weit williger den strengen Edelleuten taten als bürgerlichen Gutsherren, und daß diesen, wenn sie mit warmer Empfindung den Bauern freundlich sein wollten, ihr guter Wille zuweilen schlecht bekam. So hatte ein bürgerlicher Gutsbesitzer bei Übernahme des Gutes jedem seiner Bauern ein Geldgeschenk gemacht und ihnen mehrfache Nachsicht bewiesen; die nicht unnatürliche Folge war, daß sie ihm alle Dienste aufkündigten und in offenen Widerstand ausbrachen.

Während die deutschen Humanisten für den Landmann sorgten und schrieben, dröhnten schon jenseit des Rheins die Schläge eines Wetters, welches in wenig Jahren auch in Deutschland die Untertänigkeit des Bauern mit der gesamten alten Staatsordnung zerschlagen sollte. Um 1790 fiel auf, daß die Bauern sich eifrig um Politik kümmerten. Der Schulmeister las ihnen die Zeitungen vor und erklärte, die Hörer saßen unbeweglich, ganz Ohr, unter dicken Tabakswolken. In Kursachsen benutzten einzelne schon die neue Lesebibliothek in der Nachbarstadt[169]. In der Pfalz, am Oberrhein wird das Landvolk unruhig und verweigert die Dienste. Und in dem reichsten Teile Kursachsens, in der Lommatzscher Pflege, und auf den Gütern der Grafen von Schönburg brechen in demselben Jahre noch einmal Bauernaufstände aus, noch einmal erheben die Empörten die alte Waffe der Unfreien, die Holzkeule mit Eisenringen beschlagen. Die Bauern sagen ihren Fronherren durch eine Deputation alle Hofdienste auf, sie besenden die Nachbargemeinden, von Dorf zu Dorf eilen die heimlichen Boten, die Gerichtshalter im Dienste des Edelmanns werden verjagt oder mit Stecken geschlagen, den ruhigen Gemeinden wird mit Feuer oder Schwert gedroht, in jedem Dorfe stehen gesattelte Pferde, die Nachbarn von dem Anmarsch des Militärs zu benachrichtigen. Dasselbe stille Verschwören, die blitzschnelle Verbreitung des Aufstandes, dieselbe Verbindung von maßlosem Haß und natürlichem Rechtsgefühl wie in den Bauernkriegen des 16. Jahrhunderts. Den Gutsherren werden Verzichtleistungen auf Frondienste vorgelegt, welche die

Bauern bei der Erntearbeit. 17. Jahrhundert. (Kupferstich.)



Pflügender Bauer. 18. Jahrhundert.
(Radierung von J. J. Dorner. 1790.)



Erntefest. 18. Jahrhundert.
(Kupferstich von J. M. Mettenleiter. 1788.)

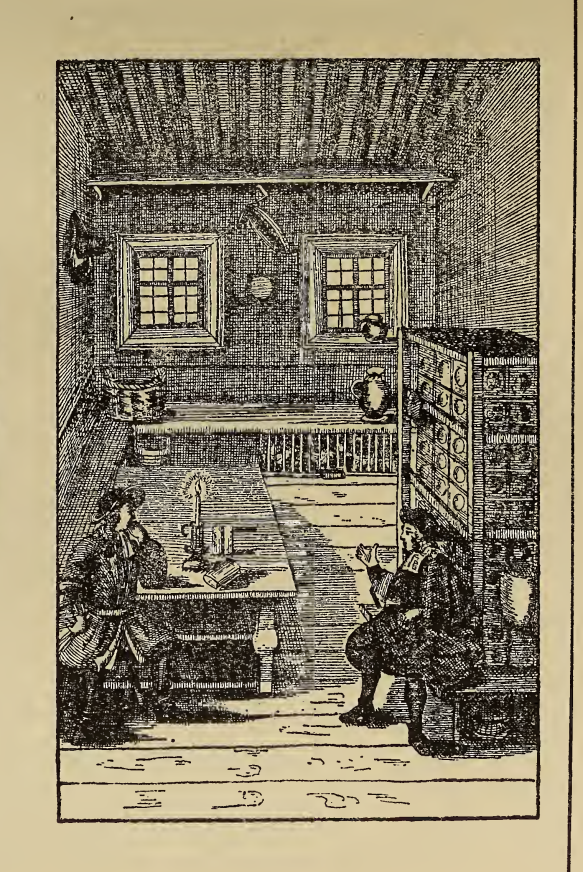


Bauernhof. Um 1700.
(Kupferstich aus: Das Sächsische Land- und Haus-Wirtschafts-Buch. Leipzig, 1704.)



Spinnstube. Um 1700.
(Nach einem Holzstock von ungefähr 1680/1700 im Germanischen National-Museum, Nürnberg.)

Bauern=Brautpaar. Schwaben. 17. Jahrhundert.
(Kupferstich aus einem Einblattdrucke vom Ende des 17. Jahrhunderts.)



Bauernstube. 17. Jahrhundert.
(Kupferstich aus: Thomasius, Monatsgespräche. Halle, 1688.)





Bauernschule.
(Kupferstich von J. F. Schuster nach einer Zeichnung von D. Chodowiecki.)

Bauernstube. 18. Jahrhundert.
(Kupferstich von D. Chodowiecki aus: [J. H. Jung], Henrich Stillings Jugend. Berlin und Leipzig, 1777.)



Bauerntracht. Gebirgsschütze Schliersee. Erste Hälfte des 19. Jahrhunderts.
(Steindruck von P. v. Heß. 1821.)



Bauerntrachten. Bayrisches Hochgebirge. Erste Hälfte des 19. Jahrhunderts.
(Radierung von K. Heinzmann. 1834.)



Bauerntrachten. Dachau. Anfang des 19. Jahrhunderts.
(Steindruck von J. M. Mettenleiter.)



Kirchweihschießen in den Bayrischen Bergen. Erste Hälfte des 19. Jahrhunderts.
(Steindruck von L. Quaglio.)

Kirchweih in den Bayrischen Bergen. Erste Hälfte des 19. Jahrhunderts.
(Steindruck von K. Altmann.)

Bauernhaus in Kochel. Erste Hälfte des 19. Jahrhunderts.
(Steindruck von C. Ettinger.)

meisten in Güte unterschreiben, harten Edelleuten wird mit dem Ärgsten gedroht. Schnell steigern sie die Forderungen, bald wird nicht nur Befreiung von Fronden und Zinsen geheischt, auch die Rückerstattung bezahlter Strafgelder. Die Bauern sammeln sich in Haufen von mehr als tausend Mann, sie drohen die Stadt Meißen zu überfallen, sie greifen kleine Truppenteile an. Aber sie widerstehen nirgend größeren Heeresabteilungen. Die verwegensten Haufen werfen Mützen und Knittel weg, sobald die Reiter zum Einhauen befehligt werden. Einer der Hauptanführer, ein zäher, trotziger Greis von siebenzig Jahren, beklagt sich noch in Ketten über die Mutlosigkeit seiner Haufen. Und die Bewegung wird ohne vieles Blutvergießen gedämpft. Aber es war bedeutsam für die Zeit, daß die Gutsherren selbst aus Furcht alles anwandten, um ein Vergeben und Vergessen herbeizuführen, und daß die Verurteilten während der Strafarbeit von den übrigen Verbrechern getrennt und schonend behandelt wurden; auch die Kleidung der Züchtlinge ward ihnen erspart. Aus den gleichzeitigen Berichten ist deutlich zu sehen, wie allgemein bei den oberen Behörden die Empfindung war, daß die Lage der Bauern den Humanitätsforderungen der Zeit nicht entspreche.

Zwei Jahre darauf tanzten in der Pfalz und im Kurfürstentum Mainz auch die deutschen Landleute um die rote Mütze auf dem Freiheitsbaume. Unaufhaltsam drang der französische Einfluß in Deutschland vor. Der Staat Friedrichs des Großen wurde zerbrochen, Deutschland bis zur Elbe wurde französisch, in den neuen französischen Besitzungen wurden Untertänigkeit und Dienste mit einer Hast und Rücksichtslosigkeit aufgehoben, welche darauf berechnet war, das Volk für die neue Herrschaft zu gewinnen. Die Rheinbundfürsten folgten mit größerer Rücksicht gegen die bevorrechteten Schichten der Bevölkerung, aber doch unter dem starken Einfluß französischer Ideen. In Preußen sahen Regierung und Volk mit Schrecken, wie unsicher ein Staatsbau gewesen war, welcher von den Leibern und der Arbeitskraft der Bauern so viel, von ihrer Seele so wenig in Anspruch genommen hatte. Mit dem Jahre 1807 begann in Preußen die große Umwandlung in den Verhältnissen der Landleute; die Auseinandersetzung zwischen Gutsherren und Bauern hat dort mit manchen Schwankungen und Unterbrechungen ein halbes Jahrhundert gedauert, sie ist noch nicht zu völligem Abschluß gediehen.

In diesem Zeitraum hat sich durch ganz Deutschland die Lage des Landmanns so verbessert, daß wohl kein anderer Fortschritt größer ist als der seine. Der Untertan eines Gutsherrn war, mit Ausnahme Mecklenburgs, wo noch mittelalterliche Zustände dauerten, zum freien Bürger seines Staates geworden, ihn und den Gutsherrn schützt und straft gleiches Recht, er sendet die Vertreter, nicht seines Standes, sondern des Volkes im Verein mit den übrigen Berufskreisen nach der Hauptstadt, er hat rechtlich überall aufgehört ein besonderer Stand im Staate zu sein, er hat in vielen Landschaften mit der Bauerntracht auch den alten Trotz abgelegt, er beginnt sich modisch zu kleiden und — zuweilen noch unbehilflich und in unholden Formen — an den Erfindungen und Genüssen moderner Bildung

teilzunehmen. Aber wie groß diese Umwandlungen auch sein mögen, sie sind fast überall in Deutschland doch noch nicht groß genug, um dem Landmann die Stellung zu geben, welche er in der Staatsgesellschaft, in dem bürgerlichen Verkehr, in der Landeskultur haben muß, wenn das Leben des Volkes nach allen Seiten den Eindruck von völliger Gesundheit und Kraft machen soll. Noch ist seine Teilnahme und sein Verständnis für die höchste irdische Angelegenheit des Mannes, für den Staat, viel zu wenig entwickelt, noch ist sein Bedürfnis nach Lehre und Bildung, im ganzen betrachtet, viel zu gering, noch hängen an seiner Seele im größten Teile des Vaterlandes einige von den Eigenschaften, welche langer Unterdrückung zu folgen pflegen, harte Selbstsucht, Mißtrauen gegen anders geformte Menschen, Neigung zu Rechtshändeln, Unbehilflichkeit und mangelhaftes Verständnis seiner politischen Rechte und seiner bürgerlichen Lage. Noch sind es auch bei den Seelen, welche den alten Bann gebrochen haben, häufig die Übergangsformen, welche ihnen ein besonders unfertiges und unbehagliches Ansehen geben.

Und noch steht die Landwirtschaft des deutschen Bauern, im ganzen betrachtet, nicht auf dem Standpunkt, welcher für eine frisch aufstrebende Entwicklung unserer nationalen Kraft notwendig ist. Wohl haben wir Grund, uns auch in dieser Richtung über große Fortschritte zu freuen. Fast überall sind einsichtsvolle Männer unablässig bemüht, auch dem einfachen Landmann das Neuerfundene, Maschinen, Sämereien, neue Vorteile beim Anbau zugänglich zu machen. In einigen begünstigten Gegenden unterscheidet sich die Ackerkultur der kleinen Wirte kaum noch von dem rationellen Betriebe größerer Mustergüter. Auch hat der deutsche Bauer in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung nicht ebenso wie der gedrückte Slawe den Trieb eingebüßt, für sich zu erwerben. Denn gerade seine hervorragenden Eigenschaften sind dauerhafter, regelmäßiger Fleiß und strenge Sparsamkeit, die Grundlagen für alles höchste irdische Gedeihen. Aber noch besteht in mehreren Landschaften die alte Gebundenheit der Dorffluren mit ihren Gemeindeweiden und allem Zwange, durch welchen sie den einzelnen zurückhält. Noch ist selbst das bewährte Neue dem Landmann deshalb peinlich, weil ihm bei aller Ausdauer die unternehmende Tatkraft zu sehr fehlt, und weil ihm die große Dürftigkeit seines Jugendunterrichts und seiner berufsmäßigen Ausbildung in der Tat schwer macht, Neues zu erfassen. So ist die Entwicklung des deutschen Bauern zu größerer innerer Freiheit und Tüchtigkeit zwar stetig, aber langsam. Diese Langsamkeit des Fortschritts setzt uns noch jetzt gegenüber bessergestellten Völkern Europas in Nachteil. Denn die Lage Deutschlands unter den Staaten Europas ist so, daß uns von der Entwicklung der eigenen Landwirtschaft, d. h. von der einsichtsvollen Tüchtigkeit und schöpferischen Kraft, welche bei dieser ersten menschlichen Tätigkeit sichtbar werden, jeder andere Kulturfortschritt abhängt. Wir haben keine Seeherrschaft, wir haben keine reichen Kolonien, wir haben keine unterworfenen Länder, welche uns die Erzeugnisse unseres Fleißes abnehmen müssen. Wenn dieser Umstand vielleicht eine Bürgschaft unserer Dauer ist, so erhöht er auf der anderen Seite auch die verhängnisvolle Wichtigkeit,

welche der deutsche Landmann und der Betrieb seiner Wirtschaft für die übrigen Kreise des deutschen Volkes hat.

Darum, wenn es erlaubt ist, zwei sehr verschiedene Stufen menschlicher Entwicklung miteinander zu vergleichen, darf man wohl sagen, daß der Bauer unserer Tage im Verhältnis zu den übrigen Kreisen des Volkes noch nicht das Selbstgefühl und die bewußte Kraft wiedergewonnen hat, welche vor siebenhundert Jahren in der Landschaft des Neithart von Reuenthal und des Meier Helmbrecht lebendig waren. Und wer uns aus dem Leben der Vergangenheit belehrt, wie das so gekommen ist, daß die Kraft der Nation vom flachen Lande in die Städte zog, und daß sich der Adel so hoch über seinen Nachbar, den Bauer, stellte, der möge sich doch sehr hüten zu behaupten, diese Herabdrückung des Landvolkes sei die natürliche Folge davon, daß neben der einfachen Landwirtschaft des kleinen Mannes höhere Bildungsstufen und kunstvollere Lebensformen aufgebaut wurden. Wer hinter seinem Pfluge über die Scholle schreitet, der wird selten Mitglied einer Genossenschaft sein, welche ihre gewinntragenden Unternehmungen bis in ferne Weltteile ausdehnt, er wird nicht den Homer in der Ursprache verstehen, er wird schwerlich das Werk eines deutschen Philosophen über Logik lesen und die leichte Unterhaltung eines modernen Salons kaum durch seinen Geist beleben. Aber die Ergebnisse der gesamten Bildung, dessen, was der Gelehrte findet, der Künstler bildet, der Gewerbtätige schafft, das muß in einer Zeit, wo das gesamte Volk mit voller Gesundheit arbeitet, auch dem einfachen Landmann von gesundem Urteil zugänglich, verständlich und wert sein.

Ist es notwendig, daß unser Nachbar, der Landmann, so selten ein gutes Buch liest und noch viel seltener ein Buch kauft? Ist es notwendig, daß er meist keine andere Zeitung zur Hand nimmt wie etwa das kleine Blatt seines Kreises? Ist es notwendig, daß ihm und leider zuweilen auch seinem Schullehrer unbekannt ist, wie ein Winkel bestimmt, ein Parallelogramm gemessen und eine Ellipse gezeichnet wird? Wer jetzt ein Gedicht von Goethe in die Truhe einer Bauerfrau legen wollte, der würde wahrscheinlich etwas Unnützes tun und einem „gebildeten" Zuschauer vornehmes Lächeln erregen. Muß das Schönste, das wir besitzen, dem größeren Teile unserer Nation unverständlich sein? Vor siebenhundert Jahren wurde doch das Gedicht von Meier Helmbrecht auch in den Dorfstuben verstanden, der Reiz seiner klangvollen Verse, die Poesie und die warme Beredsamkeit seiner Sprache. Und die Rhythmen und Weisen jener alten Tanzlieder des 13. Jahrhunderts, sie sind gerade so zierlich und kunstvoll wie nur die feinsten Verse in den Gedichten des größten modernen Dichters. Es gab doch eine Zeit, wo das deutsche Landvolk dieselbe lebhafte Empfänglichkeit für eine edle Poesie hatte, welche wir jetzt als Vorrecht der Gebildeten in Anspruch nehmen möchten. Noch spielt der böhmische Dorfmusikant mit herzlichem Behagen die Töne auf, welche das Genie von Haydn und Mozart melodisch verbunden hat; ist es notwendig, daß dem deutschen Bauer wenig andere musikalische Klänge vertraut sind wie die abgestandenen Weisen geist-

loser Tänze? Das alles ist nicht notwendig, noch starrt etwas von derselben Barbarei in unser Leben, welche wir aus der Zeit von Christian Garve mit Verwunderung erkennen.

Was wir aber zunächst als eine bis jetzt dauernde Schwäche des Bauern empfinden, das ist auch eine eigentümliche Schwäche unserer gesamten Bildung, welche etwas Überkünstliches erhalten hat, weil sie in verhältnismäßig kleinen und abgeschlossenen Kreisen der menschlichen Gesellschaft aufblühte, ohne die immerwährende Kräftigung und Regulierung, welche ihr die gesamte Volksseele durch empfängliches Entgegenkommen und warme Teilnahme gewährt hätte. Daß der Landmann durch so viele Jahrhunderte der gesellschaftlichen Kultur so fremd stand, das hat zunächst ihn schwach gemacht, aber auch die Bildung der anderen schwankend, übertrieben verfeinert, zuweilen unmännlich und unpraktisch.





XIII. Gauner und Abenteurer.

Wie der deutsche Teufel haben auch die Kinder des Teufels ihre Geschichte. In ihrem Kampfe gegen die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft werden auch sie von jeder großen Wandlung der Gedanken, Sitten und Lebensweise ihres Volkes getroffen.

Das alte Geschlecht der Fahrenden wurde durch die Reformation zum großen Teil beseitigt. Nächst dem Herrn Papst und den habgierigen Gastwirten in Rom hatte niemand größeren Grund, mißvergnügt in die neue Zeit zu blicken als die ungeheure Familie der Bettler, welche auf den Kirchhöfen lagen oder heischend durch die Länder zogen. Denn das Almosengeben hatte für den größten Teil Deutschlands aufgehört, im Sinne der Kirche „ein gutes Werk" zu sein, welches dem Spendenden den Pfad zum Himmel ebnete. Wer jetzt einem anderen spenden wollte, der hatte sich zu fragen, ob er dadurch auch in Wahrheit etwas Gutes erweise. Aber der neue Glaube nahm nicht nur den Almosen die alte Heilkraft, er brachte auch eine andere Ordnung in Städte und Dörfer, er hob die Macht der Landesherren und förderte eine Landespolizei, welche bedächtig über die Mauern der Städte und Dörfer hinaus auf die Landstraße wandelte und im Namen landesherrlicher Satzung dem Wanderer lästige Fragen stellte. Auch die fahrenden Schüler hatten aufgehört, seit die lateinischen Schulen bessere Zucht, einen wohlgeordneten Stundenplan und theologische Lehrer erhalten hatten, denen nicht mehr not tat, gestohlene Gänse mit den Bacchanten zu verzehren.

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wird der neue Polizeisinn mächtig. Die Schulen, welche Luther und seine Mitarbeiter überall eingerichtet haben, tragen ihre Frucht. Auch in den Dörfern des protestantischen Deutschlands werden etwa seit 1530 die Kirchenbücher regelmäßig geführt und Flurbücher neu angefertigt, der Schullehrer ist auch Gemeindeschreiber, und man sieht aus der sorgfältigen Handschrift und sachverständigen Behandlung lateinischer Redeschnörkel, welche in den Dorfakten häufig werden, daß der Schreiber die lateinische Schule durchgemacht hat. In dem mittleren Deutschland sind diese Schriftstücke der Dörfer bis zum Dreißigjährigen Kriege fast ohne Ausnahme weit sorgfältiger als von da ab bis zur Zeit unserer Großväter. Auch der kleine Mann, der sein Dorf verläßt, erhält einen

Heimatsschein, seinen Ausweis, welcher ihn der Gunst der anderen Gemeinden empfiehlt.

Freilich wurden die Landstraßen dadurch noch nicht sicher. Die Wegelagerer, welche auf Grund eines Fehdebriefes Bürger und Bauern belauerten, waren nicht sofort auszurotten, und es fehlte nicht an Verzweifelten, welche ohne Fehdebrief ihre Waffe gegen jedermann erhoben.

Durch das ganze Mittelalter waren die Räuber eine unvertilgbare Plage gewesen. Sie zogen sich zuweilen in Heerhaufen von vielen hundert Köpfen zusammen oder saßen in Banden auf der Schloßmauer räuberischer Edelleute. Von Luther ab ist ein zeitweiliger Wechsel in ihrer Haupttätigkeit zu erkennen, wie bei herrschenden Krankheiten. Sie werden vorzugsweise Mordbrenner. In längeren Zwischenräumen erscheinen ganze Banden von Brandstiftern, Drohbriefe werden gefunden, einem geheimen Zusammenhang der Banden wird eifrig nachgespürt. Am merkwürdigsten ist die Mordbrennerzeit von 1540—1542. Im mittleren Deutschland, besonders in dem Gebiete der protestantischen Häupter, des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen, erschien plötzlich fremdes Gesindel. Kassel, Nordheim, Göttingen, Goslar, Braunschweig (damals im Streit mit dem Herzog), Magdeburg wurden angesengt, Nordhausen zum Teil, Eimbeck bis auf den Grund verbrannt, dabei dreihundertundfünfzig Menschen; Dörfer und Scheunen wurden überall angezündet, freche Brandbriefe regten die Bevölkerung auf, endlich auch die Fürsten. Allgemein wurde das Geschrei, die katholische Partei habe mehr als dreihundert Mordbrenner gedungen, Papst Paul III. sollte den Rat gegeben, Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig sollte das Gesindel nach Sachsen und Hessen gesandt haben. Allerdings war dem gewissenlosen Herzog vieles Arge zuzutrauen, Papst Paul III. aber hatte gerade damals kaum ein näheres Interesse als das, die Protestanten schonend zu behandeln. Denn ernsthaft wurde von beiden Seiten an einer großen Aussöhnung gearbeitet, und in Rom die Sendung des Kardinals Contarini zum großen Religionsgespräch in Regensburg vorbereitet. Doch Angst und Zorn der Deutschen war anhaltend und groß. Überall spürte man nach den Brennern, überall fand man ihre Spuren, viele Haufen Gesindel wurden gefangen, peinlich verhört und gerichtet. Luther beschuldigte den Herzog Heinrich öffentlich des ruchlosen Frevels, der Kurfürst und der Landgraf verklagten ihn wegen Mordbrennens auf dem Reichstage vor dem Kaiser, und umsonst verteidigte er sich mit seinen Getreuen in seiner heftigen Weise. Zwar dem Kaiser, der damals vor allem inneren Frieden und Hilfe gegen die Türken suchte, galt die Schuld für unerwiesen, aber in der öffentlichen Meinung blieb dem Fürsten der Makel. Es ist möglich, aus diesen Streitschriften das Wogen und Wandern der damaligen Fahrenden zu erkennen. Die Aussagen der Verhafteten sind ungenau mitgeteilt, und es ist nicht zu entscheiden, wieviel die Folter in diese hineingedichtet hat. Aber einiges ist sehr deutlich, die Menge des Gesindels, ferner, daß sie — zum Teil — mit ihren Genossen in festem Zusammenhange stehen, daß sie keine stetigen Banden bilden, sondern

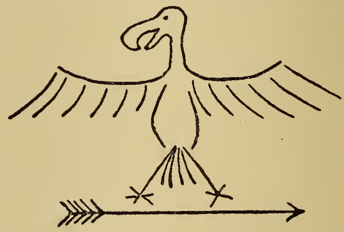


Mordbrenner Zeichen. 16. Jahrhundert.
(Mitteldeutschland. Um 1540/50. Nach Deutsches Museum. I. Jena, 1842.)



in alter (Albrecht Dürer) Manier in einem Zuge gezeichnet.





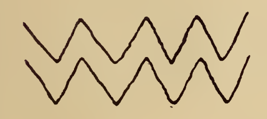
Zinken eines Vaganten namens Fuchs.
Wanderrichtung so, wie der Fuchs läuft.

Zinken eines Vaganten
namens Adler.

Gauner Zinken. 19. Jahrhundert.



Mordbrenner Zeichen. 16. Jahrhundert.
(Mitteldeutschland. Um 1540/50. Nach Deutsches Museum. II. Jena, 1843.)



Bissige Hunde!



Bloß Frauen im Haus.



Alarmglocken!



Hier ist Diebstahl lohnend.



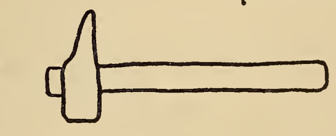
Hier ist nichts zu machen.



Schießwaffe im Hause.



Im Hause sind:
3 Kinder, 2 Frauen, 1 Mann.



Hier bekommt etwas. muß aber dafür arbeiten.

Gauner Zinken. 19. Jahrhundert.

Original Abbildung des Schinder Hanes Anführ er einer Räuber bande von 250 Mann



Form
der Sicherheitskarte die er Armen u
Reisenden ertheilt.

7.1801

d. i. auf teutsch
Vorzeiger dieses pasirt und re.
pasirt mit sicherm Gelait bis üb
er die (—) Grenze Vom Quartir
aus d. 27. Mart. 1802.

S Hanes

Der „Schinderhannes". (Flugblatt-Jahrmarktsdruck. Um 1802.)



Rinaldo Rinaldini.

(Holzschnitt aus einem Bilderbogen, „zu bekommen in Berlin, Adlerstraße Nr. 6", um 1820, der das berühmte Räuberlied aus Chr. Aug. Vulpius Roman: „Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann. Eine romantische Geschichte unseres Jahrhunderts. Leipzig, 1797" in einer Gesamtdarstellung illustriert. Die beigedruckten Zahlen beziehen sich auf die einzelnen Liederstrophen, von denen die letzte im Bilderbogen ausgelassen ist.)

1. In des Waldes finstern Gründen und in Hölen tief versteckt, ruht der Räuber bei den Linden, bis ihm (!) seine Rosa weckt.

2. Rinaldini, ruft sie schmeichelnd, Rinaldini, wache auf, deine Leute sind schon munter, längst ging schon die Sonne auf.

3. Und er öffnet seine Augen, lächelt ihr den Morgengruß, sie sinkt sanft in seine Arme und erwidert seinen Kuß.

4. Draußen bellen laut die Hunde, alles flutet hin und her, jeder rüstet sich zum Streite, ladet doppelt sein Gewehr.

5. Und der Hauptmann schön gerüstet, tritt nun mitten unter sie; guten Morgen, Kameraden! sagt, was giebt's denn schon so früh.

6. Unsre Feinde sind gerüstet, ziehen gegen uns heran, nun wohlan, sie sollen sehen, daß der Waldsohn fechten kann.

Laßt uns fallen oder siegen. Alle rufen: Wohl, es sey, und es tönen Berg und Wälder rund herum von Feldgeschrei.

7. Seht sie fechten: seht sie streiten, jetzt verdoppelt sich ihr Muth; aber ach sie müssen weichen, nur vergebens strömt ihr Blut.

Rinaldini eingeschlossen, haut sich muthig kämpfend durch, und erreicht im finstern Walde eine alte Felsenburg.

8. Zwischen hohen düstern Mauern lächelt ihm der Liebe Glück, es erheitert seine Seele Dianosens Zauberblick.

[9. Rinaldini! lieber Räuber! Raubst den Weibern
Herz und Ruh. Ach, wie schrecklich in dem Kampfe,
Wie verliebt im Schloß bist du!]

für die einzelnen Unternehmungen geworben werden, und zwar, wie sie mehrfach aussagen, von nicht erkennbaren Unbekannten um Geld, endlich, daß ihr geheimer Verkehr durch Zeichen vermittelt wird, welche sie an auffallenden Orten, Wirtshäusern, Wänden, Türen usw. einkratzen oder einschneiden. Diese Zeichen sind bisweilen uralte deutsche Personenbezeichnungen, welche als „Hausmarken" noch jetzt auf den Giebeln alter Gebäude zu finden sind, teilweise aber auch besondere Spitzbubenzinken. Darunter das besondere Zeichen der Fahrenden, der Pfeil, einst das ankündigende Symbol der Feindschaft; die Richtung seiner Spitze zeigt den Weg, den der Zeichner genommen, kleine Striche senkrecht auf ihm, oft mit Nullen darüber, geben wahrscheinlich die Personenzahl an.

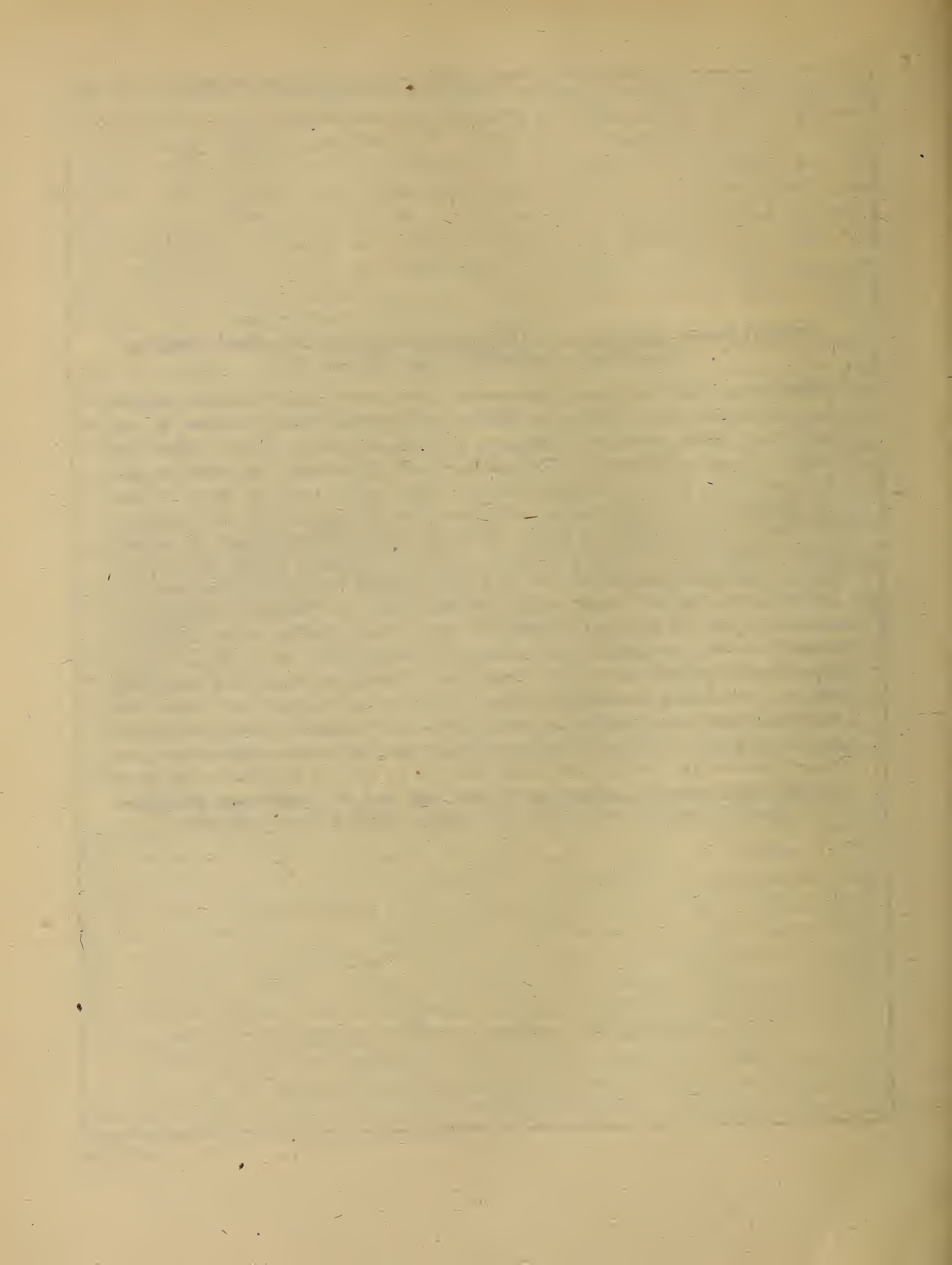
Der Krieg hatte das Gefüge der bürgerlichen Gesellschaft fürchterlich gelockert. Die alte Ordnung und Zucht der Deutschen schien beinahe geschwunden. Übergroß war die Zahl der Unglücklichen, welche Haus und Hof, Nahrung und Familie verloren hatten und heimatlos in ungastlicher Fremde umherirrten; nicht weniger zahlreich die Schar der Verdorbenen, die sich gewöhnt hatten, von Betrug, Erpressung und Raub zu leben. Dem ganzen lebenden Geschlecht war Aufregung zum Bedürfnis geworden, durch dreißig Jahre hatte das fahrende Gesindel von ganz Europa Deutschland zum Tummelplatz gewählt; viele seßhafte Leute, gelehrte protestantische Geistliche und angesehene Bürger waren mit Bettelbriefen in der Fremde umhergezogen und hungrig um die Lagerfeuer der Soldaten geschlichen, überall hat der Krieg Armseligkeit zurückgelassen und stille Mißachtung der heimischen Verhältnisse; nur in der Fremde war, so meinte man, noch staatliches Leben und Glück zu gewinnen; was nicht weit her war, galt nichts, und was aus der Fremde kam, wurde angestaunt. So geschah es, daß nach dem Frieden das Treiben der Glücksritter, Abenteurer und Betrüger eine sehr große Ausdehnung erhielt. Es ist bezeichnend für die folgenden hundert Jahre der Schwäche und Roheit, ein Gegensatz zu dem dürftigen verkümmerten Familienleben, in welchem sich das Gemüt des deutschen Bürgers zusammenzog.

Während des Krieges hatte das Einströmen der Gauner in die Heerhaufen beigetragen, den Soldaten zu verderben. Jetzt nach dem Kriege ballte sich das Gesindel wieder in Banden zusammen. Am Rhein, im Spessart, in Böhmen, in den Niederlanden bestanden große Genossenschaften der schändlichsten Bösewichter, ganze Dörfer waren von ihnen besetzt. Die Namen von Hannickel, Nickel-List, Lips Tullian wurden das Entsetzen zweier Menschenalter. Ihre Grausamkeit, ihre kühnen Wagnisse, ihre Kunst, zu verschwinden sträubten das Haar der Furchtsamen am Kachelofen des adligen Schlosses wie am Küchenfeuer der Dorfhütte. Eifrig wurde jeder Einbruch, jeder greuliche Mord besprochen, zuletzt barbarische Berichte über die Hinrichtung nebst den angehängten Warnungsversen mit Andacht gelesen.

Zu den einheimischen Umhertreibern kamen aber auch fremde. Wieder zog, wie im Mittelalter, der Strom italienischer Abenteurer durch Deutschland. Neben dem deutschen Spielmann schrie der welsche Theriakverkäufer[170], und bei dem Bär aus

Johann Jacob Christoph von Grimmelshausen, Der erste Bärenhäuter & Simplicissimi wunderliche Gaukeltasche. 1670.

(Erstausgabe. Nachbildung des Exemplares der Universitätsbibliothek Göttingen. Beispiel eines Volksbüchleins aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die beiden in ihm enthaltenen kleinen Schriften hängen nur äußerlich zusammen. Die erste dürfte die früheste literarische Fassung des Volksmärchens vom Bärenhäuter, das auch von den Brüdern Grimm in ihre Sammlung aufgenommen wurde, sein. Sie ist so in ihrer Art bezeichnend für die Übernahme mündlicher Überlieferungen durch das Schrifttum und deren weitere Wirkung in diesem. [Bekanntere spätere Bearbeitungen des gleichen Stoffes durch A. v. Arnim, Cl. Brentano, J. Kerner, S. Wagner.] Ähnlich wie das angebliche erste Bärenhäuterbildnis, das ein Landsknechtsbild eines Spielkartenblattes von Jost Amman zeigt, den älteren Holzschnittstockbeständen der Druckerei entnommen ist, entstammen auch die Bilder der ‚Gaukeltasche' einem Kartenspiele des gleichen Künstlers. Diese ist ein Vexierbüchlein, dessen Benutzung Grimmelshausen im 7. Kapitel seines ‚Springinsfeld' beschrieben hat. Mit weißem Papier durchschossen, ließ sich das dünne Heft als ‚Zauberbuch' ausgestalten. Man benutzte es als solches, indem man den Buchvorderschnitt leicht stufenförmig zackte, so daß der in das ‚Geheimnis' eingeweihte mit einem Griff ein bestimmtes Bild aufschlagen oder lediglich leere Blätter durch die Finger gleiten lassen konnte. Dieser Buchzauber, im 18. und 19. Jahrhundert zu einem Kinderspielzeug geworden, gehörte im 17. noch, wie auch die Beschreibung Grimmelshausens beweist, zu den Gaukel- [oder Zauber-] Künsten der Marktschreier.)



Der erste Beernhäuter/

Nicht ohne sonderbare darunter verborgene Lehrreiche Geheimnus/ so wol allen denen die so zuschelten pflegen/ und sich so schelten lassen/ als auch sonst jedermann (vor dißmal zwar nur vom Ursprung dieses schönen Ehren-Tituls) andern zum Exempel.
vorgestellet/

Sampt Simplicissimi Gauckeltasche.

Von

Illiceerato Ignorantio, zugenannt Idiota.



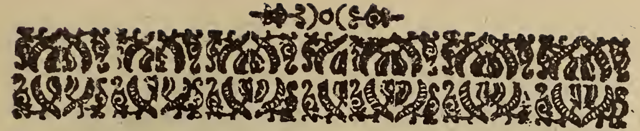
Gedruckt im Jahr/ 1670. 4°

Des ersten Bernhäuters Bildnus.

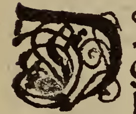


SO sah ich aus ich erster Beerenhäuter
Den Nahmen ich bekam vons Beeren-Haut
Den ich erschoß / daß mir nicht einmal graus/
Ob ich bekam gleich dazumal viel Neider
So hoch mein Ruhm vor Zeiten war gestiegen
So tief muß er im höchsten Schimpff jetzt liegen/
Man sibt hieraus/ was hoch geacht wird heut.
Das stürtzt der Neid in all zu kurtzer Zeit.

f. Procursicurius.



Vom Urſprung des Namens Bernheuter.



Je ſo den Urſprung deß teutſchgegebenen Schand-Namens Bernheuter
Per Ethymologiam ausecken wollen
haben vermeint/ daß vor alten Zeiten/ da die alten Teutſchen noch auf allerhand Heuten geſchlaffen/
die jenige zum Spott mit dieſem Namen genennet worden/
die immerhin aus Faulheit auf ihrer Bernhaut liegen blieben/ (gehrt.
und nie nichts tapffers auszurichten be-
Es mag ſein / mir gedenckt ſo weit hinaus nicht / daß ich Nachricht darvon geben könnte:
Aber auf dem Schloß Hohen-Roht hat ſich ein uraltes Gemählt gefunden/ davon auch beygefügtes Bildnus copiert worden/ mit nachfolgendem Bericht/ woraus dieſer Name entſprungen.
Im Jahr 1396. Als Sigismundus dama-

liger Ungarischer König / von dem Türckischen Kayser Celapino geschlagen worde/ Ist ein teutscher Lands-Knecht aus der Schlacht in einen Wald entronnen und darinn verirret;
Weil er nun noch darzu keinen Herren/ keinen Krieg/ kein Geld/ und auch kein Handthierung oder sonst einig Mittel wuste/ sich ins künfftig zuernähren / hatte er allerhand schwermühtige Gedancken!
Da erschien ihme ohngefehr und ehe er sich s versahe ein abscheuliches Gespenst oder Geist/ weis nicht obs der böse Feind selber gewesen oder nicht
und sagte wann er ihm dienen wolte / so wolte er ihm Gelds genug geben / und ihn endlich gar zu einem Herrn machen.
O Ja! Antwortet der Lands-Knecht
Aber mit dem Geding / daß mir solche Dienste an meiner Seeligkeit nicht schädlich seyen:
Ich muß aber auch zuvor sehen / sagte der Geist was du kanst/
und was du vor eine Courage habest/damit ich mein Geld nicht umbsonst ausgebe.
In dem er solches redet / kam ein grosser ungeheurer Beer daher geloffen/diesen sagte der

te der Geist schiesse vor den Kopff;
Der Lands-Knecht war nicht umbehend/ sonder traff den Beeren auf die Nase/ daß er über und über burtzelte
Da solches geschehen war / fieng das Gespenst oder der Geist an / mit ihm zu Capitulieren/ und sagte
Wann du mir dienen wilst / so mustu mir siben Jahr zu dienen versprechen/
und in demselbigen alle Nacht ein Stund schildwacht umb Mitternacht stehen.
Deine Haar und Bart weder kämpeln/ noch selbige wie auch die Nägel nicht abschneiden; Die Nase nicht schneutzen/ deine Händ und daß Angesicht nicht wäschen/ den Hindern nicht wischen/diese Beernhaut an statt deines Mantels und Betts brauchen/und niemal kein Vatter unser beten.
Hingegen will ich dich mit Comiss, Bier/ Taback und Brandtewein versehen / daß du kein Mangel haben solst/
und nach den siben Jahren einen solchen Kerl aus dir machen/ daß du dich über dich selbst verwundern wirst müssen.
Der Lands-Knecht gieng alles ein / und sagte zum Geist/alles was du mir zuunterlassen gebotten hast / habe ich von Natur

 mein

mein Tage niemal gern gethan; Jch wasch mich nicht gern/ ich bette nicht gern/ rc.
Nach geschlossenem Accord begehrte der Geist seinen Namen zu wissen / umb ihn in seine Roll die er bey sich hat zuschreiben/
Als er aber eines heiligen Namen nennete/ sprach der Geist/ dieser taug mir nicht; du solst Bernheuter heissen/ wegen der Beern-haut/ damit du heut begabt bist worden.
Darauff zog er dem Beern die Haut ab/ und machte seinem Neugebornen einen Mantel daraus.
Und führt ihn mit sambt derselben Haut und aller seiner übrigen Bagage durch die Wolcken auf sein Lust-Haus dahin
Welches öde Schloß von dieser wunderbaren Fahrt / seinen Namen bekommen haben soll;
Daselbst versahe der Lands-Knecht seine sibenjährige Dienste/
und wurde in solcher Zeit
von Haut/ Haar/ Bart und Nägeln/ ein solcher abscheulicher Unflaht/
daß er dem Geist selbst ähnlicher sahe als einem vernünfftigen Menschen/
der nach GOttes herrlichem Ebenbild erschaffen worden/

sonder-

sonderlich wann er an statt eines erbarn Mantels seine liebliche Bernhaut umb sich hatte:

Dann seine Haar wurden lauter Höllen-Zöpff / die ihm umb die Achseln herumb hiengen wie Indianische Schaffschwäntze; Sein Bart war S. H. von Rotz / Geiffer und andern Unlust in einander gebicht/wie ein grober Filtzhut/ seine Nägel hatten eine Gestalt wie Adlers-Clauen/ und sein Angesicht lag so voller mistigem Unflaht/ daß man dem gemeinen Sprichwort nach/gar wol hette Rubsamen hinein säen können.

Nach dem er aber die siben Jahr bey nahe überstanden hatte/ kam der Geist von sich selbst/ und deutet ihm an / daß es nun mehr Zeit war/ einmal mit ihm abzurechnen.

Und ihn der Gebühr nach auszuzahlen.

Doch steckte er ihm zuvor seine Hosensäcke voller Ducaten und Pistolen/

und befahle ihm sich lustig zu machen / und kein Geld zu sparen/

sondern zu thun und zu lassen was seinem Hertzen geliebte / und dem Geld wehe thät.

Aber dergestalt/ daß er aus den Schrancken des getroffenen Accords:

Und seiner bißherigen Gewonheit nicht schreiten solte;

 Weil

Weil seine siben Jahr noch nicht vollkomm-
lich verflossen waren / in denen sie sich zu-
sammen verbunden:
Der Lands-Knecht gehorsambte;
Da ihn aber wegen seiner greulichen Ab-
scheulichkeit niemand aufnemen wolte/
wurde er traurig;
Nach dem er aber auch von einem Würth/
deren Profession ist / dem Frembden umb
die Gebühr Kost und Herberg mitzuthei-
len/ abgewiesen wurde/
zeigte er ihm aus dem einen Hosensack eine
Handvoll Ducaten/ und aus dem andern
eine Handvoll Duplonen/ und wurde dar-
auf dessen willkommener Gast.
Der Würth logierte ihn in ein besonder
Zimmer/ in welchem er ihn auch absonder-
lich tractirte/
damit andere Gäste ab seiner heslichen Ge-
stalt kein Abscheuens haben:
noch ihm seinentwegen die Herberg in kein
böß Geschrey bringen solten/
In demselben mästete sich der Bernhäuter
von des Geistes Gelde aus
biß der Geist einen Edlen Herren vom Lan-
de auf der Reiß begriffen zu sein wuste/ der
in selbiger Herberg einkehren würde;

Da

Da kam er bey Nacht und mahlete in selbigem Zimmer alle Contrafet nach dem Leben/ der berühmtisten Personen / so seit Erschaffung der Welt gelebt hatten.
Als des Kains/ Lamechs/ Nimbrots/ Nini/ Koroastris/ der Helenæ/ der Troianischen und Griechischen Fürsten/ nicht weniger Sesostris / Nabuchodonosoris/ Cyri/ Alexandri Magni/ Julii Cæsaris/ Neronis/ Caligulæ/ des Mahomets &c.
Ja so gar auch deren Bildnus so noch in die Welt kommen sollen/ als der Wiederchristē und anderer/ &c.
Worüber sich der Würth nicht unbillich verwunderte;
Vornemblich als der Bernheuter ausgab/ er hette diese Gemählte selbst verfertigt.
Als nun angeregter edle Herr gegen Abend seine Herberg dort nam/ und seinen Würth der ihm bekannt war/ fragte/
Was Neus?
Erzehlte er ihm alles was er von seinem selzamen Gast wuste und nicht wuste/ als seinen wunderlichen Auffzug;
seine grosse Kunst in der Mahlerey/
und das er Gelds vollauf hette.
Der Herr antwortet / ich muß diß ohngewöhn=

wöhnlich Wunder morgen auch sehen/ sonst werde ich euch/ was ihr mir gesagt schwerlich glauben.

Wie er des Morgens frühe selber sahe/ was er gehöret hatte/ befande sich zwischen ihm und dem Würth kein anderer Unterscheid/ als daß er die Kunst der Mahlerey besser als jener verstunde

und sich dannenhero auch beydes über die kunstreiche Hand und die Arbeit selbst mehrers zu wunderte/

dann ihre Perfection war ohnvergleichlich! und in dem er sahe/ das sich viel Contrafet mit denen künstlichen Antiquiäten verglichen die er allbereit anderwertlich gesehen/ glaubt er daß die übrige auch dem jenigen gleich sahen/ deren Bildnus sie repræsentiren/ und die er bißher noch nicht gesehē.

Er fragte den Bernheuter

ob er solche Arbeit gemacht hette? derselbe aber fragte hinwiderumb/ wer sonst?

Der Herr sagte hierauf/ so mustu viel wissen/ wann du auch die Gestalten der künftigen Menschen zuentwerffen weist/

Allzeit! antwortet der Bernheuter/ weiß ich mehr weder mancher vermeint;

Der Herr fragte/ wer bistu?

Jener

Jener antwortet/ ich bin der Oberst Bernheuter/ ein Soldat von Fortun/
und hab mich neulich im Krieg wieder den Türcken brauchen lassen.
Weil nun dieses ein neuer und noch kein schändlicher Namen war/ fragte ihm der Herr auch nicht weiters nach.
Sondern sagte / ich hab drey Töchter von gleicher schöner Gestalt/ welche auch ihre Mutter ihrer Aehnlichkeit wegen offt selbst voreinander nicht kennet.
Ich will dich solche sehen lassen/
wirstu nun wissen welches die Aelteste/ die Mittler und die Jüngste sey!
So will ich dir eine davon zum Weib geben/ welche du under ihnen haben wilst.
wo nicht/ so solstu sambt deinem Vermögen mir zum Eigenthumb verfallen sein.
Da der Bernheuter dessen zufrieden/
nahm ihn der edle Herr mit heim/
ihn seine Töchter zu solchem Ende sehen zu lassen!
Der Geist aber erschien ihm wieder und sagte zum Bernheuter
Wisse dieser Herr pflegt auf solche Fäll die Jüngste in die Mitte/und die Aelteste auf der lincken/die Mittlere aber auf ihre rechte Seite zu stellen.
Als er nun auf solchen Unterricht sagen konnte/ welches die Erst/ die Ander und Dritte war/
zumalen die Jüngste zum Weib begehrt/
schwur der Herr alsobalden
er wolte seine Paroln halten / wie es einem ehrlichen Cavallier gebühre
Gott geb was die Mutter darzu sagte/
und wie sich sein Kind darzu bequembte/

Er wolte auch die Hochzeit gleich für sich gehen lassen/
ehe ein ander Gewirr drein käme/
aber der Bernheuter wolte nicht/ sonder wendet andere Geschäfften vor/
doch mit Versprechen bald wieder zu kommen
und da er einen kostbaren Ring der hierzu gemacht war/ von einander geschraubt: und ein Theil darvon seiner Braut gegeben hatte/ gieng er seines Wegs.
Die Jungfrau Hochzeiterin aber kleidet sich vor Traurigkeit schwartz/
und wünschte vergeblich lieber allein zu leben/ als sich mit dem abscheulichen Bernheuter zuverehlichen.
Aber was halfs? Ihr Herr Vatter wolts also haben
Ihre Schwestern gönneten ihr diesen Heuraht/
sie verierten sie täglich mit ihrem schönen Hochzeiter/
und erneuerten damit stündlich uñ täglich die Wunden ihres ohne das traurigen Hertzens/ welches sie doch alles durch Gedult überwande.
Der Geist kam hingegen wieder/ und führte den Bernhäuter in den Rhein ins Bad/
er richtet ihm seine Haar/ und beschor selbige sambt dem garstigen Bart auf die neue Mode
und zieret ihn der gestalt auf/ durch besondern Anstrich/
das er dem schönsten Cavallier vergliche.
Jetzt gehe hin nach N. (sagte er zu ihm) und mondiere dich wie ein rechter ehrlicher Obrister
und lebe wie ein Herr/
Ich will meine Schätze aufthun/ die ich hierumb vergraben habe/
und dir Gelds genug hierzu geben.
Weil nun dem Bernheuter kein erwünschterer Befelch hett kommen können/ war er desto gehorsamer.

Er hielte sich mit schönen Pferden / herrlichen Gutschen/ köstlichen Kleiden und vielen Dienern Livree/ wie ein Gros-Vezier
und da es dem Geist Zeit sein däuchte / stellte er sich wieder ein und sagte zu ihm/
Jetzt fahr hin und vollziehe deinen Heuraht/
und damit er desto reicher erscheinen konnte;
füllete er ihm beyde Gutschen Küsten voller Geld/ welches er ihm beydes zur Beschuldigung und zum Heuraht-Gut mit gab;
Also machte er sich auf die Reiß / und schickte einen Trompeter voran/ seinen künfftigen Schwer/ neben Vermeldung seines Diensts und Grusses anzuzeigen/ daß ein stattlicher Cavallier auf dem Weg begriffen were/ ihme zu zusprechen/ und seinem Frauenzimmer gebührend aufzuwarten;
Mit einem Wort/ eine aus seinen Töchtern zum Gemahl zubegehren/
wofern er anderst gelitten werden möchte/ und keine Ungelegenheit machte.
Als er nun die höfliche Antwort bekam/ das er ein lieber Gast sein würde/
Ist er mit seiner Suitte prächtig eingezogen/
und wol empfangen:
auch zu Bezeugung mehrerer Willfährigkeit oben an die Tafel zwischen die beyde älteste Töchter gesetzt worden;
Welche sich auch ihm zugefallen/ weil ihn jede zubekommen verhofft/ trefflich geschmückt hatten.
Die Jüngste aber behalff sich unden an der Tafel/ wie ein Turtel-Täublein/ daß seinen Gemahl verlohrn/ sintemal sie als eine Versprochene/ keine Hoffnung schöpffen dörffte/

diesen

diesen ansehnlichen Herrn zubekommen/
wessentwegen ihr die Schwestern mit den Augen manchen hönischen Blick/ und mit Worten mänche empfindlichen und verächtlichen Stich gaben/
welches ihr tieff ins Hertz geschnitten.
Als nun der Bernheuter nach Vorweisung seines vielen Golds/ daß Jawort:
und under den Töchtern von Vatter und Mutter die Wahl bekam / zumalen noch jede/ von den ältesten Schwestern ihn zubekommen vestiglich verhoffte offenbarte er sich der Jüngsten/ durch ein Stück des voneinander geschraubten Rings
davon er ihr hiebevor ein Theil zugestelt;
So hoch nun diese hierdurch erfreuet wurde
so sehr erschracken hingegen jene beyde/ als sie sich ihrer Hoffnung so gähling beraubt sahen;
Sie wurden so bestürtzt / daß sie nicht mehr wusten was sie thäten / und ihre Eltern wurden so erfreut/ über der einen Tochter Glück
daß sie der andern beyden Anligen nit wahrnahmen;
Welche zugleich vor Schamhafftigkeit und dem Neid gegen ihrer Schwester angefochten wurden/
Also daß sich die eine selbst erhenckt/
die ander aber in einen Brunnen stürtzte;
Also/ sagte der Geist/ der dem Bernheuter gantz frölich erschiene/ nun haben wir miteinander ausgefischt du hast eine und ich zwo von den Töchtern bekomen/ die hiebevor ihr Vatter manchem ehrlichen Cavallier versagt.
Mein Hochgeehrter und Respectivè Grosgünstiger lieber Leser neme vor dißmal hiemit verlieb/ und urtheile aus dieser Erzehlung was er will ; Alsdann werdt ich verhoffentlich mit der Erläuterung hernach kommen E N D E.

Simplicissimi wunderliche Gauckel-Tasche

Allen Gaucklern/Marckschreyern/Spielleuten/in Summa allen denen nöhtig und nützlich / die auf offenen Märckten gern einen Umbstand herbey brächten/oder sonst eine Gesellschafft lustig zu machen haben.

Verwunderlich und lustig zusehen.



Entworffen/
durch obigen Autorem.

Gedruckt im Jahr/ 1670.

An die Umstehenden.



Herbey/ wer will sein Glück zuvor gewißlich wissen/
Herbey/ die Müh wird ihn warhafftig nicht verdriessen.
Er blätere herumb / Er suche hin und her/
Wann er dann findet das/womach steht sein Begehn
So ist es mehr als gut/ wann aber sollt geschehen
Daß er auf einem Blat das Jenige muß sehen
Was ihme nicht gefällt / so schweig er dannoch still/
Wann er unausgelacht vom Umstand bleiben will.

Gebrauch dieses Buchs / so in der Lincken Hand gehalten werden soll.



WAnn der Artifex seine Kunst wissẽ will / so fasset er mit seinen rechten Daumen den Griff mit N. 1. laß die Blätter nach einander herumb schnappen / so erscheinet nichts als weiß ; ist dañ irgends einer unter dem Umstand / der entweder gelehrt oder andächtig ist / so lässt er denselben in das zugethane Buch blasen / ergreifft den Griff mit No. 2. gezeichnet / laß die Blätter abermal herumb schnellen / so sihet man sonst nichts als diese Schrifften / alsdann mag der Artifex sagen / der so hinein geblasen / sey ein gelehrter oder andächtiger Mann / alsdann bläst er selbst auf das Buch / ergreifft widerum No. 1. und zeigt der Gesellschafft widerumb eitel weisse Blätter / ist ein reicher unter dem Umstand / den läst er abermal auch wie den Vorigen an das Buch blasen / folgens ergreifft er No. 3. und zeiget dem Reichen daß er viel Geld habe / hernach bläset er selbst wieder durchs Buch / und weiset dem Umstand mit No. 1. nur die weisse Blätter ; Ist dann einer unter dem Hauffen / der ein Sparren zu viel oder zu wenig hat / den lasse er hineinblasen / und weise ihm hernach durch No. 4. seine Brüder / aber er zeige sie einem solchen / daß es keine Stösse setze / dann wann solches geschehe / so will ich keine Schuld davon haben. Dunckt den Artifer es sey ein Soldat oder Balger vorhanden / oder aufs wenigst ein solcher / der vor einen Helden gehalten seyn will / den lasse er ins Buch blassen / und weise ihm vermittelst No. 5. lauter Gewehr und Waffen / und sage / diß ist ein Kerl der Lust

zum Krieg hat/ꝛc. Hernach blase er selbst wieder ins Buch und weise durch No. 1. abermal nur weisse Blätter; Ist aber ein Sauffer/ oder Zech-Bruder vorhanden/ den lasse er in das Buch blasen/ und weise ihm No. 6. seine geliebte Trinck-Geschirr/ hernach blase er selbst ins Buch/ und zeige ihm abermal nur weisse Blätter; Ist dann ein Jungfer Knechtla bey der Gesellschafft/ den lasse ins Buch blasen/ und zeige ihm durch No. 7. daß er eitel Knaben und Jungfrauen ins Buch geblasen/ welchs eine Anzeigung sey/ das er gern löffele/ dautze/ꝛc. Hernach bläst er abermal wider selber in das Buch/ und zeiget mit No. 1. abermal nur die weisse Blätter dem Umstand/ und so einer vorhanden/ der gern spielt/ den läst er ins Buch blasen/ und weiset ihm hernach durch No. 8 die Karten; Bläst hernach selbst wieder ins Buch und zeiget abermal nur weisse Blätter; Wann aber der Artifex die Leute zuvor nicht kennet/ so wird er ja so thum nicht sein/ daß er nicht etwas aus dem Gesicht/ Kleidern oder Alter abnehmen könnte; Als zum Exempel. die Alten haben eher Geld als die Jungen/ da hingegen diese gern löfeln / wann du nun recht hiermit procedirn wirst/ so wird man dich wol vor kein Haasen halten/ viel weniger glauben / das du ihrer noch mehr machest/ gehab dich wol.



Die Geitzigen und





Ortus Occasus

Du hast deine Lust am Geld/
　An den Thalern und Ducaten/
Welche hoch acht alle Welt/
　Welche mir und dir nicht schaden
Doch halt gäntzlich ich darvor/
　Daß der Geitz dich eingenommen/
Laß nach/ ich sag dirs in Ohr/
　Du wirst sonst Unglück bekommen.

Karger

Mauschale betreffend.

☿ ♄, J, ⁓, ♉, ♃, ⚯



Karger Jud! Wiltu mehr Gold
 Auch aus meinem Buch erpressen?
Das ich selbst gern haben wolt:
 Du kommst mir vor sehr vermessen.
Laß darvor die güldnen Stück
 Springen/ die du eingeschlossen/
Diese laß mir hier zu rück/
 Sonst machstu mir schlimme Posse.

Die Possenreisser und

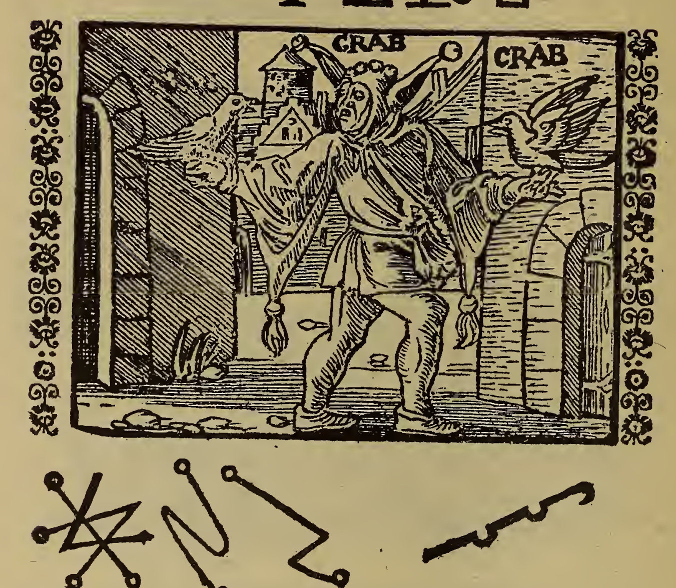
n,E,X w,V,H,o,x·I



Du hast gewiß zuviel ein Sparren/
Weil sich dir hier lauter Narren
Unversehens stellen für/
Doch getrost! in diesen Orden
Sein schon viel geschrieben worden/
Du bists nicht allein/ glaub mir
Allenthalben sie herkommen/
Du bist auch nicht ausgenommen.

Will=

ב'P'I'E'b



Willkommen lieber Cammerad!
Es ist ja vor dich nicht schad/
    Wann du dich gleich liest einschreibē
    Die Zeit mit uns zu vertreiben/
Ey betrachte uns doch recht/
Lieber unser groß Geschlecht
    Du darffst dich je gar nicht scheuen
    Es wird dich niemals gereuen.



Du hast ein hertzhafft Geblüte/
Hörest nicht gern viel von Güte/
Vor Musqueten und Cartaunen
Pflegestu nicht zuerstaunen/
Auf den Degen hältstu viel/
Du liebst hoch des Martis Spiel/
Halt dich wol/ es kan sich schicken
Daß dir all mein Thun mög glückē.



Du hast deine Freud in Waffen/
Auf Musqueten / Puffen/ Paffen
Ist dein gantz Hertz hingericht/
Deine Hoffnung treugt dich nicht/
Ich hab von dem Glück vernommen/
Daß du werdest wol ankommen
Führ den Degen nur fein frisch
Daß der Feind dir nicht entwisch.

5



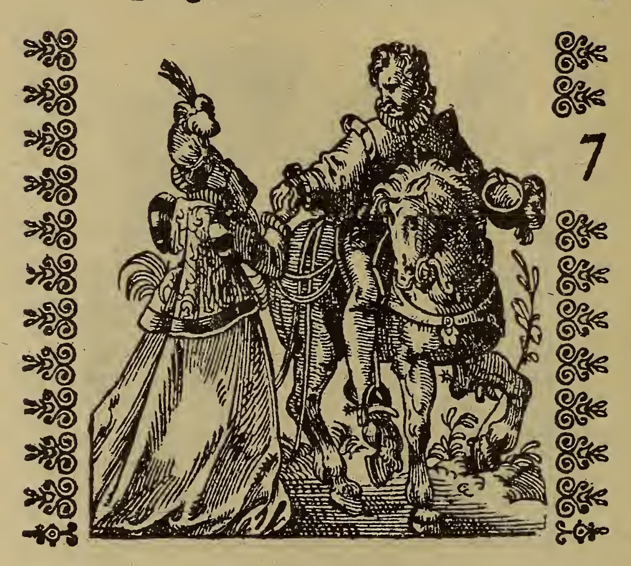
Gott segn es lieber Bruder!
Thue mir fein bald bescheid/
Es ist warlich gar ein guter/
Ich sing drein mit Hertzens-Freud.
Wie ist? will der Wein nicht schmecken?
Mir pflegt er Freud zu erwecken/
Du giebst meinem Hertzen Krafft.
Ey du edler Reben-Safft/



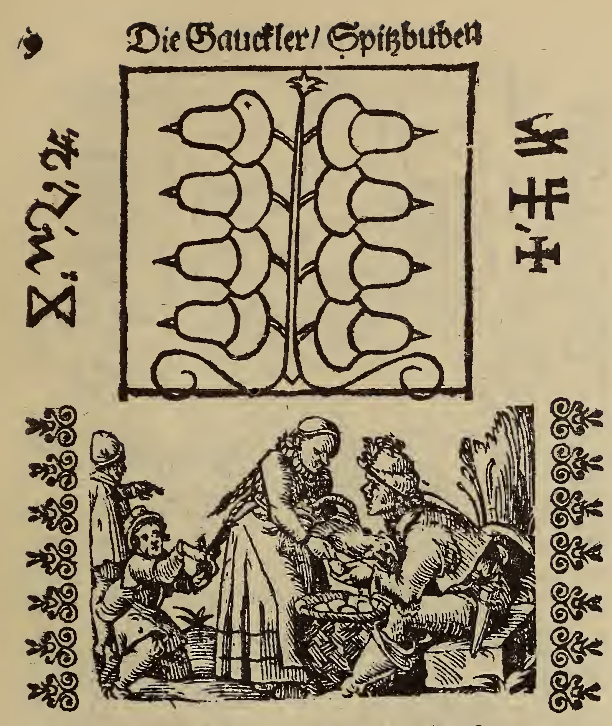
Ich hab dirs gleich angemercket/
Daß der Trunck dich trefflich stärcket:
Drumb bring ich dir jetzt eins zu/
Trinck es aus biß auf den Grunde/
Kriegst du gleich im Hirn ein Wunde/
Hastu doch drauf gute Ruh.
Sie macht dir nichts mehr zu schaffen/
Wann der Rausch ist ausgeschlaffen.



O du schöner Jungfern Knecht!
Du kommst jetzund eben recht
Es gibt was zu Cortesiren/
Ich will dich gar recht anführen/
Aber sihe dich wol für/
Daß dein Schatz dich nicht verführ/
Sitzestu auf die Leimstangen
So bist plötzlich du gefangen.



Hat die Liebes-Kranckheit dich
Gantz besessen/ gleich wie mich
    Ey wol! geh behutsam nur
    Daß man nicht kom̃ auf die Spur/
Laß den Hasen ja nicht blicken/
Du musts wissen zu verzwicken/
    Wiltu handeln recht gescheid/
    Ey so gehe nicht so weit.



Trumpfen/ letzten Stich/ Pickieren
Bald gewinnen/ bald verlieren/
    Ist dir ein gemeine Sach;
Spessern/ Quenzen/ und Labeten
Halff dir oft aus vielen Nöhten/
    Bracht dir auch oft Ungemach/
Man schlug dich oft auf die Taschen/
Wollen wir ietzunder Naschen?



Eichel/ Schellen/ Grün und Hertz
Bringē dir bald Freud/bald Schmertz.
Bald gehts: Jetzt hab ich gewonnē;
Bald heists: mein Geld ist zeronnē;
Sags nur meiner Frauen nicht
Was hier bey dem Spiel geschicht/
Sie möcht tretten sonst ins Mittel
Und mir lesen ein Capitel

Der Autor an den Käuffer/ und sonst Jedermann.

Es ist in der Lebens-Beschreibung des Weltberuffenen Abentheurlichen Simplicissimi zusehen/ dz er sich offt vor einen



Artzt ausgeben; aus tringender Noht/ durch solch Mittel seinen täglichen Unterhalt zu schöpffen; Weil er aber weder Affen noch Fabionen noch Meer-Katzen/ viel weniger einen Hans Wurst oder kurtzweiligen Schalck vermocht/ das Volck dardurch zu seinem Stand zu bringen; Als hat er sich dieses gegenwärtigen Buchs/ wie einer Gauckel-Taschen gebraucht/ dem Volck daraus wahr gesagt/ manche Kurtzweil dardurch angerichtet/und sich überaus wol darbey befunden; Als man ihm aber in die Karte gesehen/und nunmehr er selbst solche seine Profession abgelegt hatte/seynd ihm etliche seiner guten Freund angelegen gewesen/die auch nicht abgelassen haben/ biß er dieses sein wunderbarliches Gauckelbuch heraus gegeben/ damit sich auch ohne ihn ehrliche und lustige Köpffe in ihren Zusammen-Kunfften mit einander dardurch ergötzen könnten Vale.

Das

Des Autoris Poetische Erinnerung/ an den Leser.

Durch dieses Büchlein hab ich sehr viel Geld erschnappet
Besonders wann ich oft ein Simplen Kerl erdappet.
Versuch es auch einmal/ gewiß es reut dich nicht
Wann deine Kunst mit Maaß zu rechter Zeit geschicht.
Mann lebt doch in der Welt/ muß sehn wie man sich nehret/
Daß man der Hungers-Noht und des Durstſs sich erwehret.
Wann in den Schrancken bleibt der Lust/so iß es gut/
So machstu/daß man dir stets alles Gutes thut.

E N D E.



Böhmen trotteten die Kamele aus Afrika. Venetianische Wundermittel, die Lappenjacke, Larve und Filzmütze der italienischen Narren wanderten über die Alpen und wurden als neues Torenwerk zu unserem alten Vorrat gefügt.

Von dem Treiben solcher fahrenden Leute hat der Italiener Garzoni in seinem Buch „Piazza universale“, einer Beschreibung aller Künste und Handwerke seiner Zeit (Venedig 1610. 4.), ein ergötzliches Bild gegeben. Sein Werk wurde im Jahre 1641 von Matthäus Merian unter dem Titel: „Allgemeiner Schauplatz aller Künste, Professionen und Handwerke“ ins Deutsche übertragen. Die Schilderung des Italieners zeichnet in der Hauptsache auch die Verhältnisse des südlichen Deutschlands nach dem Kriege. Daraus wird das Folgende nach Merians deutscher Überarbeitung mitgeteilt.

„Die wandernden Komödianten sind in ihren Gebärden unhöfliche Esel und Ruffianer, die sich bedünken lassen, sie hätten es gar schön ausgerichtet, wenn sie den gemeinen Haufen durch ihre groben Zoten zum Lachen bewegen. Ihre inventiones sind so, daß man wohl die Kröten damit vergeben möchte, und reimt sich alles aufeinander, wie eine Faust auf ein Auge; sie fragen nichts danach, wenn sie nur das Geld erhalten mögen, wozu sie genugsam geschliffen und abgerichtet sind. Und wenn sie auch leicht etwas Grobes beschneiden oder bemänteln könnten, so lassen sie sich bedünken, sie täten ihren Sachen kein Genüge, wenn sie es nicht auf das allergröbste herausstießen: derohalben die Comödia und die ganze Ars comica in äußerste Verachtung bei ehrlichen Leuten geraten ist, und werden die Herren Komödianten aus etlichen Orten verwiesen, durch öffentliche Gesetze und Statuten verachtet und von ganzen Gemeinden verhöhnt und verspottet. Wenn die guten Herren in die Stadt kommen, dürfen sie nicht wohl bei einander bleiben, sondern müssen sich in unterschiedliche Wirtshäuser verteilen, die Frau kommt von Rom, der Magnifikus[171] von Venedig, die Ruffiana von Padua, der Zani von Bergamo, der Gratianus von Bologna, und sie müssen etliche Tage lang umherlaufen, bis man die Erlaubnis heraus erbettelt, wollen sie sich anders mit solcher ihrer Hantierung durchbringen und ernähren; da sie doch bei denen, die sie kennen, schwerlich ankommen können, sintemal jedermann der Unfläter überdrüssig ist, und wo sie einmal hinkommen, da riecht es noch eine geraume Zeit nach dem Unrat, den sie hinter sich lassen.

Wenn sie aber in eine Stadt kommen und ihnen zugelassen worden ist, ihre Possen zu machen, dann lassen sie sich mit Trommelschlagen und anderm Feldgeschrei hören, mit Anschlägen, daß diese oder jene Herren Komödianten angekommen seien, dann geht die Frau in Mannskleidern der Trommel nach, mit angegürtetem Degen, und wird das Volk an allen Orten geladen: ‚Wer eine schöne Comödiam sehen will, der komme an diesen oder jenen Ort.‘ Dahin kommt denn das vorwitzige Volk gelaufen, wird um drei oder vier Kreuzer in einen Hof gelassen, da findet es ein aufgeschlagenes Gerüst und ordentliche Scenas. Zuerst geht eine herrliche Musica vorher, als wenn ein Haufen Esel zusammen schrien; dann kommt ein Prologus

wie ein Landläufer aufgezogen; danach kommen die schönen und übel gezierten Personen, die machen ein Gekäk daher, daß jedermann anfängt, die Zeit lang zu werden, und wenn vielleicht einer lacht, so geschieht solches vielmehr über die Einfalt der Zuschauer, als daß er etwas findet, was lachenswert wäre. Da kommt ein Magnifikus, der nicht drei Heller wert ist; ein Zani, der zwar das Beste tut, besteht aber wie eine Gans, die durch einen tiefen Dreck watet; ein Gratianus, der die Worte herausdrückt, als wenn er salva venia auf dem heimlichen Gemach säße, eine unverschämte Ruffiana. Ein Buhler, dem man überdrüssig wird, länger zuzuhören; ein Spagnoll, der nichts anderes weiß zu reden als sein mi vida oder mi corason; ein Pedant, der allerhand Sprachen ineinander vermengt; ein Buratinus, der keine andern Gebärden weiß als seinen Hut oder Haube in der Hand umherzudrehen. Die vornehmste Person ist so beschaffen, daß sie weder zu sieden noch zu braten taugt, so daß die Umstehenden alle miteinander ermüden und sich selbst verlachen müssen, daß sie solchen nichtigen Possen so lange zugehört haben. Und die müssen wohl müßige Leute oder übergroße Narren sein, die sich zum andern Mal dahin verleiten lassen, da doch die Untüchtigkeit der Schauspieler in der ersten Comödia, die sie gehalten, genugsam bekannt und beschrien worden, so daß auch um ihretwillen andern ehrlichen und tüchtigen Leuten desto weniger vertraut wird.

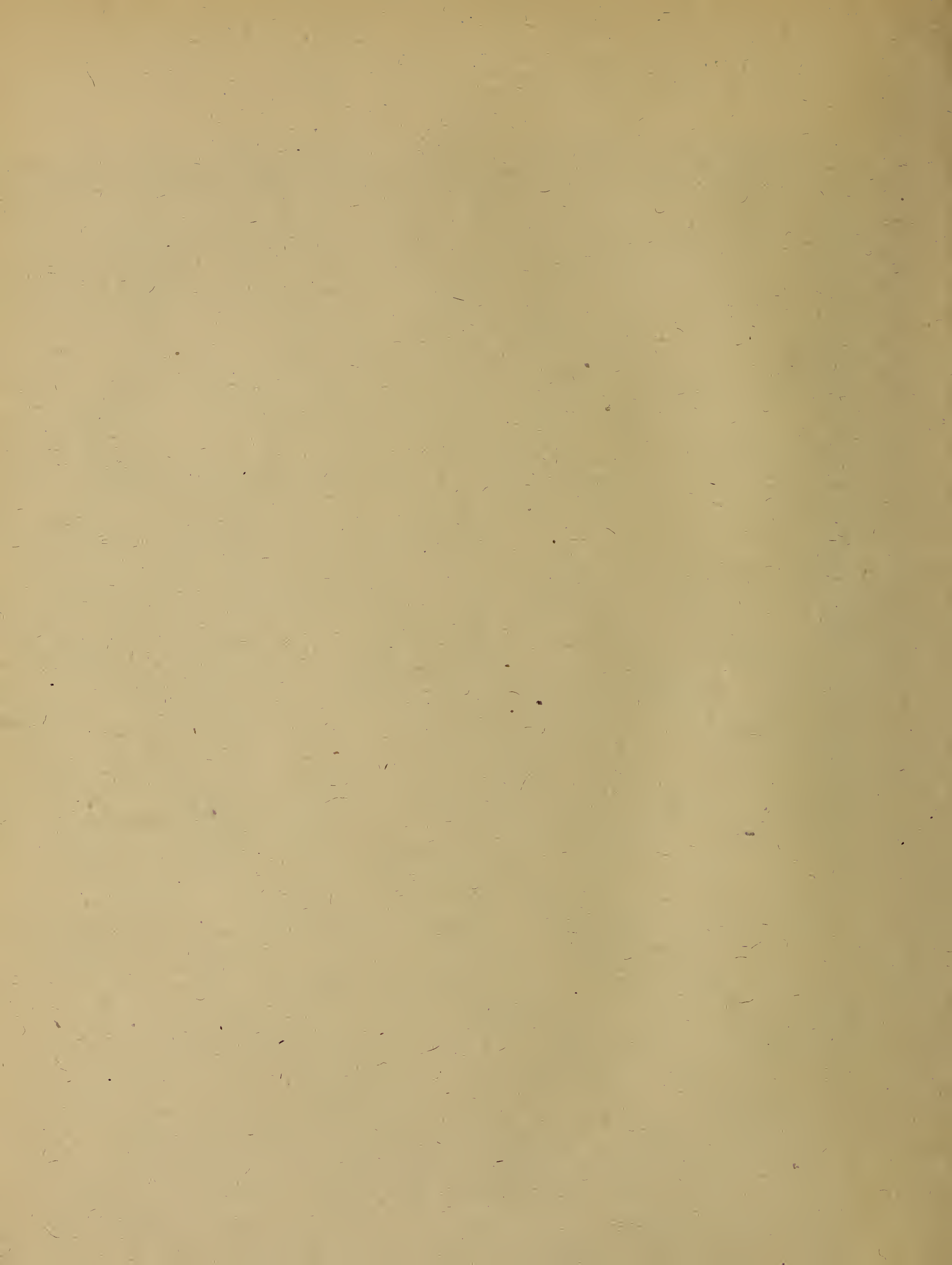
Es gehn heutigen Tages viel andere wirkliche Schauspiele fast auf allen Märkten, Plätzen und Messen in Schwang, nämlich die Schauspiele der Ceretaner, Theriakskrämer und anderer dergleichen Gesellen. Sie werden aber in Italia Ceretani genannt, weil sie vermeintlich in einem Flecken in Umbria nicht weit von Spoleto, Cereto genannt, ihren Ursprung und Anfang haben und hernach allgemach in solchen Kredit und Ansehen gekommen sind, daß sie, wenn sie sich hören lassen, einen größern Zulauf bekommen als der beste Doktor der freien Künste, ja als der beste Prediger, der jemals eine Kanzel betreten hat. Denn das gemeine Volk läuft denselben haufenweise zu, sperrt Maul und Nase auf, hört ihnen einen ganzen Tag zu, vergißt aller andern Sorgen, und Gott weiß, auch mancher Bauer erfährt es, wie unterdessen in solchem Gedränge der Beutel verwahrt wird.

Wenn man sieht, daß diese Betrüger auf ihrer Bank ein ganzes Stück Arsenik, Sublimat oder anderes Gift einnehmen, damit sie die Güte ihres Theriaks wollen probieren, so soll man wissen, daß sie in Sommerszeiten, zuvor und ehe sie auf den Platz kommen, den Leib mit jungem Lattich, der mit Essig und vielem Öl bereitet ist, daß sie fast darin schwimmen, gefüllt haben. Im Winter aber essen sie sich voll fetter Ochsensülze, welche wohl gesotten ist. Solches aber tun sie zu dem Ende, daß durch solche Fettigkeit der Sülze und des Lattichs neben ihrer natürlichen Kälte die innerlichen Gänge im Leibe verstopft und die Schärfe oder Hitze des Giftes geschwächt werde. Wiewohl sie es auch sonst auf eine sichere Weise anstellen können, nämlich, daß sie, ehe sie auf den Platz treten, in die nächste Apotheke gehn, wie diese gemeiniglich in den Städten auf dem Markt oder nicht weit davon



Flugblatt von J. J. Chr. v. Grimmelshausen. Um 1670.

(Der Verfasser, der auch seines „Simplicissimus" Landfahrten als Kalenderverkäufer, Quacksalber und Theriakkrämer beschrieben hat, verspottet in dem, vermutlich dem „Simplicianischen-Wundergeschichten-Kalender" entlehnten, Flugblatte die von solchen Storgern geübten Wunderkuren.)



sind, lassen sich allda eine Büchse mit Arsenik zeigen, woraus sie etliche Stücklein wählen und in Papier wickeln, und bitten den Apotheker, er wolle ihnen dieselben übersenden, wenn sie danach schicken. Wenn sie nun ihre Ware genugsam gerühmt, daß nichts mehr übrig ist als die Probe, schicken sie einen aus den Umstehenden, damit man sich ja keines Betruges zu befürchten habe, in die Apotheke, daß er allda um das Geld, das sie ihm darzählen, Arsenicum hole. Derselbe läuft hin, damit ja an einem solchen nützlichen Werk kein Verhindernis sei, macht sich auch wohl auf dem Wege die Rechnung, obgleich er schon tausend Mal betrogen worden, so könne er doch dies Mal nicht betrogen werden, er wolle sich derhalben gut vorsehen. Er kommt unterdes in die Apotheke, heischt Arsenicum für sein Geld, empfängt es und läuft so mit Freuden, das Wunder zu sehen, zu des Theriakskrämers Tisch; derselbe hat unterdes sein Büchslein und Schachteln bei der Hand, unter andern aber eine, worin er gemeldeten rechten Arsenicum tut, er redet und ruft dem Volk noch eine Weile zu, ehe er es einnimmt, denn zu solcher Gefahr muß man nicht zu sehr eilen; unterdes verwechselt er sich gemeldetes Büchslein gegen ein anderes, worin so viel Stücklein Teig von Zucker, Mehl, Safran gemacht sind, daß sie den vorigen ähnlich sehen. Diese ißt er alsdann mit sonderlichen Gebärden, als wenn er sich sehr fürchtete, hinein, und stehn die Bauern mit aufgesperrten Mäulern, ob er nicht bald zerbersten werde; er aber bindet sich fest, daß solches nicht geschehe, ob er schon weiß, daß es keine Not hat, nimmt danach eine Kastanie groß von seinem Theriak oder Dreck ein und es legt sich alle Geschwulst, als wenn kein Gift vorhanden gewesen wäre. ‚Das laßt euch, liebe Herren, einen köstlichen Theriak sein', worauf dann die Bauern den Riemen ziehen und Gott danken, daß sie einen solchen teuren Mann und solche köstliche Ware um geringes Geld in ihr Dorf bekommen.

Wer wollte sich aber unterstehn, alle Listen und Praktiken zu beschreiben, womit sich die Landfahrer behelfen, Geld zu machen und zusammenzubringen? Ich hätte meinesteils Sorge, ich würde nicht alles zum Ende bringen. Doch will ich nicht unterlassen, etliche Griffe zu erzählen. So sieht man auf einer Ecke des Markts einen Fortunatus mit seiner Fributa auftreten und mit großem Geschrei oder Geplärr das Volk zwei oder drei Stunden aufhalten, bald mit einer neuen Zeitung, bald mit einer Historie, bald mit einem Dialog, bald mit einem lieblichen Gesang; bald hadert er mit seinem Knecht, bald versöhnt er sich wieder mit ihm, bald lacht er, daß ihm die Augen überlaufen, und was dergleichen Narrenspossen mehr sein mögen, die er artig anzustellen weiß, bis er sich bedünken läßt, er habe das Volk genugsam zusammengelockt und aufgehalten; alsdann bringt er seine Büchslein hervor und kommt auf sein Gelüst zu den Hellern, die er gern hätte, und fängt an, seine herrliche Ware zu loben, und treibt solches so lange, bis er etliche überredet, daß sie ihm abkaufen.

Auf der andern Seite kommt ein anderer Quidam aufgezogen, fängt auch an zu rufen, als wenn ihm der Henker die Saiten stimmte, hat seine Ware in einem Sack auf den Schultern und ein Kochersberger Hütlein auf dem Kopf, da läuft

das Volk, jung und alt, hinzu, wollen hören und sehen, was er doch Wunderseltsames bringen werde. Er fängt deshalb an, seine Relation und Werbung zu tun, bringt allerhand Possen und Schnacken herfür, daß jedermann lachen muß, bringt endlich mit seinen glimpflichen Worten, mit seinen seltsamen Gebärden, übel gehenktem Hals, halb geschornem Knebelbart, mit seinem Narrenwesen, damit ich es in Einem Wort begreife, so viel zuwege, daß man ihm zuhöret und sich seine Waren gefallen läßt. Wiewohl es auch bisweilen geschieht, wenn man ihm eine Weile zugehört hat, so geht das Volk wieder davon und läßt den Narren schreien, solange er will; auch werfen ihn wohl die Buben mit Kot, daß er seinen Kram muß aufpacken und wiederum unverrichteter Sachen heim gehn, von wannen er gekommen ist, und wäre gleich seine Salbe noch so gut.

Sie tun auch einander selbst Schaden; denn während einer steht und meint, die Käufer werden ihm jetzo zufallen, so kommt ein anderer aus einer Gasse gestrichen, der hat ein junges Mägdlein bei sich in Bubenkleidern, welches springen und sich durch einen Reif wie ein Affe überwerfen kann, dieser beginnt auch, sich hören zu lassen, da läßt das Volk den vorigen stehn und läuft diesem zu. Da fängt er alsbald an, auf gut Florentinisch einen lächerlichen Schwank oder Possen zu erzählen, unterdessen arbeitet auch das Mägdlein auf der Bank, wirft sich auf alle Viere und langet den Ring aus dem Reifen oder beuget sich rückwärts und langt eine Münze unter dem rechten oder linken Fuß mit solcher höflichen Geschwindigkeit, daß die Buben eine Lust haben, zuzusehen. Endlich aber kann er auch nichts weiter, als daß auch er seine Ware hervorbringt und dieselbe feil bietet, so gut als er kann.

An einer andern Ecke des Marktes tritt der Mailänder auf, mit einem samtnen Barett auf dem Haupt, darauf eine weiße Feder auf gut welschisch, stattlich gekleidet, als wenn er ein großer Herr wäre, hebt allerhand Narrenspossen an zu treiben, womit er das Volk herbeizieht, erzählt seinem Knecht, wie lieb er ihn habe; dieser aber spottet seiner, weiset die Feigen von dem Gesicht und bohret ihm hinten einen Esel, erbietet sich, eine gute Anzahl Schläge in seinem Dienst zu empfangen, rückt die Haube in die Augen, legt die Hände in die Seite und stellt sich mit verkehrtem Angesicht und verzogenem Maul, wie ein zorniger Schäferhund, um anzuzeigen, wie er sich gegen seines Herrn Feinde wolle gebärden und wehren. Dieselben kommen auch herbei (es ist aber dieselbe Gesellschaft), da ist er gänzlich erschrocken, zittert vor Furcht, kriecht unter die Bank, läßt sich allda mit Füßen treten und macht ein großes Geschrei, dazu läuft dann das Volk haufenweis. Darauf fängt auch der Herr von Mailand an, sein Büchslein herfürzutun, und läßt sich merken, was ihm angelegen sei, nämlich mit seiner köstlichen Ware jedermann zu dienen, damit man nicht so viel Geld heimtrage, als man dahergebracht hat.

Bisweilen kommt auch ein Magister Leo mit seinen Macalepballen aufgezogen, von deren Invention und Nutzbarkeit er ein paar Stunden tapfer lügt und diskuriert, bis die Bauern anfangen, den Seckel zu ziehen; er hat wohl etliche bestellt, die kommen und ihm abkaufen, sie geben für, sie seien ihm weit nachgereist,

bis sie das Glück gehabt, ihn allhier anzutreffen, rühmen die Ware hoch und köstlich, als welche sie richtig gefunden und oft probiert haben. Solches Glücks nehmen dann andere auch in acht, sind desto williger, zu kaufen, und der gute Herr ist noch so liberal, daß er einem jeden, der ihm abkauft, noch ein Dütlein mit Wurmsamen verehrt für seine Kinder; oder er hat sonst etwas, so er für das Fieber, oder für das Zahnweh, oder für das Sausen in den Ohren, oder für einen andern Zufall zugibt, was wohl allein das Geld wert ist, ja, es gäbe mancher wohl viel darum, daß er es nur sehen möchte.

Andere haben Affen, Meerkatzen, Murmeltiere, Kamele oder andere dergleichen fremde Tiere bei sich oder auf ihren Bänken, damit sich das närrische und fürwitzige Volk sammele, dieselben zu sehen; etliche halten Trommeln und Pfeifen, etliche Trompeten, und lassen bisweilen mit großem Feldgeschrei zusammenblasen, etliche haben andere Kurzweil, z. B., daß sie Eier auf einem ausgehöhlten Stecken auf- und ablaufen lassen, mit allerhand Veränderungen, worüber die Bauern Maul und Nasen aufsperren, und was dergleichen Gaukelei mehr sein mag, damit sie nur Volk zusammenbringen und sich eine Audienz verschaffen. Dies aber sind nur gemeine Storger und Landfahrer, welche auch oft seltsam anlaufen, und wenn sie allen ihren Fleiß angewandt haben, werden sie bisweilen mit Dreck von dem Platz getrieben oder müssen es ein ander Mal besser lernen anzustellen.

Die aber, so sich des Geschlechts St. Pauli rühmen, kommen mit größerem Ansehen aufgezogen, nämlich mit einer großen fliegenden Fahne, darauf steht an der einen Seite St. Paulus mit seinem Schwert, auf der andern aber ein Haufe Schlangen, welche also gemalt sind, daß man sich fürchtet, von ihnen gebissen zu werden. Da fängt einer an, den Ursprung ihres Geschlechts zu erzählen, wie St. Paulus in der Insel Malta von einer Otter gebissen worden, aber ohne Schaden, und wie dieselbe Gnade hernach auf seine Nachkommen fortgepflanzt worden sei; da hat man allerhand Proben getan, da hat man auch allerhand Anfechtung gehabt, aber allezeit die Oberhand behalten, da hat man Siegel und Brief darüber. Endlich ergreift man die auch auf dem Tisch oder Bank stehenden Schachteln, aus einer langt man einen Molch, zwei Ellen lang und armsdick, aus der andern eine große Schlange, aus der andern eine Otter, und erzählt bei einer jeden, wie man die gefangen, als die Bauern das Korn geschnitten, die deshalb in großer Gefahr gewesen, wenn man ihnen wider diese gräßlichen Tiere nicht wäre zu Hilfe gekommen. Darüber erschrecken denn die Bauern dermaßen, daß sie nicht wiederum nach Hause gehn dürfen, sie hätten denn einen Trunk von solchem köstlichen Schlangenpulver getan, kaufen auch noch mehr und nehmen's mit zu Haus für Weib und Kind, damit sie ja vor Schlangen und anderem giftigen Tierbiß mögen versichert sein. Und hiermit ist das Spiel nicht geendet, sondern es sind noch mehr Schachteln bei der Hand, die macht man auch auf und langt aus einer eine rauhe Otter, aus der andern einen toten Basilisken, aus der andern ein junges Krokodil, aus Ägypten gebracht, eine

indianische Eidechse, eine Tarantula aus Campania oder dergleichen etwas, womit man die Bauern erschreckt, daß sie auch die Gnade des heiligen Paulus kaufen, welche ihnen auf einem Brieflein gegen Gebühr mitgeteilt wird.

Unterdessen, und weil das Volk noch bei einander ist, kommt noch einer herzu, breitet seinen Mantel auf die Erde, setzet ein Hündlein darauf, welches ut, re, mi, fa, sol, la, si singen kann, es macht auch lustige Burzelbäume, etwas geringer als ein Affe, bellt auf seines Herrn Befehl den an, der am übelsten bekleidet ist, heult, wenn man den türkischen Kaiser nennt, tut einen Luftsprung, wenn man dieses oder jenes Liebchen nennet, endlich aber, denn es ist um Heller zu tun, hängt der Herr ihm ein Hütlein an die Pfote und schickt es auf den Hinterfüßen zu den Herren Umstehenden um einen Zehrpfennig, dieweil er noch eine große Reise vorhabe.

So säumt auch der Parmesaner bei dergleichen Gelegenheit nicht mit seiner Geiß, welche er auf den Platz bringt; er macht ihr allda ein Staket, wo sie, einen Fuß hinter dem andern, auf und ab spazieren, sich oben auf einem Plätzlein, so kaum eine Hand breit ist, aufhalten und das Salz unter den Füßen lecken muß. Er läßt sie auch mit einem langen Spieß über den Achseln auf den hintern Beinen umhergehn, und macht also mit seiner Geiß alle, die ihm zusehen, zu solchen närrischen Böcken, daß sie ihm auch noch etliche Heller zum Futter verehren.

Auch läßt sich bisweilen ein verwegener Seilfahrer sehen, welcher so lange auf dem Seil fährt, bis er endlich ein Bein bricht oder den Hals gar abstürzt. Oder auch ein verwegener türkischer Gaukler, welcher sich auf die Erde legt, und läßt sich mit einem großen Hammer auf die Brust schlagen, als wenn er ein Amboß wäre, oder er reißt einen dicken Pfahl, so mit Gewalt tief in die Erde geschlagen ist, in einem Ruck heraus, womit er denn einen guten Zehrpfennig nach Mekka zu reisen zuwege bringt. —

Bisweilen findet sich auch ein getaufter Jude, welcher so lange ruft und schreit, bis er auch ein Teil Volks zu sich bringet, alsdann fängt er an, von seiner Bekehrung zu predigen, woraus man im Schluß so viel lernt, daß er anstatt zu einem frommen Christen zu einem listigen Landstreicher geworden ist.

In Summa, es ist kein Markt in Dörfern oder in Städten, wo sich nicht etliche solcher Gesellen herzufinden, die entweder allerhand kurzweiliges Gaukelspiel anstellen oder unterschiedliche Drogen verkaufen. Der eine hat Wurmsamen, der andere Bilsensamen gegen das Zahnweh, der andere ein Pulver, welches — —. Ein anderer hat etwas, so man in einen Topf voll Bohnen oder Erbsen wirft, daß sie alle herauslaufen. Einer verkauft Flederwische zu immerwährenden Lampendochten. Ein anderer hat oleum philosophorum und die Quintessenz, womit man bald reich werden kann, ein anderer oleum tassibarbassi wider den Frost, ein anderer eine köstliche Pomade, von Hammelschmalz bereitet, wider den Schorf, ein anderer ein Ratten- und Mäusegift, ein anderer eiserne Gebäude, für die, welche ein Glied gebrochen haben, ein anderer Feuerspiegel und Brillen, mit welchen man im Dunkeln sehen kann oder sonst allerhand wunderbare Sachen sieht. Hier steht

einer, der frißt Werg und stopft es bis in den Hals hinein und speit Feuer heraus. Hier steht einer und verkauft Läusesalbe, das Gedächtnis damit zu stärken. Hier steht einer, der läßt sich die Hände mit heißem Fett betriefen; dort steht ein anderer, der wäscht die Hände und das Angesicht mit geschmolzenem Blei; hier steht wiederum einer, der schneidet seinem Gesellen mit einem besonderen Messer durch die Nase, ohne Schaden. An einem andern Ort zieht einer etliche Ellen Schnüre aus dem Mund. Hier zieht einer einem, der erst von ferne kommt, einen verlornen Brief oder dergleichen etwas aus dem Munde. Hier bläst ein einfältiger Tropf in ein Büchslein, daß ihm der Ruß in das Gesicht stäubt, dort wird einem Stockfisch eine Handvoll Pferdedreck statt einer Muskate in den Mund geworfen.

Dies sind die Griffe der Storger, Landfahrer, Gaukler und anderer müßiger Leute, womit sie sich durch die Welt bringen."

So weit der Bericht nach Garzoni. Dies zahlreiche, leichtfüßige Volk drängte sich, mit wenig verändertem Aussehen, auch auf den deutschen Märkten. Aber neben den alten Gauklern und Krämern war auch in Deutschland eine neue Gattung der fahrenden Leute aufgekommen, harmloser, von ungleich höherer Bedeutung für die Gegenwart: die wandernden Komödianten. Die ersten Schauspieler, welche einen Beruf aus ihrer Tätigkeit machten, zogen am Ende des 16. Jahrhunderts zuerst von England oder den Niederlanden nach Deutschland. Noch waren sie nebenbei Seiltänzer, Springer, Schaufechter und Bereiter, noch gaben sie Narren an Fürstenhöfen und auf den Märkten großer Städte ab, und die beliebte Figur des Pickelherings und bald darauf des französischen Jean Posset erregte noch lange von schlechtem Brettergerüst das homerische Gelächter der leicht befriedigten Menge. Kurz darauf wurden im Süden und am Rhein die Volksmasken des italienischen Theaters vertraut. Zugleich mit den regelmäßigen Zeitungen erhielt das Volk auch die rohen Anfänge der Kunst, menschliche Charaktere und die geheimnisvollen Bewegungen einer unruhigen Seele durch Miene, Gebärde und täuschenden Schein einer Tat darzustellen.

Und merkwürdig, fast genau zu derselben Zeit werden dem Volk die ersten behaglichen Romane geschrieben. Und auch diese frei erfundenen Bilder des wirklichen Lebens beziehen sich auf die fahrenden Leute; denn Vaganten, Abenteurer, entlassene Kriegsknechte, endlich solche, die in wunderbare Länder reisen und dort ein Übermaß von Merkwürdigem sehen und greuliche Gefahren mit gleichsam unzerstörbarem Leibe bestehn, werden die Helden dieser unvollkommenen Kunstbildungen. Kurz nach dem Kriege schrieb Christoph von Grimmelshausen den Simplicissimus, den Springinsfeld, die Landstörzerin Courage, das wunderbare Vogelnest; die Helden sind sämtlich Vagierende; ihnen folgte eine Flut von Schelmenromanen und abenteuerlichen Lebensbeschreibungen.

Freudenleer war durch den Krieg das Dasein der regelmäßigen Leute geworden, unbehilflich die Sitte, arg beschmutzt die Sittlichkeit. Und doch war das Bedürfnis nach Aufregung allgemein. So lockte zur Darstellung zunächst, was dem unholden Leben der Schwachen fern lag. Sie suchten entweder mit vieler Weitschweifigkeit



Fahrender Quacksalber. 16. Jahrhundert. (Holzschnitt.)



Aufklebebild einer Konfektschachtel. 16. Jahrhundert. (Holzschnitt.)



Abenteuernde Landfahrer. 17. Jahrhundert.
(Kupfertitel aus: J. J. Chr. von Grimmelshausen, Trutz Simplex Oder ausführliche und wunderseltsame Lebensbeschreibung der Erzbetrügerin und Landstörzerin Courasche, [1670]. Die Heldin der Erzählung Grimmelshausens ist hier als Zigeunerkönigin dargestellt, ihr zur Seite ein junger Zigeuner, während sie aus ihrem Mantelsacke allerlei Toilettengegenstände wegwirft, deren sie in ihrem Zigeunerleben nicht mehr bedarf. Im Hintergrunde wandernde Zigeuner.)



Marktschreier=Quacksalber. 17. Jahrhundert.
(Kupferstich aus: Des Teutschen Simplicissimi Redi-vivi Lust= und Lehr=reicher Schriften=
Marck. Nürnberg, 1685.)



Quacksalber vollführen eine Wunderheilung. 17. Jahrhundert.

(Kupferstich von N. Weidmanus. Um 1650. Die Darstellung bezieht sich auf die angeblichen Heilungen der Tobsucht durch Entfernung von Steinen aus dem Gehirn. Der Quacksalber machte dem Kranken leichte Kopfeinschnitte, um dann mit Taschenspielergriffen durch eine Zange irgendeinen Fremdkörper als die Ursache des Übels hervorzuziehen.)

Spottbild auf die Quacksalber-Wunderkuren.

(Kupferstich vom Ende des 17. Jahrhunderts, der die angebliche Beseitigung innerer Krankheiten, insbesondere der Geisteskrankheiten, durch die Verfahren der Marktärzte verspottet und dessen Textvers bereits an das Eisenbartlied anklingt.)

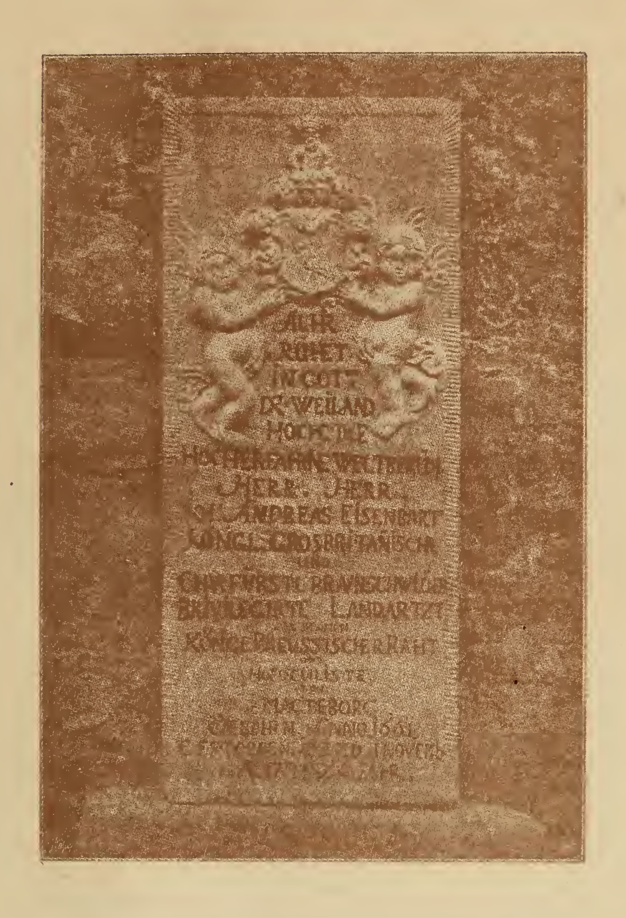


Bildnis und Werbeblatt zur Anpreisung seiner Geheimmittelkugeln des Quacksalbers Georg Faber.
(Kupferstich von Bernard Straus. Augsburg, 1648.)



Bildnis des Doktors Eisenbart.
(Kupferstich. 18. Jahrhundert.)

(Doktor Eisenbart, die Gestalt des am Anfange des 19. Jahrhunderts entstandenen Eisenbartliedes, war eine geschichtliche Persönlichkeit. Johann Andreas Eisenbart [1661—1727], Kgl. Großbritannischer und Kurfürstlich Braunschweigisch-Lüneburgischer privilegierter Landarzt, Kgl. Preußischer Rat und Hofokuliste, hatte als Wundarzt und Zahnbrecher einen Beruf, der in seiner Zeit noch von dem der eigentlichen Arzneiwissenschaft, die insbesondere die Behandlung der inneren Krankheiten als ihr Vorrecht übte, unterschieden, zwar nicht eigentlich die Bezeichnung eines Kurpfuschers und Quacksalbers im heutigen Sinne verdient. Aber die Art, in der er vierzig Jahre lang in



Grabstein des Doktors Eisenbart in Münden.

Mittel- und Norddeutschland umherziehend diesen seinen Beruf übte, nachdem er bei einem Bamberger Bruch- und Steinschneider ausgelernt hatte, brachte ihm neben großen Einnahmen und Erfolgen auch in den Ruf eines Wundermannes, da er mit einem schon damals auffälligen Angebot von Hilfskräften des Marktschreiertums und von übertreibenden Werbeblättern und Werbeschriften auftrat. Daß er in den höheren ebenso wie in den niederen Ständen seine Anhänger hatte, beweisen seine Hoftitel, die einem geschickten und geübten Chirurgen verliehen wurden. So verkörperte sich in ihm noch einmal in glänzender Weise als in einem berühmten Vertreter der damals unteren ärztlichen Künste auch deren marktschreierisches Wesen. — Nach G. Witkowski.)



Fahrende Spielleute. 17. Jahrhundert.
(Kupferstich von E. J. Vischer nach einer Zeichnung von A. Matham.)



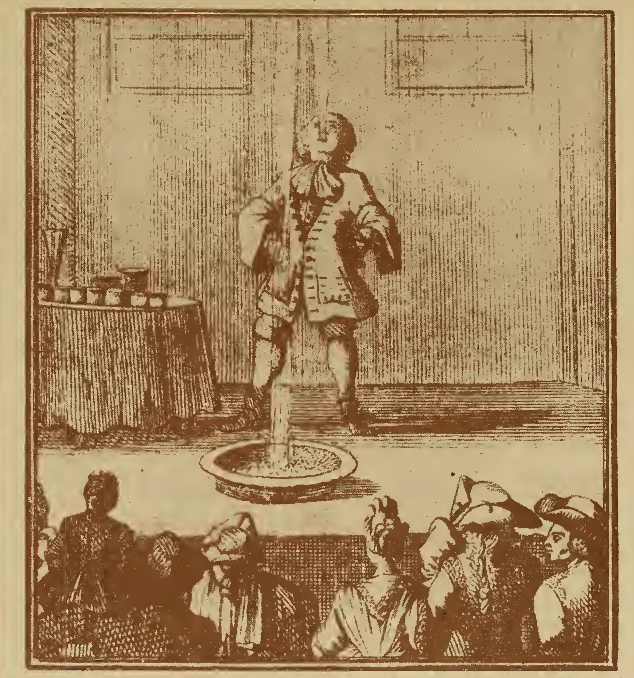
Bärenführer. Um 1700.



Taschenspieler. Um 1700.

(Kupferstiche aus: Abraham a Santa Clara, Etwas für Alle. Wien, 1699.)



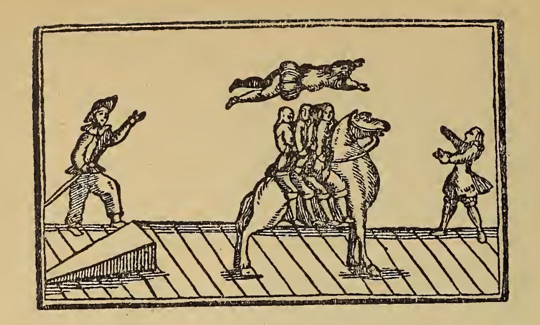


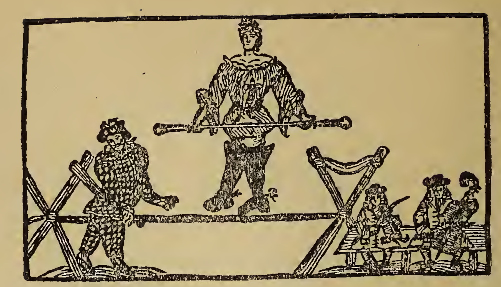
Feuer-Fresser. Um 1700. Wasser-Speier. Um 1700.
(Kupferstiche aus: Abraham a Santa Clara, Etwas für Alle. Wien, 1699.)





Seiltänzer. Um 1700. Springer. Um 1700.
(Kupferstiche aus: Abraham a Santa Clara, Etwas für Alle. Wien, 1699.)





Zum Zeichen pflichtmäßiger Schuldigkeit und zu hohen Ehren

Einer Hochgebietenden Obrigkeit,

bey hiesiger des heil. Röm. Reichs freyen Stadt Nürnberg

wird heute

der privilégirte Englische Springer und Positur-Meister

für die ertheilte Erlaubniß und hohen Schutz sein feyerliches Dankopfer unterthänig abstatten

mit nochmaliger Wiederholung aller bishero aufgeführten Exercitien,

und in specie wird derselbe wiederum

uber vier Mann auf soviel Pferden, wie auch durchs feurige Faß,

und über 8. bis 10. Mann springen.

Der neue Springer wie auch die kleine Madame wird auf dem Steiffeil tanzen.

Ferner wird leztere gleichfalls alle bishero aufgeführte Æquilibres nochmahl repetiren, und auf dem Schlappseil verschiedene sehenswürdige Exercitia præsentiren.

Den Beschluß macht eine durchaus neue PANTOMIME von vier Personen, betitult:

der eifersüchtige Kranke.

Wir werden uns allerseits aufs beste bemühen, die hohe und geneigte Zuschauer auf das vollkommenste zu contentiren, und das gemeine Sprüchwort zu erfüllen trachten: Ende gut, alles gut, dabey auch mit unseren Exercitien den Titul zu erwerben: Non plus ultra, und uns also allhier unvergeßlich zu machen.

Heute zum allerletzten = letzten = letzten: letzten · letzten · letzten · letzten · letzten · letzten · letztemal

Wir bitten ein jeder mögte sich zeitlich einstellen, um einen guten Platz zu erhalten, indem wir weg. h Wiederholung des ganzen Exercitii einen zahlreichen Zuspruch hoffen.

Der Schauplatz ist in dem allhiesigen Fechthaus, der Anfang ist auf den Glockenschlag um halber vier Uhr präcise, die Person bezahlt 4. Kreutzer.

Springer und Seiltänzer. 17. Jahrhundert.
(Holzschnitte aus den Anzeigen einer Seiltänzergesellschaft. Um 1690.)

Ankündigung des Auftretens einer englischen Springergesellschaft in Nürnberg.
18. Jahrhundert.
(Die Bezeichnung „englische" Springer verweist nicht auf die Herkunft der Truppe, sondern auf die Art ihrer von den englischen Kunstreitergesellschaften des 17. Jahrhunderts übernommenen Künste.)

Heute Mittewoch/den 16. May.

Werden die

Sächsischen Hoch-Teutschen

COMOEDIANTEN

Eine Weltberuffene [illegible] Materie aufführen/

Genandt:

Der verrathene Verräther

Oder

Der durch Hochmuth gestürtzete

Wallensteiner/

Hertzog von Friedland.

Den das Glücke hoch erhoben/
Wird gleich einem [illegible] Ball/
Offt bald hinn bald her geschoben/
Biß ihn stürtzt ein höher Fall/
Von Hoheit nicht vergnüget/
Und höher nur flieget/
Als ihm ist erlaubt.
Stürtzt plötzlich mit Knallen/
Durch schröckliges Fallen.
Wird solcher betaubt.
Der Himmel kan Tyrannen nicht vertragen/
Der Hochmuth selbst muß sie darnieder schlagen.

Nach der Action soll ein vortreffliches und lächerliches Nach-Spiel den Beschluß machen.

[illegible] Schau-Platz ist im [illegible] Hause/ auff der Langen Strasse [illegible] Wird [illegible] Uhr angefangen.

[illegible]

Theaterzettel. Bremen 1688.

IV S. 436

[illegible]

Werden die

Sächsischen Hoch-Teutschen

COMOEDIANTEN

Auff ihren Schau-Platz das unvergleichliche und Welt-bekandte Stück präsentiren/ genandt:

Das Leben und Todt des grossen Ertz-Zauberers/

D. JOHANNES FAUSTUS

Mit Vortrefflicher Pickelhärings Lustigkeit von Anfang biß zum Ende.

In dieser Haupt-Action wird mit Verwunderung zu sehen seyn:

1. [illegible] Dracken in der Lufft schwebende.
2. Doct. Faustus Zauberey und Beschwerung der Geister.
3. Pickelhäring in dem er Gold samlen wil/ wird von allerhand bezauberten Vögeln in der Lufft vexiret.
4. Doct. Faustus Pancket/ bey welchen die Schau-Essen in wunderliche Figuren verwandelt werden.
5. Seltzam wird zu sehen seyn/ wie aus einer Pastete Menschen/ Hunde/ Katzen und andere Thiere hervor kommen und durch die Lufft flügen.
6. Ein Feuerspeyende Rabe kömbt durch die Lufft geflogen/ und kündiget Fausten den Todt an.
7. Endlich wird Faustus von den Geistern weggeholet.
8. Zuletzt wird die Hölle mit schönen Feuerwercken außgezieret/ präsentiret werden.

Zum Beschluß sol denen Hochgeneigten Liebhabern/ diese gantze Haupt-Action durch einen Italiänischen Schatten präsentiret werden/ welches vortrefflich rar/ und versichert das Geld doppelt werth ist/ worbey auch eine Masquerade von 6. Persohnen/ nemlich ein Spanier/ zwey Gaudiebe/ ein Schulmeister/ ein Bauer und Bäuerin/ welche alle ihren absonderlichen Tantz haben/ und sehr lächerlich wird anzusehen seyn.

Nach diesen sol zum Nach-Spiel agiret werden/ die vortreffliche und lustige Action aus den Frantzösischen ins Teutsche ubersetzet/ genandt:

Der von seiner Frauen wohl vexirte Ehemann/

George Dandin.

Und weil es Heute ohnfehlbar zum letzten mahl ist/ sol auff den hintersten Platz nicht mehr als 8. Grot genommen werden/ welches zur Nachricht.

Der Schau-Platz ist in Sehl. Capitain [illegible] Hause/ auff der Langen Strasse [illegible]. Wird praecise [illegible] angefangen.

Einer sage es dem andern.

Theaterzettel. Bremen 1688.

¶ Dorch gunst/vorlöff/vñ fulbort
berde geystliker vnd werltlyker desser Stat Rostock ouericheit
wert men hyr (wil god) vp dessen tokomenden Sondach/al
se den dach der Medelidinge marie/ to der ere gades eyn scho
ne jnnich vnde merklick spyl anrichten/ van deme State der
werld/vnde söuen older der minschẽ/ de dorch mede inuötin
ge Söuen artikel des lidẽdes Christi/ vp de.vij.dagetyde wy-
sende.Ock.vij.der yunkfrouwen Marien dröffnisse/vnd sust
dorch mennichfoldighe heylsame lere vnde feuchtbare vnder
wisinge ane yenige schünplyke lichtferdicheyt van der werlde
to dem dẽsie gades getogen/vñ gätz bekeert werden Myt an-
hengendem bestute schoner antögynge eyner figuren der ewy
gen frölicheyt/ allen deenren vnd vtherwelden gades gelonet
Wem sodans to seende beleuet/mach sick an den middelmar
ker vögen/ dar wert men halffweghe tweluen anheuende,

¶ Alle to der ere gades.



Der älteste bekannte gedruckte deutsche Theaterzettel. 1520.
(Einblattdruck. Magistratsarchiv. Rostock.)

„Engeländischer Bickelhäring / welcher jetzund als ein vornemer Händler vnd Jubilirer / mit allerley Judenspiessen nach Franckfort in die Meß zeucht. A⁰ 1621. Im Herpst.“ (Kupferstich aus einem Einblattdruck. Spottblatt auf den englischen Komödianten Thomas Sackeville.)

Castigo Ridendo Mores.



Valete & Favete.

Potz tausend Schlapperment, wie wirds im Beutel schneiden,
Es kommt betrübte Zeit, daß ich von hier muß scheiden,
Und was das schlimmste ist, es schreyt die ganze Welt:
Du poberer Hanns-Wurst, wie stehets um dein Geld;
Vor Wein, Bier und Brandwein soll ich die Zahlung geben,
Und der Herr Credit ist in meinem Leib und Leben;
Herr Borgesdorf ist todt; Herr Habenichts bey mir,
Und Monsieur Zahlaus plagt mich all Tage hier;
Paupértas ist mir gar zur Ehe anvertrauet,
Wovon Herr Hungrig mir aus allen Löchern schauet.
Drum muß ich wohl allhier Herr Miserabel seyn,
Und Madam Elend macht mir rechte Höllen-Pein;
Doch bin ich genereux und will noch was verschencken,
Was ists? Ein Schattenwerk, jedoch ein Angedenken,
Des Hanns-Wurstes Portrait: ob den ihr oft gelacht,
Wenn er auf seiner Bühn was närrisches gemacht.
Wollt Ihr mir ein Präsent darvor zur Reise geben,
So wünsch ich Euch vergnügt in Pleiß-Athen zu leben,
Ja, Euer Musen-Sitz vergnüg Euch Tag und Nacht,
Bis Euch Gelehrsamkeit zum Licht der Welt gebracht.
Dies ist, was ich zulezt Euch wünsch vor Eure Gabe,
Jetzt bin ich Hanns-Wurst; sonst aber

heiß ich Schlehabe.

Abschiedszettel eines Hanswurst. Leipzig. 18. Jahrhundert.

Mit
Jhro Königl. Majest. allergnädigster Erlaubniß
wird heute von den
Königl. Pohlnischen Churfürstl. Sächsischen,
Imgleichen
Hoch-Fürstl. Braunschweig-Lüneburg.
auch
Hoch-Fürstl. Schleswig-Holsteinischen

Hof-Comödianten

Ein Deutsches Schauspiel vorgestellet werden,
Genannt:

LE DISTRAIT.

COMEDIE EN CINQ ACTES, PAR Mr. REGNARD.

Der Zerstreute.

Oder:
Der seine Gedancken nicht beysammen hat.
Ein lustiges Stück.

Personen:

Madame Grognac, eine alte Wittwe.
Jsabelle, ihre Tochter.
Lisette, ihr Mägdgen.
Clarice, Leanders Liebste.
Valerio, ein reicher Vetter der Clarice.
Chevalier, der Clarice Bruder.
Leander, der Zerstreute.
Carlin, sein Diener.

Hierauf folget:
Der alte Freyer: Johann Henne.

Der Anfang ist um 5. Uhr, in dem Schauspiel-Hause in Leipzig auf der Nicolai-Strasse in Herrn Krahens, oder in dem sonst bekannten Zotens Hofe.

Sonnabends, den 28. Octobr. 1747. Johann Neuber.

Neuberscher Theaterzettel vom 28. Oktober 1747, Leipzig.
(1/2 Originalgröße. — Die Schauspielerin Friederike Karoline Neuber und ihr Gatte Johann hatten unter dem Einfluß Gottscheds auf ihrer Bühne in Leipzig 1737 feierlich den Hanswurst vom Theater verbannt.)



Wandernde Schauspielertruppe. 18. Jahrhundert.
(Kupferstich von D. Chodowiecki. 1780.)

Sonntags den 13. Jänner 1782

wird

auf der hiesigen National-Bühne

aufgeführet

Die Räuber.

Ein Trauerspiel in sieben Handlungen; für die Mannheimer Nationalbühne vom Verfasser Herrn Schiller neu bearbeitet.

Personen.

Maximilian, regierender Graf von Moor	Herr Kirchhöfer.
Karl, } seine Söhne	Herr Boeck.
Franz, } seine Söhne	Herr Ifland.
Amalia, seine Nichte	Mad Toscani.
Spiegelberg, } Libertiner, nachher Banditen.	Herr Pöschel.
Schweizer,	Herr Beil.
Grimm,	Herr Rennschüb.
Schufterle,	Herr Frank.
Roller,	Herr Toscani.
Razmann,	Herr Herter.
Kosinsky,	Herr Beck.
Herrmann, Bastard eines Edelmanns	Herr Meyer.
Eine Magistratsperson	Herr Gern.
Daniel, ein alter Diener	Herr Bakhaus.
Ein Bedienter	Herr Epp.
Räuber.	
Volk.	

Das Stück spielt in Deutschland im Jahre, als Kaiser Maximilian den ewigen Landfrieden für Deutschland stiftete.

Die bestimmten Eingangsgelder sind folgende:

In die vier ersten Bänke des Parterres zur linken Seite	45 kr.
In die übrige Bänke	24 kr.
In die Reserve-Loge im ersten Stock	1 fl.
In eben eine solche Loge des zweiten Stocks	40 kr.
In die verschlossene Gallerie des dritten Stocks	15 kr.
In die Seiten-Bänke allda	8 kr.

Wegen Länge des Stücks wird heute präcise 5 Uhr angefangen.

Theaterzettel der Erstaufführung von F. Schillers „Räubern", Mannheim, 13. Januar 1782. (Vermutlich wurde der Zettel in zweifacher Form benutzt, als Abendzettel für die Zuschauer mit bedruckter Vorder- und Rückseite und als Anschlagzettel, für den Vorder- und Rückseite nebeneinander gedruckt wurden. Der Intendant Dalberg hatte des Dichters „Anrede" leicht überarbeitet.)

IV S. 440

Der

Verfasser an das Publikum.

Die Räuber – das Gemählde einer verirrten grosen Sele – ausgerüstet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und mit allen Gaben – verloren – zügelloses Feuer und schlechte Kammeradschaft verdarben sein Herz, rissen ihn von Laster zu Laster, bis er zulezt an der Spize einer Mordbrennerbande stand, Gräuel auf Gräuel häufte, von Abgrund zu Abgrund stürzte, in alle Tiefen der Verzweifelung – doch erhaben und ehrwürdig, gros und majestätisch im Unglück, und durch Unglück gebessert, rückgeführt zum Fürtrefflichen. – Einen solchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und hassen, verabscheuen und lieben.

Franz Moor, ein heuchlerischer, heimtückischer Schleicher – entlarvt, und gesprengt in seinen eigenen Minen.

Der alte Moor, ein allzu schwacher nachgebender Vater, Verzärtler, und Stifter vom Verderben und Elend seiner Kinder.

In Amalien die Schmerzen schwärmischer Liebe, und die Folter herrschender Leidenschaft.

Man wird auch nicht ohne Entsezen in die innere Wirthschaft des Lasters Blicke werfen, und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Gewissenswurm nicht tödten – und Schrecken, Angst, Reue, Verzweifelung hart hinter seinen Fersen sind. – Der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach, und der Mann gehe nicht ohne den Unterricht von dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsicht, auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Absicht und Gerichte brauchen, und den verworrensten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne.

Rollenbilder.
18. Jahrhundert.

(Künſtler der Seylerſchen Schauſpielergeſellſchaft, die auch in Weimar ſpielte. Kupferſtiche von G. A. Liebe nach Zeichnungen von G. M. Kraus. — Das Monodrama mit Muſikbegleitung „Ariadne“ von J. Chr. Brandes nach F. v. Gerſtenberg und die Oper „Alceſte“ von M. Wieland, Muſik von A. Schweitzer, ſtehen mit am Anfange der deutſchen Operndichtung. Die Bühnentracht zeigt nur leichte Verſuche, die hiſtoriſche Stiltreue zu wahren, während K. Eckhof ſeine Rolle als „Bauer mit der Erbſchaft“ bereits naturaliſtiſch in niederdeutſchem Platt ſprach.)







ein ideales Leben vornehmer und feiner Menschen in ganz fremdartiger Umgebung darzustellen, antike Schäfer und fremde Prinzen ohne Vaterland, — das taten die Hochgebildeten; oder sie suchten die gemeine Wirklichkeit wenigstens dadurch zu adeln, daß sie nicht weniger unbehilflich seelenlose Verallgemeinerungen, Tugenden und Laster, mythologische und allegorische Gestalten mitten in sie hineinstellten; oder sie ergriffen endlich Stoffe aus den niedrigen Kreisen des Lebens, denen sie sich überlegen fühlten und deren fremdartiges Wesen doch noch lockte: sie schilderten Strolche oder stellten Tölpel und Fratzen dar. Und diese letztere Kunsttätigkeit war noch die gesündeste. So wurde die unzarte Familie der Gaukler, Possenreißer und Schelme bedeutungsvoll für die Anfänge des Dramas, der Schauspielkunst, des Romans.

Aber neben der menschenreichen Genossenschaft, welche bescheiden zu Fuß oder im Bretterkarren umherzog, ritten Landfahrer von höheren Ansprüchen durch das Land, einzelnen noch schädlicher. Die Zukunft vorherzuwissen, Herrschaft über die Geister der Natur zu gewinnen, aus einem Steine Gold, aus dem Siechtum des Alters neue Jugend zu machen, war seit vielen Jahrhunderten die Sehnsucht der Begehrlichen. Und die, welche den Deutschen solches verhießen, waren häufig wieder Fremde, wieder Italiener, oder auch Landeskinder, welche, wie das Sprichwort sagt, dreimal in Rom gewesen waren. Seit in Italien der neue Eifer der wiederhergestellten Kirche Gute und Schlechte vor das Inquisitionsgericht zog, muß dort die Auswanderung unsicherer Menschen besonders häufig geworden sein. Es ist wahrscheinlich das Leben eines solchen Schwarzkünstlers, nach welchem die Abenteuer von Faust in dem alten Volksbuch mit gläubiger Unbehilflichkeit zusammengeschrieben sind. Seit Luthers Tod wird ihr Eindringen in die deutschen Fürstenhöfe oft sichtbar. Ein solcher Abenteurer, Hieronymus Scotus, war es, der um 1593 in Koburg die unglückliche Herzogin Anna von Sachsen-Koburg ihrem Gemahl Johann Kasimir entfremdete und durch verruchte Mittel in seine Gewalt brachte. Vergebens waren die Bemühungen des Herzogs, die Auslieferung des Scotus von Hamburg zu erlangen, wo er eine Zeitlang mit fürstlichem Aufwand lebte. Fünfunddreißig Jahre früher war der Vater des Herzogs, Johann Friedrich der Mittlere, durch eine dreiste Betrügerin, welche sich für Anna von Cleve, geschiedene Gemahlin Heinrichs VIII. von England, ausgab und ihm einen großen Schatz von Gold und Kleinodien versprach, wenn er sich ihrer annähme, lange getäuscht worden. Demselben Fürsten war eine andere Gläubigkeit zum herben Nachteil geworden; denn der Einfluß, welchen Wilhelm von Grumbach, der hagere alte Wolf aus dem Rudel des wilden Albrecht von Brandenburg, über den Herzog gewann, beruhte sehr auf törichten Prophezeiungen, die er ihm über die Kurwürde und über ungeheure Schätze gemacht hatte. Ein armer schwachsinniger Knabe, den Grumbach unterhielt, verkehrte mit Engeln, die in einem Kellerloch hausten und sich bereit erklärten, Gold zu schaffen und dem Herzog ein Bergwerk an den Tag zu bringen. Es ist aus den gerichtlichen Akten zu ersehen, daß die Englein des Bauern-

kindes eine — für ihre Glaubwürdigkeit ungünstige — Ähnlichkeit mit unsern kleinen alten Zwergen hatten.

In Berlin war zur Zeit des Scotus Leonhard Thurneysser, ein Scharlatan von mehr bürgerlicher Arbeit, als Goldmacher und Aspektenverfertiger tätig; er entzog sich durch die Flucht dem finsteren Schicksal, welches seine Berufsgenossen fast immer traf, wenn sie den Ort nicht schnell genug wechselten. Auch Kaiser Rudolf war ein großer Adept gewesen, er hatte in dem Goldtiegel seine politische Ehre und seine eigene Kaiserkrone verquickt. Die Fürsten des 17. Jahrhunderts zeigten wenigstens die leidenschaftliche Beteiligung von Dilettanten. Während des Krieges war die Goldmacherkunst sehr wünschenswert geworden. Auch in diesen Jahren drängten sich die Adepten an die Kriegsherren; je dürftiger die Zeit, desto zahlreicher, glänzender waren die Geschichten von verfertigtem Golde. Dem König Gustav Adolf sollte ein begeisterter Verehrer Gold aus Blei gemacht haben. Vor Kaiser Ferdinand III. sollten durch einen Gran roten Pulvers aus Quecksilber mehrere Pfunde Goldes gemacht und aus solchem Metall eine einzige Riesenmünze geschlagen sein. Nach dem Frieden rührten sich die Adepten an allen Höfen; wenige Hauptstädte, wo nicht Herd und Retorte für die geheimnisvollen Verrichtungen erhitzt wurden. Aber wer mit dem Landesherrn spielte, mußte sich hüten, daß die Tatze des fürstlichen Löwen sich nicht vernichtend gegen ihn erhob. Wer kein Gold machen konnte, wurde eingesperrt, und wer im Verdacht stand, doch welches machen zu können, wurde ebenso fest eingeschlossen. Der Italiener Graf Cajetan wurde zu Küstrin in einem vergoldeten Kleide an einen Galgen gehängt, dessen Balken mit Katzengold geschmückt war; der Deutsche Hektor von Klettenberg wurde auf dem Königstein enthauptet, wo vierzehn Jahre vorher Böttiger in strenger Abgeschlossenheit statt des Goldes das unschuldigere Porzellan herausgekocht hatte. Es ist kein Zweifel, daß es den Adepten und Astrologen erging, wie es von je den Leviten eines herrschenden Aberglaubens ergangen ist: sie waren selbst von der Wahrheit ihrer Kunst überzeugt, nur hatten sie starke Zweifel an ihrem eigenen Wissen, und sie täuschten andere über ihre Erfolge, weil sie die Mittel suchten, größere Ergebnisse zu erreichen, oder weil sie vor der Welt den Schein behalten wollten, das zu verstehen, was sie für Wahrheit hielten. Diese waren nicht die ärgsten.

Vielleicht noch schädlicher waren die gewandten Gauner, welche mit fremden vornehmen Titeln in Deutschland, in Frankreich, in England erschienen, verklärt durch den Schimmer geheimer Kunst, zuweilen Verbreiter der schmählichsten Laster, häßliche Schattengestalten, welche erst der engere Verkehr der Völker, die neue Weltbildung möglich gemacht hatte. Ihre Erlebnisse, Betrügereien, geheimnisvollen Erfolge regten die Phantasie der Deutschen lange übermächtig auf. Noch Goethe hielt es der Mühe wert, an Ort und Stelle ernsthafte Nachforschungen über den Ursprung Cagliostros anzustellen.

Auch in dem sittlichen Siechtum der Gesellschaft, dessen hervorragendste Vertreter sie sind, kann man allmähliche Umwandlungen erkennen. Sterndeuterei und

Horoſkopie waren nach dem Kriege bereits ein wenig abgenützt, die Fürſten ſuchten das rote Pulver oder die unbekannte Tinktur, das Volk grub nach Geldtöpfen. Eine dilettantenhafte Beſchäftigung mit der Naturwiſſenſchaft brachte dem Volke wieder einmal die uralte Haſelrute in Anſehen, durch welche man Quellen, Mordtaten, Diebſtähle und immer noch verſtecktes Geld entdecken konnte, die Vornehmen erfüllte wieder einmal der uralte Glaube an geheimnisvolle Menſchen, welche durch unbekannte Schritte in unergründete Tiefen der Schöpfung eine übermenſchliche Lebensdauer erlangt und vertrauten Verkehr mit der Geiſterwelt hatten. Neben dem ehrlichen Freimaurerorden mit humaniſtiſchen Beſtrebungen entſtanden noch geheimnisvollere Verbindungen, worin den Schwächen der Zeit, durchtriebener Sinnlichkeit und kränklichem Myſtizismus, durch einen weitläufigen Aufbau abgeſchmackter Geheimlehren geſchmeichelt wurde.

Ein ſtärkerer Wogenſchlag deutſcher Volkskraft hat ſeit dem Ende des 18. Jahrhunderts die meiſten dieſer Verbildungen fortgeſpült. Auch das alte Geſchlecht der Fahrenden hat an Zahl und Einfluß verloren. Nur noch ſelten bezaubert Bajazzo mit ſeiner ſpitzen Filzmütze die Dorfjugend, der hagere Hals des Kamels ſtreckt ſich nicht mehr nach den Blütenbäumen unſerer Dorfgärten aus, nicht mehr häufig rollt der ſchwarze Hund ſeine feurigen Augen auf den unterirdiſchen Silberkiſten. Selbſt die Gauner haben gelernt, höhere Anſprüche zu befriedigen.



Anmerkungen zu Band IV.

Anmerkung zur Einleitung.

[1] Nicolaus von Amsdorf, Antwort auff Doct. Pommer's scheltwort. 1549. 4.

[[1a] Die Persönlichkeit Maximilians II. ist noch heute sehr umstritten und wird hier von Freytag wohl zu günstig beurteilt. Vgl. besonders R. Holtzmann, Kaiser Maximilian II. bis zu seiner Thronbesteigung, Berlin 1903; O. H. Hopfen, Kaiser Maximilian II. und der Kompromißkatholizismus, München 1895; Th. Brieger in den Preußischen Jahrbüchern 33. E. B.]

Anmerkungen zu Kap. 1.

[[1b] Zu den ersten Kapiteln dieses Buches, die sich mit den Heeren des 17. Jahrhunderts beschäftigen, bieten wertvolle Ergänzungen (abgesehen von der großen Spezialliteratur über einzelne Fragen): H. Delbrück, Geschichte der Kriegskunst, Bd. 4 (Berlin 1920), wo allerdings mehr Taktik und Strategie als Organisation und Geist der Heere behandelt werden, ferner V. Loewe, Die Organisation und Verwaltung der wallensteinischen Heere (Freiburg und Leipzig 1895) und G. Droysen, Beiträge zur Geschichte des Militärwesens in Deutschland während der Epoche des 30jährigen Krieges (Zeitschrift für Deutsche Kulturgeschichte, N. F. 4). E. B.]

[2] Auch das große Heer der Kaiserlichen, welches sich vor der Schlacht bei Nördlingen 1634 vereinigte, war aus mehreren Armeen zusammengezogen, aus Wallensteinischem Erbe, einer italienischen Armee, spanischen Hilfsvölkern und Truppen Maximilians von Bayern, insgesamt vielleicht sechzigtausend Mann. Es blieb nur kurze Zeit beisammen.

[3] Bericht des kurfürstlich sächsischen Unterhändlers Lebzelter an den Geheimen Rat zu Dresden bei K. A. Müller: Das (sächsische) Söldnerwesen in den ersten Zeiten des Dreißigjährigen Krieges.

[4] Es lohnt diesen Verhältnissen auf selten betretenem Pfade nachzugehen.

Der zuverlässige Jacobi von Wallhausen berechnet (Kriegskunst zu Fuß, 1615) die Monatskosten eines deutschen Fußregiments von 3000 Mann in Ungarn auf mehr als 45000 Gulden, also die Jahreskosten auf 540000 Gulden gutes Reichsgeld. Der gute Reichsgulden war 1615 fast nur noch Rechnungsgeld, er wurde gegenüber dem verschlechterten Kurrentgulden im Großverkehr und bei allgemeinen Wertangaben neben dem Reichstaler als fester Wertmesser benutzt. Als solcher galt er noch 21 (der Reichstaler 24) gute Groschen oder vier Mark heutiger Reichswährung, und $^3/_4$ Reichsgulden oder drei Mark war damals mittlerer Preis des preußischen Scheffels Roggen, der für unsere Zeit zu fünf Mark gerechnet werden soll. Ein Regiment von 3000 Mann kostete also 1615 in einem Jahre etwa 720000 preußische Scheffel Roggen oder drei Millionen und 600000 Mark unseres Geldes, und der Mann zu Fuß 240 preußische Scheffel Roggen oder 1200 Mark. Dabei ist Kleidung des Soldaten, welche der Mann sich selbst beschaffte, und Bewaffnung, die man nur zum Teil lieferte, nur im Sold, nicht

besonders berechnet. Und gar nicht gerechnet sind die allgemeinen Armeekosten und die hohen Gehalte der Generalität. — Und als frommer Wunsch und höchste Sparsamkeit erscheint dem ehrlichen Wallhausen die Unterhaltung eines Fußregiments von 3000 Mann für 324000 Gulden gutes Reichsgeld, also für 432000 Scheffel Roggen oder 2160000 Mark unseres Geldes, wonach der Fußsoldat im Regiment immer noch 720 Mark kosten würde.

In der erwähnten Schrift von K. A. Müller sind nach Akten des königlich sächsischen Archivs die Jahreskosten des sächsischen Heeres von 1620 (7700 Mann Fußvolk, 1400 Pferde, 12 Stück Geschütz, zusammen nicht 10000 Mann) auf 1537433 Gulden berechnet; dabei ist Anwerbegeld, Rüstung, Kriegsgerät, das ganze Fuhrwesen nicht eingerechnet. Allerdings war 1619, wo der obige Anschlag gemacht wurde, der Kurs eines sächsischen Guldens Landesmünze bereits etwa $1/3$ niedriger als des guten Reichsguldens. — Ähnliche Ergebnisse liefert die Zurückführung der Kosten kaiserlicher Werbungen auf unsere Preise und Verhältnisse. — Und dennoch galten die Söldner für schlecht bezahlt, und ihre Klage war, daß sie mit Weib und Buben nicht leben könnten. Ein großer Teil des Geldes wurde veruntreut, zunächst von den Regiments- und Kompanieführern.

[5] Über die Beziehungen der Gegner Österreichs zu Schweden vergleiche man Rankes Päpste. (Ferner für die politischen Verhältnisse im allgemeinen die zusammenfassenden Darstellungen von Georg Winter, Der 30jährige Krieg [in Onckens Allgemeiner Geschichte in Einzeldarstellungen, Berlin 1893] und Moritz Ritter im 3. Bande seiner Deutschen Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des 30jährigen Krieges [Stuttgart 1908]. E. B.)

[6] Das Beste, was bis jetzt über Taktik und Strategie des Dreißigjährigen Krieges geschrieben ist, findet sich in W. Rüstow, Geschichte der Infanterie. 1857. Hier sollen die Seiten des damaligen Heerwesens hervorgehoben werden, welche zu behandeln Rüstow keine Veranlassung hatte.

[7]) Jacobi von Wallhausen, Kriegsmanual. 1616. S. 7 und Kupfer. Die Arkebuse des 16. Jahrhunderts war schwerer gewesen.

[8] Grimmelshausen, Seltzamer Springinsfeld, Kap. 12.

[9] Wallhausen (Kriegskunst zu Pferd. 1616) hält noch viel von ihnen.

[10] Pasquillus Novus der Husseer. (1546) 4. 9 Bl. — Rondelle oder Rundarsch (Rondache) ist ein kleiner runder Schild, Targe, Tartsche der eckige.

[11] Dies Geschütz bestand aus einer Anzahl kurzer Röhren, welche, parallel in Reihen (Registern) verbunden, eine nahezu kubische Masse bildeten, deren dem Feind zugekehrte Seite etwa sechs bis zehn Reihen von ebensoviel Mündungen im Quadrat geordnet wies. Diese kunstvolle Vereinigung von Röhren ruhte auf einer Lafette und feuerte nach den Registern. Jedes einzelne Rohr aber wurde mit drei, vier und mehr Kugeln geladen, welche einzeln in Zwischenräumen aus dem Lauf flogen. Sollte das Feuern aufhören, so konnte der Mechanismus gehemmt werden. Fronsperger (Kriegsordnung Buch V. Bl. 84 der Ausgabe von 1564) rühmt, daß so (nach einmaligem Laden) aus hundert Röhren des Geschützes tausend Schüsse geschehen könnten. — Ein Kartätschenschuß tat in den meisten Fällen bessern Dienst. Auch war die überkünstliche Maschine zu teuer und unbehilflich. — Nebenbei sei bemerkt, daß man schon vor dem Dreißigjährigen Kriege in Deutschland viel an den Schußwaffen künstelte. Auch damals hatte man schon Falkonette, welche von hinten geladen wurden. Wenn sie in den Zeughäusern bis auf unsere Zeit gedauert haben, so kommt das vielleicht daher, daß sie wenig vor dem Feind zu brauchen waren.

[12] Wallhausen, Archiley Kriegskunst. 1617. — Für die entsprechenden französischen Verhältnisse sind gute Angaben in Études sur le passé et l'avenir de l'artillerie par le prince Napoléon Louis Bonaparte, T. l.

[13] Auch sie wurden durch die Kartätschenschüsse der Feldgeschütze unnütz, sie selbst waren die vergrößerten Feuerbüchsen des 16. Jahrhunderts. Die Feuerbüchsen, einst eine beliebte Waffe, waren kurze Rohre von zwei Schuh Länge mit einer Seele von $1^1/_2$—2 Zoll Durchmesser gewesen, von einem Mann zu tragen. Fronsperger a. a. O. Bl. 97.

[14] In der Schlacht bei Breitenfeld waren die metallenen Geschütze der Schweden übermäßig erhitzt, da taten die Lederkanonen ihren letzten großen Dienst gegen die Kroaten. — Spezification, wie und welcher Gestalt die blutige Schlacht vor Leipzig sich angefangen. 1631. 4. S. 5. (Vgl. W. Opitz, Die Schlacht bei Breitenfeld, Leipzig 1892. E. B.)

[15] Project zu einem Eidgenössischen Defensionale von 1630 im Neujahrsblatt der Feuerwerker-Gesellschaft in Zürich von 1852. S. 60.

Hierbei sei erwähnt, daß der bildliche Ausdruck Kraut und Lot für Pulver und Blei, welcher seit dem 15. Jahrhundert nachzuweisen ist, noch immer einer Erklärung bedarf. Lot ist schon mhd. Gewicht, Blei, und Kraut (Krautkammer ist Pulverkammer) wurde im Mittelalter, ja bis in die neue Zeit zuweilen als gleichbedeutend mit „Zauber" gebraucht, z. B. in der noch lebenden Redensart: „Das müßte ja mit Kräutern zugehen." Vgl. Grimms Wörterbuch 5, 2110.

[16] Bei dem großen Übungsschießen in Straßburg 1590 wurden aus 12 neuen Halbschlangen durch je zwei Mann nach einer Scheibe von 14 Schuh Höhe (7 Schuh im Halbmesser um den Nagel) 14 Tage lang von 6 Uhr früh bis 6 Uhr abends „ohne Unterbrechung" vierpfündige Kugeln auf 500 Schritt geschossen. Es wurden im ganzen 1400 Schuß abgefeuert, davon trafen 391 die Scheibe; dem einzelnen Geschütz wurden also täglich etwa 8—9 Schuß zugemutet, darunter waren nur $^2/_7$ Treffer. Dies Ergebnis scheint mit Selbstgefühl erfüllt zu haben. Vgl. Bernh. Schmidt, Eygentliche Beschreibung deß löblichen Übungschiessens mit groben Stucken. Straßburg, 1590. 4. — Aus den Berichten über Belagerungen im großen Kriege sieht man, daß bei den Heeren das Treffen häufig nicht besser glückte. Ein Büchsenmeister oder Konstabler, der das „Richten" verstand, war dem Heere so wertvoll wie einer Stadt.

[17] So hatte sie Sastrow am Ende des Schmalkaldischen Krieges gesehen; er beschreibt ihren Marsch sehr anschaulich.

[18] Doch hatte er selbst eine Brigade, welche die rote hieß.

[19] Squadron (quaternio) bezeichnet im Anfang des Dreißigjährigen Krieges noch den Schlachthaufen der Reiterei, welcher ursprünglich aus vier Kompanien zusammengesetzt war. Die Reiterkompanie wird oft Cornet genannt, wie der Fähnrich und seine Fahne. — Die häufige Bezeichnung „reformierter" Oberstleutnant, Hauptmann usw. bedeutet einen Offizier, welchem seine Mannschaft so geschwunden ist, daß die etwa übrigen Leute bei einer Neubildung der Truppenteile (Reformation) anderen Fahnen untergesteckt werden mußten. Er ist im Dienst, aber ohne festes Kommando.

[20] Der Leutnant führte eine Partisane, die Unteroffiziere Hellebarden.

[21] Geijer, Geschichte Schwedens III, S. 200 erwähnt die Farben nach dem Swedish intelligencer I. 28.

[22] Z. B. Kursächsische Reiterbestallung 1619; Schwedisches Kriegsrecht 1631.

[23] Adam Junghans von der Olnitz, Kriegsordnung zu Wasser und Landt. 3. Ausgabe. Cöln, 1598. S. 3b.

[24] Wer genauer die Fortschritte dieser untergehenden Kunst verfolgen will, der vergleiche die kleinen Fahnenbüchlein vor und nach dem Kriege. Schon in dem ältesten (?) von Joh. Renner und Seb. Heußler (Nürnberg, 1615) ist der Brauch fremder Heere berücksichtigt, und schon damals gehörte das Fahnenspiel zu den Turnübungen der Höfe und Universitäten. Aber die kunstvollste Handhabung findet sich in Andr. Klette, Kleine Fahnen-Schule (Nürnberg, 1679).

[25] Adam Junghans von der Olnitz, Kriegsordnung zu Wasser und Landt, T. 2.

[26] Um 1600 war 1 Gulden gutes Reichsgeld = 4 Mark unserer Währung, 1 preußischer Scheffel Roggen kostete damals durchschnittlich etwa $2^1/_2$ Mark gegen jetzt 5 Mark. So hatten 16 Gulden Reichsgeld damals den Verkehrswert von $25^3/_5$ preußischen Scheffeln Roggen oder 126 Mark unseres Geldes. Noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts hatte der gewöhnliche Monatsold des Landsknechts 4 Gulden Reichsgeld betragen, seitdem hieß der Betrag von 4 Gulden ein Sold. Das zunehmende Steigen der Preise und die Verschlechterung des Geldes bewirkten, daß für einfachen Sold niemand zu werben war und daß die Doppelsöldner 3 bis 4 Sold

erhielten. Wegen der Münzverwirrung sind alle Soldangaben aus den ersten Jahren des Krieges für uns wenig wert.

[27] Junghans am Schluß; Wallhausen, Kriegskunst zu Fuß a. m. O., z. B. S. 20.

[28] Grimmelshausen, Springinsfeld, Kap. 20.

[29] Wallhausen, Kriegskunst zu Fuß, S. 20.

[30] Schwedisches Kriegsrecht, § 105.

[31] Adam Junghans a. m. O.

[32] Fronsperger, Kriegßbuch. Ausgabe von 1596, I. Bl. 88.

[33] Grimmelshausen, Landstörzerin Courage und im Simplicissimus.

[34] Recueil de plusieurs pièces servans à l'histoire moderne. Cologne, 1663. p. 468.

[35] Wallhausen, Defensio patriae p. 177.

[36] Adam Junghans a. a. O.

[37] Fronsperger, Kriegßbuch. Ausgabe von 1596, III, 65 und Holzschnitt nebst Versen.

[38] Es ist bezeichnend, daß in diesem Kriege das Wort Bagage die noch jetzt dauernde Nebenbedeutung Gesindel, schlechtes Volk, erhielt. So in einer Flugschrift des Predigers zu Mittweida, Andreas Ortelius, Pagage, das unrechtmessige, unchristliche und unverantwortliche Rauben und Plündern. Dresden, 1640. 4.

[39] Defensio patriae p. 161 und 173.

[40] Am Hut oder Ärmel wurde vor der Schlacht das Feldzeichen der gemeinen Soldaten befestigt, grüner Busch, Binde und dergleichen.

[41] mit Bein ausgelegten.

Anmerkungen zu Kap. 2.

[42] Wallhausen, Kriegskunst zu Fuß; Fronsperger, Kriegßbuch a. m. O.

[43] Simplicissimus I, 22.

[44] Närrische Trommelschläger wünscht das Fähnlein zu haben. Wallhausen, Kriegskunst zu Fuß. S. 28.

[45] Grimmelshausen, Seltzamer Springinsfeld.

[46] Arma Suecica. 1632. 4. p. 121.

[47] Lamentatio secunda Lützensium. 1633. 4.

[48] Faszikel im Pfarrarchiv zu Seebergen bei Gotha.

[49] Victorischlüssel. 1631. 4. Bl. 3. Die Flugschrift wurde wieder aufgelegt als Königlich schwedischer Victorischlüssel. 1632.

[50] K. Weinhold, Altnordisches Leben. S. 204.

[51] Zimmermann, Bezaar, Handschrift der H. Bibliothek zu Gotha, chart. fol. nr. 566.

[52] Die Hauptstelle für den Aberglauben aus Luthers Zeit in: Der zehen Gebot gotes ain Schöne nutzliche Erklerung, durch Doctor Martinum Luther Augustiner. 1520. 4. A3; ferner in: Ob Kriegsleut auch im seligen Standt sein können. 1527. 4.

[53] J. Dodinus. De magorum demonomania. I, 3.

[54] Mart. Delrio, Disquisit. magic. VI, 1. Ursellis, 1606. p. 129. Thurneisser versah die Kriegsleute der Mark mit solchen Amuletten.

[55] Er gab die drei Predigten heraus unter dem Titel: Eine bewerte Kunst und Wundsegen. Ingolstadt, 1595. 4.

[56] Zimmermann, a. a. O. am Ende in einem interessanten Verzeichnis von militärischen Kunstausdrücken.

[57] Bilwizkind, so viel als Teufelskind; Bilwiz ist ein alter Name für Zauberer oder Kobold.

[58] Die Versuchung liegt nahe, diese Stelle in eine ältere heidnische Formel umzuwandeln: wer mit ehrlichen Waffen auf der Walstatt fällt, den führen die Schlachtjungfrauen nach Walhall; die mit dem Zauber der Todesgötter kämpfen, nimmt sich die Helja. — Der Name „schwarzer Kasper" für Teufel findet sich schon im 16. Jahrhundert.

59 Für die Heidenzeit und das Mittelalter vgl. man bei diesen und anderen Bräuchen Grimms Mythologie.

60 Henning Groß, Magica. Eisleben, 1600. 4. Bl. 99b.

61 Victorischlüssel a. a. O.

62 Zimmermann a. a. O.

63 Wunderbarliches Vogelnest. II. T., Satyrischer Pilgram. II. T. — Grimmelshausen bespricht die Kunst festzumachen zwar gläubig, aber obenhin, als etwas längst Bekanntes, er ist in seinen Angaben nicht immer zuverlässig. Ihm war der Aberglaube anziehender, welcher um 1660 in besonderer Aufnahme war: die Kunst sich unsichtbar zu machen, und das Alräunchen. Am Ende des Jahrhunderts herrschte die Wünschelrute, dann wurden die Poltergeister mächtig.

64 Klein, Kriegsinstitution. S. 58. Es ist der „Medizinbeutel" der Indianer, vielleicht durch die spanischen Regimenter eingeschleppt.

65 Zimmermann, Goth. Msc. Bl. 97.

66 Abbildungen derselben in: Moehsen, Beiträge zur Geschichte der Wissenschaft in der Mark Brandenburg. Berlin, 1783.

67 Belli, Laurea Austriaca zum Jahr 1626.

68 Simplicissimus, Continuatio 13.

69 F. C. Laukhards Leben. III. S. 163.

70 Les mémoires de Puysegur. Amsterdam, 1690. I. p. 16.

71 Die andere Belägerung der Stadt Magdeburg. 1630. 4. zum 19. August.

72 Goth. Msc. Bl. 81.

73 Müllenhoff, Sagen. S. 231. — Temme, Pommersche Sagen. Nr. 244.

74 Müllenhoff, Sagen aus Schleswig-Holstein. S. 78. Dasselbe von einem kaiserlichen Obersten in Vechta, bei Kuhn, Sagen aus Westfalen. S. 19.

75 Simplicissimus I. 2. 24.

76 Grimmelshausen, Wunderbarliches Vogelnest.

77 Zimmermann, Goth. Msc. a. a. O.

78 Grimmelshausen a. a. O.

79 Es ist bezeichnend, daß eines der besten (Simplicissimus I. 2. 23) die „Müllerflöhe" besingt, damals eine allgemeine Plage der Heere. (Unter den Sammlungen von Soldatenliedern dieser Zeit sind besonders wichtig: Die Lieder des 30jährigen Krieges, herausgegeben von E. Weller, Basel 1855; J. O. Opel und A. Cohn, Der 30jährige Krieg, eine Sammlung von historischen Gedichten und Prosadarstellungen, Halle 1862; F. W. v. Ditfurth, Die historisch-politischen Volkslieder des 30jährigen Krieges, herausgegeben von K. Bartsch, Heidelberg 1882. E. B.)

80 Philander von Sittewald, Gesicht vom Soldatenleben.

81 Grimmelshausen, Seltzamer Springinsfeld.

82 Grimmelshausen, Satyrischer Pilgram II. und in dem Gedicht: Lustige Historia, Woher das Taback-Trincken kompt, Etwas nach dem Niderländischen, durch Ascanium d'Oliva. 1634. 4. — Im Jahre 1696 verbot das Tabakskollegium der Zwölfer zu Breslau, eine noch jetzt bestehende würdige Gesellschaft, in seinem Stiftungsbriefe, das Tabak-Schmauchen oder -Rauchen als Tabak-Saufen oder -Trinken zu bezeichnen.

83 Dionys Klein, Kriegsinstitution. 1598. 8. gibt S. 288 eine Probe von dem Rotwelsch der Landsknechte. „Welch Leninger (Landsknecht) die Hautzen und Häutzin (Bauer und Bäuerin) zum besten anstoßen (schätzen) kann und weiß sie mit gevopten (unwahren) oder gehockten (gelogenen) Barlen (Worten) zu vermanen (bedrängen), item verlunscht (versteht) sich recht auf das Reckhediß (Instrument zum Hühnerfangen) und ist rund und fertig zum Robora zopfen oder gensen (zugreifen oder stehlen), der soll tags ein Hellerrichter oder Stettinger (Gulden) zum Solde haben. Aber wie vielen geschieht es, daß sie sich übern Braithart oder Glentz alchen (über das weite Feld flüchten) müssen, wie denn auch deren viel mit dem Pfeil erschossen werden, daran man die Kühe bindet (gehenkt werden)."

[84] Simplicissimus I. 3. 9, und Philander von Sittewald, Gesicht vom Soldatenleben a. m. O.

[85] Grimmelshausen, Springinsfeld. 11.

[86] Patent Baners vom 6. Oktober 1637, mitgeteilt in: J. von Bohlen, Georg Behr, ein pommerisches Lebensbild (1859 als Manuskript gedruckt).

[87] Moscherosch, Soldatenleben, und Grimmelshausen, Simplicissimus a. m. O.

[88] Simplicissimus I. 4. 13.

Anmerkungen zu Kap. 3.

[89] Z. B. in: Des Raths zu Leipzig Vornewerte Ordnung im Artikul wegen der Dorffschafften. 1596, einer Erbschaft des wirtschaftlichen Kurfürsten August.

[90] Der Schösser Johann Martin zu Heldburg berichtet z. B. den 13. September 1640 zugunsten des hilflosen Pfarrers und trägt auf dessen Versetzung an, weil in dessen Pfarrdorfe nur noch eine Witwe nebst noch einer Weibsperson sich aufhalte, und er selbst, der Schösser, könne von den jährlichen Amtsgefällen seines Bezirkes, die sich sonst auf einige hundert Taler belaufen, jetzt nicht einen Groschen herausbringen.

[91] Kittel, Überwurf ohne Ärmel, damals Haustracht der Geistlichen.

[92] Bötzinger erzählt seinen Kindern.

Anmerkungen zu Kap. 4.

[[92a] Über die Anfänge des Zeitungswesens in Deutschland vgl. E. Weller, Die ersten deutschen Zeitungen (1505—1599), Tübingen 1872; K. Bücher, Die Anfänge des Zeitungswesens (in dessen Entstehung der Volkswirtschaft, 7. Auflage, Tübingen 1910;) J. O. Opel, Die Anfänge der Zeitungspresse, 1609—1650 (Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels 3). E. B.]

[93] Nur ein Beispiel aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Im Jahre 1575 beklagten sich die Buchführer in Breslau bei dem Rat über „lose Buben in Jahrmärkten, auch zwischen den Jahrmärkten, mit mancherlei Bildern, neuen Zeitungen und Liedern, die sie nicht allein verkauft, sondern auch öffentlich ausgeschrien und gesungen, Gott gebe, es sei die Wahrheit oder nicht." Und ebenso im Jahre 1593 über den Buchdrucker Georg Baumann „der sich abermals unterstanden hatte, am Sonntage, als die neuen Zeitungen aus Siebenbürgen kamen, die Chorknaben aus den Schulen zu nehmen und diese Zeitungen vor jeder Pfarrkirche gemeiner Stadt verkaufen zu lassen." Der Buchhendler Beschwer. In Breßlaw, Anno 1590 u. folg. (Manuskript im Besitz des Herrn Dr. Kirchhoff in Leipzig.)

[94] Ein solches Blatt: Gantz Gedenckwürdige ungerische und niederlandische Newe Zeitungen. 1599. (o. O.) 4 Bll. hat bereits Form und Inhalt unserer Zeitungen. Es enthält elf kurze Korrespondenzen aus verschiedenen Städten in Briefform. Darunter Nachrichten über vier Schiffe, die mit Spezereien zu Amsterdam angekommen waren, über neue Zölle, die der Hof zu Brüssel auf die Kaufmannsgüter gelegt, auf 1 Pfund Seide 10 Stüber usw.

[95] Zeitungen in die Fremde zu schreiben ward 1631 den Kaufleuten von Leipzig verboten. Heydenreich, Chronik. S. 456.

[[95a] Für die Geld- und Kreditverhältnisse in der Zeit der Kipper und Wipper vgl. J. O. Opel, Deutsche Finanznot beim Beginn des 30jährigen Krieges (Historische Zeitschrift 16) und E. Gothein, Die deutschen Kreditverhältnisse und der 30jährige Krieg, Leipzig 1893. E. B.]

[96] Quellen für die folgende Darstellung waren, außer den fliegenden Blättern und Broschüren zunächst aus den Jahren 1620—24, auch spätere Schriften des 17. Jahrhunderts über Münzwesen, eine reiche Literatur.

[97] Noch im 18. Jahrhundert, so z. B. Entdeckter jüdischer Baldober. Koburg, 1737. S. 408.

[98] „Das neue Geld war fast lauter Kupfer, nur gesotten und weiß gemacht, das hielt etwa acht Tage, dann wurde es zunderrot. Da wurden die Blasen, Kessel, Röhren, Rinnen und was sonst von Kupfer war, ausgehoben, in die Münzen getragen und zu Gelde gemacht. Ein ehrlicher Mann durfte sich nicht mehr getrauen, jemanden zu beherbergen, denn er mußte Sorge tragen, der Gast breche ihm in der Nacht die Ofenblase aus und laufe ihm davon. Wo eine Kirche ein altes kupfernes Taufbecken hatte, das mußte fort zur Münze und half ihm keine Heiligkeit, es verkauften's, die darin getauft waren." Müller, Chronika von Sangerhausen. S. 10.

[99] In den Reichstagsabschieden kommen die Worte vor dem Dreißigjährigen Kriege nicht vor, sie erschienen 1621 noch ziemlich neu.

[100] Abgedruckt in K. G. Helbig: Gustav Adolf und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, Leipzig 1854 — einem wertvollen Beitrag zur Geschichte des Krieges. (Über Gustav Adolf im allgemeinen: G. Droysen, Gustav Adolf, 2 Bde., Leipzig 1869, und H. Schulz, Gustav Adolf in dem Sammelwerk „Meister der Politik", 2. Bd., 2. Aufl., Stuttgart 1923; H. v. Treitschke, Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit, Leipzig 1894; Max Lenz, Gustav Adolf in dessen Kleinen Historischen Schriften, 2. Bd. E. B.)

[101] Der Titel ist in Erinnerung an das gleiche Pseudonym Hubert Languets, des Verfassers der Vindiciae contra tyrannos, gewählt. (Von der neueren Forschung wird als Verfasser dieser berühmten Flugschrift nicht mehr Languet, sondern Ph. Duplessis-Mornay angesehen. E. B.) Die Flugschrift hat auf dem Titel den fliegenden Merkur, das Zeichen der Latomus in Frankfurt a. M. Sie enthält einige — hier ausgelassene — Stellen, welche zum Sinn des Ganzen nicht passen und vielleicht von den flüchtigen Lohnschreibern jenes literarischen Fabrikgeschäftes zugefügt sind.

Anmerkungen zu Kap. 5.

[102] Z. B. Braunschweiger Feuerordnung von 1647, § 33, Leipziger Feuerordnung von 1596. Leipzig ist gut zum Beispiel geeignet, es war noch eine mäßige Stadt, aber in starkem Fortschritt.

[103] Im Jahre 1770 erst 2126 Einwohner, im Jahre 1845 4500 Einwohner.

[104] Ein „Tuch" hielt nach Nürnberger Rechnung 32 Ellen, der „Saum" 22 Tuch; ein „Barchat" (halb Leinen, halb Wolle) 22 Ellen; „Tuch" und „Barchat" bezeichnen den Stoff und sein Maß.

[105] Die Handschrift — es sind mehrere alte Abschriften vorhanden — ist nach Sutorius II. S. 234 vom Jahre 1631, jedenfalls von einem Augenzeugen verfertigt. Hier wurden nur wenige Längen gekürzt, ein paarmal rauhe Scheltworte gemildert.

[106] Der Kaiser war als König von Böhmen Oberherr Schlesiens.

[107] Das Schlüsselbund war im Mittelalter nicht nur bedeutsames Rechtssymbol, auch die volkstümliche Waffe der Frau.

Anmerkungen zu Kap. 6.

[108] Kurtze Beschreibung des Schwedischen Friedenmahls, gehalten zu Nürnberg den 25. Herbst-Monat des 1649. Jahres. 4. 4 Bll.

[[108a] Ein solches Werk, wie Freytag es wünscht, fehlt immer noch. Von neueren Schriften sind besonders wichtig: K. F. Hanser, Deutschland nach dem 30jährigen Kriege, Leipzig 1862; K. Th. v. Inama-Sternegg, Die volkswirtschaftlichen Folgen des 30jährigen Krieges für Deutschland (Historisches Taschenbuch, 1864) und die zusammenfassenden Darstellungen von B. Erdmannsdörffer in seiner Deutschen Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen, Bd. 1 (Berlin 1892) und H. v. Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gründung des preußischen Königtums, Bd. 1, Stuttgart 1887.

Den Versuch von R. Höniger (Der 30jährige Krieg und die deutsche Kultur, Preußische Jahrbücher 138), die verheerenden Wirkungen des Krieges als viel geringer hinzustellen, als die bisherige Forschung annahm, halte ich für ganz verfehlt. E. B.]

[109] Diese wertvollen Mitteilungen sind Herrn Prof. G. Brückner in Meiningen zu verdanken; ein Teil derselben wurde in „Denkwürdigkeiten aus Frankens und Thüringens Geschichte und Statistik" 1852, und weitere Ermittlungen des verdienstvollen Mannes in der „Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte" 1857, Aprilheft, mitgeteilt.

[110] Das Verhältnis ist folgendes. Es waren in den vierzehn Ämtern der Grafschaft:
Familien i. J. 1634 (1631): 13095 — i. J. 1649 (1652): 3969.
Häuser i. J. 1634 (1631): 11850 — i. J. 1649 (1652): 4053.
Rechnet man die Kopfzahl einer Familie vor dem Kriege im Durchschnitt zu $4^1/_2$, und nach dem Kriege, wahrscheinlich zu hoch, zu 4, so hatte die Grafschaft Henneberg im Jahre 1631 (1634): 60975 Einwohner, i. J. 1649 (1652): 16448 Einwohner.

[111] In 19 Dörfern der früheren Herrschaft Henneberg waren im Jahre:

		1634	1649	1849
	Familien	1773	316	1916
	Häuser	1717	527	1558
In 17 Dörfern desgl.	Rinder	1402	244	1994
„ 13 „ „	Pferde	485	73	107
„ 12 „ „	Schafe	4616	—	4596
„ 4 „ „	Ziegen	158	26	286

[112] Die ganze Grafschaft Henneberg hatte i. J. 1855: 92661 Einwohner, gegen 60975 i. J. 1631 (1634) und gegen 16448 i. J. 1649 (1652). Davon aber kommen auf den preußischen Kreis Henneberg 35426 gegen 18158 des Jahres 1631 (1634) und gegen 5840 i. J. 1649 (1652). In diesem gewerbstätigen Kreise hat sich also die Bevölkerung seit dem Jahre 1631 verdoppelt, während sie in den übrigen Ämtern nur um den vierten Teil stärker geworden ist, als sie in der Mitte des Dreißigjährigen Krieges war.

[113] 10 Schafe oder Ziegen = 1 Rind oder Pferd gerechnet, ist das Verhältnis nach obiger Tabelle folgendes: 1634 wurden 2364 Stück Großvieh gehalten, 1849 aber 2579, dabei allerdings die Rinder wertvoller. Es ist ein bescheidener Fortschritt.

[114] So hatte z. B. die Gemeinde Siebleben bei Gotha schon vor dem Beginn der schweren Zeit (nur von 1623—1630) 10216 Fl. 12 gGr. $9^1/_2$ Pf. in Rechnung gestellt.
Darunter sind:

35 Kühe	356 Fl.	12	gGr.
113 Schöpse	207 „	9	„
730 Malter Hafer	1461 „	4	„
$16^3/_4$ Malter Korn	76 „	18	„
Kriegssteuer in barem Geld	4542 „	13	„
Plünderungsschaden an Geld	839 „	14	„
do. an Hausrat.	364 „	20	„

Davon kostete ein Nachtlager des Obersten Isolani mit einer halben Kompanie Kroaten nebst Nachlieferungen ins Winterquartier 1063 Gulden.

[115] Kayserliche Privilegia und Sanctiones für Schlesien vom Jahre 1657 III. S. 737. Die „üble Sache" wird als eingerissen und gewöhnlich bezeichnet.

Anmerkungen zu Kap. 7.

[116] von Rohr, Ceremonial-Wissenschaft. S. 261.

[117] De ratione status in imperio nostro romano-germanico. 1640. — Der Ausdruck ist von Chemnitz nicht erfunden, er war schon vor ihm in der diplomatischen Sprache durch die Italiener

eingeführt, ihr ragione di Dominio oder di Stato (lateinisch ratio status, französisch raison d'estat, deutsch etwa Staatsklugheit) bezeichnete die Art feiner Politiker zu verhandeln, eine Reihe ungeschriebener Regierungsgrundsätze, welche nur praktischen Staatsmännern geläufig wurden.

[118] Der Titel lautet: Idolum Principum, Das ist: Der Regenten Abgott, den Sie heutigs Tags anbetten, und Ratio Status genennet wird, in einer nicht-fabelhafften Fabel Geschichts-weiß beschrieben. 1678. 4.

Anmerkungen zu Kap. 8.

[119] Nach (Wagenseil): Tractatus politicus. 1687. 16.

[120] Damals noch ein beliebtes Mittel, sich Honorar zu verschaffen; es galt Gelehrten und Dichtern für durchaus anständig.

[121] Einige Längen sind gekürzt, an einer Stelle mußte für die Leser dieses Buches das Widerwärtige gemildert werden.

[122] Diese drei Briefe waren der Eingabe an den Kaiser beigelegt; sie sind nur dadurch charakteristisch, daß wenig wirkliches Gefühl aus ihnen sichtbar wird, sondern künstlich gemachte Phrasen. Ebenso ist der mitgeteilte der von Degenfeld, von welchem nur einige Sätze übersetzt sind.

[123] Herr Kurfürst, haltet euer Wort, das ihr mir bei der Verlobung gegeben.

[[123a] Es sei hier wenigstens hingewiesen auf die hübsche Ausgabe der bezeichnendsten dieser köstlichen Briefe von H. F. Helmolt (Leipzig, 1924. 8). E. B.]

Anmerkungen zu Kap. 9.

[124] J. von Bohlen, Georg von Behr, ein pommersches Lebensbild. 1859. S. 24.

[125] Z. B. Kaiserliche Privilegia und Sanctiones zu 1577, 1602, 1617, I. 93, 100; III. 1108.

[126] Schon im Jahre 1602 und 1617, z. B. Kaiserliche Privilegia und Sanctiones. III. 1107.

[127] Dietrich von Kracht, der brandenburgische Oberst, hieß im Orden „der Beißende“, sein Kraut war Meerrettich.

[128] So klagt eine kaiserliche Sanktion vom 9. Februar 1684.

[129] Mehrere Einzelheiten nach dem handschriftlichen Tagebuch eines österreichischen Freiherrn von Teuffel vom Jahre 1672 und folgenden, dessen Mitteilung der Herausgeber der Güte des Grafen Wolf Baudissin verdankt.

[130] Zu vergleichen Schlesischer Robinson 1723. 8. I. S. 16. Der erste Teil dieser Robinsonade ist aus dem Tagebuche eines schlesischen Adligen, welches verloren scheint, recht anschaulich zusammengesetzt.

[131] P. Winckler: Der Edelmann. S. 510.

[132] Es widersteht, die erotischen Bücher anzuführen, welche seit dieser Zeit auch deutsche Leser verderben; hier sei nur eine kleine seltene Novelle genannt, worin einige dergleichen Orgien — nach holländischer Vorlage — beschrieben werden: Der verkehrte, doch wieder bekehrte Soldat, Adrian Wurmfeld von Orsoy, durch Crispinus Bonifacius von Düsseldorp. 1674. 4. S. 4.

[133] J. M. von Loen, Der Adel. 1752. S. 338.

[134] Schlesischer Robinson. I. Kap. 1.

[135] Schon 1603 wird von Wien aus dagegen geeifert, sehr arg war der Mißbrauch im Kriege geworden. Kaiserliche Privilegia und Sanctiones. I. 117.

[136] Z. B. Kaiserliche Privilegia und Sanctiones. IV. 1125.

[137] Kaiserliche Privilegia und Sanctiones. I. 377, zum Jahre 1712.

[138] Kaiserliche Privilegia und Sanctiones. III. 989 und 1021.

[139] J. M. von Loen, Der Adel. 1752. S. 135 und 226.

[140] J. B. von Rohr, Ceremoniel-Wissenschaft. S. 229.

[141] Ebendaselbst S. 33.

[142] Denn als der prächtige Herr am Ziel seiner Wünsche stand nach zahllosen Bestechungen an die polnischen Großen, und nachdem er seinen neuen Katholizismus weniger durch das gedruckte Zeugnis des Papstes als durch die Spende von einem Taler und einem halben Maß Branntwein an jeden adligen Wähler seiner Partei bewährt hatte, da mußte zu der verhängnisvollen Krönung am 5. September 1697 die Erfindungskraft der Hofbeamten höchlich angestrengt werden, denn die Tracht sollte antik sein und zugleich polnisch, und auch wieder modisch und kavaliermäßig. Deshalb trug der König auf dem wohlgepuderten Haupte eine polnische Mütze mit der Reiherfeder, auf der Brust einen stark vergoldeten Harnisch, über den kurzen französischen Beinkleidern ein kurzes römisches Unterkleid, an den Füßen Sandalen, über allem einen blauen Hermelinmantel, die ganze Kleidung mit prachtvollen Edelsteinen übersäet. Er wurde bei der Krönung ohnmächtig, es ist zweifelhaft, ob der unbequeme Anzug oder die Scham über etwas anderes die Schuld trug. Die Polen aber aßen an diesem Tage drei gebratene Ochsen, weil bei der Kaiserkrönung in Frankfurt einer gebräuchlich war. Vgl. Förster, Höfe und Kabinette Europas. III. S. 51.

Anmerkungen zu Kap. 10.

[143] Z. B. New-Alamodische Sitten-Schule. 1662. 16.

[144] Z. B. ein Graf Pappenheim von seiner Frau.

[145] Herausgegeben von einem seiner Nachkommen: Briefe des hamburgischen Bürgermeisters Johann Schulte Lt. an seinen in Lissabon etablierten Sohn Johann Schulte, geschrieben in den Jahren 1680—1685. Hamburg, 1856.

[146] Die beiden letzten Postskripte sind aus einem früheren Briefe der Sammlung entnommen.

[147] Die Nachrichten über sein Leben sind zuletzt und am sorgfältigsten gesammelt in O. Benecke, Hamburgische Geschichten und Denkwürdigkeiten, 1856. Daraus die folgenden Angaben. — Die unten mitgeteilte Flugschrift findet sich in dem Stadtarchiv von Hamburg, der Herausgeber verdankt die Kenntnis derselben freundlicher Vermittlung des Herrn Prof. Aegidi.

[148] Benecke a. a. O. S. 207.

[149] Man verfehlte nicht die geheimnisvollen Tauben auf dem Kupferstich eines fliegenden Blattes abzubilden, welches mit angehängter Erklärung bald darauf erschien.

Anmerkung zu Kap. 11.

[150] Der vollständige Titel lautet: Mannhafte Beständigkeit des zwölfjährigen Knaben Simons Abeles, welche er, um den Christlichen Glauben zu behaupten, an Tag gegeben, da Jhn Lazarus Abeles, sein Jüdischer Vatter, aus Haß Glaubens, zu Prag 21. Hornung im Jahre 1694 grausam ermordet. Lateinisch beschrieben von R. P. Joanne Eder Soc. Jesu Theologo. Ins Deutsche übersetzet von erwähnter Societät R. P. Bartholomeo Christelio. Prag, 1694.

Anmerkungen zu Kap. 12.

[151] Kaiserliche Privilegia und Sanctiones in Schlesien I. 166; III. 759.

[152] Kaiserliche Privilegia und Sanctiones I. 150. 159.

[153] Ebendaselbst I. 125.

[154] Kaiserliche Privilegia und Sanctiones I. 138.

[155] Sieben und ein halbes Hundert derselben hat C. H. von Lang aufgezählt: Historische Entwicklung der teutschen Steuerverfassung. 1793.

[156] F. von Liebenroth, Fragmente aus meinem Tagebuch. 1791. S. 169. Der Verfasser war sächsischer Offizier, ein verständiger und königstreuer Mann.

[157] Landesordnung für die Fürstentümer Oppeln und Ratibor vom Jahre 1561.

[158] Landesordnung für die Fürstentümer Oppeln und Ratibor vom Jahre 1561.

[159] z. B. Dreiding des Fürstentums Oels von 1652.

[160] von Hohberg, Adeliges Landleben, 1687, in der Einleitung.

[161] Kaiserliche Privilegia und Sanctiones IV. 1213.

[162] Man darf das Verhältnis der Landbauer zur Gesamtbevölkerung Deutschlands von 1650 bis 1750 in ungefährer Schätzung auf 65—70 Prozent anschlagen, darunter vier Fünfteile in Untertänigkeit.

[163] Des Neunhäutigen und Haimbüchenen schlimmen Baurenstands und Wandels Entdeckte Übel- Sitten- und Lasterprob von Veroandro aus Wahrburg (1684). Verfasser scheint derselbe Geistliche, welcher den späteren Ausgaben der Werke des Simplicissimus die Nutzanwendungen und Verse zugedichtet hat.

[164] Der glückselige und unglückselige Baurenstand. Frankfurt (o. J. um 1700). S. 178.

[165] Lasterprob. S. 82.

[166] Der glückselige und unglückselige Baurenstand. S. 115.

[167] Kurtze Beschreibung der Acker-Leuthe und Ehrenlob. Hof, 1701. S. 33. — Federspiel der alte volksmäßige Ausdruck für den auffliegenden Jagdfalken.

[168] Kaiserl. Privilegia und Sanctiones II. 583 und V. 1511.

[169] F. von Liebenroth a. a. O. S. 146.

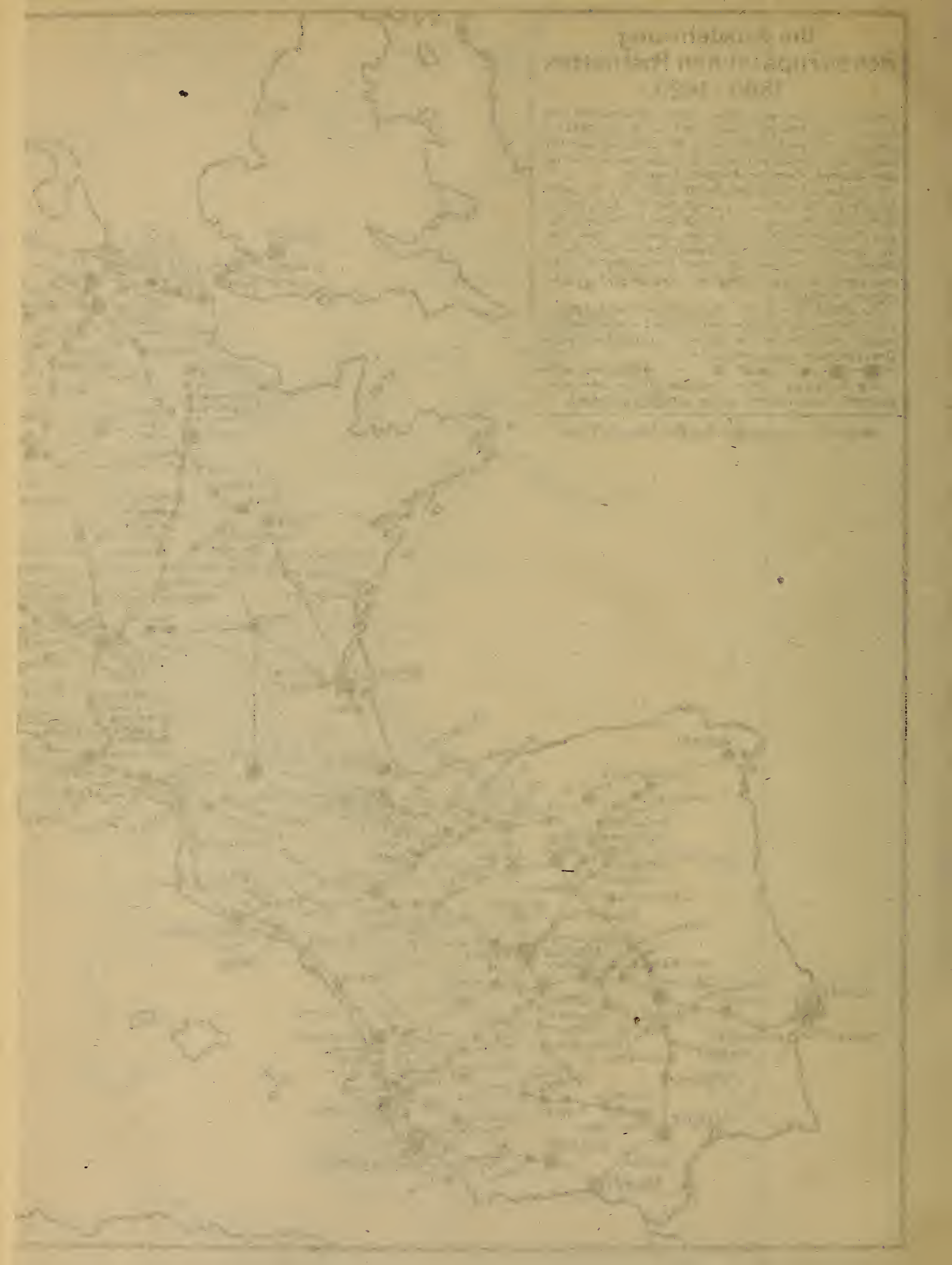
Anmerkungen zu Kap. 13.

[170] Schon im Jahre 1520. Eberlin von Günzburg, Sechster Bundesgenosse.

[171] Hier und weiter unten die stehenden Charaktere der älteren italienischen Komödie.




Die Ausdehnung des europäischen Postnetzes 1563–1623.
Nach den internationalen Postkursbüchern des Giovanni da l'Herba (Rom, 1563) und des Ottavio Cotogno (Mailand, 1623) unter Benutzung der Entwürfe von J. Rübsam und E. Trapp gezeichnet von Carl Starke, Kartogr. Anstalt, Leipzig.
Die Bezeichnung der Poststraßen des 16. Jahrhunderts (durch..........) und des 17. Jahrhunderts (durch ———) zeigt die Entwicklung des Postverkehrs in Italien, Spanien, den Niederlanden und dem südwestlichen Teil des Deutschen Reiches seit dem Ende des 16. Jahrhunderts bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges.
Die Bedeutung der Postorte als Verbindungs- und Verwaltungsstellen dieses internationalen Postverkehrs ist durch die Größe der Ortszeichen gekennzeichnet.
Land- Wasserstraßen
Die Anfangs- und Endstationen der einzelnen Postrouten sind unterstrichen.
Maßstab 1:10500000
0 50 100 200 km
London
Antwerpen (Anvers)
Brüssel
Köln
Dortmund
Danzig
Stettin
Breslau
Krakau
Prag
Wien
Buda (-Pest)
Paris
Nancy
Augsburg
Regensburg
Linz
Salzburg
Innsbruck
Basel
Lyon
Mailand
Venedig
Bordeaux
Bayonne
Toulouse
Avignon
Barcelona
Zaragoza
Madrid
Toledo
Valencia
Alicante
Cartagena
Granada
Malaga
Sevilla
Lissabon
Santiago
Rom
Ancona
Cattaro
Nach Konstantinopel
Messina
Palermo






VICTORIA UNIVERSITY
LIBRARY



